Dr. J. B. Schad,

le Benedictiner zu Banz.

J. B. Schad's,

Doktors der Philosophie zu Jena, ehemaligen Benediktiners zu Banz,

Lebens- und Klostergeschichte,

von ihm selbst beschrieben.

Mit einer freyen Charakteristik der Mönche zu Banz, und des Mönchsthumes überhaupt in Ansehung seines verderblichen Einflusses auf Erziehung, Staat und Religion.

Erfurt,

in der Henningsschen Buchhandlung

1803.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Einleitung.

Die erste Bildung, die ein Mensch in den Jahren der Kindheit und der Jugend erhält, ist für sein ganzes Leben von höchster Wichtigkeit. Seine Jugendgeschichte ist der Spiegel seines ganzen Lebens; hier liegt für den Denker der Schlüssel zur pragmatischen Geschichte seines reiferen Alters. Der Mensch, zur Freyheit und Selbstständigkeit bestimmt, wird zwar in den Jahren, wo er sich zum denk-

licheren Selbstbewußtseyn erheben, und des volleren Vernunftgebrauches bemächtigen kann, nicht nothwendig, und unausbleiblich das, was die Menschen aus ihm zu machen, die Absicht hatten. Es ist Thatsache, daß sich Menschen, denen die fehlerhafteste Erziehung zu Theil wurde, zu einer bewunderungswürdigen Stuffe der intellektuellen und moralischen Kultur erhoben, und daher durch absolute Selbstthätigkeit des Geistes einen ganz andern Charakter errangen, als den man ihnen in der Jugend anbildete. Aber selbst dieser neue, aus einer selbstthätigen Wiedergeburt hervorgehende Charakter, wodurch der Mensch gerade das Gegentheil von dem wird, was er, wenn er den bloßen Naturgesetzen unterworfen wäre, hätte werden müssen, wird eine gewisse Individualität erhalten, die nur aus seiner früheren Bildung erklärbar ist. Was in den Jahren, wo er sich einer fremden Leitung hingab, für ihn bildende Kraft hatte,

wird

wird nun, nachdem er sich zur Selbstständigkeit erhebt, den Charakter des bloßen Stoffes für die selbstbildende Freyheit annehmen. Die Umschaffung des Geistes wird unmittelbar von dem angebildeten Charakter ihren Anfang nehmen, und daher gewisse eigenthümliche Züge erhalten. Bey der immer fortgesetzten Selbstveredlung wird die ganze Energie des Geistes vorzüglich gegen alles das ankämpfen, was in der früheren Erziehung als am meisten fehlerhaft und verderblich anerkannt wird. Daher ein unversöhnlicher Haß gegen das, was man ehemals, durch eine fehlerhafte Erziehung verblendet, für gut ansah, und mit Enthusiasmus suchte. Gerade der Mensch z. B., der in dem Schoose des rohesten Aberglaubens erzogen, und für denselben enthusiastisch gestimmt, endlich durch eigne Geisteskraft sich zum Lichtreiche der Wahrheit erhebt, wird alsdann wider alle Arten des Aberglaubens einen weit lebhafteren Haß äußern, und dieselben mit

weit geschärfterem Blicke in ihren verborgensten Schlupfwinkeln entdecken, als diejenigen, denen eine liberale Erziehung zu Theil wurde. Nur wer in der Hölle des Aberglaubens während eines groſsen Theils seines Lebens geschmachtet hat, und dem es endlich gelungen ist, sich nach und nach aus diesem Abgrunde des Elendes und Verderbnisses selbstthätig zu einer erhabenen Stufe der Geistesfreyheit emporzuarbeiten, wird dem Reiche der Finsterniß unter allen möglichen Modifikationen, die es annehmen mag, und selbst wenn es sich in einen scheinbaren Himmel metamorphosirt, mit einer Energie entgegen arbeiten, die andern, von Jugend auf zum Licht gewöhnten Menschen, Schwärmerey zu seyn dünkt. Menschen, die durch eine gute Erziehung von den zartesten Jahren her mit lichtvolleren Einsichten vertraut wurden, lernen das Verderbliche des Aberglaubens in seinem ganzen Umfange nicht kennen; und sind daher sehr oft ziemlich gleichgültig gegen die

Aus-

Ausbrüche deſſelben. Sie lernen ihn gewöhnlich nur von ſeiner lächerlichen, ſelten aber von ſeiner höchſt verderblichen Seite, wodurch Menſchen in den tiefeſten Abgrund des Elendes gerathen, kennen. Eigne Erfahrung iſt auch hier die lehrreichſte Schule für den, der ſich von dieſen entehrenden Banden durch eigne Geiſteskraft losgeriſſen hat.

So gewiß der Menſch ein Vernunftweſen, und, als ſolches, zur Freyheit und Selbſtſtändigkeit beſtimmt iſt, ſo gewiß ſoll er ſich von den Feſſeln der bloßen Abhängigkeit, und des Beſtimmtwerdens losreißen, und ſich ſelbſt zu allem dem machen, was die Vernunft gebietet. In den Jahren, wo ſich die Vernunft erſt nach und nach aus dem Mitternachtspunkte des Selbſtbewußtſeyns emporarbeitet, und daher, ſich ſelbſt verborgen, ihre Würde verkennt, wird der Menſch mehr durch fremde Einflüſſe, als durch ſich ſelbſt gebildet. Er bildet ſich hier

durch

durch ein Gebildetwerden. Zwar verhält er ſich auch in dieſem Zuſtande nicht ganz leidend. Aber ſein Charakter iſt doch mehr Hingebung an die Bildung durch eine fremde Hand, als Selbſtthätigkeit und Selbſtbildung. Der Keim der zur Selbſtbeſtimmung beſtimmten Freyheit entwickelt ſich zwar ſchon in ihm, und verarbeitet die von außenher empfangene Nahrung auf eine dem beſonderen Charakter des Individuums eigenthümliche Art. Aber die Freyheit iſt hier noch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von organiſcher Natur; ſie hat noch zu viel von dem Charakter der Erregbarkeit; daher kann ſie ſich noch nicht als abſolute, von allen äußern Einflüſſen unabhängige Lebenskraft darſtellen. Dieſer Charakter kommt nur der Freyheit in ihrer vollkommenen Selbſtkenntniß, und einer dieſer Erkenntniß entſprechenden Handlungsweiſe zu. Aber ſo wie ſich die Vernunft mehr von dem Mitternachtspunct ent-

entfernt, und ſich durch immer höher ſteigende Dämmerung ihrem Aufgange nähert, kann und ſoll der Menſch ſelbſtſtändiger werden. Er bedarf zwar noch der fremden Leitung; aber dieſe muß von Seiten ſeiner Erzieher ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie nur eine Veranlaſſung zur Selbſtleitung wird. Der Erzieher, der bey der ſchon in hoher Dämmerung begriffenen Vernunft ſeines Zöglings bloße Paſſivität von ihm fodert, wird ganz gewiß den Charakter deſſelben verbilden, und den Grund zu einer Disharmonie in demſelben legen, der nur ſelten wieder harmoniſch wird.

Es iſt dem Menſchen nicht als Schuld anzurechnen, daß er ſich in ſeinem zarteren Alter einer fremden Leitung hingiebt, und ſehr oft irre geleitet wird. Das Kind, das noch nicht ſelbſt gehen kann, und doch die Tendenz zum Gehen hat, ſtreckt zuverſichtlich und nothwendig ſeine Hände nach der Hand eines Menſchen aus, der es führen, und

und ſeinen Trieb zur Uebung der ſich entwickelnden Kräfte befriedigen kann. Der Menſch iſt eben darum, weil er der höchſten Vollkommenheit fähig iſt, anfänglich das unvollkommenſte Geſchöpf. Seine Unvollkommenheit in der erſten Periode ſeines Daſeyns verräth deutlich die Größe, wozu er beſtimmt iſt. In dieſem Zuſtande bedarf er fremder Hülfe, um ſich nach und nach zu der Selbſtſtändigkeit empor zu heben, welche der Würde der Vernunft angemeſſen iſt. Selbſt die Thorheiten, die er einer fehlerhaften Erziehung zufolge, noch ehe er ſich zur vollkommenen Vernunfterkenntniß erheben kann, begehet, machen nicht ihm, ſondern ſeinen Erziehern Schande, die ihm nicht ſelten den verderblichſten Irrthum unter dem täuſchenden Schein der Wahrheit ehrwürdig zu machen ſuchten. Keine Vorurtheile ſind ſchwerer zu beſiegen, als die einem Menſchen in Abſicht auf Religion und Sittlichkeit von ſeinem zarteſten Alter an eingeflößt werden, beſonders wenn

das

das Gewiſſen durch das Gewiſſen ſelbſt gefeſſelt, und jedes ſelbſtthätige Nachdenken über dergleichen Gegenſtände, jeder Zweifel an dem, was andere Menſchen darüber bereits beſtimmt haben, als das größte Verbrechen gebrandmarkt wird; kurz, wenn der Irrthum den Schein göttlicher Autorität erhält. Religion und Sittlichkeit an ſich ſind in dem Weſen der Vernunft ſelbſt gegründet. Nur wenn die Vernunft einſt wird ſagen können: Ich bin nicht, wird ſie Religion und Sittlichkeit als Schimären erklären können. Aber nicht gerade dieſe oder jene Beſtimmung der Religion und Sittlichkeit, die man gewöhnlich jungen Leuten beybringt, iſt in der Vernunft gegründet; vielmehr iſt ſie größtentheils, beſonders unter gewiſſen Religionsſekten, höchſt vernunftwidrig, ſo daß mancher, nach dergleichen vernunftwidrigen Vorurtheilen gebildete Menſch in reiferen Jahren, wo er auf das Vernunftwidrige derſelben ſtößt, in Gefahr kommt, Religion und Sittlichkeit

keit an ſich, dieſe ſchätzbarſten Kleinodien der Menſchheit, an denen ihre ganze Würde und Ruhe hängt, als Hirngeſpinſte ſeiner Erzieher, als Erfindungen des kirchlichen und politiſchen Despotismus zu verwerfen, und in der entſchloſſenen Abwerfung der ehrenvolleſten Feſſeln, an welche ſich die wahre Freyheit ſelbſt bindet, um ſich in ihrer ganzen Würde zu behaupten, diejenige Geiſtesfreyheit, wozu er durch die Vernunft beſtimmt ſey, zu ſuchen. Andere weniger energiſche Subjecte wagen es lebenslänglich nicht, die Binde, die man ihnen in Rückſicht auf die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen von Jugend auf angelegt hatte, von dem Auge zu reißen, um ſelbſt zu ſehen, was ihre Beſtimmung iſt. Freywillig blind laſſen ſie ſich auch in den Jahren, wo ſie ſich ſelbſt leiten könnten, und ſollten, von eben ſo blinden Führern leiten, in dem thörigten Wahne, daß ſie nur auf dieſe Art ſicher das erhabene Ziel, wozu ſie beſtimmt ſind, erreichen können.

nen. Das Schlimmste ist, daß ihnen diese freywillige Blindheit in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit von der zartesten Jugend an zur höchsten Pflicht gemacht wird. Man stellt ihnen die vernunftwidrigen und verderblichen Vorurtheile, die man ihnen in beyderley Rücksicht beybringt, als heilige, unverletzliche, ewige, von Gott selbst geoffenbarte, und als solche durch die unfehlbare Kirche sanktionirte Wahrheiten vor, und sucht ihnen die Ueberzeugung, daß der geringste Zweifel daran das größte Verbrechen, und wahre Gottlosigkeit sey, mit unauslöschlichen Zügen einzuprägen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat man auch recht dienliche Mittel gefunden. Hier vermischt sich das Ehrwürdige der Religion und Sittlichkeit an sich mit der besonderen und irrigen Bestimmung derselben. Das Gewissen ist selbst durch das Gewissen gefesselt, so daß, wenn der Charakter der Freyheit nicht absolute Unabhängigkeit von allen fremden Einflüssen, und daher absolute Selbst-

bestimmbarkeit wäre, es für einen Menschen, der dem Guten redlich nachstrebend durchaus entschlossen ist, nichts zu thun, wodurch sein Gewissen befleckt werden könnte, schlechthin unmöglich wäre, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Denn das einzige Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit für den, der vernunftwidrige Irrthümer für göttlich geoffenbarte Wahrheiten hält, bestünde darin, daß er jene vorgeblichen Wahrheiten, denen der Aberglaube das Siegel der göttlichen Autorität aufgedrückt hat, ernstlich prüfte. Aber es ist durchaus keine wahre Prüfung möglich, ohne daß man das zu Prüfende in Zweifel zieht. Wenn ich untersuchen will, ob etwas wahr sey, oder nicht, muß ich voraussetzen, daß es möglich sey, es sey falsch. Anders läßt sich vernünftiger Weise schlechthin keine Prüfung denken. Aber gerade die Voraussetzung, daß die vorgebliche göttliche Wahrheit Irrthum seyn könne, wird durch das irregeleitete Gewissen als Gott-

lo-

ſeligkeit anerkannt, vor deren Gedanken ſchon der mit Eifer dem Guten nachſtrebende, aber in den Grundprincipien getäuſchte, Menſch erſchrocken zurück bebt. Nach dieſer Anſicht iſt es ſchlechthin unmöglich, daß ein ſolcher Menſch zur Erkenntniß der Wahrheit kommt. Sein irregeleitetes Gewiſſen ſelbſt iſt ihm die unüberſteigliche Kluft, die ihm das Gebiet der Wahrheit unzugänglich macht. Aber wenn ſich in irgend einem Stücke die abſolute Unabhängigkeit der Freyheit von allem, was von außen her in den Menſchen gekommen iſt, mit höchſter Evidenz erweiſet, ſo iſt es hier. Die Freyheit iſt, eben weil ſie Freyheit iſt, nicht an das Geſetz des Grundes und der Kauſalität, nach welchem mit der Vorausſetzung eines Etwas mit abſoluter Nothwendigkeit ein anderes Etwas folgt, gebunden. Unabhängig von allem, was ſie nicht ſelbſt iſt, iſt ſie ſich ſelbſt abſolutes Geſetz, abſoluter Grund, abſolute Kauſalität.

Ket-

Keine Kraft, auch mit den Waffen der Allmacht ausgerüſtet, kann ſie zwingen, etwas zu wollen, was ſie nicht, durch ſich ſelbſt beſtimmt, will, oder ihre erkannte Würde wegzuwerfen. Vergebens hat der Aberglaube die Selbſtbeſtimmung der Freyheit, wodurch ſie ſich in ihrer ganzen Gotteswürde zeigt, als das gröſte Verbrechen, und als das Princip aller Gottloſigkeit und Laſterhaftigkeit gebrandmarkt; vergebens hält er der zur reinen Selbſtkenntniß, womit die abſolute Herrſchaft der Vernunft anfängt, aufſtrebenden Freyheit die Schrecken der Hölle, und die Zauberreize eines unwürdigen Himmels vor; vergebens errichtet er, ausgerüſtet mit dem Arm der politiſchen Macht, Scheiterhaufen, und droht dem freyen Geiſte, der auf dem Sprunge ſteht, von dem Gebiete des Irrthums auf jenes der Wahrheit über die dem Anſehen nach unüberſteigliche Kluft durch einen allmächtigen Schwung der an nichts, als nur an ſich ſelbſt, gebundenen Freyheit hinüber zu ſetzen — ſchon

in

in diesem Leben alle möglichen Qualen. Der Mensch kann sich über alle denkbaren Hinderniſſe, die man seiner erhabenen Bestimmung entgegensetzt, durch absolute Kraft hinwegsetzen, wenn er nur will. Und er soll wollen. Je tiefer der Abgrund war, aus dem er sich emporarbeiten mußte; je größer die Hinderniſſe waren, die er bey seiner Selbstveredlung zu überwinden hatte; je erhabener endlich die Stuffe der intellektuellen und moraliſchen Kultur ist, auf die er sich erschwang, desto mehr Achtung verdient er von allen vernünftigen und gutgesinnten Menschen, wenn gleich der zur höchsten Rache gereizte Aberglaube den ewigen Fluch auf ihn schleudert, und auf alle mögliche Art ihn zu brandmarken sucht. Der Mensch, in diesem himmliſchen Selbsttriumph sich erblickend, und der Gotteswürde sich bewußt, die er errungen hat, kann mit voller Geistesruhe auf alle Machinationen des ergrimmten, und auf satanische Rache ausgehenden Aberglau-

bens

bens hinwegsehen. Durch daſſelbe göttliche Gefühl ergriffen, womit Jeſus am Kreuze beſeelt war, wird er mit dieſem Muſter aller Wahrheitsfreunde ausrufen: Vater vergieb ihnen; denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Wenn mir die Göttlichkeit des Charakters Jeſu durch irgend etwas verbürgt wird, ſo iſt es dieſer Ausruf gerade zur Zeit, da der jüdiſche Aberglaube das Ziel ſeiner ſataniſchen Rachſucht erreicht hatte, und ein wildes Triumphgeſchrey und Hohngelächter über den vollendeten Märtyrer der Wahrheit erhob. Es war von jeher ſo, daß gerade die edelſten Menſchen, die ſich von dem Gängelband des Aberglaubens losriſſen, und ſich zu einer erhabenen Stuffe der Geiſtesfreyheit erhoben, das Ziel der grimmigſten Verfolgungsſucht von Seiten des verſchmäheten Aberglaubens wurden. Und der Aberglaube müßte nicht Aberglaube ſeyn, wenn er anders handeln ſollte. Das wird ein neuer Beruhigungsgrund für den

ver-

verfolgten und geläſterten Wahrheitsfreund ſeyn. Da er ſelbſt ehemals in allen Winkeln des Aberglaubens ängſtlich herum kroch, um Geiſtesruhe, die derſelbe durchaus nicht gewähren kann, zu finden; ja da er verblendet durch die verführeriſchen Lehren deſſelben, die er von der zarteſten Kindheit an unter dem Scheine göttlicher Wahrheiten begierig einſog, ſelbſt mit fanatiſchem Eifer die Mordfackel gegen ſelbſtſtändige Wahrheitsfreunde ſchwang, ſo kann er von dem Aberglauben durchaus kein Betragen gegen ſich erwarten, das ſeiner Natur widerſtrebt. Der Menſch, der durch auſſerordentliche Geiſteskraft ſich aus der Hölle des Aberglaubens, aus der keine Erlöſung möglich zu ſeyn ſcheint, ſelbſt errettet hat, kennt den Charakter des Aberglaubens auf das vollkommenſte; aber dieſer kennt den Geiſt des ſeinen Klauen ſich entreißenden Wahrheitsfreundes nicht. Der letztere weiß, daß jener durchaus blind iſt, und nicht weiß, was er thut. Der Aberglaube hingegen

wähnt, daß der Mensch, der sich seiner Herrschaft entrissen hat, mit Einsicht und Vorsatz der Religion und Pflicht spotte, und darauf ausgehe, jeden zur Gottlosigkeit zu verführen, und mit sich in das ewige Verderben hinabzuziehen. Der Wahrheitsfreund sieht seine Verfolger mit einer Art von Mitleiden an; der Fanatiker hingegen glaubt, Gott und der Welt den größten Dienst zu thun, wenn er jeden, der es wagt, das Joch des blinden Glaubens abzuwerfen, und seinen Weg selbstständig zu wandeln, auf alle mögliche Art verfolgt, und, insofern ihm durch eine menschlichere Regierung die Hände nicht gebunden sind, durch einen eben so schmählichen, als schmerzlichen Tod von der Erde vertilgt. Ist es ihm nicht erlaubt, seine Tollwuth durch das Blut der edelsten Menschen abzukühlen, so thut er wenigstens, was er kann; er nimmt seine Zuflucht zu den niederträchtigsten Ränken, die sich erdenken lassen, zu den unverschämtesten Lügen und Lästerungen, denen

er

er sinnreich den Schein der Wahrheit zu geben weiß, um den Gegenstand seines Hasses auch zum Gegenstand des Hasses guter und lichtvoller Menschen zu machen. Vertraut mit allen Schleichwegen und täuschenden Gestalten der Heucheley verstellt er sich selbst in einen Engel des Lichtes, und legt die Maske der verhaßten Wahrheit an, um gute und weise Menschen wider den Mann aufzubringen, der die Brille des blinden Glaubens von sich werfend, das schreckliche Verbrechen beging — selbst zu sehen.

Es liegt in dem Menschen ein gewisser Hang zur Gemächlichkeit, eine *vis inertiae*, möcht' ich sagen, wodurch er es behaglich findet, auf den Handlungen und Gedanken anderer zu ruhen, und daher von dem selbstständigen Gebrauche, und der mühsamen Ausbildung seiner Kräfte abgeschreckt wird. Von Jugend auf gewohnt, sich bilden zu lassen, sieht er sich auch als Mann nach Bildungsformen um, in die er sich, sei-

ner eignen Kraft mißtrauend, schmieget. Das Meiste wird geglaubt und gethan, weil es ein anderer, der sich auf irgend eine Art in ein großes Ansehen zu setzen wußte, gesagt, und gebilligt hat. Daher machen sich die allerwenigsten Menschen ganz los von allen Fesseln der Erziehung und des Ansehens. Es ist größten Theils bloßer Zufall, daß einer vernünftiger zu denken scheint, als der andere. Wir sehen es täglich durch die Erfahrung bestätigt, daß Menschen, denen man von Jugend auf die lächerlichsten und widersinnigsten Irrthümer, zu deren Erkenntniß auch nur ein einziger freyer Geistesblick erfoderlich zu seyn scheint, unter der Firma göttlicher Offenbarungen beybrachte, ihr ganzes Leben lang mit Enthusiasmus an den Fesseln dieser Thorheiten hängen bleiben, ob sie sich gleich in anderer Rücksicht oft sehr ausgebreitete Kenntnisse erwerben. Andere fielen bey ihrer Jugendbildung erträglicheren Menschen, die einige Stuffen höher stehen, in die Hände; man macht

macht sie von Jugend an aufmerksam auf die roheren Thorheiten der ersteren, und glaubt, ihnen schon eine äußerst aufgeklärte Denkart beygebracht zu haben, wenn man sie mechanisch gewöhnt, fremder Fesseln zu spotten, ohne daß man auch nur eine leise Ahnung von den eignen Geistesfesseln hat, die man nach sich schleppt. Es hat von dem Mitternachtspunkt bis zum vollen Mittag der sich selbst durchaus erkennenden Vernunft eine unendliche Gradation statt. Wer auch nur auf dem Punkte einer noch schwachen Dämmerung steht, glaubt schon das non plus ultra des Lichtes erreicht zu haben, und hält den für einen Thoren oder gar für einen Frevler, der es wagt, selbstständig weiter vorwärts zu dringen. In dem Wahne, daß vorwärts nichts mehr zu erringen sey, und daß jeder Versuch, in gewissen Punkten, besonders im Punkte der Religion und der Bestimmung des Menschen, weiter zu sehen, als die frommen und erleuchteten Vorfahren, oder die berühmtesten

Zeit-

Zeitgenossen bereits gesehen haben, zur Thorheit und Zügellosigkeit führe, gewöhnt man sich daran, immer rückwärts zu sehen, und durch den Anblick der Thorheiten derer, die tiefer stehen, das Gefühl seiner eingebildeten Geistesgröße zu erhöhen, ob man gleich den matten Lichtstrahl, auf den man stolz ist, nicht seiner eignen Geistesthätigkeit, sondern einer bloßen passiven Bildung zu verdanken hat. Sehr wahr und schön sagt Lessing in seinem Nathan, daß nicht jeder frey sey, der fremder Fesseln spotte. Vorzüglich habe ich eine gewisse Suffisance bey gebohrnen Protestanten, die die erbärmliche Nachtlampe einer, nach ihrer Art, aufgeklärten Erziehung für die Sonne des Universums halten und daher anbetend vor derselben stehen bleiben, bemerkt. Stolz auf die Stufe eines in mancher Rücksicht besseren religiösen Wahnes, als der ist, dem der gemeine Katholik ergeben ist, — eine Stufe, auf die sie bloßer Zufall, und nicht eigne Geistes-

ſteskraft geſtellt hat — ſehen ſie mit Erbarmen auf den Katholiken herab, und können ſich nicht genug über ſeine Verblendung verwundern, daß er an das *Concilium Tridentinum*, und nicht an die Augsburger Confeſſion, oder an die Synode zu Dordrecht glaubt; ſie lachen über ſeinen Köhlerglauben, und merken nicht, daß ſie von einem ähnlichen, aber nur noch inkonſequenteren Köhlerglauben, als jener, benebelt ſind. Wagt es auch in ihrer Sekte ein freyerer Wahrheitsfreund, über den engen Zaun ihres Univerſums zu ſpringen, und ſich außer demſelben umzuſehen, ſo wird er von dem zahlreichen Heere der Zionswächter auf dieſelbe Art verfolgt, wie es in der alleinſeligmachenden Kirche Sitte iſt. Welcher Sklavenſinn herrſcht ſelbſt auf dem Gebiete unſerer proteſtantiſchen Philoſophen! Wie froh iſt man, daß man an Kanten wieder einen Papſt, als Centrum unitatis, erhalten hat, nachdem die vorhergehenden Päpſte das Zeitliche geſeg-

segnet haben! Wie ist man bemühet, den Gedächtnißsack mit den Decisionen ex Cathedra dieses neuen Papstes anzufüllen, und zu diesem Ende von Zeit zu Zeit neue philosophische (!) Wörterbücher zu verfertigen, damit ja kein Jota der neuen Bibel verlohren gehe, und man immer die neugeprägten Formeln nach Belieben herausgreifen könne. Wer es auch nur mit der Bestimmung eines einzigen Wortes, die nicht aus der Kantischen Bibel gerechtfertigt werden kann, versieht, der ist von der neuen philosophischen Kirche ausgeschlossen. — Endlich habe ich kein erbärmlicheres Volk kennen gelernt, als das der sogenannten Aufklärer. Ein einziger Irrwisch, auf den sie in ihrem nächtlichen Herumtappen durch Zufall stoßen, läßt sie schon ein großes Geschrey über die den meisten Menschen verborgenen Wunderdinge erheben, die sie wollen gesehen haben. Sie bejammern die Blindheit der übrigen Menschen, und sind stolz auf die Verfolgungen, die sie um der Aufklä-

klärung willen haben erdulden müſſen. Aber ſie werden ſogleich ſelbſt Verfolger, ſobald ein anderer weiter ſehen will, als ſie ſelbſt ſehen. Mit dem Martyrerkranz auf dem Haupte bauen ſie ſelbſt Scheiterhaufen, und zünden dieſelben mit dem Lämpchen ihrer Aufklärung an. Die vorgeblichen Aufklärer ſind gewöhnlich die Verfolger der ſchlimmſten Art, und wirken wider einen ſelbſtſtändigen Mann weit mehr als der große Hauſe der gemeinen Zionswächter. Sie haben ſich das Anſehen der höchſten Geiſtesfreyheit erſchlichen; es muß daher — ſo denkt man gewöhnlich — ſehr ſchlimm mit den Grundſätzen eines Mannes ausſehen, die ſelbſt ein ſolcher Aufklärer für gefährlich und verderblich verſchreyt und mit Feuereifer verfolgt.

Dieſe gegenſeitige Verfolgung der Menſchen unter einander wird fortwähren, und unausſprechliches Unheil ſtiften, ſo lange man es nicht als abſolute Pflicht anerkennt,

in den Jahren, wo man sich des vollen Gebrauches der Vernunft bemächtigen kann, und soll, sich selbstständig umzubilden, sich gleichsam zu rekonstruiren, und die strengste Kritik in Rücksicht auf die erhaltene Bildung zu unternehmen. Was in diesem höchst wichtigen und nothwendigen Geschäfte der Mensch über sich selbst vermag, selbst dann, wenn er in den tiefsten Abgrund des Aberglaubens versunken mit Enthusiasmus für die Fesseln kämpft, die er trägt, hat mich die Geschichte meines eigenen Lebens gelehrt. Wenn je alle Umstände zusammentrafen, die einen freyeren Geistesblick unmöglich zu machen schienen, so war dies der Fall in Rücksicht auf mich. Diese Pflicht der Selbstbildung und Rekonstruktion folgt schon aus der Natur des menschlichen Geistes, und der Würde des Menschen, die nur durch Selbstständigkeit im Denken und Handeln behauptet werden kann, und selbst dann verlohren geht, wenn man zwar das thut, und glaubt, was an sich gut und wahr ist, aber nicht

aus

aus eigner Einsicht und feſter Ueberzeugung, ſondern weil es andere angeſehene Menſchen thun und glauben. Das reinſte Licht eines andern wird für mich Finſterniß, wenn ich es bloß in ſofern aufnehme, als es meine Receptivität beſtreicht, und ich es nicht durch mich ſelbſt und für mich ſelbſt zum Licht ſchaffe. Aber dieſe Pflicht der durchgängigen, und freyen Umſchaffung ſeiner ſelbſt iſt vorzüglich in unſerm verderbten Zeitalter das dringendſte Bedürfniß. Gänzlicher Mangel an Selbſtſtändigkeit, und der verworfenſte Sklavenſinn iſt der Charakter des herrſchenden Zeitgeiſtes, der hier Freyheit und Gleichheit ruft, und dort den Schild der Philoſophie aushängt. Man jagte in Frankreich mit einem alles darnieder reißenden Enthuſiasmus dem Phantom der Freyheit und Gleichheit nach, das einige Volksverführer aufſtellten; und die Menge von Gräuelthaten, die man während der Revolution verübte, hat gezeigt, daß bloß der Geiſt des erbärmlichſten Sklavenſinnes, der nur nachſpricht,

was

was andere, die sich in Ansehen zu setzen wußten, sprechen, und daher der größten Schandthaten fähig ist, sobald er durch das Beyspiel und die That anderer dazu gereitzt wird — dieses hochgepriesene freye Volk beseelt habe. Auch der Ausgang der Revolution hat gezeigt, daß Sklavensinn der Anfang und das Ende vom Liede war. Derselbe Sklavensinn herrscht unter den Philosophen Deutschlands. Bey der ungeheuern Menge von Philosophen gab es nie weniger Philosophie. Philosophie verträgt sich nur mit absoluter Selbstständigkeit des Geistes, die von dem großen Haufen unserer Philosophen nun zum Gegenstande des Spottes und Hohngelächters gemacht wird. Dafür wird eine Art von Bescheidenheit gefodert, die nichts als blindes Nachsprechen ist. Wenn nun bey der heutigen Denk- und Sinnesart selbst das Licht Finsterniß ist, was kann man denn auf die erhaltene Bildung bauen? Wer bloß mit dem zufrieden ist, was er von andern empfangen hat, und

noch

noch empfängt, der iſt jeder Wegwerfung ſeiner ſelbſt in ſeinen Handlungen fähig; ja dieſe Denk- und Sinnesart iſt ſelbſt die gröſste Wegwerfung ſeiner ſelbſt, und das Princip jeder ſchlechten That.

Von dieſer Pflicht, ſich eine ſelbſtſtändige Bildung zu geben, können ſich am wenigſten diejenigen losſagen, die ſich dem gelehrten Stande widmen. Sie ſollen vorzüglich die Menſchenwürde in ihrer Perſon zeigen. Und dennoch iſt ein gekrümmter, verkrüppelter, kriechender, nach jeder fremden Form ſich ſchmiegender Charakter hier am meiſten herrſchend. Die Religion Jeſu fodert von jedem Menſchen, den alten, von außen her gebildeten, Menſchen abzulegen, und durch eigne Selbſtthätigkeit ein ganz neuer Menſch zu werden, der nach Gott (durch den Gebrauch der Vernunft) geſchaffen ſeyn ſoll. Jeder ſoll ſich durch den Geiſt (durch eigne Selbſtthätigkeit) ſelbſt wie-

wiedergebähren. Ohne diese geistige Wiedergebuhrt ist's unmöglich, in das Reich Gottes einzugehen; d. h. seine hohe Bestimmung zu erreichen, und ein würdiger Mensch zu werden. Diese Foderung, die den innigsten Geist der Religion Jesu ausmacht, ist mit der reinsten Vernunft ganz harmonisch, nach welcher, um seine Menschenwürde zu behaupten, alle Spuren der fremden Bildung, als solcher, verwischt werden sollen. Nur so ziehet man den alten Menschen aus, und schaffet sich zu einem ganz neuen um. Der Mensch soll stets streben, einen absoluten Vernunftorganismus, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu behaupten, einen Vernunftorganismus, der sich durchaus selbst bestimmt, und das durch fremde Einflüsse Angebildete nur in sofern duldet, als er es durch Selbstbildung zu seinem eigenen Geschöpfe macht. Auch das Gute, das durch fremde Bildung in seinen Charakter gekommen ist, kann er so

lange nicht als gut anerkennen, bis es durch den Geiſt wiedergebohren, ſein Geiſteseigenthum im ſtrengſten Sinne des Wortes geworden iſt. Das ſind nicht Grundſätze der allerneueſten Philoſophie, die man eben wegen der vorgeblichen Neuheit lächerlich zu machen, und in Abſicht auf Staat und Religion als gefährlich zu verſchreyen ſucht. Nein, ſie ſind ſo alt, als die Vernunft ſelbſt. Daher ſind ſie auch zu aller Zeit von ſolchen Menſchen, die auf das Weſen der Vernunft mit geſchärftem Blicke reflektirten, deutlich ausgeſprochen worden. Es ſind ſelbſt die Grundſätze, von deren Wahrheit ein göttlicher Menſch, den man bloß anbethet, weil es die Vorfahren ſeit Jahrhunderten thaten, ohne ſeinen Geiſt zu kennen — Jeſus in einer höchſt merkwürdigen Unterredung mit dem Nikodemus jeden ſeiner Bekenner zu überzeugen ſuchte; Grundſätze, die eben der Aberglaube, der an Jeſu eine perſönliche Gottheit verehrt, und ſie mit Feuer

und

und Schwerdt geltend zu machen ſucht, in der That verwünſcht und verflucht, und die unſere hochweiſen Philoſophen theils lächerlich zu machen, theils als gefährlich zu verſchreyen ſuchen. —

Alles, was von außen her den Charakter des Menſchen bildet, iſt nach der Lehre dieſes göttlichen Menſchen Fleiſch — der Grund aller Verläugnung der Menſchenwürde. Selbſt der Geiſt, und zwar der beßte, vollkommenſte Geiſt eines andern, in ſofern ich mich ſeinem Einflüſſen paſſiv hingebe, und ihn nicht durch eine ſelbſtthätige Wiedergeburt zu meinem eignen Geiſte umſchaffe, iſt für mich Fleiſch, und verunſtaltet in mir das Bild Gottes. Jeſu Geiſt iſt gewiß der edelſte, der ſich je unter den Menſchen offenbarte. Der Sonne gleich bricht er mitten aus den Finſterniſſen des jüdiſchen Aberglaubens mit majeſtätiſcher Selbſtſtändigkeit und mit Gotteswürde hervor, und entzückt jeden guten Menſchen

der

der ihn mit reinem Blicke betrachtet. Man erstaunt über die Größe, zu der sich dieser Geist mitten im Schoose des verworfensten Volkes, das damals auf der Erde bekannt war, durch eigne Wiedergeburt, und Selbstumschaffung erhob. Ein Sokrates zu Athen, dem Mittelpunkt aller Humanität, und dem Vaterlande der größten Männer, erregt lange die Bewunderung nicht, als der Nazareer. Dieser gute Geist, wußte, daß er ein guter Geist war; denn er hatte sich selbst aus der widersinnigsten Thorheit, die in dem ganzen Judenland herrschte, zur liebenswürdigsten Weisheit, aus der Schule der abscheulichsten Intoleranz und Mordlust, die sich auf alles, was nicht Jude war, erstreckte, zu dem menschenfreundlichsten Weltbürgersinne, aus dem Abgrunde des verwerflichsten Sklavensinnes zu dem selbstständigsten Charakter, zu einer durch keine äußeren Einflüsse im geringsten bestimmbaren Geistesfreyheit — zur absoluten Ichheit — erhoben, und sich durch-

aus, allen äußeren Bestimmungen zuwider — selbst geschaffen zu allem dem, was er geworden ist. Nur ein so göttlicher Geist, als Jesu Geist war, konnte gerade das Gegentheil von dem werden, was er hätte werden müssen, wenn er sich den bildenden Einflüssen, die von allen Seiten her auf ihn zuströmten, leidend hätte hingeben. Er wußte, daß er der gute Geist sey, ohne den man nicht zum Vater kommen könne. Das kann man nur wissen, wenn man alles, was durch das Fleisch in den Charakter gekommen war, vertilgte, und durch eine selbstthätige Wiedergeburt sich zu einem neuen Geiste umschaffte. Und dennoch foderte er in dem hohen Selbstbewußtseyn seiner Größe und Göttlichkeit jeden auf, selbst zu prüfen, ob seine Lehre von Gott komme (der Würde der Vernunft angemessen sey) oder nicht, und sie auf solche Art durch selbsterrungene Ueberzeugung zu seinem Geisteseigenthume umzuschaffen. Er war so weit entfernt von allem blinden

Glau-

Glauben, den nachher die chriſtliche Kirche in allen Sekten mehr oder weniger ſanktionirte, daß ihn vielmehr ſeine eigne Selbſtſtändigkeit und die Foderung an die Menſchen, ſelbſtſtändig zu denken und zu handeln, an's Kreuz brachte. Die geiſtige Wiedergeburt, die er jedem, der ſeine Würde behaupten will, zur abſoluten Pflicht macht, iſt nichts anders, als der Selbſtſchöpfungsakt, wodurch ſich der Menſch in Abſicht auf ſeinen ſittlichen Chatakter von allen Feſſeln des Beſtimmtwerdens losreißt, und ſich zu einem abſoluten Ganzen, das nur in ſofern beſtimmt wird, als es ſich ſelbſt beſtimmt, durch abſolute Freyheit organiſirt, und auf ſolche Art eine durchaus neue (ſelbſtgeſchaffene) Kreatur wird, die das Gepräge der Göttlichkeit an ſich trägt. Was Fleiſch iſt, iſt Fleiſch, kann, als ſolches, nie Geiſt werden. Alles bloß von außen Angebildete, Erlernte, auf irgend eine Autorität, ſey es auch die der Gottheit, paſſiv Angenom-

mene, und nicht durch den Geist zum Geiste Umgeschaffene, ist der Würde der Vernunft zuwider, und kann nie auf den Charakter des geistigen Lebens Anspruch machen. Nur was von dem Geiste in den Geist kommt (was der Geist für sich selbst nach dem Gesetze der absoluten Freyheit producirt, oder als fremdes Produkt reproducirt, und für sich umschaffet) ist Geist. Der Geist ist's einzig, der belebt, das Fleisch nützt zu Nichts. Nur ein solches Selbstprodukt des freyen, alles belebenden Geistes ist die neue, Gott gefällige Kreatur. Hierinn besteht die Würde und Freyheit der Kinder Gottes, wornach sich selbst die vernunftlose Natur sehnet, wie Paulus sehr schön und wahr sagt. Es ist nämlich die Bestimmung der Natur, die höchste Stuffe des Seyns zu ersteigen, und in der freyen Menschheit als ewiger, eingebohrner Gottes Sohn hervorzutreten. Die Natur, als solche, soll sich in dem Menschen selbst ver-

vertilgen, aus dem Grabe der Vernichtung zum verherrlichten Leben, als sich selbst bestimmende Freyheit, erheben, und in dem Bewußtseyn der absoluten Selbstständigkeit ihr Auferstehungsfest ewig feyern. — Diese immer fortgesetzte Selbstschöpfung ist das Himmelreich, das in uns selbst ist, und durchaus nicht von Aussen kommen kann. In eben dem Verhältnisse, als diese Selbstschöpfung von uns fortgesetzt wird, wird auch der Himmel, der in uns ist, immer himmlischer. Die geistige Wiedergeburt, die der Mensch, der seine Würde behaupten will, mit sich vornehmen, und ins Unendliche fortsetzen muß —. denn er wird nie ganz das, was er seyn soll — ist in der That ein Selbstschöpfungsakt, und es liegt in diesem Ausdrucke gar keine Uebertreibung. Wer sich bloß nach den Formen, die ihm gegeben sind, aufs neue zusammensetzen will, der wird sich zu einem todten Aggregat, in welches nie Kohäsion und Leben gebracht werden

kann,

kann, machen. Die Idee, wodurch bestimmt wird, wie wir uns zu einem wahrhaft geistigen Leben umschaffen sollen, ist uns auf keine Art gegeben; wir müssen sie der Form und dem Stoffe nach selbstthätig produciren. Und ein solches Produciren ist ein Schaffen. Was gegeben ist, ist nicht Geist, sondern Fleisch; selbst unser Geist, in so fern er uns gegeben ist, ist Fleisch. Er wird nur im eigentlichsten Sinne Geist, in sofern er sich von allen Fesseln des bloßen Gegebenseyns losreißt, und durch absolute Produktion der Idee dessen, was er seyn soll, und noch nicht wirklich ist, sich selbst zum eigentlichsten Seyn hervorruft.

Es ist eine Erbärmlichkeit, und ein Beweis des hohen Verderbnisses unseres Zeitalters, wenn man eine Philosophie, die an die Menschen dieselbe Foderung macht, die schon Jesus machte, dadurch zu brandmarken sucht, daß man behauptet, sie gehe von Zügellosigkeit aus, und führe

zur

zur Zügelloſigkeit. Wer ſich von Freyheit keinen andern Begriff, als den der Zügelloſigkeit machen kann, der muß alle Menſchenwürde verlohren haben; der verdient nicht, Menſch zu ſeyn, und daher auch nicht, unter Menſchen gehört zu werden. Und doch iſt es nicht bloß der gemeine Pöbel, ſondern der große Haufe unſerer Philoſophen, der jene abſolute Foderung der Vernunft, mit der alle Menſchenwürde ſtehet und fällt, nicht bloß zum Gegenſtande des pöbelhafteſten Spottes macht, ſondern ſie auch in Rückſicht auf Staat, Religion und Moralität als höchſt verderblich verſchreyet. Zügelloſigkeit hat nur dann ſtatt, wenn man ſich beſtimmt durch bloßes Beſtimmtwerden; denn nur in dieſem Falle reißt man ſich von aller Vernunftherrſchaft los, und giebt ſich dem geſetzloſen Zufalle und unaufhörlichen Wechſel der Neigungen, und der äußeren, ihnen korreſpondirenden, Einflüſſe preis. Man wird ganz

Skla-

Sklave der Sinnlichkeit, die nur, insofern sie an die Vernunft gefesselt wird, Geist werden kann. Ein Mensch, der sich auf solche Art durch bloßes Bestimmtwerden bestimmt, ist aller Schandthaten fähig, und es ist bloßer Zufall, wenn er hie und da etwas dem Scheine nach Gutes thut. Denn auch die Quelle seiner scheinbar guten Handlungen ist unrein. Hätte er durch eine böse That denselben Vortheil, dieselbe Befriedigung einer herrschenden Neigung erhaschen können, und wäre ihm die scheinbar gute Handlung an der Erreichung seiner egoistischen Absicht hinderlich gewesen: er würde sich ganz gewiß zu der ersten entschlossen haben. Die Vernunft dient ihm nur dazu, auf Mittel zu denken, wodurch die Zwecke der stets veränderlichen, und durchaus gesetzlosen Sinnlichkeit realisirt werden können. In dem Reiche der Sinnlichkeit hat keine Harmonie, keine Einheit statt. Der sinnliche Mensch ist in sich selbst zerrissen, mit sich

und

und der ganzen Vernunftwelt im Widerspruch. Hier ist ein ewiger Kampf aller gegen Einen, und eines jeden gegen alle. Ein solches in sich selbst und mit sich selbst zerrissenes Reich ist nothwendig immerwährenden Verwüstungen ausgesetzt. Es bleiben immer an sich dieselben Schandthaten, die da verübt werden; sie nehmen nur nach dem verschiedenen Verhältniß der Kultur, auf die sich die Sinnlichkeit durch einen sklavischen Verstand erhebt, verschiedene Modifikationen an. Das Reich der sich selbst bestimmenden Freyheit dagegen ist ewige Harmonie; ihr Grundgesetz ist Einheit und Allheit im absoluten Sinne: Einheit; denn bey einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Handlungsweisen, zwischen denen die Willkür in jedem Falle wählen kann, ist es nur schlechthin Eine, welche die sich selbst bestimmende Freyheit gleichsam aus der Unendlichkeit herausgreifen, und realisiren darf, wenn sie sich nicht zur Sklavinn der Sinnlichkeit her-

herabwürdigen will. **Allheit**: was nach der Vernunft für ein einziges Individuum Recht ist, ist für alle Vernunftwesen und auf ewige Zeiten Recht. Wer mit sich selbst, insofern er sich als Vernunftwesen darstellt, übereinstimmt, stimmt nothwendig mit der absoluten Totalität der Vernunftwelt überein. Wer für sich Recht thut, kann keinem andern Unrecht thun. Eine Kollision der Pflichten und Rechte, insofern von einer wahrhaft vernünftigen Handlungsweise die Rede ist, ist schlechthin unmöglich. Kollision überhaupt kann nur statt haben in dem Reiche des den Neigungen dienstbaren Verstandes, d. h. in dem Reiche des Egoismus. In dem Reiche der Vernunft trägt nothwendig jede Handlung des Einzelnen das Gepräge der absoluten Allheit; und umgekehrt ist hier Allheit absolute Einheit. Die Allheit wird durch die Individualität, und die Individualität durch die Allheit repräsentirt. Daher herrschet hier ein ewiger, und unwan-

del-

delbarer Friede — ein Friede, den, wie der Weiſe aus Nazareth ſehr richtig ſagt, die Welt (das Reich der Sinnlichkeit, wo ſich der Menſch beſtimmt durch bloßes Beſtimmtwerden) nie geben kann. Das Reich der wahren Freyheit, die ſich nur beſtimmt, oder beſtimmt wird durch Selbſtbeſtimmen, iſt daher zugleich das Reich der wahren Gleichheit, das der zügelloſen Sinnlichkeit ſtets unzugänglich ſeyn wird. Wahre Freyheit iſt abſolute Gebundenheit an Vernunft und Pflicht. Die Freyheit iſt ihre eigne Sklavinn. Nur dieſe Selbſtſklaverey iſt abſolute Herrſchaft, iſt der höchſte Gottesadel, und des Menſchen einzig würdig; nur ſie iſt die Quelle alles Segens unter den Menſchen. Die Freyheit kann ſchlechthin nicht anders handeln, als ſie wirklich handelt, weil ſie ſich ſelbſt beſtimmt, nicht anders zu handeln, um ihre Gotteswürde nicht aufzugeben, und

weil

weil sie mit höchster Evidenz einsieht, daß sie dieselbe nur durch eine einzige Handlungsweise behaupten kann — aber durch eine Handlungsweise, die nicht egoistisch, sondern für alle Vernunftindividuen ewig gültig ist. So wird absolute Freyheit selbst mit absoluter Nothwendigkeit schlechthin Eins. Möchte doch dieses Reich der Freyheit und Gleichheit — der Gegenstand des Spottes unserer Philosophen, und der Verfolgungssucht unserer fanatischen Zionswächter — bald unter den Menschen herrschend werden! Es ist dasselbe Reich, das der Weise aus Nazareth in seiner vortrefflichen Gebetsformel allen seinen Bekennern unaufhörlich zu wünschen, und durch ein der Vernunft würdiges Betragen herbeyzuführen empfiehlt. Dann würden die Gräuel von der Erde verschwinden, welche der Egoismus unter stets neuen Formen unaufhörlich wiederholet und hervorbringt. Es kommt hier gar nicht darauf an, ob die Regierungsform monarchisch, republikanisch, aristo-

ariſtokratiſch, oder demokratiſch iſt. Das ſittliche Reich der Freyheit und Gleichheit verträgt ſich mit jeder Regierungsform. Die einzige Bedingung, unter welcher die Idee dieſes Reiches des Friedens und Segens realiſirt werden kann, beſtehet darin, daß ſich jeder Menſch aufrichtig beſtrebt, ſich zu einem ſelbſtſtändigen Charakter im höchſten Sinne des Wortes zuerheben, alles, was durch Erziehung und äußere Einflüſſe in ihn gekommen iſt, wodurch er gebildet worden iſt, der ſtrengſten Kritik zu unterwerfen, und nicht eher zu ruhen, als bis er abſolute Harmonie mit ſich ſelbſt erkämpft, und ſich ſelbſt zu allem dem gemacht hat, was er ſeyn ſoll. Jede paſſive Bildung muß in Selbſtbildung übergehen, und dieſe Selbſtbildung muß gegen den kontinuirlichen Andrang der äußeren Einflüſſe aller Art beſtändig fortgeſetzt werden, weil die Würde der Vernunft in dem Momente verlohren geht, als man ſich irgend einer Einwirkung

von

von Aussen, ohne sie mit dem innern Prin: cip des geistigen Lebens harmonisch zu ma: chen, und zur selbstbestimmenden Kraft zu erheben, hingiebt. Es darf schlechthin Nichts, und wenn es auch noch so heilig und ehrwürdig zu seyn scheint, von dieser unbestechlichen Vernunftkritik, und von der Nothwendigkeit, durch den Geist zum neuen Leben umgeschaffen zu werden, ausgenom: men seyn. Es darf von dem alten Gebäu: de, zu dessen Besitz wir gleichsam durch Zufall gekommen sind, kein Stein auf dem andern bleiben; alles muß aufs neue durch unsern Geist aufgebauet werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Gefahr kommen wollen, daß uns das Ganze über den Kopf zusammenstürzt. Wollten wir auch das Geringste von diesem fremden Gebäu: de ohne die strengste Untersuchung, und Auseinanderlegung der Theile stehen lassen, so könnte es leicht seyn, daß gerade dasselbe unhaltbar wäre, und daher alles, was da, rauf gebaut würde, wankend machte, und

den

den Einsturz des Ganzen verursachte. Was nicht auf eigne, durch Vernunft im strengsten Sinne bewirkte Ueberzeugung gebaut ist, ist auf Sand gebaut. Daher kann nichts in uns von Dauer seyn, was man auf bloße Autorität, schreibe sie sich auch von dem berühmtesten Manne, ja vorgeblicher Weise von der Gottheit selbst her, glaubt, denkt und erschließet. Man traue daher keiner noch so vortheilhaften Erziehung, keiner noch so blendenden, von dem größten Geiste herkommenden Behauptung. Denn woher weiß man denn, daß die genossene Erziehung durchaus guten Saamen enthielt; daß der vorgebliche große Geist in dieser oder jener Behauptung nicht geirrt habe, als dadurch, daß man beydes vor das Tribunal der Vernunft ziehet, und mit den Aussprüchen derselben harmonisch findet? Gerade in solchen Fällen muß man am mißtrauischsten, und in der Prüfung am strengsten seyn, weil hier die Verblendung am leichtesten Eingang findet. Und sey auch alles das an sich Wahrheit,

was

was andere lehren oder gelehrt haben, so kann es nur dann für mich Wahrheit werden, wenn ich es durch Selbstthätigkeit der Vernunft zu meinem Geisteseigenthum mache, die fremde Wahrheit zu der meinigen erschaffe, und als mein Produkt begreife. Der menschliche Geist kann nur das begreifen, was er selbst für sich selbst producirt. Was andere für sich producirt haben, ist nur für sie, nicht für mich begreiflich. Soll es für mich begreiflich werden, so muß ich es gerade so produciren, wie jene es producirt haben. Wer andere, in denen sich die Vernunft ausgesprochen hat, verstehen will, muß sich vor allem selbst verstehen. Nur wer sich selbst verstehet, kann sicher seyn, daß er alle die auf das vollkommenste verstehen werde, die sich selbst verstehen. Auch hier ist absolute Einheit, die sich ihrem Wesen nach beschauet und erkennet, absolute Allheit, und umgekehrt. Wie kamst du in den Geist jenes tiefen Forschers, der sich in seinen Werken offenbaret,

baret, eindringen? Nicht anders, als daß du dieſen fremden Geiſt zu deinem eignen Geiſte macheſt. Der Geiſt verſtehet nur ſeine eignen Produkte. Wie kannſt du den Geiſt der Natur außer dir gleichſam banzen, um ihn zu zwingen, die verborgenen Schätze der möglichen Erkenntniſſe, welche in dem Reiche der Natur liegen, herauszugeben? Du mußt durch eine Idee, die durchaus nicht gegeben, ſondern nur durch die Produktivität deines Geiſtes geſchaffen werden kann, den Geiſt der Natur — ihre abſolute Handlungsweiſe, die ſie in allen Sphären des Seyns nur unter verſchiedenen Modifikationen, welche letztere durch Experimente erforſcht werden können, wiederholet — zu einem dir verwandten Geiſt machen, ihn für dich ſelbſt produciren, und in dich ſelbſt hineinziehen. Du wirſt nur inſofern jeden Wink der Natur verſtehen, als du ihn zum Winke deines eignen Geiſtes gemacht haſt. Wie kannſt du wiſſen, daß dieſe oder jene vorgebliche Offenbarung

wirklich göttlich ist, oder nicht? Du mußt dich der Offenbarungen deiner eignen Vernunft bemächtigen, die Gottheit in ihr und durch sie sprechen lassen — denn außer dem Gebiete der Vernunft kann die Gottheit nicht sprechen —; dann wird dir das Göttliche, das in allen möglichen Offenbarungen liegt, mitten aus der Nacht des Aberglaubens hervorbrechend, entgegen strahlen, und du wirst mit untrüglicher Gewißheit erkennen können, in wiefern eine bestimmte Lehre göttlich ist, oder nicht. Es ist nichts göttlich, als das rein Vernünftige. Wer sich der reinen Vernunfterkenntniß bemächtigt hat, verstehet das Göttliche überall, wo es sich immer ausspricht. Nur der kann Offenbarungen verstehen, der selbst Offenbarungen geben kann, in dessen Geiste eine unerschöpfliche Quelle des Göttlichen, das er durch Vernunftanschauung von Angesicht zu Angesicht kennt, strömet.

Kein Zustand ist beseligender, als das Bewußtseyn, sich selbst durch die unbesiegbare Kraft der Vernunft aus dem tiefsten Abgrunde des Aberglaubens zu einer erhabenen Stuffe des Lichtreiches und der Geistesfreyheit emporgehoben, und sich gerade zum Gegentheile dessen, was man dem Andrange der äußeren Einflüsse zufolge hätte werden müssen, wenn man nicht durch absolute Kraft ihre Wirksamkeit vernichtet hätte, gebildet zu haben. Es ist das ein immerwährendes Geistesfest, dem gleich, das die aus dem Chaos hervorgegangene Natur durch einen ewigen Sabbath feyert. Die Sonne scheint über ihren Sieg, wodurch sie den gegen sie ankämpfenden, und sie verdunkelnden Nebel zu Boden geschlagen hat, und nun in ihrer ungehinderten Wirksamkeit Freude und Leben ausströmen kann, selbst entzückt zu seyn. Sie würde es in der That mit dem Hochgefühle ihrer Würde seyn, wenn sie von diesem Siege, wodurch die Schwerkraft vor ihr fliehend,

dem Mitternachtspunkte zueilt, wissen könnte. Die Vernunft ist die Selbstsonne des ganzen Universums; sie kann keinen Sieg erringen, ohne davon zu wissen. Das Bewußtseyn, über die ganze Natur, über alles, was sie nicht selbst ist, gesiegt, und aus der Schauernacht des Irrthums sich zum ewigen, nicht mehr zu trübenden Mittage erhoben zu haben, ist ein Triumph, über den es keinen giebt. Das ohnmächtige Toben des niedergestürzten, und daher ergrimmten Irrthumes, — sollte er auch die ganze Natur mit allen ihren fürchterlichen Kräften wider den freyen, und das Fest seiner Selbstbefreyung in einer Region, wohin keine Naturkraft reicht, feyernden Geist auffodern — erhöhet nur das entzückende Bewußtseyn des Triumphes. Ein solcher Geist, der über den, wie es schien, unbesiegbaren Irrthum gesiegt, und über den niedergestürzten Thron der fürchterlichsten Schauernacht sich selbst ein durchaus reines Lichtreich geschaffen hat, wird in dem Hoch-

Hochgefühle dieſes Sieges ſich nicht auf der andern Seite zur Sklaverey des Laſters herabwürdigen. Nur für abſolute Harmonie geſtimmt, wird ihm der Widerſpruch zwiſchen Wiſſen und Handeln unerträglich ſeyn. Ein bloß einſeitiger Sieg wird ihm die ſchändlichſte Niederlage ſeyn. Jeder noch ſo kleiner Verſtoß wider die erkannte Pflicht, ja jedes Verſehen aus Ueberraſchung wird die ganze Energie ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzen, um alle Saiten deſſelben wieder harmoniſch zu ſtimmen. Nur der Menſch, der in Rückſicht auf das Wiſſen gegen alle Disharmonien des Geiſtes gleichgültig iſt, der ſich von jedem Eindruck als Inſtrument behandeln, und die Saiten ſeines Geiſtes immer durch fremde Hände ſtimmen läßt, wird auch in praktiſcher Rückſicht gegen jede Disharmonie der Handlungsweiſen, indem er ſich alle Momente anders ſtimmen läßt, gleichgültig ſeyn. Man ſagt gewöhnlich von einem Menſchen, der alle eigne Kraft des Selbſtbeſtim-

bestimmens aufgebend, sich von jedem nach Belieben stimmen läßt, er sey ein guter Mensch. Von einem solchen Menschen, der alle Menschenwürde verläugnet, sollte man vielmehr sagen, er sey ein gutes, brauchbares Thier. Denn er würdigt sich in der That selbst zum Thiere herab. Das ist ganz der Charakter, den das Mönchsthum seinen Zöglingen anzubilden strebt. Wer sich in diese Form des unbedingten Bestimmtwerdens gießen läßt, der heißt ein guter Religios, der wird zu allen Herrlichkeiten des Mönchshimmels bestimmt. Aber es ist offenbar, daß man in demselben Verhältniß ein schlechterer Mensch wird, als man ein vollkommnerer Mönch wird. Gerade der vollkommenste Mönch wird unter der Hand eines Obern, der seine Absichten listig zu verstecken weiß, sich zur Ausführung aller Bubenstücke, und Satansstreiche willig und blind mißbrauchen lassen. Denn es ist allgemein sanktionirter Grund-

ſatz des Mönchthums, den man ſogar zur geoffenbarten Wahrheit ſteigerte, daß blinder Gehorſam die höchſte Pflicht eines Mönchs ſey; daß unbedingt und ohne alle Prüfung den Mönchsobern gehorchen eben ſo viel ſey, als Gott ſelbſt gehorchen; daß folglich der Mönch, inſofern er blind gehorchet, nie ſündigen könne, auch dann nicht, wenn durch den Gehorſam der abſcheulichſte Satansplan des Obern, realiſirt wird. Denn in dieſem Falle habe bloß der Obere die Gräuelthat vor Gott zu verantworten. Der gemeine Mönch habe nicht bloß kein Recht, die Abſichten des Obern bey einem auffallenden und bedenklichen Befehl zu unterſuchen, ſondern es ſey vielmehr jede Prüfung, jeder Zweifel an der Güte des erhaltenen Befehles ein Verbrechen wider das Gelübd des Gehorſams. Gewöhnlich werden die ausgemachteſten Heuchler zu Obern gewählt, weil ſie ihre Mitbrüder unter der Maske der Heiligkeit am geſchickteſten zu täuſchen wiſſen. Man

beden-

bedenke, was ein Heer von Mönchen, die sich von ihren Obern wie zahmes Vieh leiten und bestimmen lassen, für Unheil in einem Lande stiften können, wo die Macht der Mönchsobern von der Regierung nicht möglichst beschränkt, sondern vielmehr begünstigt wird. Auch die wachsamste Regierung wird durch alle möglichen Fesseln, die sie solchen gemeinschädlichen Instituten anlegen mag, es nicht verhindern können, daß im Geheim durch dieselben unaussprechlich viel Unheil gestiftet wird. Wer kann den Mönch z. B. im Beichtstuhle, und in andern Schlupfwinkeln, wo er seine Pestwaaren auskramt, und geltend zu machen weiß, belauern und beschranken?

Der Zeitpunkt ist da, wo man das Verderbliche dieses Standes immer heller und allgemeiner einsieht. Vielleicht trägt die Geschichte meines Klosterlebens vieles zur grösseren Verbreitung und höheren Evidenz dieser Einsicht bey, welches ich, um der gu-

ten Sache der Menschheit willen, von ganzem Herzen wünsche. Das Publikum wird hier Mönche ihre Satansrollen spielen sehen, die man beynahe allgemein, selbst unter den Protestanten, als Engel des Lichts verehrt, und die sich selbst Aufklärer des katholischen Deutschlandes nennen. Wenn nun selbst Mönche von diesem Schlage, oder die wenigstens sich den Ruhm einer aufgeklärten Denkart zu erschleichen wußten, einer Handlungsweise fähig sind, die jeden Edlen empören muß, was wird erst von Mönchen der noch roheren Art zu erwarten seyn? Das einzige Verbrechen, weßwegen ich seit 15 Jahren das Ziel ihrer niederträchtigsten Ränke- und Verfolgungssucht wurde, war, daß, nachdem ich die ersten sieben Jahre meines Klosterlebens mit Enthusiasmus der Mönchsheiligkeit nachjagte, und mich wie zahmes Vieh von ihnen leiten ließ, ich endlich die Heiligkeit ihrer auf Vertilgung aller Menschenwürde abzielenden Grundsätze zu bezweifeln anfing

und

und endlich nach der gewissenhaftesten, mehrere Jahre lang fortgesetzten Prüfung dieselben im Herzen vollkommen aufgab, ob ich mich gleich äußerlich nach der eingeführten Mönchsordnung betrug, um Niemanden Aergerniß zu geben; ja sogar entschlossen war, mich aus Patriotismus für das Kloster, in das mich jugendliche, von Mönchen erzeugte Schwärmerey getrieben hatte, aufzuopfern, und nun die Fesseln, die ich mit Recht und mit voller Gewissensberuhigung hätte abwerfen können, mit voller Einsicht und Freyheit mein Leben lange fortzutragen. Ich hatte dabey keine andere Absicht, als andern, nicht mir, zu nützen. Hätte die ergrimmte Rachsucht des Mönchsgeistes, der an mir ein auserlesenes Rüstzeug zu erhalten gehofft hatte, und sich endlich in dieser Erwartung getäuscht sah, nicht auch diese Absicht, mich selbst in den Klosterfesseln, die ich freywillig trug, gemeinnützig zu machen — das Einzige, was mich noch im Kloster festhalten konnte — zu vereiteln gewußt;

wußt: so würde es mir nie eingefallen seyn, mich in Freyheit zu setzen, und mir die Vortheile zu verschaffen, die ein freyer Mensch genießet. Ich weiß aus Erfahrung wie viel Selbstverläugnung dazu gehört, bloß um des Beßten anderer willen sehr drückende Fesseln zu tragen, die man außer dieser Rücksicht mit vollem Beyfalle des Gewissens abwerfen könnte; und wie noch weit schwerer die Entschließung ist, diese Sklaverey freywillig lebenslange sich gefallen zu lassen, bloß um andern zu dienen. Um diesen Zweck zu erreichen, machte ich als Schriftsteller, als Prediger, als Professor der Philosophie von den Grundsätzen, deren ich mich durch eine vieljährige Kritik meiner selbst bemächtigt hatte, und denen ich meine wieder erlangte Geistesruhe verdankte, nie einen Gebrauch, wodurch meine Glaubensgenossen, oder Ordensbrüder hätten geärgert werden können. Mit wahrer Spürhundsnase schlich der beleidigte Mönchsgeist allen meinen, noch so geheimen,

Schrit-

Schritten nach, um mich wenigstens der Ketzerey verdächtig zu machen, oder durch einen wirklichen Verketzerungsproceß mich außer aller Aktivität zu versetzen. Aber es gelang ihm diese Absicht auf keine Art. Ich war sogar, ungeachtet der Freyheit meiner Grundsätze, bis zu der Stunde, da ich Banz verließ, der beliebteste Volksprediger und Beichtvater. Das ist gewiß ein redender Beweis eines bescheidenen Betragens. Ich befolgte immer auf das gewissenhafteste die Maxime, daß der philosophische Volkslehrer sich der Fassungskraft und dem Grade der Kultur des Volkes, für das er lehrt, anpassen müsse. Ja ich hielt es sogar für gewissenlos, die philosophischen Ansichten der Religion und Moral dem Volke, das derselben ganz unempfänglich ist, und nothwendig geärgert wird, indem es aus Mißverstand Religion und Moralität überhaupt, als lästige Bürden, von sich zu werfen, leicht verleitet werden kann, oder, in Beziehung auf das andere

Ex-

Extrem, dem verderblichſten Aberglauben um ſo feſter anhängt — vorzutragen. Und ich bin noch immer dieſer feſten Ueberzeugung.

Aber dieſes beſcheidene Betragen half mir nichts gegen die Mönchswuth. Ich war einmal im Verdacht, daß ich im Herzen das Joch des blinden Glaubens und Gehorſams abgeworfen, und mich eines in den Augen des Mönchsthums unverzeihlichen Verbrechens ſchuldig gemacht habe, des Verbrechens nämlich, in allem, was meine höchſte Beſtimmung betraf — ſelbſt zu ſehen. Ich will nun dem Publikum dieſes Verbrechen beichten, und zwar, bey welcher Gelegenheit ich mich entſchloß, daſſelbe zu begehen, wie ich mit der Vollziehung den Anfang machte, und wie ich es endlich viele Jahre lang fortſetzte und vollendete. Da aber mit dieſem Verbrechen nicht nur meine ganze Kloſtergeſchichte, ſondern auch die Geſchichte meiner Jugend verwickelt iſt, ſo will

ich

ich auch von der letzteren so viel hier aufnehmen, als es nöthig ist, die ganze Größe jenes Verbrechens, und zwar nach allen seinen aggravirenden Momenten einzusehen. Die ganze Schrift wird daher in folgende drey Hauptabschnitte zerfallen. Der erste soll ganz kurz meine Jugendgeschichte, der zweyte die Geschichte meines Klosterlebens, und der dritte die Geschichte meines jetzigen, des Genusses der selbsterrungenen Freyheit sich erfreuenden, Lebens enthalten. In jener dieser Perioden meines Lebens spielen die aufgeklärten Mönche zu Banz eine Rolle, die der verworfenste Mönchsgeist beklatschen muß. Das unpartheyische Publikum mag dann, wenn es diese Schrift gelesen hat, zwischen mir, und jenen Lichtfinsterlingen entscheiden.

Er-

Erſter Hauptabſchnitt.

Meine Jugendgeſchichte.

Erſtes Hauptſtück.

Erſte Bildung von Seiten meiner Eltern.

§. 1.

Charakter meiner Eltern.

Ich ward im Jahre 1758 zu Mürsbach im Itzgrunde, einer ſehr fruchtbaren und romantiſchen Gegend zwiſchen Bamberg und Coburg gebohren, und erhielt den Namen

Jo-

Johannes in der Taufe. Meine Eltern trieben Ackerbau, Bäckerey und Schenkwirthschaft. Beyde waren von einem äußerst streng moralischen Charakter, den einzigen Punkt der religiösen Toleranz ausgenommen. Beyde waren in diesem Punkte durch Mönchsaberglauben verführt, dem heftigsten Ketzerhaß ergeben, und suchten auch diesen ihren Kindern gleichsam mit der Muttermilch einzuflößen.

Den einzigen Punkt der Intoleranz, und mancher anderer Zweige des religiösen Aberglaubens, wozu mein Vater von Mönchen und Pfaffen gebildet worden war, ausgenommen, hatte derselbe einen vortrefflichen Charakter. Ganz wider sein Verschulden durch eine große Schuldenlast niedergedrückt, arbeitete er bey einer ziemlich schwächlichen Gesundheit, rastlos, und genoß kaum eine dürftige Nachtruhe, bloß in der Absicht, damit keiner seiner Gläubiger den geringsten Schaden leiden, und er für seine

zahl-

zahlreichen Kinder (es waren deren 11, wovon noch 10 am Leben sind) nicht nur auf rechtlichen Wegen Nahrung herbeyschaffen, sondern ihnen auch eine Erziehung geben möchte, wodurch sie einst nützliche Staatsbürger, und würdige Menschen werden könnten. Mein Vater hatte eben so viel Schulden, als Haus und Hof nach dem damaligen Preise dem Güterwerthe waren. Und dennoch schlug er sich selbst in den Jahren der großen Theuerung 1771 und 1772, mit seiner zahlreichen Familie sehr ehrenvoll durch. Er würde sich um der ganzen Welt willen keinen noch so geringen, und geheimen Betrug erlaubt haben. Er ermahnte seine Kinder bey jeder schicklichen Gelegenheit recht herzlich, keinem Menschen Unrecht zu thun, keinen im Handel und Wandel zu betrügen, oder auf irgend eine Art außer jenem Verhältnisse der gesellschaftlichen Thätigkeit Jemanden etwas zu rauben. Die geringsten Fehltritte dieser Art wurden so strenge, exemplarisch,

und klug bestrafet, daß dem Thäter wohl auf immer die Lust vergieng, so etwas zu wagen. Ich werde tiefer unter ein Beyspiel dieser Strenge, das an mir selbst statuirt wurde, anführen. Auch bey der Bedienung der Trinkgäste wurde sehr streng darauf gesehen, daß jeder sein volles Maaß bekam. Bey der Beckerey gab er demjenigen unter seinen Kindern, dem das Abwägen des Teiges aufgetragen war, den Befehl, lieber mit der Waage etwas zuzugeben, als zu karg zu wägen. Er mußte manchmal an gewissen Festtagen, besonders an den sogenannten Ablaßtagen, wo ein sehr zahlreicher Zuspruch in unser Haus kam, von andern Leuten Krüge borgen, weil sein Vorrath nicht reichte. Aber er schickte sie ungebraucht wieder zurück, wenn sie auch nur ein wenig zu klein waren, um das gehörige Maaß zu fassen. Ungeachtet seiner Armuth und drückenden Schuldenlast war er äußerst zum Wohlthun geneigt, und befriedigte diese edle Neigung auf eine sehr vernünftige

tige Art. Gegen Steigbettler, die arbeiten konnten, und die Betteley handwerksmäßig trieben, war er hart, und beynahe unerbittlich. Aber deſto lieber, und reichlicher öffnete ſich ſein wohlthätiges Herz gegen Hausarme, und wahrhaft bedürftige Menſchen, die ſich nicht ſelbſt helfen konnten. In den Jahren der Theurung that er wohl keine Bäcke Brodes, ohne einige Brode für beſtimmte Hausarme mitzubacken, die er ihnen dann ganz heimlich gab, um ſie nicht zu beſchämen. Wenn ihm hier und da meine Mutter in dieſer Rückſicht Gegenvorſtellungen machte, und ihm ſeine vielen Kinder zu Gemüthe führte, ſo ſagte er: „dieſe Menſchen, denen ich Gutes thue, ſind in der äuſerſten Noth. Wir ſind für jetzt noch nicht in dieſem Falle, und daher verpflichtet, ihnen beyzuſtehen. Kommen wir in dieſe Noth, ſo wird die Vorſehung durch gute Menſchen auch für uns ſorgen.“

Sein Vertrauen auf die Wege der Vorsehung, wodurch sehr oft das, was für uns das gröſste Unglück zu seyn scheint, auf eine höchst unerwartete und überraschende Art die Quelle unseres Glückes wird, war unbegränzt. In der festen, unerschütterlichen Ueberzeugung, daß in Absicht auf diejenigen, die das Gute aufrichtig lieben, und Recht thun, alles zum Besten ausschlagen müsse, konnte kein Unglück, keine Veranlassung zum Verdruß und Aeger, keine Last, die er zu tragen hatte, keine Besorgniß, seine Gemüthsruhe erschüttern. Ich habe unter gemeinen Leuten noch nie einen solchen festen Muth, verbunden mit dem zärtlichsten Herzen, angetroffen. Seine Gelassenheit und Gemüthsruhe, die er in allen Vorfällen behauptete, war keinesweges die Folge eines leichtsinnigen und gefühllosen Charakters. Er sah sehr scharfsinnig die Folgen gewisser Begebenheiten, die in seinem Wirkungskreise vorfielen, ein; und konnte sehr leicht selbst durch den Anblick des fremden

Elen-

Elendes bis zu Thränen gerührt werden. Aber seine Thränen flossen bey eignem und und fremden Elende, wie ein sanfter, wohlthätiger Regen des Frühlings ohne Sturm und Schauer, wodurch bloß Freude, Leben und Segen über die Erde verbreitet wird. Das Bewußtseyn einer durchgängigen guten Gesinnung, verbunden mit dem Vertrauen an die Vorsehung war die Sonne, die mitten aus der Schauernacht des Unglücks hervorbrechend, ihm stets entgegenstrahlte, und die belebende Hoffnung einer bessern Zukunft, und Trost und Muth in sein Herz goß. Wie in sich selbst gewurzelt wankte er nie, wenn auch alles um ihn her stürmte, und den Einsturz drohete.

Er hatte ein Erbauungs- und Gebethbuch, das vorzüglich dem Vertrauen und Glauben an die Vorsehung geweiht war. In diesem Buche war zwar ein großer Vorrath des religiösen Aberglaubens. Es enthielt z. B. Gebethe, wodurch man sich vor ge-

gewissen Unglücksfällen zuverlässig bewahren könne. Aber mitten unter diesem Unkraut war auch guter Saame, dessen Früchte vorzüglich einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Herz meines Vaters äußerten. In diesem Buche bethete er täglich mit größter Innigkeit, so daß ihm gewöhnlich sanfte Thränen, die Frucht der Rührung, im Auge glänzten. Er wußte die Begebenheiten, die in der Nähe vorfielen, und die Thaten der Menschen, gute und böse, sehr gut zum Unterrichte seiner Kinder zu benutzen. Er war sehr aufmerksam auf die guten Handlungen seiner Mitbürger, und stellte sie im Kreise seiner Kinder zum Muster vor. Nur wenn böse Handlungen allgemein ruchbar geworden waren, wurden sie von ihm zu einer sehr lehrreichen Darstellung benützt. Doch maßte er sich dabey nie ein Urtheil über den innern Charakter der Menschen an, und warnte auch seine Kinder sehr nachdrücklich vor aller Verdammungssucht. Nur machte er in Rücksicht auf die sogenannten

Re-

Ketzer eine Ausnahme. Daß diese ihre gottlosen Irrthümer einsehen könnten, wenn sie nur wollten; daß sie also bloß wegen ihres freywillig verstockten Sinnes ewig von Gott verworfen und verdammt wären, daran durfte nicht im geringsten gezweifelt werden. Er glaubte vielmehr fest, daß jeder Zweifel in diesem Punkte selbst schon Ketzerey und Gottlosigkeit wäre. Doch behauptete er, daß man den Ketzern, wie allen übrigen Menschen alles mögliche Gutes erweisen müsse. Dazu hielt er nicht nur seine Kinder streng an, so daß die geringste thätige Aeußerung der Feindseligkeit oder Unart auch nur gegen ein Kind, das einem Lutheraner zugehörte (in Mürsbach sind nämlich viele Einwohner lutherisch) nachdrücklich bestraft wurde; — sondern er ging hierin auch mit dem schönsten Beyspiele vor. Er schlug seinen lutherischen Mitbürgern nicht nur keinen Dienst, um den sie ihn baten, und den er leisten konnte, ab, sondern kam sogar ihren Bitten zuvor. Man muß, sagte er,

er, diesen verführten Menschen noch mehr Gutes thun, als den Glaubensgenossen, weil sie ewig verdammt werden, die Katholiken aber selig werden können. Man muß jenen Unglücklichen also wenigstens dieses Leben, als ihren einzigen Himmel, so angenehm zu machen suchen, als es möglich ist. Er sagte dieses öfters mit einem so gerührten Herzen, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Denn er liebte die Menschen recht innig, und man sah ihm den Kampf seines guten Herzens mit dieser traurigen Vorstellung, die er, verführt durch Mönche und Pfaffen, für schlechthin nothwendig hielt, wenn man den wahren Glauben nicht verläugnen wolle — recht merklich an. Wie bereitwillig, wie freudig würde er eine Belehrung, die seinem guten Herzen entsprochen hätte, angenommen haben! Er betheuerte recht oft, daß er von Herzen wünsche, diese Lehre möchte falsch seyn. Aber sie könne durchaus nicht falsch seyn, weil sie von Gott geoffen-

ba-

haret und von der unfehlbaren Kirche unter dem Verlust der ewigen Seligkeit zu glauben geboten wäre. Es sey daher schlechthin Pflicht, dieselbe zu glauben, so hart es auch unserm Herzen und Verstande ankomme. Gott, der nicht ungerecht seyn könne, müsse es am besten wissen, wie es mit den Ketzern stehe. Er für sich sey überzeugt, Gott habe bloß aus der Absicht diese schreckliche Lehre geoffenbart, um uns, als guter Vater vor jedem Anscheine der Ketzerey, als der Ursache der ewigen Verdammniß, zu warnen. Gerade aus dem Grunde, weil Gott so nachdrücklich die Menschen vor aller Ketzerey gewarnet, und ihnen befohlen habe, der unfehlbaren, allein seligmachenden Kirche unbedingt zu glauben, seyen die Ketzer ohne alle Entschuldigung. Gott habe seine Offenbarung ganz gewiß nicht aus der Absicht gegeben, bloß um über die Menschen eine willkührliche Herrschaft zu behaupten, und sie, die er selbst für seine geliebten Kinder erkläre,

ſklaviſch zu behandeln, ſondern nur ſie über die ſchlechthin nothwendigen Mittel zur Seligkeit, die in der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes unveränderlich gegründet wären, und die eben ſo abſoluten Urſachen der ewigen Verdammniß zu belehren. Die Wohlthat der Offenbarung ſey daher gewiß der gröſßte Beweis der Vaterliebe Gottes gegen die Menſchen. Wenn nun jene Mittel zur Seligkeit und Urſachen der Verdammniß ſelbſt durch Gott nicht verändert werden könnten (in ſofern ſie im Weſen Gottes ihren Grund hätten), ſo müßten ſie auch von den Menſchen, wenn die Offenbarung ihren Zweck erreichen ſollte, gerade ſo verſtanden werden, als ſie Gott verſtanden wiſſen wollte, und wie ſie an ſich wären. Da ſie aber alle menſchliche Vernunft weit überſtiegen, ſo könnte der wahre Sinn derſelben durch die bloß auf das Sinnliche beſchränkte Vernunft auf keine Art erreicht werden. Der Privatgeiſt ſey daher nothwendig in Abſicht auf dieſelben den gefährlichſten Miß-

ver-

verſtändniſſen ausgeſetzt. Das einzig mögliche Mittel alſo, den wahren Sinn der geoffenbarten Heilswahrheiten den Menſchen beyzubringen, und unter ihnen zu erhalten, ſey, ſelbſt in den Augen der Vernunft, gerade dasjenige, deſſen ſich Gott bedient habe — die Kirche, in ſofern man darunter den römiſchen Papſt in Vereinigung mit den Biſchöfen verſtehe, die Gott zur Aufbewahrung jener Wahrheiten mit der Gabe der Unfehlbarkeit ausgerüſtet habe, ſobald ſie einmüthig irgend eine geoffenbarte Lehre erklären, und den Sinn beſtimmten. Anders könne es ſchlechterdings nicht ſeyn, wenn ſich einmal Gott geoffenbart habe, und der Sinn der durch keine Vernunft erreichbaren Offenbarung nicht verlohren gehen ſolle. Nun ſey es aber auſſer allem Zweifel, daß ſich Gott wirklich geoffenbaret habe; alſo ſey es auch gewiß, daß Gott das einzige mögliche Mittel, den Zweck der Offenbarung unter den Menſchen zu erreichen, wirklich ergriffen und feſtgeſetzt habe,

weil

weil sich Gott nicht widersprechen könne, welches offenbar der Fall sey, wenn man einen Zweck ohne das einzige mögliche, demselben entsprechende, Mittel realisiren wollte. Daß eine unfehlbare Kirche das einzig mögliche Mittel zur Erreichung jenes Zweckes sey, sey schon durch die Vernunft gewiß; aber Gott habe selbst diese Wahrheit geoffenbart; sie sey mit den deutlichsten Worten in dem neuen Testamente ausgesprochen. Die Ketzer seyen daher doppelt strafbar, erstens weil sie der Vernunft, und dann zweytens, weil sie Gott in seinen Offenbarungen, auf die sie sich doch immer beriefen, und sich einzig zu fügen vergäben, nicht glaubten. Ihre Sünde sey also wahrhaft eine Sünde wider den heiligen Geist, der sich in der Vernunft und in der heiligen Schrift offenbarte, und eben daher vor Gott schlechthin unvergeblich, wenn sie nicht zum Mutterschooße der unfehlbaren, allein seligmachenden, römisch katholischen und apostolischen Kirche zurückkehrten. Man könne

durch-

durchaus Gott nicht zum Vater haben, wenn man diese Kirche nicht zur Mutter hätte. —

Auf diese Art räsonnirte mein Vater, und ich sehe nicht ein, was ein orthodoxer Protestant dagegen mit Grund einwenden könne. Der Protestantismus ist in der That aus Inkonsequenz des räsonnirenden Verstandes entstanden, und kann sich nur durch dieselbe Inkonsequenz erhalten. Man nimmt Prämissen an, die mit dem Katholicismus, dessen Fundamentallehre Unfehlbarkeit der Kirche ist, unzertrennlich verbunden sind. Die Vernunft wirkte bey der Entstehung und Fortdauer des Protestantismus bloß als Instinkt, und keinesweges mit vollkommener Selbsterkenntniß. Der Protestantismus hat an sich Recht, daß er die Fesseln der Hierarchie verwirft; aber er hat nicht Recht in Beziehung auf die Prämissen, die er mit dem Katholicismus in Rücksicht auf Offenba-

barung überhaupt gemeinschaftlich aufstellt. Nach jenen Prämissen, die bloß ein Produkt des räsonnirenden und reflektirenden Verstandes sind, muß man schlechthin Katholik seyn, um sich nicht selbst zu widersprechen. Giebt man aber dem Vernunftinstinkt Gehör, so muß man Protestant seyn, und kann durchaus die Fesseln der Hierarchie nicht ertragen. Die Vernunft ist an sich frey, und strebt nothwendig auch in der Erscheinung nach Freyheit. Sie muß daher, sobald sie einen gewissen Grad der Kultur erreicht, die Fesseln zerreißen, womit sie menschliche Autorität in allem, was sie glauben und thun soll, festhalten will. Seyen diese Bande auch durch eine scheinbare Allmacht geschmiedet; sie werden ganz gewiß frühe oder spät durch die über alles, was sie nicht selbst ist, erhabene Kraft der Vernunft zerrissen. Die Vernunft kann nur sich selbst glauben, und darnach thun. Hat sich aber die Vernunft von den Fesseln des blinden Glaubens an kirchliche Autori-

tät

tät losgerissen, so kommt eben so nothwendig ein Zeitpunkt, wo sie über die Principien des Verstandes, die sie auf das Gebiet des herrschenden Vernunftinstinkts mit hinüber trug, und über die Resultate des Vernunftinstinktes reflektirt. Sie findet sich bey dieser Reflexion in einen, nach dieser Ansicht, unauflöslichen Widerspruch verwickelt. Nach den Principien des Verstandes sollte der Protestant wieder zur Hierarchie zurückkehren, und sich freywillig in ihre Fesseln werfen. Nach dem Vernunftinstinkt, der auf einer gewissen Stuffe der wahren Vernunftdämmerung mächtiger ist, als alle Konsequenz des Verstandes, wird er auf dem errungenen Gebiete der Gewissens- und Gewissensfreyheit unwiderstehlich festgehalten. Das Herz, durch Vernunftinstinkt geleitet, empört sich auf das lebhafteste wider die Geistessklaverey, welche der Verstand in seiner ganzen Konsequenz absolut fodert. Das Herz siegt nothwendig über den Verstand durch die geheime Kraft der

Ver-

Vernunft, wodurch daſſelbe beſeelt iſt. Dieſer Zuſtand des mit Evidenz eingeſehenen Widerſpruchs iſt dem Menſchen ſchlechthin unerträglich. Er muß, durch ſeine Natur beſtimmt, koſte es auch, was es wolle, mit ſich ſelbſt in abſolute Harmonie zu kommen ſtreben. Dieſes Streben wird immer lebendiger, in eben dem Verhältniſſe, als die Einſicht jenes Widerſpruches deutlicher, und durchſchneidender wird. Unabläßlich ſtrebend nach abſoluter Einheit gelingt es endlich dem Menſchen, ſich der wahren Anſicht der Vernunft zu bemächtigen, ſie ſelbſt ihrem Weſen nach kennen zu lernen, und ſich daher durch dieſelbe, nicht mehr als blöden Inſtinkt, der als ſolcher immer blind wirkt, leiten zu laſſen, ſondern ſich, in ſofern er demſelben gleichſam Augen einſetzt, und ihn zur ſich ſelbſt ſehenden Vernunft erhebt, durchaus ſelbſt zu leiten. Nur auf dieſem Standpunkte findet der Menſch abſolute Harmonie und Ruhe mit ſich ſelbſt; hier iſt er über alle Streitigkei-

ten

ten des Katholicismus, und Protestantismus, die, jeder auf seinem Standpunkte, nothwendig ewig mit einander in Haaren liegen, erhaben; hier verfolgt er nicht mehr mit dem Katholiken die Ketzer, und protestirt nicht mehr mit dem Protestanten wider den Glauben und die Handlungsweise des ersteren. Hier verläugnet er weder die Vernunft, um den Verstand geltend zu machen, wie der Katholik, noch den Verstand, um den Vernunftinstinkt zu befriedigen, wie der Protestant. Hier gehet ihm eine ganz neue Welt mit einer durchaus harmonischen Religionsansicht auf. Unbeweglich befestigt auf dem Indifferenzpunkt der sich selbst erkennenden Vernunft, ist ihm Religion das Heiligste, aber nicht gerade die Bestimmung der Religion, die im Katholicismus und Protestantismus herrschend ist. Aber wohlwissend, daß unter gewissen Umständen alle Menschen sich nicht zu dem höchsten Standpunkte der Vernunft erheben können, ehret er sowohl den Katholicismus, als Prote-

ſtantismus als nothwendige Volksreligionen, wodurch die Anſprüche der Vernunft ſo lange auf eine ſinnliche Art vertreten werden, als der Menſch keiner höheren Anſicht fähig iſt. Der Proteſtantismus iſt bey einer gewiſſen höheren Stuffe der Kultur, die eine Nation erſtiegen hat, unvermeidlich; ſo wie der Katholicismus auf einer tieferen Stuffe ebenfalls ſchlechthin nothwendig iſt. Der Proteſtantismus herrſcht unbeſiegbar über den Katholicismus, ſo wie die Lichtkraft über die Schwerkraft herrſcht. Es iſt allgemeines Geſetz des ganzen Univerſums, daß die höher ſtehende Kraft über die tiefere die Oberhand behaupte. Katholicismus und Proteſtantismus ſind anzuſehen, wie Materie und Geiſt. Weit gefehlt alſo, daß der Proteſtantismus je zur Mutterkirche zurückkehren wird, wird vielmehr der Katholicismus früh oder ſpät den ſalto mortale über den ungeheuern Graben, der zwiſchen dem räſonnirenden Verſtand, und dem Vernunftinſtinkt liegt,

und

und der dem edelsten aller Wagehälse — Luthern — so meisterhaft gelungen ist, wagen. Aber das ist nicht das absolute Ziel der Menschheit. Der Vernunftinstinkt muß nicht bloß sehend werden, sondern sich in die vollkommenste Vernunfterkenntniß, die ihr Sehen selbst sieht, und dadurch sich mit absoluter Freyheit und Sicherheit selbst bestimmt, verwandeln. Nur hier wird der Verstand mit der Vernunft absolut Eins. Nur hier tritt die Weissagung Jesu ein, nach welcher einst nur Eine Heerde, und Ein Hirt seyn soll. Nur hier ist jedes Individuum die allgemeine Kirche der Vernunftwelt, und umgekehrt. Nur hier herrscht ein absoluter Friede mit sich selbst, und mit andern, den kein Sektengeist gewähren kann.

Diesen beseligenden Zustand gewähret die Philosophie im eigentlichsten Sinne, nämlich die vollkommene Vernunfterkenntniß, die von der bloßen Analytik des räson-

nirenden Verſtandes himmelweit verſchieden iſt. Der Proteſtantismus ſtrebt zunächſt nach dieſem Zuſtande; iſt aber, in ſofern er noch Proteſtantismus iſt, noch nicht im Beſitze deſſelben. Das Princip des Proteſtantismus, daß in allem, was die Beſtimmung des Menſchen betrifft, keine menſchliche Autorität, ſondern bloß eines jeden gewiſſenhafte Prüfung und Ueberzeugung entſcheiden ſoll, iſt rein vernünftig. Aber die Vernunft hat ſich durch dieſes Prinzip noch nicht vollſtändig ausgeſprochen. Die Vernunft kann ſich nur auf abſolutes Wiſſen, das ſie ſich durch unmittelbare Selbſtanſchauung ſelbſt verſchaffet, ſtützen, und ſich dadurch vollkommen beruhigen. Mit einem abſoluten Selbſtwiſſen kann keine Art von Autorität beſtehen. Man glaubt hier nicht, weil es Gott oder die Menſchen geſagt haben, ohne ſelbſt einzuſehen, wie das auf göttliche oder menſchliche Autorität Geſtützte an ſich wahr ſey; ſondern man

iſt

iſt der Wahrheit auf keine untrügliche Art gewiß, weil man es aus der Vernunfterkenntniß ſelbſt weiß, daß ſie Wahrheit iſt. Das Glauben überhaupt gehet hier in ein abſolutes Wiſſen, die auf Autorität geſtützte Wahrheit in unmittelbare Anſchauung über. Iſt das, was man vorher auf bloße Autorität geglaubt hat, an ſich wahr, ſo hört es ſo wenig auf, durch die vollkommene Vernunfterkenntniß wahr zu ſeyn, daß es vielmehr dadurch unerſchütterlich feſt begründet wird. Wer auf irgend eine Autorität glaubt, ſieht immer nur vermittelſt eines fremden Auges, und kann nie wiſſen, ob er nicht durch einen Schein getäuſcht werde, aber ob er das durch Autorität Vorgelegte und Bezeugte recht verſtehe; wer ſich zum abſoluten Wiſſen erhebt, ſieht durch das eigne Auge der Vernunft, das, in ſofern es ſich ſelbſt und alles in ſich ſelbſt ſieht, ſchlechthin untrüglich iſt. Das iſt der abſolute Charakter der unmittelbaren Selbſtanſchauung der Vernunft. Religion,

Mora-

Moralität, und alles, woran die Würde und Beruhigung der Menſchen hängt, iſt in den Augen des Philoſophen unerſchütterlich feſt begründet; denn er erkennt das Weſen davon durch unmittelbare Vernunftanſchauung. So gewiß ihm die Vernunft iſt, ſo gewiß haben vor ihm jene ehrwürdigen Gegenſtände des Glaubens für den gemeinen Menſchenſinn auf der Stuffe des Katholicismus und Proteſtantismus an ſich abſolute Realität, obgleich nicht gerade die Realität, die in dem bloßen Glauben erſcheint. Was der gemeine Menſchenſinn bloß glaubt, weiß der Philoſoph. Was jener unter einem verkehrten Schattenriſſe, der auf dem Reflexionspunkte in Rückſicht auf alle möglichen Gegenſtände ſtatt hat, erblickt, erkennt dieſer ſeinem abſoluten Weſen, und urſprünglichen Charakter nach, folglich durchaus unverfälſcht durch die optiſche Täuſchung der Reflexion. Der Philoſoph erkennt mit höchſter Evidenz alle die nothwendigen Täuſchun-

ſchungen des räſonnirenden, und auf die Erſcheinungen der Reflexion ſich ſtützenden Verſtandes; und da er zugleich weiß, daß kein Menſch ſich zur abſoluten Vernunftanſchauung, unvermiſcht von den Verunſtaltungen des Reflexionsvermögens, erheben kann, ohne vorher die Stuffen der tieferen Erkenntnißarten, die eigentlich immer nur im Glauben an irgend eine Autorität beſtehen, durchwandert zu haben, ſo kann er gegen die unvollkommenere Anſicht ſolcher Menſchen, die tiefer ſtehen, als er, unmöglich intolerant ſeyn. Er wird vielmehr jene Anſicht ehren, und durchaus unangetaſtet laſſen, ſobald und ſo oft er es mit Menſchen zu thun hat, von denen er weiß, daß ſie nach dem Grade der Kultur, der ihnen eigen iſt, für jetzt durchaus unfähig ſind, ſich zur höchſten Vernunftanſicht zu erheben. Aber weder der Katholicismus, noch der Proteſtantismus — zwey Anſichten, die noch auf dem Reflexionspunkte haften — wird ſo tolerant gegen den Philoſophen ſeyn. Beyde wer-

werden nach ihrer Ansicht glauben, daß der Philosoph darauf ausgehe, alles zu vernichten, was dem Menschen ehrwürdig ist. Sie werden daher nothwendig intolerant seyn. Der ächte Katholik ist seiner Natur nach im höchsten Grade intolerant, der Protestant, da er sich der Vernunftansicht mehr nähert, ist in eben dem Verhältniß minder intolerant, als er sich über den Katholiken erhebt, und dem Vernunftreiche näher kommt. Der Protestant wird den Katholiken nicht verfolgen, sondern bemitleiden; aber er wird nothwendig seinen Glaubensgenossen, der höher stehet, als er, und noch mehr den Philosophen verfolgen. Die Intoleranz gehet nie auf die tieferen Stufen zurück, sondern zielt nur auf die höheren. Da nun der Katholik tiefer stehet, als der Protestant, so wird er nothwendig seine Verfolgungssucht gegen den Protestanten kehren. Je orthodoxer der Katholik ist, desto verfolgungssüchtiger wird er seyn. Vorzüglich aber wird die Verfolgungssucht den höch-

höchſten Grad erreichen, wenn ein Katholik der allein ſeligmachenden Kirche Abſchied giebt, weil man vorausſetzt, daß hier lauter Bosheit des Herzens im Spiele ſey, und daß der Apoſtat bey voller Erkenntniß des Irrthumes ſich dennoch äußerlich zu demſelben bekenne, bloß um gewiſſe ſchändliche Leidenſchaften zu befriedigen. Man glaubt, daß ein ſolcher der erkannten Wahrheit Hohn ſpreche, um ihr Hohn zu ſprechen, welches freylich die höchſte Stuffe der Verworfenheit, und im eigentlichſten Sinne ſataniſche Bosheit iſt. Die Verfolgungsſucht wird um ſo ergrimmter ſeyn, wenn der Mann, der ſich dem Schooſe der katholiſchen Kirche entreißt, ein Gelehrter von großen Talenten, und Einſichten iſt. Denn hier ſetzt man erſtens ganz unbezweifelbar voraus, daß ein ſolcher Menſch mit offenen Augen, mit der vollkommenſten Erkenntniß der Wahrheit ſich für den Irrthum erkläre; zweytens, daß er, nicht zufrieden, ſich ſelbſt muthwillig in das ewige Verder-

ben zu stürzen, auch, wie ein wahrer Satan in Menschengestalt, darauf ausgehe, andere mit sich in den Abgrund hinabzuziehen, theils dadurch, daß er sie durch den Mißbrauch seines Verstandes in dem Irrthume bestätigt, theils zum Irrthume verführt.

Da nun mein Vater mit ganzer Seele an dem katholischen Glauben hing, und dem Ansehen seiner Kirche, nicht bloß den wesentlichen, sondern auch zufälligen Bestimmungen nach, blind folgte und doch ein sehr menschenfreundliches Herz hatte, so sprach er — von Nichts mit größerer Wehmuth, als von dem schrecklichen Unheil, das Luther unter den Menschen angerichtet habe. Der Gedanke, der für ihn absolute Gewißheit hatte, der Gedanke nämlich, daß so viele Millionen Menschen, durch diesen Erzketzer verführt, täglich der Hölle zueilten, unter denen selbst viele an sich sehr gute, ja oft exemplarische Menschen wären, war ihm unerträglich, und hatte sich doch in seinem Gei-

Geiſte fixirt. Mit den gebohrnen Proteſtanten hatte er noch Mitleid, beſonders mit denen, die aus dem gemeinen Stande ſind. Daß Gott auch dieſe Menſchen, und beſonders die Rechtſchaffenen unter denſelben verdammen könne, das gehörte nach ſeiner Vorſtellungsart unter die unbegreiflichſten Geheimniſſe des katholiſchen Glaubens, in Betreff welcher man den Verſtand ſchlechthin gefangen geben, und den Finger auf den Mund legen müſſe. Aber gegen diejenigen, die, wie er vorausſetzte, mit den vollkommenſten Erkenntniß der Wahrheit dennoch den verderblichſten Irrthum geltend zu machen ſuchten, hegte er nichts, als den gränzenloſeſten Haß und Abſcheu. Er bedauerte nichts mehr, als daß man Luthern nicht gleich anfangs auf dem Scheiterhaufen nach Recht und Gebühr verbrannt hätte; er glaubte, dieſe Nachläſſigkeit ſey eine Sünde, welche diejenigen nie würden abbüßen können, die ſie begangen hätten. Ich habe immer bemerkt, daß gerade die

Men-

Menschen. denen das menschenfreundlichste Herz zu Theil geworden war, wenn sie von Fanatismus angesteckt waren, die Intoleranz bis zur Raserey trieben. In diesem Falle war mein Vater. Mit tief gerührtem Herzen gegen Luthern, als Menschen, würde er gegen ihn als Ketzer, wenn er zur Zeit der Reformation gelebt hätte, freudig die Mordfackel ergriffen, und den für ihn bestimmten Scheiterhaufen angezündet haben. Beynahe denselben Haß hegte er gegen die protestantischen Prediger, von denen er ebenfalls glaubte, daß sie den Irrthum einsähen, und bloß wegen des erbärmlichen Genusses einiger zeitlichen Vortheile durch eine satanische Vertheidigung und Verbreitung des Irrthums sich und andere in die ewige Verdammniß stürzten. Wenn ihm ein solcher Mensch begegnete, so wandte er seinen flammenden Blick weg, ohne den gegebenen Gruß zu erwiedern. „Man muß, sagte er, dem Satan die Ehre nicht erweisen, daß man ihn ansieht.“

Aber

Aber wenn er hörte, daß ein katholischer Geistlicher zum Lutherthum übergetreten sey, so war sein Abscheu und seine Rachsucht noch weit größer. Wer den Geist des Katholicismus kennt, wer bedenkt, daß der gemeine Katholik von der zartesten Jugend an belehrt, und als untrüglichen Glaubensartikel festzuhalten verleitet werde, daß nothwendig jeder Ketzer verdammt sey, der wird sich gar nicht wundern, daß die Intoleranz gerade bey den Menschen, die das vortrefflichste Herz haben, und denen Religion, Moralität und Menschenwohl über alles heilig ist, den höchsten Grad erreiche.

Mein Vater wünschte nichts mehr, als daß er studirt haben möchte, und geistlich geworden wäre. Er würde, sagte er, mit Freuden in der ganzen Welt herumwandern, um die Ketzer und Ungläubigen zu bekehren. Eine einzige Seele aus der ewigen Verdammniß erretten, das war ihm Seligkeit

über

über alle Seligkeit. Er that indessen, was er glaubte in seinem Stande thun zu können. Er las sehr fleißig allerley Bücher, die er sich angekauft hatte. Er freute sich immer auf die Sonn- und Feyertage, weil er da seiner Lesesucht Genüge leisten konnte. Aber das schlimmste war nur, daß er gerade die abergläubischsten Bücher aufsuchte, und las. Die Bücher von Martin Kochem, besonders seine abentheuerlichen Legenden, hatte er beynahe alle. Diese verschlang er gleichsam. Aber die Bibel mochte er nicht lesen, weil er glaubte, daß das Lesen der Bibel zur Ketzerey führe. Die beständige Lektüre solcher Bücher, die von dem rohesten Aberglauben aller Art strotzten, unterhielt die unheilige Flamme seines Ketzerhasses beständig, und entzündete sie immer mehr. Doch ließ er sich mit seinen protestantischen Mitbürgern in keine Glaubensstreitigkeiten ein, und warnte auch seine Kinder davor. Ueberzeugt, daß das Ketzerbekehren bloß dem Geistlichen zukomme, weil

weil ſie Gelegenheit, Muſe, und den Beruf hätten, ſich mit den Religionsgründen der katholiſchen Kirche vertraut zu machen, glaubte er zugleich, daß es eine Verwegenheit ſey, wenn ſich ein gemeiner Mann dieſes Geſchäft anmaßen wolle, weil er aus Mangel der nöthigen Erkenntniſſe die Sache leicht verſchlimmern, und die katholiſche Lehre der Verachtung preis geben könnte. Gegen die Geiſtlichen, bis zu dem erbärmlichſten Bettelmönch herab, hatte er eine unbegränzte Hochachtung, weil er ſie als Werkzeuge anſah, deren ſich Gott bediene, die Rechtgläubigen zur ewigen Seligkeit zu führen, und die Ketzer zu bekehren. Er wünſchte ſich daher vorzüglich aus dem Grunde, viel Vermögen zu beſitzen, um alle ſeine Söhne ſtudiren zu laſſen, und dem geiſtlichen Stande zu widmen. Obgleich ganz außer Stand geſetzt, auch nur für einen einzigen ſeiner Söhne die Unkoſten, die zum Studiren erfodert werden, zu beſtreiten, gab er doch die Hoffnung nicht auf,

daß

daß die Vorsehung solche Umstände herbeyführen würde, unter welchen sein heißer Wunsch realisirt werden könnte. Er sprach mit Entzücken von dem hohen Glücke, das er erwartete, von dem Glücke nämlich, einen seiner Söhne geistlich zu sehen. Da er mich vorzüglich liebte, indem er an mir die Anlagen bemerkt zu haben schien, die mich zum geistlichen Stand, und vorzüglich zur Bekehrung der Ketzer geschickt machen könnten, so hatte er mich von den zartesten Jahren an zu diesem Stande bestimmt. Zu diesem Ende suchte er mich auch mit dieser hohen Bestimmung bekannt zu machen, und einige entfernte Anstalten zu treffen. Er kaufte einige lateinische Bücher, damit ich einstweilen lateinisch lesen und schreiben lernen möchte. Auch mußte ich schon in dem sechsten Jahre anfangen Musik zu lernen, und die gelernten Arien in der Kirche absingen. Wenn ich in der Kirche sang, so weinte er vor Freude. Sobald ich lesen gelernt hatte, welches schon zu Anfang meines fünf-

ten Lebensjahres geschah, gab er mir seine schönen Bücher zu lesen. Er gab mir anfangs seine Heiligenlegenden von Kochem, die nebst den Auswüchsen des rohesten Aberglaubens aller Art noch mit den abentheuerlichsten Erdichtungen angefüllt sind. Meine äußerst lebhafte Phantasie fand hier die angenehmste Nahrung; und ich wurde so sehr in diese Bücher verliebt, daß ich an Sonn- und Feyertagen nicht aus dem Hause zu bringen war, und mich einzig durch dieses Lesen belustigte. Ich freuete mich die ganze Woche hindurch schon mit regster Begierde auf diese Seelenweide. In dem sechsten Jahre hatte ich schon alle Historienbücher meines Vaters nicht nur gelesen, sondern ich wußte die meisten, noch so abentheuerlich verwickelten Geschichten bis auf die kleinsten Umstände andern zu erzählen. In diesen Geschichten wird nun sehr oft erzählet, wie der Teufel lebendig einen Ketzer geholt, und in die Hölle geschleppt habe. Darüber freuete ich mich denn recht herzlich. Besonders aber

entzückte mich die Geschichte der Höllenfarth Luthers. Mein Vater war über meine Lesesucht äuſserst erfreut, weil er sie als Bedingung zu einem künftigen gelehrten Manne ansah. Eine andere Angelegenheit, die er hatte, war die, daß er mir zum Beten einen herrschenden Hang beybrachte, welches ihm ebenfalls sehr gut gelang. Eine dritte Haupttugend, die er zwar von allen seinen Kindern, aber von mir in einem vorzüglichen Grade foderte, war rastlose Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Er mochte bemerkt haben, daß sehr viele Geistliche ihr Leben in träger Ruhe und im Wohlleben dahin träumten. Er machte sich aber von einem Ketzerbekehrer viel zu hohe Begriffe, als daß er sich vorstellen konnte, derselbe könne bey einem müſsigen Leben seinem Berufe Genüge leisten. Er schloß ganz richtig, daß wenn dem Menschen in der Kindheit rastlose Thätigkeit in irgend einem Geschäfte zum Bedürfnisse geworden sey, derselbe auch, wenn er sich dem Studiren widme, denselben

Geist

Geiſt der Thätigkeit auf das Feld der Wiſſenſchaften mit hinüber nehmen, und in dieſem Stande ſich vorzüglich auszeichnen werde. Auch zur Wohlthätigkeit ſuchte er mein ohnehin von Natur ſehr theilnehmendes Herz auf alle mögliche Art zu ſtimmen. Er gab mir daher gewöhnlich die Allmoſen an die wahrhaft Bedürftigen zu vertheilen, die vor ſeiner Thüre erſchienen. Nichts konnte ihn an einem katholiſchen Geiſtlichen mehr ärgern, als Geiz. Es lebte damals zu Mürsbach ein Pfarr, der ein Muſter eines uneigennützigen, und wohlthätigen Mannes war. Auf dieſen Mann machte er mich vorzüglich aufmerkſam. Dieſer Pfarr war auch ein großer Kinderfreund. Als Kind ging ich beynahe täglich zu ihm; der edle Mann ließ ſich zu allen meinen kindiſchen Launen herab, und feſſelte mich ganz an ſich. Er beſchenkte mich nicht bloß immer, ſondern ich war auch Zeuge, daß beynahe Niemand zu ihm kam, ohne daß er ihm Gutes that. Er lebte für ſich ſehr frugal;

gal; aber andern Menschen stünd alles zu Diensten, was er im Hause hatte. Was die Hausarmen im Dorfe betraf, so überraschte er sie oft auf eine sehr menschenfreundliche Art, indem er ihnen die beßten Speisen und Getränke, die er im Hause hatte, zur Erquickung zuschickte. Seine reiche Pfarrey, die ihm jährlich bis 1000 Thaler trug, setzte ihn in den Stand, seine edle Neigung zum Wohlthun in einem hohen Grade zu befriedigen. Er war bis 36 Jahre zu Mürsbach Pfarr, und hatte dennoch nichts erspart. Er wurde endlich in seinem hohen Alter unter dem Vorwande, daß er seinem Amte nicht mehr vorstehen könne, vertrieben, und bekam eine kärgliche Frühemesser-Stelle zu Haßfurt in Franken. Er zog als ein armer Mann fort, und verschenkte noch beym Abzuge an diejenigen Einwohner zu Mürsbach, die er am meisten schätzte und liebte, seine beßten Hausgeräthschaften. Denn er sagte, daß er seinen nahen Tod vorausfehe, und in der Ewig-

Ewigkeit nichts mehr bedürfe. Dieser Menschenfreund, dessen Haus ich von meinem dritten Jahre an beynahe täglich besuchte, und der mich wie ein Vater liebte, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Mein Vater wußte mir sein Beyspiel recht lehrreich zu machen. „So ein Geistlicher wußt du einst werden," rief er mir öfters zu, wenn er mich mit seinen menschenfreundlichen Handlungen unterhielt. Dieser Pfarr gab mir mitten unter den Spielen der Kindheit, an denen er, wenn ich zu ihm kam, recht herzlichen Theil nahm, den ersten Religionsunterricht, der ganz nach dem Wunsche meines Vaters beschaffen war. Auch bey ihm gehörte es unter die ersten Lehren der Religion, daß die Ketzer verdammt wären. Er ermahnte mich daher recht nachdrücklich, und oft, daß ich ja mit Kindern der Ketzer nicht viel Umgang pflegen möchte, um nicht von dem Ketzergift angesteckt zu werden. Aber in Rücksicht auf das praktische Leben war er ganz so gesinnt, wie mein

Vat

Wa'er, und behauptete, man müsse den Ketzern, wie den Rechtgläubigen ohne allen Unterschied Gutes thun. Er ging hierin allen seinen Pfarrkindern mit dem schönsten Beyspiele vor. Er bewies sich bey jeder Gelegenheit äußerst wohlthätig gegen die protestantischen Einwohner zu Mürsbach, und wurde von diesen nicht minder, als von seinen katholischen Pfarrkindern, geschätzt und geliebt. Dieser Mann war vorzüglich recht sehr erfreut, wenn ich ihm Legenden der Heiligen erzählte. Ich foderte ihn gewöhnlich auch auf, mir etwas von den Heiligen zu erzählen. Er hatte einen außerordentlichen Vorrath von diesen Erzählungen im Kopfe. Selbst Menschenfreund im hohen Grade schien er jedoch für diejenigen am meisten Geschmack zu haben, in denen schöne, und heroische Züge der Menschenliebe, wenn sie gleich ins Uebertriebene ausarteten, vorkamen. Diese Geschichten erzählte er mir gewöhnlich, und wußte die menschenfreundlichen Handlungen

so

ſo eindringlich für mein Herz zu erzählen, daß die heilige Flamme der Humanität immer mehr in mir aufloderte. Oft entzog ich mir die Semmel — das gröſßte und ſeltenſte Geſchenk, das mein Vater ſeinen Kindern machte — die mir mein Vater gegeben hatte, und gab ſie einem alten Greiſen, der vor die Thüre meines Vaters kam. Ich wurde ſelbſt recht herzlich im Geiſte erquickt, wenn ich ſah, daß der Arme mit dieſem Opfer der Menſchenliebe ſeinen Körper erquickte. Es ergriff mich dabey eine Art von Begeiſterung, und es zitterte eine Ahnung von einem himmliſchen Genuſſe durch mein Innerſtes. Je öfter ich dergleichen Handlungen wiederholte, deſto mehr verſtärkte ſich dieſes ſelige Vergnügen, deſto lebhafter und dringender wurde gleichſam der Hunger darnach. Selige Stunden dieſer Kindheit, die ich der Bildung meines guten Vaters, und jenes menſchenfreundlichen Geiſtlichen zu verdanken hatte; noch immer ſtehet ihr, wie die ſchönſten Grazien meines

Le-

Lebens, vor mir, und ergießet Entzücken in meine Seele!

§. 2.

Einfluß, den der Charakter und die Erziehung von Seiten meines Vaters auf meine Geistesbildung hatte.

Die Natur schien mich gerade mit solchen Geistesanlagen ausgerüstet zu haben, daß die Erziehungsmethode, deren sich mein Vater gegen mich bediente, verbunden mit seinem lebendigen Beyspiele, die Wirkungen, die er beabsichtigte, in vollem Maaße hervorbringen mußte. Ein äußerst zärtliches, empfindsames Herz, und ein lebendiger, mit schöpferischer Phantasie beflügelter Geist, waren die Grundzüge meines Charakters. Aber eben darum fand auch religiöse Schwärmerey aller Art in mir leichten und offenen Eingang. Was die intolerante Denkart meines Vaters gegen die Lutheraner

ner betraf, die er mir ſchon in den zarteſten Jahren der Kindheit einzuflößen ſuchte, ſo empörte ſich mein Herz anfangs mit Heftigkeit dagegen. Ich wollte es durchaus nicht glauben, daß alle Ketzer ohne Unterſchied ewig verdammt wären. Es waren in Mürsbach einige recht exemplariſch gute Menſchen unter den Lutheranern, beſonders aber eine Schenkswirthinn, die ein Muſter von Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit war, und die von allen Katholiken allgemein geſchätzt und geliebt wurde. Sie beſaß ſehr große Geſchicklichkeit, durch Ueberſchläge von Kräutern und Pflaſtern, die ſie ſelbſt machte, Wunden zu behandeln. Sie machte recht glückliche Kuren. Sie war aber dabey weit von aller Quackſalberey, und einem den Quackſalbern gewöhnlichen Eigendünkel entfernt. Sobald ſie merkte, daß ihre Kenntniſſe zur Hebung des Uebels nicht zureichten, drang ſie darauf, daß ein Arzt herbey gerufen wurde. Sie diente ohne allen Unterſchied allen Menſchen mit

der

der größten Uneigennützigkeit. Besonders aber fanden die Armen an ihr die gütigste Pflegemutter. Sie gab ihnen bey der Heilung ihrer Leibesschäden nicht nur ihre Heilmittel umsonst, sondern schickte ihnen auch sehr oft, wenn sie zu dürftig waren, die Speisen zu, die sie für sie in ihren Umständen am dienlichsten hielt. Auch von den Bemittelten nahm sie nie mehr, als die Unkosten, die sie selbst für die Verfertigung ihrer Heilmittel aufgewendet hatte, betrugen. Daß ihre Kenntnisse nicht gemein waren, davon mag folgende Begebenheit ein Beweis seyn. Ein reicher Edelmann in der Nähe, der aus der Familie von Rotenhan zu Rentweinsdorf war, wurde einst sehr gefährlich durch ein Versehen auf der Jagd in den Fuß geschossen. Es wurden die berühmtesten Wundärzte herbeygerufen. Diese Herren glaubten aber allgemein, daß der Fuß nicht geheilt werden könnte, sondern abgelöset werden müßte, wenn der Edelmann mit dem Leben davon kom-

kommen wollte. Dieſer Herr wollte ſich aber nicht dazu verſtehen; er war Officier in Hannöveriſchen Dienſten, und wünſchte, ſeinen Fuß zu erhalten. Er ließ daher dieſe Wirthinn kommen, und fragte ſie, ob ſie ſich getraue, den Fuß zu kuriren. Er wollte ſichs gerne gefallen laſſen, wenn er auch ein Schnappbein davon trüge, wenn nur der Fuß nicht abgelöſt werden müßte. Sie unterſuchte die Wunde, und verſprach gleich mit Zuverſicht, daß ſie den Fuß wieder heilen wolle; in einigen Tagen würde ſie auch im Stande ſeyn, zu beſtimmen, ob der Fuß ohne allen Schaden zu heilen ſey, ſo daß der Herr durchaus gerade gehen könne. Ihre Kur ſchlug ſo gut an, daß ſie nach einigen Tagen auch die Verſicherung gab, es würde gar keine Spur des Uebels zurückbleiben. Es traf auch ein. Der Herr von Rotenhan wurde ſo glücklich kurirt, daß er durchaus gerade gehen konnte, und auch keine andere Ungemächlichkeit mehr merkte. Dieſe Frau nun, weil mich die ſchönen

Hand-

Handlungen der Menschenliebe vorzüglich entzückten, hatte ich ins Auge gefaßt, und der Behauptung meines Vaters, daß alle Ketzer ohne Unterschied verdammt wären, entgegengestellt. Mein Vater fand sich in der That durch dieses Muster der ungeheucheltesten Tugend betroffen, und nahm eine solche Wendung, daß er zwar diese Frau mit Schonung behandelte, aber dennoch seine Behauptung geltend zu machen suchte. Er sagte nämlich, er glaube ganz gewiß, daß Gott diese Frau noch erleuchten würde, sollte es auch auf ihrem Sterbebette seyn, so daß sie den Irrthum der Ketzerey erkennen, und zu dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren würde. Dieses Beyspiel veranlaßte ihn zu einer sehr menschenfreundlichen Milderung seiner Behauptung von der nothwendigen Verdammniß der Ketzer. Er sagte nämlich, daß die Ketzer bloß verdammt wären, w e n n sie in der Ketzerey stürben. Aber es könne Niemand wissen, wann dieses der Fall sey. Es

könne

könnte seyn, daß Gott diejenigen Ketzer, die nach ihrer Einsicht rechtschaffen lebten, noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens zum wahren Glauben bekehre, ohne daß sie ihren Glauben äußerlich bekennen könnten, und daß folglich von ihrer geheimen Bekehrung Niemand etwas wüßte. Daher dürfe man auch von keinem einzigen Ketzer sagen, er sey unbedingt verdammt, sondern nur unter der Bedingung, wenn er in der Ketzerey sterbe. Einst starb ein protestantisches Mädchen des Dorfes, das zwar bis 6 Jahre älter war, als ich, aber sehr oft an meinen kindischen Spielen Theil genommen, und mir viel Gutes gethan hatte. Ich war sehr bekümmert wegen ihrer Seligkeit, weil ich sie sehr lieb hatte. Ich fragte meinen Vater, ob auch dieses gute Mädchen verdammt sey. Ja, sagte er, ohne allen Zweifel, wenn sie in der Ketzerey gestorben ist. Aber sie war noch zu jung, erwiederte ich, als daß sie den Irrthum hätte einsehen können. Sie

wurde

wurde von ihren Eltern gerade so unterrichtet, daß der lutherische Glaube der wahre sey, als man mich belehrt, daß die katholische Kirche die einzig wahre sey. Naseweiser Junge! sagte mein Vater erbittert, willst du klüger seyn als die ganze kathotische Kirche, die von jeher einmüthig gelehrt hat, daß nothwendig alle Ketzer verdammt seyen, klüger, als Gott, der diese schreckliche Wahrheit gelehrt, und in der heiligen Schrift geoffenbaret hat, wo es mit dürren Worten heißt: Wer glaubt und getauft ist, wird selig; wer aber nicht glaubt, wird verdammt, ja der ist schon gerichtet, eben darum, weil er nicht glaubt. Und wiederum: Wer die Kirche nicht hört, der sey wie ein Heide und Publikan, das heißt, wie ein von Gott verworfener. Wäre dieses Mädchen, setzte er hinzu, nur ein viertel Jahr eher gestorben, so wäre sie ganz gewiß selig geworden. Allein da sie vor einem viertel Jahre das

erſtemal von ihrem Pfaffen den unheiligen Brocken genommen hat, bey welcher Gelegenheit ſie ſich öffentlich zur Ketzerey bekennte, ſo iſt ſie ſo gewiß verdammt, wenn ſie nicht in den letzten Augenblicken ihre Ketzerey verabſcheuet hat, und im Geiſte zur katholiſchen Kirche übergetreten iſt, als weder Gott, noch ſeine unfehlbare Kirche lügen kann. Als ich noch immer bedenklich zu ſeyn ſchien, ſagte endlich mein Vater: Das mußt du durchaus glauben, wenn du nicht ſelbſt ewig verdammt ſeyn willſt. Willſt du vielleicht auch Ketzer werden? Biſt du ſchon vom Ketzergifte angeſteckt? Das ſind die Folgen, wenn man mit Ketzern zu vertraut umgehet. Wäreſt du mit dieſem Mädchen nicht zu vertraut geworden, ſo würdeſt du nicht an dieſem Hauptartikel des katholiſchen Glaubens zweifeln, welches eine groſe Sünde iſt, die du beichten und bereuen mußt, ſobald du das erſtemal zur Beichte geheſt. Aber gut, ich will dir hinführo beſſer aufſehen: ſobald ich wieder

eine

eine ſolche Kameradſchaft mit einem Ketzerkinde bemerke, ſollſt du gewiß derbe Prügel bekommen — Du Ketzer! Ich ſchwieg, nahm mir aber vor, meinen Zweifel dem Herrn Pfarr vorzutragen. Ich that's, und bekam — denſelben Beſcheid. Als ich das erſtemal zur Beichte ging, welches in meinem ſiebenten Jahre ſchon geſchah, erinnerte mich mein Vater ausdrücklich an die ſchreckliche Sünde, die ich begangen hätte. Zitternd beichtete ich dieſelbe dem Kaplan des Dorfes, der damals die Beichten der Kinder abnahm. Aber Gott! wie donnerte dieſer Mann gegen mich los! wie wurde mir die Hölle ſo heiß gemacht! Ich erweckte mit Thränen die vorgeſchriebene Formel der Reue, und verſprach recht ernſtlich und aufrichtig, ja nicht mehr daran zu zweifeln, daß alle Ketzer des Teufels wären. Er gab mir zur Buße auf, daß ich öfter eine gewiſſe Formel, worin der katholiſche Glaube ausgedrückt iſt, beten ſollte, und rieth mir hinführo, mich daran zu gewöhnen, zu be-

bestimmten Zeiten des Tages, z. B. so oft ich die Uhr schlagen hörte, den Akt des Glaubens, wodurch man sich ermuntert, alles blind zu glauben, was die katholische Kirche lehrt, und alle Ketzereyen verabscheut, im Herzen zu erwecken. Dies that ich auch, und gewöhnte mich in kurzer Zeit so sehr an Ketzerhaß, daß mir die Namen Ketzer, Lutheraner und Teufel Eins wurden. Diese menschenfeindliche Empfindung wurde in der Folge so verstärkt und fixirt, daß sich auch dann noch, als ich mit voller Ueberzeugung den liberaleren Geist des Protestantismus lieb gewonnen hatte, mit diesem Namen ein unwillkührlicher Abscheu mir aufdrang. Wie wahr ist's, was der Dichter sagt: *quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu!* — Aber noch ehe ich zur Beichte ging, wagte ich es noch einmal, meinem Vater über diesen Punkt einen Einwurf zu machen. Ich ging einst mit ihm nach Lahm, einem schönen, gegen Coburg zu gelegenen

Dorfe, das ganz Lutherisch ist. Mich machte die hier schwelgende Fruchtbarkeit auf den Wiesen und auf der Flur aufmerksam. Ich sagte daher zu meinem Vater: Wie ists möglich, daß der liebe Gott die Lutheraner so sehr hasset, daß er sie ewig verdammt, und sie doch noch reichlicher segnet, als die Katholiken, die seine wahren Kinder seyn sollen? Gerade, antwortete mein Vater hastig, weil der liebe Gott, der jedem Menschen gern Gutes thut, die Lutheraner ewig verdammen muß, wegen seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, die sich mit der Ketzerey durchaus nicht vertragen kann, so segnet er sie wenigstens zeitlich. Sie haben ihren Himmel auf dieser Welt, Darum wächst alles bey ihnen besser als bey uns. Auf diese Art wurde in den zartesten Jahren mein sehr empfindsames, ganz zur Menschenliebe gestimmtes Herz, mit Ketzerhaß vergiftet. Nach meiner ersten Beichte gab ich mir selbst recht viele Mühe, diese unheilige Flamme immer mehr anzufachen,

und

und jeden Zweifel, der mir in diesem Punkte einfiel, sogleich als eine teuflische Versuchung auszuschlagen. Ich sann sogar schon darauf, wie ich einst die Ketzer widerlegen wollte, wenn ich geistlich würde. Dazu gab mir der katholische Katechismus sammt den Predigten, die ich hörte, Anlaß. Ich studirte selbst auf eine Predigt, unter dem Texte: Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet. Als ich nun diese ausgesonnene Predigt im Kopfe hatte, stieg ich einst unvermuthet auf die Bank, hinter dem Tische, und fing an, zu predigen. Meine Eltern und Geschwistrigen hörten mit stiller Bewunderung den unerwarteten Prediger an. Noch war alles eine Zeitlang stille, als ich schon geschlossen hatte. Aber auf einmal ergoß sich das stille Staunen in den lautesten Beyfall. Mein Vater sah diesen Vorfall als eine Art von Wunder an, wodurch Gott offenbar meinen Beruf zum geistlichen Stande, und zur Bekehrung der Ketzer zu erkennen gebe. In diesem Glauben wurde

er noch mehr bestärkt durch meinen Hang zum Gebete, und zum Lesen der geistlichen Bücher, die er hatte.

In Ansehung des Gebetes hat mich mein Vater gelehrt, daß wenn wir recht beten, uns Gott erhören müsse. Er hatte auch einige Gebetbücher, in denen Gebetsformeln waren, die Gott gewissen Heiligen soll geoffenbaret haben mit der Versicherung, daß er jeden Menschen, der ihn auf diese bestimmte Art anriefe, erhören würde. Diese Gebetsformeln lernte ich auswendig. Mein Vater hielt sogar viel auf das sogenannte Corona's- und Christophorusgebet, wodurch der Teufel gezwungen werden soll, verborgene Schätze herauszugeben. Ob mein Vater diese Gebete in Gesellschaft mit andern je gebetet habe, weiß ich nicht; aber er ermahnte einigemal seine Kinder, diese Gebete in einem besondern Kämmerchen zu verrichten. Er glaubte nämlich, daß diese Gebete von noch unschuldigen Kindern verrich-

richtet, gewiß eine gute Wirkung haben würden. Dieſes geſchah jedoch, ſo viel ich mich erinnere, nur zweymal. Vermuthlich ſollte es ein Verſuch ſeyn, ob der Teufel nicht durch das Gebet der Kinder bezwungen werden könnte. Aber andere Gebete muſten wir deſto häufiger verrichten. So oft mein Vater wegen ſeiner Schulden in Bedrängniß kam, mußten in dem beſtimmten Kämmerchen, das er, wie eine Hauskapelle, einrichten und mit einem Altar verſehen ließ, Betſtunden, nicht ſelten halbe Tage lang, gehalten werden. Auch wurde täglich vor dem Schlafengehen der Roſenkranz, ſelbſt unter der Arbeit, z. B. wenn Brod gebacken wurde, nebſt vielen andern Gebeten gebetet. Das Leben des Menſchen ſollte, nach den Grundſätzen meines Vaters, ein ſtetes Abwechſeln von Arbeiten und Beten ſeyn. Die Bedrängniß meines guten Vaters, den ich recht herzlich liebte, rührte mein Herz auf das Innigſte. Da ich nun von ihm belehrt wor-

den

den war, daß Gott das Gebet der Menschen, wenn es rechter Art wäre, erhören müßte, und daß vorzüglich das Gebet unschuldiger Kinder durch die Wolken dringe, so glaubte ich ganz gewiß, daß ich ihn durch fleißiges, inbrünstiges, und anhaltendes Gebet aus seiner Noth, in welche ihn seine ganz unverschuldete Schuldenlast von Zeit zu Zeit warf, erretten könnte. Da ich ihn nun von ganzem Herzen zu retten wünschte, so ergriff ich auch mit einer Art von Enthusiasmus der kindlichen Liebe jenes Mittel. Der Umstand, daß sich mein Vater auch in den verzweifeltsten Umständen immer aus der Verlegenheit riß, in welche ihn manche unbillige Gläubiger von Zeit zu Zeit stürzten, und daß oft ganz unerwartete Hülfe kam, bestätigte mich in meinem Glauben, daß durch das Gebet alles auszurichten sey, immer mehr. Ich schrieb diese glücklichen Wendungen des Schicksals immer der Kraft des Gebetes zu. Ich betete daher gewöhnlich mit einer Art von Begei-

ste-

ſterung, in der feſten Ueberzeugung, daß ich erhört werden müßte. Ich war in der Kirche der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung Aber auch außer der Kirche erregte mein Eifer im Gebete große Aufmerkſamkeit unter den Bewohnern von Mürsbach. Ich hatte, wenn ich auf das Feld ging, immer meinen Roſenkranz in der Taſche. Sobald ich zum Dorfe hinaus war, und allein zu ſeyn glaubte, fing ich an, leiſe den Roſenkranz zu beten. Ganz in mich gekehrt bemerkte ich oft die Menſchen nicht, die mir begegneten, oder in der Nähe waren. Um von Menſchen nicht beobachtet zu werden, ſuchte ich abgelegene, und verborgene Orte auf, wo ich mich auf die Knie warf, und Stunden lang größten Theils mit ausgeſpannten Armen, und die Augen gegen den Himmel fixirt, betete. Aber auch hier wurde ich nicht ſelten von Menſchen bemerkt. Man hielt mich im Dorfe ſchon für einen Heiligen. Man nannte mich nur das fromme Hänschen.

Aber

Aber auf einmal wurde mein Heiligkeitsdünkel auf die empfindlichste Art niedergeschlagen. Mein Vater hatte mich selbst der Dieberey verdächtig gemacht, und mich dem öffentlichen Spotte der Dorfskinder preis gegeben. Die Begebenheit, und die Art, wie sich mein Vater dabey betrug, charakterisirt den höchsten Grad der Ehrlichkeit desselben zu genau, und machte auf mich für mein ganzes Leben einen zu bleibenden Eindruck, als daß ich dieselbe hier verschweigen sollte.

Mein Vater hatte, wie ich schon bemerkt habe, seine Kinder zur rastlosesten Arbeit angehalten. Besonders wurde ich in diesem Punkte äußerst streng behandelt. Man ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Als ich auf Banz in der Qualität eines Diskantisten kam, war ich erst 9 Jahre alt. Und dennoch hatte ich in diesem Alter beynahe schon alle Bauersarbeiten, auch die schwereren nicht ausgenommen, mitgemacht.

Ich

Ich hatte z. B. schon drey Jahre lang das Getreide mit ausdreschen müssen. Auch sogar wenn zu Nacht gedroschen wurde, war ich nicht von dieser harten Arbeit ausgenommen. Bey dem Getreideschneiden habe ich mich einmal mit der Sichel an einem Finger so schwer verwundet, daß ein Theil des Fingers abgeschnitten auf das Feld fiel. Auch mußte ich unaufhörlich auf dem Felde grasen, und das Gras in Körben nach Hause tragen. Einst kam ich ganz ermüdet gegen Mittag nach Hause. Aber statt mir einige Ruhe zu vergönnen, jagte mich meine Mutter auf's neue auf das Feld, mit dem Befehle, einige Büschel Aehren zu lesen in einer Gegend, wo gerade das Getreide gebunden wurde. Meine Mutter sagte, die Mittagssuppe werde erst nach einer Stunde fertig, und es sey nicht recht, wenn ich diese Stunde müßig seyn wollte. Traurig ging ich auf das Feld, und setzte mich anfangs unter einen schattenreichen Baum, um ein we-

wenig auszuruhen. Da sahe ich mich denn um, und erblickte unter einem andern Baum drey kleine Büschel Gerstenähren. Da ich nun Niemand in der Nähe bemerkte, so vermuthete ich, diese Büschel seyen hier verloren gegangen, oder niedergelegt worden, ohne daß sich der Eigenthümer dessen mehr erinnerte. Diese Büschelchen waren ebenfalls zusammengelesen. Es fiel mir sogar ein, daß weil ich so fleißig betete, der liebe Gott mir auf eine wunderbare Art diese kleine Gabe zugedacht, und durch eine unsichtbare Hand hier niedergelegt hätte. Ich wollte daher noch eine Zeitlang warten, mit dem Entschlusse, daß wenn sich kein Eigenthümer zeigte, ich von dieser offenbar mir zudegachten Gabe Gottes Gebrauch machen wollte. Als nun nach 3 viertel Stunden Niemand kam, ergriff ich die Büschel, und trug sie ganz andächtig, und Gott dankend nach Hause, in dem frommen Wahn, daß an mir das Wunder der Agar erneuert worden sey.

Ich

Univ. Bibl. München

Ich sagte aber meiner Mutter von dem vermutheten Wunder kein Wort; sie lobte mich daher recht sehr wegen meines Fleißes. Kurz darauf kam ein Knabe des Dorfes, der mir sagte, es hätten mich einige Leute gesehen, daß ich drey Gerstenbüschelchen, die fein wären, von jenem Baume genommen hätte. Er bat mich daher, ihm die Büschel wiederzugeben, mit der beygefügten Drohung, daß er es sonst meinem Vater sagen würde. Allein da ich den Verdacht der Dieberey scheute, so läugnete ich die ganze Sache. Der Knabe verklagte mich also bey meinem Vater, wohlwissend, daß diese Klage ihre gute Wirkung thun würde. Denn mein Vater war als der ehrlichste Mann im Dorfe bekannt. Nun wurde ich durch die härtesten Züchtigungen endlich zum Geständniß gezwungen. Nach diesem Geständniß folgte eine neue Prügelsuppe, mit der schrecklichsten, und eingreifendsten Strafpredigt begleitet. Der Knabe, foderte nun mit Ungestüm von meinem Vater seine Büschel.

schel. Aber mein Vater rief ihn zur Thüre hinaus, und gab ihm, ohne daß ich etwas davon vermuthete, den Anschlag, die ganze Dorfjugend zusammen zu rufen, derselben meine begangene Dieberey zu erzählen, und sich mit ihr vor unserm Hause zu versammeln. Er würde mir alsdann befehlen, die Büschel selbst durch das Dorf bis in sein Haus zu tragen. Er sollte mich aber an der Spitze der Dorfjugend mit Hohn und Spott durch die Gassen bis an seines Vaters Haus verfolgen. Als mein Vater merkte, daß die Dorfjugend vor seinem Hause versammelt war, gab er mir nun jenen Befehl. Ich fiel auf die Knie, und bat ihn, mich mit dieser Beschimpfung zu verschonen. Aber es half kein Bitten. Ich wand mich an meine Mutter; aber auch sie war unerbittlich. Ich mußte also gehorchen. Doch wußte ich noch nichts von dem Auflauf der Dorfjugend. Ich fiel beynahe in Ohnmacht, als ich diese unerwartete Rotte vor mir sah, die mich mit dem muthwilligsten Spott und

Hohn-

Hohngelächter empfing, und bis an das benannte Haus im wilden Triumph begleitete. Aber die Strafe hatte noch kein Ende. Acht Tage lang mußte ich mein Essen auf einer abgesonderten Bank verzehren; denn, sagte mein Vater, Diebe gehören nicht unter ehrliche Leute. Dieser Vorfall machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß mir von diesem Augenblicke an fremdes Eigenthum heilig und unverletzlich wurde, wenn es auch die unbedeutendste Kleinigkeit ist. Der Gedanke, daß durch mich irgend ein Mensch in Schaden kommen sollte, ist mir bis jetzt unerträglich. Ich würde eher fähig seyn zu sterben, als in der größten Noth z. B. Schulden zu machen, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie bezahlen könnte. Denn auch der leichtsinnige, oder gar absichtliche Schuldenmacher, der weiß, daß er entweder das Vermögen, oder den Willen nicht hat, die gemachten oder zu machenden Schulden zu bezahlen, ist in meinen Augen ein verabscheuungswürdiger Dieb. Ich bin

mir

mir auch in meinem ganzen Leben keiner Handlung bewußt, wodurch irgend ein Menſch mit meiner Schuld in Schaden gekommen wäre. Zu dieſer Stimmung trug ganz gewiß die ſtrenge Behandlung jenes in der Kindheit begangenen Fehlers von Seiten meines Vaters, und dann ſein eignes muſterhaftes Betragen im Punkte der Ehrlichkeit nicht wenig bey.

Zum Bücherleſen hatte ich eine wahre Leidenſchaft. Da nun die Legenden meines Vaters voll Wundergeſchichten waren, ſo wurde meine Phantaſie immer zügelloſer. Ich konnte mich ſchon als zarter Knabe ſo in gewiſſe Lieblingsgedanken vertiefen, daß ich nicht wußte, was ich that. Auch war ich in meiner Jugend lange Zeit bis gegen das 14te Jahr Nachtwandler. Mich rührten in den Legenden der Heiligen vorzüglich die oft heroiſchen Handlungen der Menſchenliebe. Es iſt gar nicht zu läugnen, daß Religionsſchwärmerey fruchtbar iſt an ſolchen

chen Ausbrüchen des lebendigsten Enthusiasmus für die Erquickung der leidenden Menschheit. Das Papstthum hat gerade in den Zeiten der gröſsten Schwärmerey eine schwelgende Fruchtbarkeit in dieser Rücksicht gezeigt; der kältere Protestantismus hat diese schönen Früchte theils vernichtet, theils den Boden sehr unfruchtbar gemacht. Nur die Vernunftherrschaft wird den öden Boden wieder befruchten, und, rein von den Auswüchsen des Aberglaubens, die herrlichsten Früchte der Humanität tragen. Der alte, von Aberglauben benebelte Enthusiasmus der Phantasie muß in Vernunftenthusiasmus übergehen. Der klügelnde, und immer egoistische Verstand, ist ein Erzgeizhals. Nur die Phantasie und Vernunft strecken ihre Flügel über die leidende Menschheit aus; jene zwar durch blinden Instinkt getrieben; diese aber mit der Fackel der deutlichsten Einsicht ausgerüstet. Auf dem Gebiete des Katholicismus stehen noch eine Menge Denkmale der phantasirenden Menschen-

ſchenliebe. Die Sonne der Vernunft, die in unſern Zeiten in manchen Gegenden dieſes Gebietes glänzender leuchtet, als in vielen proteſtantiſchen Ländern, wird ſie zu dem würdigſten Gebrauche zu verwenden wiſſen. Die Klöſter ſind größten Theils Produkte des Enthuſiasmus der phantaſirenden Menſchenliebe Welch ein unerſchöpflicher Fond zur Beförderung des Beſtens der Menſchheit liegt hier für gute, und weiſe Fürſten dieſer Religionspartey! Was iſt z. B. von dem vortrefflichen, eben ſo erleuchteten, als wohlwollenden Churfürſten von Pfalzbayern nicht in dieſer Rückſicht zu erwarten! — Wohlthätiger Enthuſiasmus der phantaſirenden Menſchenliebe unſerer Vorältern, wie weit wohlthatiger wirſt du werden, wenn du mit dem Auge des Vernunftenthuſiasmus ausgerüſtet für die Menſchheit wirkſt, wenn du gleichſam vermählet mit dem letzteren, die guten Fürſten Deutſchlands begeiſterſt!

Nebst den Handlungen der Menschenliebe rührten mich besonders die strengen Bußübungen der Heiligen, und ihr abgeschiedenes, der Einsamkeit, und Selbstbeschauung geweihtes Leben. Schon als Kind suchte ich ihnen hierin nachzuahmen, übte mich z. B. in Fasten, und entzog mich dem lärmenden Umgange mit der Dorfjugend. Nur eine stille Liebe gegen das Mädchen meines Nachbars, das meines Alters war, begeisterte mich, und vermählte sich gleichsam mit meinen religiösen Schwärmereyen. Durchaus unwissend in Rücksicht auf die Bestimmung beyder Geschlechter, und unschuldig, wie ein Engel, fühlte ich mich mit unwiderstehlicher Kraft gegen dieses Mädchen hingezogen. Sie war sehr schön; und hatte einen ungemein sanften, sittsamen, und wohlwollenden Charakter. Dieses Mädchen sympathisirte auch ganz mit mir, und liebte mich auf eine eben so zärtliche, und unschuldige Art, als sie von mir geliebt wurde. Wenn ich an Sonn- und Feyerta-

gen mich von meiner reizenden Lektü
riß, so geschah es nur aus der Absicht,
durch die lebendigen Reize meiner scho
Margarethe in unschuldigen Spielen zu er-
quicken. Unsere Spiele hatten sehr oft auf
eheliche Verbindung Beziehung. Ich stellte
den Mann, und sie die Frau vor. In ih-
rem Spielraume hatte sie die weiblichen
Hausorgen, und ich die männlichen. Sie
kochte die Suppe, während ich meinen Wa-
gen bespannte, um ins Feld zu fahren. Ich
wurde krank, und sie verpflegte mich auf
das liebreichste. Aber unsere Spiele blie-
ben immer in den Gränzen der reinsten Un-
schuld. Der zarte Umriß ihres Körpers
hatte für mich so viele Reize, daß ich, wie
ich mich noch genau erinnere, von Her-
zen wünschte, selbst dieses Mädchen zu
seyn.

Meine kleine Freundinn hatte mich so
sehr gefesselt, daß ich ohne sie nicht wohl
seyn konnte, und ihr, wenn ich Zeit hatte,

über-

überall nachlief. Einſt kam ich in den Grasgarten meines Vaters, der durch einen Zaun von dem Garten meines Nachbarn abgeſondert war. Ich ſah mein Herzensmädchen in demſelben graſen, freylich nur aus Nachahmungsſucht, und nicht aus Ernſt. Ich rief ihr; ſie kam vor den Zaun, wo wir eine Zeitlang mit einander ſchwätzten. Aber dieß war für die liebenden Kinder nicht genug; ſie wünſchten beyde beyſammen zu ſeyn. Und doch ſchien der fatale Zaun ein unüberſteigliches Hinderniß zu ſeyn. Mein Mädchen fragte endlich, ob ich nicht über den Zaun ſteigen könnte. Ich äußerte mein Unvermögen: ſie ſprach mir Muth ein, und ermunterte mich, es wenigſtens zu verſuchen. Sie verſprach mir, wenn ich nur einmal die Höhe des Zaunes erreicht hätte, behülflich zu ſeyn, daß ich herabſteigen könnte. Und, ſetzte ſie hinzu, wenn du auch fällſt, ſo fällſt du ja auf weiches Gras, ſo daß dir der Fall nicht ſchaden kann. Doch warte, ſagte ferner das gefälli-

ge Mädchen, ich will von dem Boden erst alles wegräumen, was dir schaden könnte. Als sie damit fertig war, wollte ich schon zu klettern anfangen, und das erste Wagestück der Liebe versuchen. Aber warte noch ein wenig, ich will das Lager noch weicher, und zum Falle unschädlicher machen, sprach sie, und lief fort an die Stelle, wo sie gegraset hatte. Da sammelte sie all das abgemähete Gras in ihre kleine Schürze, und trug es an den Ort, wo ich über den Zaun steigen wollte. Sie that ihre Schürze vom Leibe, breitete dieselbe auf dem Boden aus, und legte das Gras darauf. Nun Häns-chen, rief sie mir zu, nun kannst du sicher herüber steigen. Ich versuchte es, erreichte glücklich die Höhe des Zaunes, und stieg dann, von meinem Mädchen unterstützt, eben so glücklich auf der andern Seite herab. Nun waren wir beyde voll Freude, daß das Wagestück gelungen war. Mein Mädchen schien mich um so lieber zu haben, da ich etwas für sie gewagt hatte, und ich war

stolz

ſtolz auf meine Heldenthat, und fühlte ein gewiſſes Wohlbehagen, meiner Freundinn einen Beweis meiner Liebe gegeben zu haben. Als wir eine kurze Zeit mit einander geſchwätzt hatten, fieng ſie ihr voriges Geſchäft zu graſen wieder an. Ich knieete neben ihr nieder, und zwar ſo nahe, daß mich einmal die Grasſichel unter dem Mähen erreichte, und mich ſo ſcharf im Kniee verwundete, daß die Narbe noch ſichtbar iſt. Ich that anfangs vor Schmerzen einen Schrey; doch hielt ich mich ſogleich wieder ſtille, um Niemanden auf den Vorfall aufmerkſam zu machen. Mein gutes Mädchen, als ſie die groſſe Wunde, und das hervorſtrömende Blut ſah, erſchrack ſo heftig, daß ſie beynahe in Ohnmacht ſank. Ich ſuchte ſie wieder zu ermuntern, und als ſie wieder zur Beſinnung kam, ſagte ſie: warte ein wenig, mein liebes Hänschen, ich will in mein Haus gehen, und einige Stücke von Leinenzeug holen, um die

Wun-

Wunde zu verbinden. Sie ging, kam wieder, und verband die Wunde. Als wir von einander gingen, bat sie mich, ja die Wunde niemanden zu zeigen, und nichts von dem Vorfalle zu sagen. Ich versprachs, und hielt auch Wort. Ich that mir dabey alle mögliche Gewalt an, um nicht zu hinken. Die Heiligen, dachte ich, haben ja auch viel gelitten, sich oft selbst Wunden versetzt, und von ihren Schmerzen sich nichts merken lassen. Wenn du also ein Heiliger werden willst, so mußt du jetzt eine Probe machen, ob du etwas ohne Aeußerung des Schmerzens ausstehen kannst. Bist du feig, so ist es mit deinem Vorhaben, ein Heili zu werden, geschehen. Nach einer Stunde kam mein Mädchen in mein Haus, und gab mir ein Zeichen, mit ihr zu gehen. Sie führte mich an einen abgelegenen Ort, und zeigte mir eine Hand voll von einem sehr heilsamen Kraut,

das unter Bauersleuten das einzige Heilungsmittel wider Wunden ist. Das Kraut heißt Spitzewegwart. Sie machte dann das Verband an dem verwundeten Knie wieder auf, preßte aus diesem Kraut den Saft, und träufelte denselben in die Wunde, und verband sie endlich wieder. Nun wirst du bald wieder geheilt seyn, sagte mein gefälliges und kluges Mädchen: meine Mutter hat sich kürzlich auch sehr stark verwundet, und sie machte es mit diesem Kraute gerade so, wie ichs gemacht habe, und in ein paar Tagen war die Wunde geheilt. Den folgenden Tag kam mein Mädchen wieder, und wiederholte dieselbe Kur, wie Tags vorher. Dieß hatte eine so gute Wirkung, daß ich den dritten Tag keinen Schmerzen mehr fühlte, und das Verband wegwarf. —

Goldenes Alter der Menschheit! du bist kein leeres Hirngespinst der Dichter.

Nein

Nein du bist der wirkliche Himmel der Kindheit, und wirst mit jedem Kinde aufs neue gebohren!

Zweytes Hauptstück.

Erziehung zu Kloster Banz.

§. 3.

Veranlassung, wie ich nach Banz kam.

Mein Vater, dessen heißester Wunsch es war, daß ich studiren und geistlich werden möchte, sann, als ich das neunte Lebensjahr erreicht hatte, ernstlicher, als sonst, auf Mit-

Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. Er führte mich daher um dieſe Zeit nach Kloſter Banz, um den damaligen Pater Chordirektor, daſelbſt, Wolfgangus Türkes, zu bitten, mich als Diskantiſten anzunehmen, weil er glaubte, daß durch die Gewährung dieſer Bitte ſeine Abſicht mit mir am leichteſten könnte erreicht werden. Der Pater Chordirektor bedurfte gerade damals eines Diskantiſten. Er prüfte mich, und nahm mich an. Mein Vater entdeckte ihm zugleich ſeinen Wunſch, daß ich zum Studiren und zum geiſtlichen Stande kommen möchte. Der Chordirektor verſprach ihm, mich in der lateiniſchen Sprache zu unterrichten, und wenn ich Fähigkeit hätte, und mich gut aufführte, nach Bamberg auf das Gymnaſium zu bringen, und für mich ſo zu ſorgen, daß mein Vater keine Unkoſten haben ſollte. Hoch erfreuet über dieſe Zuſicherung umarmte mich mein guter Vater, und bat mich mit Thränen, ja recht fleißig zu lernen, und meinem

nem Herrn Lehrmeiſter auf jeden Wink zu folgen.

§. 4.

Charakter dieſes Mannes.

Dieſer Mann war der ſtolzeſte, und eitelſte Mönch, den ich je kennen lernte. In ſeinen Augen war nichts Erhabeners auf Erden, als ein Benediktiner-Mönch. Da er nun wußte, daß ich nach dem Wunſche meines Vaters ſtudiren, und geiſtlich werden ſollte, ſo ſuchte er mich ſogleich für den Mönchsſtand, und zwar für den Benediktinerorden einzunehmen, und mir alle ſeine Mönchsthorheiten beyzubringen. Er betrachtete aber die hohe Würde des Benediktiner Mönchs nicht ſowohl von der aſcetiſchen, als von der äußerlich glänzenden Seite. Um mich mit dieſer Würde bekannt zu machen, zeigte er mir nach und nach alle Mönchsherrlichkeiten. Er führte mich ſelbſt

in

in den schönen Gastzimmern des Klosters herum, und überließ mich vorzüglich der staunenden und in Entzückung versetzten Neugierde, die mich überfiel, als er mir den schönen Fürstensaal des Klosters zeigte. Da die Singknaben zu Banz unter andern auch bestimmt sind, bey der Abteytafel zu dienen, so bekommen sie eine doppelte Uniform, eine gewöhnliche, und eine Staatskleidung. Die letztere ist mit silbernen Borden besetzt. Ich dünkte mir ein Seliger zu seyn, als ich mich das erstemal in diesem Gewande erblickte. In dieser Kleidung machten nun die Beschreibungen und Auftritte der Mönchsherrlichkeiten den lebhaftesten Eindruck auf mein Herz. Mein Lehrer machte mich vorzüglich aufmerksam auf die schwelgerische Ueppigkeit, womit man, besonders an gewissen Tagen des Jahres, an der Abteytafel speiste. Da er zugleich damals Küchenmeister des Klosters war, so sagte er mir, daß ich von den Leckerbissen, die auf dem Teller liegen blieben, und die

die

die Herren nicht möchten, nach Belieben genießen könnte, nur sollte ich von den Speisen nichts nehmen, die erst aufgetragen würden. Aber ein anderer Geistlicher, der ein Feind meines Lehrers war, verklagte mich einmal bey dem Prälaten des Klosters, weil ich von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht hatte, und wußte die Sache so vorzustellen, daß mich der gnädige Herr deßwegen peitschen ließ. Mein Lehrer war auch Kellermeister. Er erlaubte mir daher von dem guten Klosterbier, das bey der Abteytafel getrunken wurde, so oft zu trinken, als es mich dürstete. Nur wenn ich Wein zu haben wünschte, sollte ich ihn darum bitten. Er kam aber oft meinen Bitten zuvor, und gab mir ein Glas Wein zu trinken, um mich bey Zeit schmecken zu lassen, wie süß der Herr ist. Mein Lehrer lebte in Rücksicht auf Essen und Trinken sehr diät, und suchte mir fleißig die Tugend der Nüchternheit zu empfehlen. Dieses war um so nöthiger, da ich täglich die verführerischsten

Bey-

Beyspiele in Rücksicht auf Unmäßigkeit in Essen und Trinken vor mir sah. Es waren damals einige der berühmtesten Zecher in Banz. Diese waren Kilian Martin, Maurus Hoch, und — Placidus Sprenger, der Aufklärer des katholischen Deutschlandes, derselbe Mann, der in dem Lästerwische gegen mich, den Herr Probst Henke in seine Religionsannalen aufnahm, die Stirne hat, mir vorzuwerfen, daß ich als Diskantist zu Banz manchmal ein Glas Bier oder Wein zu viel getrunken hätte, woher er meine blasse Farbe deducirt. Hätte ich es gethan, so wäre es in der That kein Wunder gewesen, wenn ich auch weiter kein Muster im Zechen vor mir gehabt hätte, als den Herrn Placidus Sprenger. Seine beyden Saufbrüder sind beyde an den Folgen ihrer Kunst vor einigen Jahren gestorben. Aber Placidus Sprenger hält sich noch immer tapfer. Ich sah ihn, selbst da er Prior zu Banz war, in Beziehung auf die Saufluft

die

die gröſsten Exceſſe begehen. Wenigſtens ſchon 40 Jahre lang frohnt er dieſer ſchändlichen Gewohnheit — denn auch als Student zu Bamberg und Würzburg war er einer der erſten Renomiſten dieſer Art, — und dennoch hat er keine blaſſe Farbe. Da doch dieſer Herr mich eines Laſters verdächtig machte, dem er den gröſsten Theil ſeines Lebens hindurch ergeben war, ſo daſs ich mich mit Zuverſicht auf alle die Menſchen berufen kann, die ihn in und auſser dem Kloſter kennen lernten, ſo wird ers nicht übel nehmen, daſs ich ihn hier als den Mann ſchildere, der er wirklich iſt, ſtatt daſs er gegen mich auch in dieſem Punkte als ein ſchamloſer Verläumder auftritt. Ich lebe, Gottlob, noch, und unterwerfe meinen Charakter, auch in Rückſicht auf den Genuſs im Eſſen und Trinken, der Kritik eines jeden, der denſelben prüfen will.

Mein Lehrer machte mich öfters auf eine ſehr beſcheidene und belehrende Art auf dieſe

Ze-

Zecher aufmerksam, und warnte mich vor aller Unmäßigkeit. Doch dienten ihm dergleichen Auftritte der Schwelgerey dazu, um mir begreiflich zu machen, wie herrlich man leben könne, wenn man wolle, und wie der Benediktinerstand ein Paradies sey, wo alles im Ueberflusse ströme. Man solle zwar mäßig in jeder Art des Genusses seyn, sagte er, aber es sey doch ein Beweis von Herrlichkeit mitten auf dem Gebiete der klösterlichen Armuth, wenn man Excesse machen könne. Dadurch könne man auch einen hohen Grad von Heiligkeit erreichen, wenn man mitten im Ueberfluß sich mäßige. Auf diese Art von Heiligkeit konnte auch mein Lehrer Anspruch machen. Denn er lebte, wie ich bereits erinnert habe, in Rücksicht auf den Genuß der Nahrung äußerst mäßig.

§. 5.

Folgen der Erziehung zu Bank.

Mein Lehrer hatte sich zum Zweck gesetzt, mich in der lateinischen Sprache so weit

weit zu unterrichten, daß ich mit Ehre das Gymnasium zu Bamberg beziehen könnte. Aber mit diesem Unterrichte ging es sehr langsam. Er hatte gar nicht die Methode, etwas zu erklären. Sein größtes Vertrauen setzte er auf Prügel. Statt eine syntaktische Regel so auseinander zu setzen, daß ich im Stande gewesen wäre, einen deutschen Satz ins Lateinische zu übertragen, murmelte er über die vorliegende Regel einige unverständliche Worte her, und warf mir sogleich eine Periode deutsch hin, der ich ein lateinisches Kleid anziehen sollte. Da ich nun gewöhnlich von der Regel, nach welcher die Periode übersetzt werden sollte, nicht das geringste verstand, so war es natürlich, daß ich nichts als Fehler in Rücksicht auf den lateinischen Zuschnitt machte. Nun gerieth mein Lehrer in wahre Wuth; es wurden alle Arten von Schlägen zu Hülfe genommen. Wenn nun auch durch diese die Regel nicht eingetrichtert werden konnte, dann trat er mich nicht selten mit Füßen,

ergriff mich endlich schäumend bey den Haaren, warf mich zu seinem Zimmer hinaus, und warf mir alle meine Bücher auf den Rücken nach. Sobald sein Zorn ausgetobt hatte, mußte ich wieder zurückkommen, ihn knieend um Vergebung bitten, und mehr Aufmerksamkeit und Fleiß versprechen. Er stand gewöhnlich eine Zeitlang in seiner Mönchsmajestät da; endlich befahl er mir, von der Erde aufzustehen; er ergriff mich dann ganz väterlich, legte mich über einen Stuhl, und gab mir aufs neue Prügel zum Einzug. So ging es vier Jahre lang abwechselnd immer fort. Die Folge war, daß mir das Lernen der lateinischen Sprache zum höchsten Eckel ward, und daß ich gar nichts lernte. Von dem Genius der lateinischen Sprache, von dem berühmten Volke, unter dem sie ehemals blühete, von dem Nutzen, den sie gewährte, wurde mir gar nichts gesagt.

Weit beſſer ging es mit der Erlernung der Muſik. Mein Lehrer hatte zwar auch hier nicht die geringſte Geſchicklichkeit im Unterrichte. Aber die Natur hatte mich mit einem ſo guten Muſikinſtinkte ausgerüſtet, daß ich mehr durch das Hören einer harmoniſchen Muſikproduktion, als durch Unterricht geleitet, binnen einem Jahre fähig wurde, beynahe alles vom Blatte zu ſingen. Das Violinſpielen lernte ich anfangs ganz durch mich ſelbſt, ohne daß mein Lehrer etwas davon wuſte. Als er es gewahr wurde, war ich ſchon ſo weit gekommen, daß das erſte Stück, das er mir vorlegte, ein Concert war. Ich hatte einen ſo feinen Sinn für Harmonie, daß mich eine ſchöne Muſik wahrhaft entzücken konnte. Oft tönte ein ſchönes Muſikſtück in meinem Geiſte Tage lang nach; ich hing dieſer, nur mir hörbaren, Harmonie des Geiſtes mit ſolchem Enthuſiasmus nach, daß ich nicht wußte, was ich that. Selbſt unter dem gröſten Lärme konnte ich nicht aus

dem süßen Traume einer nach Harmonieen haschenden Phantasie gebracht werden. Ich mußte als Diskantist täglich bey dem Absteptische aufwarten. Aber ich hörte und sah oft nicht bey diesem Dienste. Ganz in mich selbst gekehrt, hörte ich nur der Musik zu, die ich mir selbst producirte. Ich sann selbst auf Musikstücke, und konnte im Geiste alle die Instrumente deutlich vernehmen, die ich dazu bestimmte. Ich mischte und vertheilte die Töne so, wie sie meinen Sinn für Harmonie am angenehmsten afficirten. Ich wagte endlich selbst Aufsätze in der Musik von allerley Art, ohne die geringste Anleitung in Rücksicht auf den Generalbaß erhalten zu haben. Kenner fanden keinen Fehler darinn. Ich kopirte bloß meinen eignen Geist, und das feine Gefühl für Harmonie. Als ich im 14ten Jahre meines Lebens nach Bamberg auf das Gymnasium kam, hatte ich es in der Tonsetzung schon so weit gebracht, daß ich alle Arten von Musikalien komponiren konnte.

Das

Das war der einzige Vortheil, den ich bey meiner Jugenderziehung in Banz gewann. Dieser Vortheil war von höchster Wichtigkeit, indem dadurch die freye Produktivität meines Geistes immer unterhalten wurde, und weder durch Aberglauben, noch durch die Pedanterey meiner Lehrer je unterdrückt werden konnte. In Rücksicht auf die lateinische Sprache aber hatte ich so wenig gelernt, daß ich bey der Prüfung, die zu Bamberg unter den Kandidaten der ersten Klasse angestellt wurde, als der letzte befunden wurde. Man wollte mich daher gar nicht aufnehmen. Blos aus Rücksicht gegen Banz wurde ich endlich angenommen.

Die Schwärmereyen, die mich schon in meines Vaters Hause ergriffen hatten, fanden in Banz neue Nahrung. Das Gepräge von Zeremonieen, das ich in der Klosterkirche zu Banz täglich, besonders aber an den hohen Festtagen sah, verbunden mit

der

der schönen Kirchenmusik, und dem Chorgesang der Geistlichen, hatte für mich unaussprechliche Zauberreize. Nicht bloß mein Lehrer, sondern auch die übrigen Geistlichen bemüheten sich um die Wette, mir den Mönchsstand, besonders aber den Benediktiner Orden, als das Erhabenste, was es auf Erden gebe, zu schildern. Oft rief mich ein Mönch in seine Zelle, setzte mich auf seinen Schoos, und unterhielt mich unter Verschwendung von Zärtlichkeiten, die ich, nachdem ich Beichtvater gewunden war, als Ausbrüche der schändlichsten Liebe, die es giebt, kennen lernte, von lauter Mönchsherrlichkeiten. Auch mein Lehrer ward oft, nachdem das Prügelungewitter ausgetobt hatte, so väterlich zärtlich, daß er mich auf seinen Schoos setzte, und unter Küssen das Paradies schilderte, in welchem der Benediktinermönch lebe. Er hatte einen Abscheu gegen das Studiren. Auf einem Pulte war der Bibelkommentar des Cornelius a Lapide aufgeschlagen. Aber es wur-

wurde Jahre lang kein Blatt umgewendet, wenn es nicht hie und da durch die Zugluft geſchah. Seine Beſchäftigung beſtand im Brevierbeten, Meßleſen, Roſenkranzbeten, Muſikſchreiben, oder Muſikprobiren, Prügeln ſeiner Zöglinge, Kartenſpielen, und Beſorgung ſeiner Kloſteroffizien. Seine einzige Lektüre täglich war einer Heiligenlegende, von einem Jeſuiten, Matthäus Vogel, verfaßt, gewidmet, In dieſem Buche wird für jeden Tag des Jahres die Lebensbeſchreibung irgend eines berühmten Heiligen aufgetiſchet. Dieſes Buch gab er auch mir täglich zu leſen. Es kommen in demſelben beynahe eben ſo abentheuerliche Erzählungen vor, wie in den Legenden des Martin Kochem. Dieſes Buch gefiel mir weit beſſer, als meine lateiniſche Grammatik; ich freuete mich daher immer auf die Stunde, die zu dieſer Lektüre beſtimmt war. Es war daher kein Wunder, daß Aberglaube und Schwärmerey ſich meines jugendlichen Geiſtes immer

mehr

mehr bemächtigten, und daß ich alle die Thorheiten schon als zarter Jüngling nachzuahmen suchte, die man an den Heiligen als die verdienstlichsten, und heiligsten Handlungen herausstrich.

Drittes Hauptſtück.

Studirjahre zu Bamberg.

§. 6.

Jeſuitiſche Erziehung.

Mit dem vierzehnten Jahre kam ich nach Bamberg, um daſelbſt die Humaniora zu ſtudiren. Es exiſtirten damals noch die Jeſuiten, aber nur noch ein Jahr. Nachdem

dem der Orden aufgehoben war, wurden gröſsten Theils Weltgeiſtliche als Profeſſoren auf dem Gymnaſio und der Akademie zu Bamberg aufgeſtellt. Da dieſe aber lauter Zöglinge der Jeſuiten waren, ſo kann ich wohl behaupten, daß die ganze Bildung, die ich beynahe 6 Jahre lang zu Bamberg erhielt, jeſuitiſch war. Mönchsgeiſt, nur unter einer beſonderen Modifikation, war auch hier das Ideal, wornach man mich leitete. Fabelhafte Legenden, verbrämt mit dem Mönchsunſinn aller Art, waren die Erbauungsbücher, die man mir empfahl, und in die Hände gab. Es war jedoch gut, daß ich von Banz wegkam. Denn ich bekam auf einmal Geſchmack für das Studium der lateiniſchen Sprache. Es war mir unerträglich, zu ſehen, daß ich bey der erſten Prüfung den letzten Ort erhielt. Entſchloſſen, mich, wo möglich, unter meinen Mitſchülern auf den erſten Platz zu erſchwingen, ſparte ich Tag und Nacht keine Mühe, um dieſen Zweck zu er-

erreichen. Ich wagte mich ſelbſt an die Lektüre der lateiniſchen Klaſſiker, und ruhete nicht, bis ich die leichteren unter denſelben verſtand. So glückte mirs, noch das erſte Jahr meinen Zweck zu erreichen. Denn ich bekam am Ende des Jahres den erſten Ehrenpreis in der lateiniſchen Sprache. Ich behauptete auch dieſen Platz durch die 5 Klaſſen.

Zum Verſtändniß und zur immer größeren Liebe der Lektüre der Klaſſiker trug ein gewiſſer Exjeſuit, dem ich nach dem erſten Jahre ganz zur Bildung anheim fiel, ſehr viel bey. Dieſer Mann hieß P. Zeder. Nach Aufhebung des Jeſuiten-Ordens wurde P. Zeder Präſes in dem ſogenannten *Hoſpitio Mariano* zu Bamberg, einem Erziehungsinſtitut für arme Studenten, das die Jeſuiten angelegt hatten. Da ich mich ſowohl in der Muſik, als auch im Studiren gleich im erſten Jahre ausgezeichnet hatte, ſo ſuchte mich dieſer Mann in jenes

Haus

Haus zu ziehen. Ich nahm seine Einladung mit Freude an. Ich wurde sogleich sein Liebling; er liebte mich in der That auf das väterlichste. Er genoß nichts, ohne mir davon Antheil zu geben. Ich war von den übrigen Studenten gröſsten Theils abgesondert, und war beynahe den ganzen Tag in seinem Zimmer. Selbst zu Nacht blieb ich gewöhnlich bis 11 und 12 Uhr bey ihm. Dieser Mann hatte einen ausgebildeten Geschmack für das Schöne. Daher seine Liebe für die lateinischen Klassiker. Diese Liebe suchte er auch in mir immer mehr anzufachen. Ich las daher unter seiner Anleitung einen Klassiker um den andern, und übte mich im lateinischen Style. Ich konnte daher meine Mitschüler, deren Anzahl bis auf 100 und etliche 30 anwuchs, leicht übersehen. Auch für Musik hegte dieser Mann einen hohen Enthusiasmus. Dieser Umstand fesselte mich noch enger an ihn. Ich unternahm es, unter den in diesem Hause befindlichen Studenten ein Musikorchester

chester zu bilden. Ich komponirte gröſsten Theils die Musikstücke selbst, die producirt wurden. Mein guter P. Zeder wurde dadurch ganz entzückt. Die Kompositionen machte ich gewöhnlich in seinem Zimmer. Er war daher immer äuſserst begierig auf die Produktion. Oft saſs ich zu Nacht ganz vertieft bey der Lektüre eines Klassikers. Mein Lehrer ahnete nichts weniger von meiner Seite, als einen Ausbruch des musikalischen Enthusiasmus. Aber mitten im Lesen schien sich eine Harmonie in meinem Geiste anzustimmen; es fuhren mir, Blitzschnell, Melodien durch den Kopf. Ich sprang von meinem Stuhle auf; und verlangte von meinem Lehrer rastrirtes Papier, das er immer in Bereitschaft hatte. Lächelnd gab er mir's, und war begierig, was aus meinem musikalischen Rausch würde. Ich machte einige Aufsätze, die den andern Tag producirt wurden. Diese Lebensart machte mir, und meinem Lehrer unendlich viel Vergnügen. Meine Zöglinge

in

in der Musik hatten es bald so weit gebracht, daß sie sich bey den angesehensten Herrschaften, ja selbst bey dem Fürstbischofe zu Bamberg, konnten hören lassen. Ich gewann dadurch sehr viele angesehene Freunde, die mich von Zeit zu Zeit beschenkten, so daß ich meine arme Mutter sehr thätig unterstützen konnte. Ich hatte auf den Herbstferien oft bis 50 Thaler im Sacke. Ich theilte das Geld unter meine Muter und Geschwistrigen zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse, und behielt nur etliche Thaler für mich. Meiner Unterstützung hatte es meine Mutter vorzüglich zu verdanken, daß sie sich nach und nach zu einem unter Bauersleuten seltnen Wohlstand erhob. Was ich von dem Gelde, das ich von Zeit zu Zeit von Wohlthätern und Gönnern erhielt, nicht meiner Mutter gab, das wendete ich zum Ankauf schöner Bücher an, so daß ich schon als Student eine ziemlich ansehliche Bibliothek zu Stande brachte. Nur selten verwendete ich einige Groschen zum

sinn-

ſinnlichen Genuß. Ich dachte immer, wenn ich zu einem Genuſſe dieſer Art gereizt wurde, daß mir ein ſchönes Buch einen weit geiſtigern und dauerhaftern Genuß gewähren würde. Und ſo wurde ich von aller Verſchwendung in Rückſicht auf Sinnengenuß abgehalten.

Als Student zu Bamberg habe ich mir nach dem Beyſpiele der Banzer Mönche, von denen ich meine frühere Jugendbildung erhalten hatte, ein doppeltes Strebeziel vorgeſteckt, nämlich Mönchsheiligkeit, und Gelehrſamkeit. Meine Abſicht in Ausübung deſſen, was ich für gut hielt, war rein und voll Eifers; nur jagte ich durch die falſche Richtung, die ich durch den böſen Dämon des Mönchsgeiſtes erhalten hatte, immer ſchwärmeriſchen Grillen nach. Ich brachte meine Studirjahre zu Bamberg mit einer, unter Studirenden vielleicht höchſt ſeltenen, Reinheit der Sitten zu. Ich lebte in dieſer Stadt, wie in einer Einöde, und ver-

vermied alle Gesellschaften, die mir auch von Ferne hätten gefährlich werden können. Zu Hause wurde meine Zeit zwischen der Lektüre der Klassiker, und der Uebung in der Musik, besonders in der Tonsetzung, getheilt. Wenn ich einen Spaziergang machte, so ging ich immer allein, las einen Dichter oder Redner Latiums, und erquickte mich an den Schönheiten der Natur. Einsame Wälder, Ufer der Flüsse und Bäche, waren gewöhnlich die Lieblingsorte, wo ich mich niedersetzte, und mit Begeisterung die Klassiker las. Meine mystischen Schwärmereyen schienen in einen Bund mit den Musen getreten zu seyn, und durch den moralischen und religiösen Schleyer, den sie über die letztern warfen, eine Art von unaussprechlichem Zauber über sie verbreitet zu haben.

Auch in dem Konvikte, in welchem ich war, wurde täglich bey Tische die Lebensbeschreibung eines Heiligen, aus Matthä-

us

us Vogels Legende, vorgelesen. Das Schicksal schien es so gewollt zu haben, daß mich der Mönchsaberglaube überall verfolgte, und immer tiefer in den Abgrund der Schwärmerey hinabzog. Im dritten Jahre meines Studirens zu Bamberg — gerade zur Zeit, da ich an der Lektüre der lateinischen Dichter außerordentlich viel Geschmack fand — ging ich in meiner Schwärmerey so weit, daß ich mir eine Geisel und ein Cilicium kaufte, und nach Art der Heiligen allerley Selbstpeinigungen an mir verübte. Nichts wird in den Legenden der Heiligen, und in den katholischen Erbauungsbüchern überhaupt mehr erhoben, und angepriesen, als die sogenannte Engelreinigkeit — die Bewahrung einer ewigen Jungferschaft, die Eheloſigkeit, die bis zum Abscheu gegen den Ehestand gehet. Daher wird das Gelübde, sich nie zu verheligen, als das wichtigste und heiligste gehalten. Diese schwärmerische Liebe für den eheloſen Stand, diesen Abscheu gegen die Befrie-

digung des heiligsten Naturtriebes, wodurch der Mensch zur Humanität gebildet wird, suchten auch die Jesuiten jugendlichen Herzen auf alle mögliche Art einzuflößen. Dasselbe thaten die Lehrer, die nach ihrer Aufhebung die Bildung der studirenden Jugend übernahmen. Die heilige Maria und der heilige Aloys waren die Muster, welche den Studenten mit allem Zauber einer schwärmerischen Beredtsamkeit zur Nachahmung vorgestellt wurden. Die heilige Maria, hieß es, war von der Liebe zur Jungfrauschaft so entflammt, daß sie entschlossen war, lieber den Antrag der Gottheit, die Mutter Gottes zu werden, auszuschlagen, wenn es nicht anders hätte geschehen können, als durch den Ehestand, und daher auf die höchste Ehre, die zu erringen war, Verzicht zu leisten, als ihre Jungfrauschaft im geringsten zu verletzen. Von dem heiligen Aloys wurde gerühmt, er habe es in dem Abscheu gegen das weibliche Geschlecht so weit gebracht, daß er, als

Jüng-

Jüngling, nicht einmal seine Mutter je anz gesehen. Es ist unglaublich, was dergleichen Vorstellungen für noch ganz unverdorbene jugendliche Herzen für Reize haben. Es liegt etwas Großes in dem Entschlusse, alle Neigungen unter die Füße zu treten, und mitten im Schoose der Sinnlichkeit als reiner Geist zu existiren. Dieser Entschluß ist der Ausdruck des Strebens nach dem Absoluten — nach einem Zustande der absoluten Unabhängigkeit von aller Sinnenwelt. Dieses Streben ist jedem Menschen eigen. Es wirkt instinktartig, und täuscht den Menschen mit einer Idee, die weder realisirt werden kann, noch soll. Sobald die Vernunft zur vollkommnen Selbsterkenntniß kommt, sieht sie ein, daß die höchste Würde des Menschen nicht in der absoluten Unterdrückung, sondern nur in der Beherrschung der Sinnlichkeit bestehet. Die Sinnlichkeit ist der Stoff, den die Vernunft zu bearbeiten hat. Ohne diesen Stoff gehet alle Selbstthätigkeit der Vernunft, und folglich

alle Würde des Menschen selbst verlohren. Der Mensch, der darauf ausgehet, die Triebe, die der Menschheit wesentlich sind, gänzlich zu vertilgen, schrumpft in sich selbst zusammen, und wird der verworfenste Selbstler. Der Cölibat ist daher der Abgrund aller Humanität.

Durch den immerwährenden, betrügerischen Zuruf zur Engelreinigkeit verführt, entschloß ich mich, mein Herz für immer der Liebe des schönen Geschlechtes zu verschließen. Auf dem Altare meines Herzens sollte nur die Flamme einer göttlichen und himmlischen Liebe lodern. Da ich mich aber doch an das schöne Geschlecht unwillkührlich angezogen fühlte, wählte ich die heilige Maria zu meiner Braut, und vermählte mich im Geiste förmlich mit ihr. Ich kaufte mir daher einen silbernen Ring, und opferte denselben dem Wunderbilde der heiligen Mutterjungfrau, das in der Kollegienkirche zu Bamberg aufgestellt ist. Ich hat-

hatte mich zu diesem Trauungsakt durch Beichte und Abendmahl eingeweiht, und legte dabey heimlich das Gelübd der ewigen Jungfrauschaft ab, um mich selbst in die Unmöglichkeit zu versetzen, die Verbindung, die ich mit der heiligen Maria eingegangen hatte, je wieder aufzulösen. Ich Thor! ich wußte nicht, daß das hochgepriesene Engelleben nur ein verführerischer Traum sey. Aber was kann Pfaffenverführung bey einem jugendlichen Herzen nicht ausrichten? Was ich hier that, hatte ja die heilige Maria, hatten so viele andere Heiligen auch gethan. Und diese Handlung wurde ja auf allen Kanzeln, und in allen Erbauungsschriften als die erhabenste, heiligste, Gott gefälligste mit allem Zauber der Beredtsamkeit herausgestrichen. Warum sollte ich das nicht thun, was ich für das Vollkommenste ansah? Das Vollkommenere einsehen, und es nicht thun, ist Wegwerfung der Vernunftwürde. Ist der eheloſe Stand an sich vollkommener, als die eheliche Verbindung,

so

so ist es für jeden Menschen, die dieses einsieht, schlechthin Pflicht, ehelos zu bleiben. Nach den aufgestellten Prämissen der Pfaffen konnte und durfte ich nicht anders handeln, als ich wirklich handelte. Es ist der offenbarste Widerspruch, einem jungen Menschen die Ehelosigkeit als den vollkommensten, der Würde der Vernunft angemessensten Zustand vorstellen, und doch die Wahl zwischen Ehelosigkeit und Ehestand als zulässig gelten lassen. Es ist absolute Pflicht des Menschen, das, was er als das Beßte und Vollkommenste anerkennt, zu thun, es mag auch kosten, was es wolle. Sich zu einer Handlungsweise bestimmen, von der man glaubt, daß sie an moralischer Güte einer andern nachstehet, bloß aus dem Grunde, weil man den Kampf und Aufwand der Kräfte scheut, der erfodert wird, um das Bessere zu realisiren, ist Feigheit, deren man sich selbst schämen muß, ist Verworfenheit des Charakters, und das Princip aller Unmoralität.

§. 7.

§. 7.

Bestimmung zum Mönchsstande.

Während ich wie in einem Feenlande lebte, und in der Schwärmerey immer grössere Fortschritte machte, rückte allmählig die Zeit heran, da ich mich zu einem künftigen Lebensstande entschließen mußte. Ich entschloß mich anfangs zum Weltpriesterstande. Denn gegen jeden noch so gemeinnützigen Beruf außer dem engen und finsteren Gebiete des Pfaffenthums hatten mir die Mönche, und meine Lehrer zu Bamberg frühzeitig Verachtung eingeflößet. Ich wagte es nicht, dem hie und da aufsteigenden Gedanken, Jurist oder Mediciner zu werden, ins Gesicht zu sehen, oder darüber zu reflektiren; ich suchte vielmehr denselben, als eine Einlispelung des Teufels, sogleich zu verscheuchen. Als Weltpriester, glaubte ich, eben so engelrein, wie die Mönche leben zu können, und noch dazu ein recht weites Feld für meinen Eifer zur Bekehrung

der

der Menschen zu haben. Mein Herz befand sich noch in der glücklichsten Harmonie aller Triebe.

Aber ein Umstand, der für mein ganzes künftiges Leben die wichtigsten Folgen hatte, veranlaßte eine Veränderung in meinem ersten Entschlusse, der meinen künftigen Lebensstand zum Zweck hatte. Es erwachte nämlich etwa in meinem neunzehnten Lebensjahre der Geschlechtstrieb. Das war für mich der schrecklichste Vorfall. Mein bisheriger Heiligkeitsdünkel, der schon alle Reize der Welt für immer besiegt zu haben, und in dem erträumten Paradiese des Pfaffenthums sicher auf seinen Lorbeeren ruhen zu können wähnte, wurde nun auf das empfindlichste beschämt und gedemüthigt. Durch die schwärmerischen Grundsätze des Mönchsthums von Jugend auf verführt, und durch den lebhaftesten Enthusiasmus dafür verblendet, sah ich die zarten Empfindungen der sich entwickelnden

und

und aufblühenden Humanität als das Abscheulichste an, das in ein reines Herz kommen könnte. In der ängstlichsten Furcht, meine eingebildete Heiligkeit möchte schon durch die bloße Empfindung befleckt werden, war mir das Bewußtseyn des edelsten Widerstandes gegen eine vernunftwidrige Befriedigung des Geschlechtstriebes zu meiner Beruhigung nicht genug. Ich wollte durchaus, was es immer kosten möchte, einer Empfindung los seyn, die, nach der Mönchslehre, nur von dem Satan herrühren könnte, und deren Befriedigung in jedem Falle, also auch im Ehestande, in dem heiligsten Bunde der Liebe, das Herz beflecke, und in den Abgrund der Unlauterkeit, und Thierheit hinabzöge.

Daher that ich alles, was die Mönchsheiligen in dergleichen Fällen gethan haben, um diese Satansgefühle, wie ich glaubte, für immer zu ersticken. Ich tobte mit Geiseln und Cilicien, und sogar mit glühenden

den Kohlen, wodurch ich mir beynahe einen unheilbaren Schaden zugefügt hätte, wider mich. Ja da ich in Matthäus Vogels Legende der Heiligen geleſen hatte, daß der heilige Bernardin ſich mit dem Federmeſſer den Namen Jeſus auf die Bruſt geſchnitten, und ſich dadurch vor allen Verſuchungen ſicher geſtellt habe, ſo verſuchte auch ich dieſes verzweifelte Mittel mit einer Grauſamkeit, daß die Spuren davon noch immer ſehr ſichtbar an meiner Bruſt ſind. Nebſt allem dem nahm ich noch meine Zuflucht zu reichlichen Almoſen, und verſchenkte alles, was mir Gönner zu meiner Unterſtützung gaben, in der thörigten Hoffnung, daß die Armen jene Gefühle, die ich dem Satan zuſchrieb, wegbeten würden. Aber alles war vergebens. Je mehr ich wider die Menſchheit kämpfte, deſto lebhafter wirkte das Gefühl derſelben auf mich zurück. Und dieß ſtürzte mich in die troſtloſeſte Traurigkeit. Aller Friede meines Herzens war entflohen. Es tobte

in

in mir eine wahre Hölle, da ich, verführt durch den Wahn der Mönchsheiligkeit, schlechthin etwas Erhabeneres, als bloßer Mensch, seyn wollte, und doch Mensch seyn mußte. Wo ich immer hinblickte, sah ich nichts, als Gegenstände, die meinen Kummer vermehrten. Rückwärts lag das Paradies meiner vor Erwachung des Geschlechtstriebes in der seligsten Herzensharmonie zurückgelegten Jugend mit allen den reizenden Gruppen, die Schwärmerey, und Heiligkeitsdünkel, gepaart mit Reinheit des Herzens, und Liebe zu den Musen durch die Schöpferkraft einer feurigen Phantasie hervorzaubern konnte. Der Rückblick auf diesen seligen Genußzustand erfüllte mich mit Vorwürfen, ähnlich denen des Satans, als sich dieser aus dem Himmel in die Hölle gestürzt sah. Vorwärts lag die Zukunft in schauervolle Finsternisse eingehüllt, ein stürmisches Meer voll Klippen, an denen meine angebetete Engelreinigkeit scheitern könnte, und wo ich den

süßen

süßen Frieden nie mehr zu erwarten hätte, den mir die zurückgelegte Jugend gewährt hatte. Einigemal fiel mir der Gedanke ein, daß ich ja auf die Engelreinigkeit Verzicht leisten, und einen Lebensstand wählen könnte, wo ich in dem Genusse der Liebe den gefährlichen Stürmen ausweichen könnte, denen ich ausgesetzt seyn würde, wenn ich mehr seyn wollte, als ein Mensch. Aber Höllenangst packte mich, als ich über diesen Gedanken reflektirte. Ich glaubte schon ein Verworfener zu seyn, da ich fähig seyn könnte, von dem Wege der Heiligen bey besserer Einsicht auch nur rückwärts zu blicken, und mit treulosem Auge in ein Gebiet, voll unreiner Pfützen, mich zu verirren, das nur Menschen betreten könnten, die auf allen höheren Geistesadel Verzicht leistend, bloß an den schändlichen Früchten thierischer Sinnlichkeit Geschmack finden könnten. Vielleicht hätte jedoch dieser Gedanke nach und nach Eingang in mir gefunden, wenn ich nicht das Gelübde der ewi-

ewigen Jungferschaft abgelegt, und mich mit der heiligen Maria vermählt hätte. Aber ein so heiliges Gelübde brechen, und meiner himmlischen Braut untreu werden, das war in meinen Augen ein Verbrechen, das weder in diesem, noch in dem zukünftigen Leben Vergebung finden könnte.

Ich wollte daher lieber mich einem immerwährenden Kampfe aussetzen, als durch einen so unedlen Frieden meine eingebildete Engelwürde verläugnen, und — Mensch werden. Gott! warum fand ich in diesen entscheidenden Momenten meines Lebens keinen weisen Freund, der mich über die heiligen Zwecke der Menschennatur belehrte, und mir die verlohrne Seelenruhe, die ich auf dem Wege der unsinnigsten Schwärmereyen nirgends und nie finden konnte, wieder gab? Aber ach! der scheinheilige Tyrann des mönchischen Aberglaubens hatte mich mit seinen Klauen zu fest gepackt, und mit seinen täuschenden Zaubergestalten zu sehr von allen Seiten umgaukelt,

kelt, als daß ich fähig gewesen wäre, auch einem Engel, vom Himmel zu mir herabgestiegen, Gehör zu geben, wenn er mich hätte eines Besseren belehren, und aus dem Feenlande meiner mystischen Träumereyen zurückführen wollen.

Nun, nachdem ich alle Bande dieses heiligen Satans zerrissen habe, ist er, um den Schein des Engels des Lichtes zu erheuchein, unverschämt genug, mit arglistiger Schadenfreude auf meine jugendlichen Schwärmereyen, die ganz sein Werk waren, hinzublicken, mir dieselben vor dem Publikum als Brandmahle meines Geistes und Charakters vorzurücken, und auf solche Art seine Verfolgungswuth, die nach meinem Blute dürstete, aber bey den mannigfaltigsten Versuchen, mich zu haschen, den vorgesetzten Zweck nicht erreichen konnte, wenigstens einigermaßen abzukühlen. *)

Aber

*) Placidus Sprenger, Prior zu Banz rückt mir in dem ersten Stücke der Henkeschen

Aber lache nur, Satan der Menschheit, über die Verirrungen, in die du mich gestürzt hast! Lache vor dem Angesichte und in den Schriften der Protestanten, um aufgeklärt zu scheinen, über die thörigten Selbstpeinigungen, die du mich lehrtest. Spotte im Kreise lichtvollerer Menschen über die Thorheiten, die du mir in deinen Schlupfwinkeln als die sichersten Mittel, auf dem Wege der Unmenschlichkeit heilig zu werden, als die größten Heldenthaten der auf deinen Altären prangenden Gottheiten anpriesest, und noch immer auf den Kanzeln dem staunenden Volke mit allen Zauberreizen einer verführerischen Beredtsamkeit anpreisest. Lache öffentlich, wenn dich erleuchtete Menschen beobachten, über die Thorheiten, vor denen du im Geheim das Knie beugest, und die du in deinen Höhen anstaunest. Schärfe wi-

schen Religionsannalen meine jugendlichen Schwärmereyen als Brandmahle meines Geistes vor.

wider mich die Pfeile deines ſtumpfen Witzes und Spottes, daß ich that, was du mir als die höchſte Stuffe von Vollkommenheit vorſtellteſt, und was du noch immer in deinen Schlupfwinkeln lehrſt und thuſt. Verfluche mich im Geheim, daß ich durch eigne Geiſteskraft gehoben, ſo gottlos war, alle die Bande der thörigten Heiligkeit zu zerreißen, die du als dummer Baalediener in deinen Tempeln verehreſt, und als Heuchler vor der vernünftigen Welt dem Spotte preis giebſt, um mich zu brandmarken. Das Brandmahl liegt nicht auf mir, ſondern auf dir. Der Fluch trift nicht mich, ſondern fällt auf dich zurück. Es war Unglück für mich, von meiner Kindheit an, in deine Klauen gefallen zu ſeyn, die ihren Raub feſt halten, und nie wieder freywillig zurückgeben. Aber es wird ewig für mich Ehre bleiben, daß ich den Muth und die Kraft hatte, mich dennoch von denſelben loszureißen, und aus dem tiefſten Abgrunde des Aberglaubens zu

einer Geiſtesfreyheit zu erheben, zu der du in deiner Hölle nie aufblicken kannſt.

§. 8.

Rath eines Beichtvaters.

Ich kehre zu dem unſeligen Zuſtande meiner durch Mönchsthorheiten verführten, und nun mit den Gefühlen der Menſchheit im ſchrecklichſten Kampfe liegenden Jugend zurück. Ich bedurfte in der bedenklichſten Lage, in welcher ich je war, der leitenden Hand eines erleuchteten Freundes, da ich unfähig war, mir ſelbſt zu helfen. Ich ſuchte nun einen. Aber wo? Ach! da, wo er nie zu finden war — im Kloſter. Ich floh in den Beichtſtuhl eines höchſt eifrigen Mönches zu Bamberg, der im groſſen Rufe der Heiligkeit ſtand. Ein ſo heiliger Mann, dachte ich, muß auch von Gott vorzüglich erleuchtet ſeyn; er wird dir daher ganz gewiß den ſicherſten Weg zeigen, den du gehen ſollſt. In Thränen zerflie-

send schüttete ich vor ihm mein ganzes Herz aus. Er rieth mir, als das sicherste Mittel gegen dergleichen, wie er sich ausdrückte, teuflische Versuchungen, den Klosterstand. Er schilderte mir, nach Art aller Mönchsasceten, das Klosterleben, als ein verschlossenes Paradies — in welches die höllische Schlange auf keine Art eindringen könnte; wo man, unterstützt durch eine außerordentliche Gnade Gottes, deren sich die Weltmenschen nicht schmeicheln könnten, und entfernt von allen Reizen zur Sünde die Kraft erhalte, noch in dem irdischen Körper ein wahres Engelleben zuführen. Er gab mir noch einige geistliche Bücher zum Lesen, in welchen diese schwärmerischen Grundsätze und Verheißungen aufs höchste getrieben waren. So wurde mein Entschluß zum Klosterleben unerschütterlich fest bestimmt. Diese Bestimmtheit in Verbindung mit der beseligenden Hoffnung, in dem irdischen Engelleben von allen den Empfindungen befreyet zu werden, die ich über alles verab-

scheute,

scheute, und für die schändlichste Befleckung des Herzens hielt, stellte meine verlorne Gemüthsruhe wieder einigermaßen her.

Auf solche Art werden tausend gutgesinnte und hoffnungsvolle Jünglinge und Mädchen, durch die scheinheilige Arglist der Mönche verführt, einem gemeinnützigen, für sie und für die Welt segensvollen Berufe entzogen, und unter Verheißungen einer paradiesischen Glückseligkeit in eine irdische Hölle gelockt, woraus keine Erlösung mehr zu hoffen ist, wo sie oft verzweiflungsvoll ihr Leben hinseufzend, nichts sehnlicher wünschen, als den Tod, den sie für ihren einzigen Freund und Retter ansehen.

Es ist in der That zum Entsetzen, daß die Verführungssucht so weit gehen könne, als bey den Mönchen; es ist unbegreiflich, wie diese Verworfenen trotz aller eignen Ueberzeugung von der Nichtigkeit ihrer

Verheißungen, und besonders trotz der traurigsten Erfahrung, die sie täglich an sich und an andern machen, wozu ihnen die Ohrenbeichte die schrecklichsten Belege giebt, der Erfahrung nämlich, daß alle die hochgepriesenen Mittel zur Behauptung einer unversehrten Engelreinigkeit zu weiter nichts dienen, als einen unvertilgbaren und ganz zur Veredlung der Menschheit eingepflanzten Trieb in die wildeste Flamme zu setzen, und ihm eine Richtung zu geben, vor welcher die bessere Menschheit zurückschaudert — wie sie demungeachtet, unaufhörlich gepeitschet durch die Fackel einer ihrem Herzen einheimischen Höllenfurie, ihre Hände noch ausstrecken können nach den schönsten Blüthen der Jugend beyderley Geschlechtes, die im Frühlinge ihres Alters durch die Hoffnung der edelsten Früchte den aufmerksamen Menschenfreund entzücken. Fluch der ganzen Menschheit über diese Satane in Menschengestalt, die nicht zufrieden, selbst höchst unglücklich zu seyn, noch

die

die hoffnungsvolleſte Jugend beyderley Geſchlechtes verführen, ihnen die Hölle, worin ſie ſchmachten, als das ſeligſte Paradies ſchildern, um ſie in den Ort ihrer Qual zu locken, und ſie zum Hohn der Menſchheit langſam dahin welken zu laſſen. In dieſem Betragen liegt wirklich etwas Sataniſches. Denn der Satan iſt, wie die Theologen wiſſen, keiner andern Glückſeligkeit fähig, als der, das Glück anderer vernünftigen Weſen zu zerſtören, und ſo viele, als er nur kann, in den Abgrund ſeines gränzenloſen Elendes hinabzuziehen, um nicht allein zu leiden, ſondern ſich an dem Anblicke der Qualen anderer zu erquicken. Dulce eſt, ſocios habuiſſe malorum. Möchten ſich doch gute und weiſe Fürſten der noch unerfahrnen, den Fallſtricken der Mönche und Pfaffen überall preis gegebenen Jugend erbarmen, und ſie beſſeren Händen zur Leitung übergeben! Möchten ſie bald zum Beſten der Menſchheit jene vorgeblichen Paradieſe auf Erden zerſtören, die

nichts

nichts als Höllen sind, in welche man gute Menschen lockt! Ich kenne das Gewissen und den Gemüthszustand der Mönche; ich war bis funfzehn Jahre Beichtvater, und weiß aus einer vieljährigen, höchst zuverlässigen Erfahrung, daß auch diejenigen Mönche, die äußerlich noch so glücklich zu seyn scheinen, und von nichts, als von der hohen Zufriedenheit mit ihrem Stande sprechen, dennoch in einem Abgrunde des Elendes schmachten. Ich war selbst die ersten sieben Jahre meines Klosterlebens der eifrigste Mönch, und so enthusiastisch für den Mönchsstand gestimmt, daß ich fähig gewesen wäre, eine Königskrone gegen die Fesseln des Mönchsthums auszuschlagen. Und dennoch loderte unaufhörlich in meinem Innersten eine Hölle, die ich überall mit mir herumtrug; es nagte ein Wurm in meinem Herzen, der jede noch so zarte Knospe der Freude abnagte, und mich unaufhörlich zerfleischte. Was vermag nicht Schwärmerey über den Menschen? Der Wahn,

Wahn, daß man nicht anders die ewige Seligkeit erringen könne, als auf dem Dornenwege, den der Aberglaube als den einzig möglichen Weg zum Himmel schildert, macht, daß man auch das schrecklichste Elend als Glück ansieht, und mit einer wahren Hölle zufrieden wird, weil man glaubt, man könne nicht anders in den Himmel kommen, als durch dieselbe. Hierin besteht die vorgebliche Glückseligkeit auch der eifrigsten Mönche. Die menschliche Natur läßt sich schlechthin nicht ablegen, oder unter die Füße treten. Auch in dem Schooße des blindesten Aberglaubens behauptet sie ihre Rechte, und geiselt den Thoren, der ihrer spotten will, durch Skorpionen der Gefühle. Man kennet das Mönchsthum nicht, wenn man sagt: die Mönche fühlen sich glücklich: warum soll man sie in ihrem Glücke, wenn es gleich nur erträumt ist, und auf Aberglauben beruht, stören? Es ist unmöglich, daß es je einen glücklichen Mönch, als solchen, gab,

und je geben kann. Die menſchliche Natur widerſpricht jedem vorgeblichen Glücke eines Menſchen, der dahin ſtrebt, dieſelbe unter die Füße zu treten, und Unmenſch zu werden. Nur in dem Schooße der Humanität rauſchet die immer lebendige und belebende Quelle des wahren Glückes. In dem Paradieſe des Mönchsthumes herrſchet nichts, als Tod.

Zweyter Hauptabſchnitt.

Eintritt in das Kloſter.

§. 9.

Aufnahme nach Banz.

So wurde ich zum Mönchsſtande verführt. Ich hatte zu Bamberg ſo eben das Studium der Philoſophie angefangen, als ich im Frühjahre 1778 die Admiſſion nach Banz durch

durch den damaligen Abt Valerius erhielt. Ich hatte damals mein zwanzigstes Lebensjahr angetreten. Ich freuete mich unaussprechlich auf den Himmel, der mir auf Erden verheißen war. Ich ging mit einer Reinheit der Gesinnung und mit einem Eifer in dieses berühmte Kloster, als es vielleicht selten der Fall ist. Bey mir fielen alle die unedlen Beweggründe weg, die so manchen jungen Menschen aus Verzweiflung, in der Welt sein Stückchen Brod zu finden, zum Mönchsstande bestimmen. Denn ob ich gleich arm war, so hatte ich doch durch so mannigfaltige diesmalige Proben vorzüglicher Geistesfähigkeiten, verbunden mit einem unermüdeten Fleiß, und unbefleckten Wandel mir bereits so viele angesehene Gönner und Freunde erworben, daß es mir nicht schwer hätte werden können, in jeder Art eines gemeinnützigen Standes eine ehrenvolle Stelle zu erhalten.

Ich

Ich ging daher mit einem eben so lebhaften, als uninteressirten Eifer nach Banz; und hatte keine geringere Absicht, als theils ein großer Mönchsheiliger, theils ein vorzüglicher Gelehrter zu werden. Dieses Kloster schien mir auch zur Erreichung dieses doppelten Zweckes das schicklichste zu seyn, weil es sowohl wegen des Eifers für die strengste Mönchsdisciplin, als für eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit in gleichem Maaße berühmt war. Nach diesem doppelten Ruhme hatte dieses Kloster wirklich seit 30 Jahren gegeizt; es herrschte daher in demselben bey allem Ruhme der Aufklärung, den es auf eine heuchlerische Art erschlichen hat, stets der finsterste und verruchteste Mönchsgeist, dessen wüthigste Eiferer gerade diejenigen gewöhnlich sind, die die Maske der Aufklärung immer vor der Welt, besonders aber vor protestantischen Gelehrten zur Schau tragen, und sich sogar als Aufklärer des katholischen Deutschlandes brüsten. Unter diesen steht Placidus

Spren-

Sprenger, der ehemals die Literatur des katholischen Deutschlandes heraus gab, oben an.

§. 10.

Novizenmeister.

Ich hatte das Unglück einen Novizenmeister zu bekommen, der in Rücksicht auf den wildesten und stupidesten Eifer für alle Ausgeburten des mönchischen Aberglaubens in dem heiligen römischen Reiche vielleicht wenige seines Gleichen hatte. Das Erste, was er mir, und meinen Mitnovizen tief, und mit unauslöschlichen Zügen einzuprägen suchte, war der blindeste Glaube und Gehorsam in Absicht auf alles, was sich auf die ausdrücklichen Vorschriften der heiligen Regel, auf die unzähligen Zeremonien, die theils dem ganzen Orden, theils jedem Kloster besonders eigen sind, und welche letztere nach der Mönchssprache laudabiles monasterii consuetudines heißen, und was

sich

ſich endlich auf die beſonderen, willkührlichen Befehle der Kloſterobern beziehet.

Dieſer blinde Glaube und Gehorſam, den mein Novitzenmeiſter predigte, war nach ihm der einzige Grund, und das non plus ultra alles Verdienſtes vor Gott, aller Vollkommenheit und Heiligkeit, und folglich das einzige Mittel, Gott zu gefallen, und die ewige Seligkeit zu erwerben. In eben dem Verhältniſſe, war ſeine Behauptung, als man ſelbſt nachdenke, und durch die geringſte Prüfung eines Grundes ſich der göttlichen Leitung, die ſich durch die heilige Regel, durch die Kloſter- und Ordensſtatuten, und die Befehle der Obern offenbare, auf eine frevelhafte Weiſe entziehe, vermindere man das moraliſche Verdienſt der Handlungen, und nähere ſich dem Wege des Verderbens, der bloß durch Selbſtüberzeugung und eigene Willensbeſtimmung betreten werde. Der vollkommene Mönch müſſe ſo geſinnt ſeyn, daß er mit Wahrheit ſtets zu

Gott,

Gott, und zu seinen Obern, die Gottes Stelle vertreten, sagen könne, was der Psalmist sagt: *Sicut jumentum factus sum ante te.* Dergleichen Bibelsprüche, die er in dem verkehrtesten Sinne nahm, hatte er immer der Menge nach in Bereitschaft, eben so, wie einen unerschöpflichen Vorrath von den widersinnigsten Handlungen der Heiligen, wodurch sie ihre Vernunft verläugneten, und die er als Muster der Nachahmung aufstellte.

Absolute Verläugnung der Vernunft war nach ihm der Punkt, von dem alle Heiligung ausgehen, und das Ziel, worauf sie einzig hinstreben müsse. Der Mönch, der alles, was der Obere sage, blind glaube, und befolge, könne den Willen Gottes gar nicht verfehlen, weil Gott durch die Oberen rede. *Qui vos audit, me audit*, sage Christus von den Obern. Es komme hier gar nicht darauf an, was der Obere für ein Mann, ob er gelehrt oder ungelehrt, verstän-

ständig oder einfältig sey. Gott habe ja schon einmal seinen Willen durch einen Esel geoffenbaret, zum deutlichen Beweis, daß wir auch Eseln gehorchen müssen, sobald Gott durch sie spreche. Denn der Wille Gottes sey gleich anbetungswürdig, er möge aus dem Munde eines Esels, oder eines grossen Propheten kommen.

§. 11.

Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit des Gehorsams, auch bey unmoralischen Befehlen.

Wenn auch der Obere etwas an sich Böses gebietet, behauptete ferner mein Novitzenmeister, muß der Untergebene ohne alles Selbstklügeln gehorchen. Unbedingter Gehorsam sey in jedem Falle von Seiten des Untergebenen absolute Pflicht; ihm komme auf keine Art weder das Recht, noch die Pflicht zu, die Befehle des Obern zu prü-

prüfen. Hierin sey der Patriarch Abraham ein Muster für alle Mönche und Rechtgläubige geworden. Was scheint gewisser zu seyn, sagte er, als daß der Vater, der auch nur den Vorsatz faßt, eines seiner Kinder zu ermorden, die unmenschlichste Sünde begehe? Was scheint evidenter zu seyn, als daß Gott so etwas nie gebieten könne? Und dennoch hat Gott dem Abraham befohlen, seinen einzigen Sohn zu schlachten, wie es ausdrücklich die heilige Schrift versichert. Wenn in irgend einem Falle ein Mensch berechtigt zu seyn schien, über die Rechtmäßigkeit eines Befehls nachzudenken, und daran zu zweifeln, so wär es hier der Fall. Aber dennoch klügelte Abraham nicht im geringsten über diesen erhaltenen Befehl. Er überließ Gott selbst, der ihm, seinen Sohn zu opfern, befohlen hatte, die Verantwortung dieses Befehles. Er gehorchte blind; und dadurch machte er sich, wie die heilige Schrift bezeugt, des höchsten Wohlgefallens Got-

Gottes würdig, und wurde das Muſter aller Gläubigen.

Daraus zog er nun den Schluß, daß wir durch uns nie ſelbſt wiſſen können, was an ſich gut und Gott wohlgefällig ſey; daß vielmehr das, was uns nach dem Lichte unſerer durchaus verderbten, und in Abſicht auf unſere höchſte Beſtimmung ganz blinden Vernunft gut zu ſeyn ſcheint, vor Gott ein Gräuel ſey. Es ſey daher ſchlechthin kein anderes Mittel, Gott zu gefallen, und heilig zu werden, als eine abſolute Verläugnung der eignen Ueberzeugung, und des ſelbſt beſtimmten Willens. Und da Gott nicht immer Wunder wirken und zu uns unmittelbar reden könne, ſo habe er die geiſtlichen Obern als die Organe ſeines Willens in jedem Falle beſtimmt, welche für die gemeinen Chriſten die Biſchöfe und Seelſorger in Verbindung mit dem Papſte, für die Mönche aber ihre unmittelbaren Oberen ſeyen. Daher müſſe jeder

Mönch, der nach Vollkommenheit strebt, seine eigne Einsicht und seinen Willen durchaus verläugnen, und in Rücksicht auf alle seine inneren und äußeren Handlungen blind von den Obern abhängen, durch welche Gott seinen Willen für immer zu offenbaren versprochen habe, wenn auch der Befehl in den Augen der betrügerischen Menschenvernunft widersinnig und böse zu seyn scheine. Der Untergebene thue auch dann den Willen Gottes, und habe folglich nichts zu verantworten, wenn der Obere wirklich böse Absichten durchzusetzen suche. Die ganze Verantwortung falle hier auf den Obern.

Wohl den Mönchsobern, wenn sie lauter Mönche, nach solchen Grundsätzen gebildet, unter ihrem Hirtenstab haben! Es wird ihnen nicht schwer seyn, wenn sie nur ein wenig Gewandtheit des Geistes besitzen, und bey ihren Befehlen ihre wahren Absichten zu maskiren wissen, durch den blin-

den

den Gehorsam ihrer Untergebenen, deren Princip ist: *Sicut jumentum factus sum ante te*, jedes noch so teuflische Bubenstück auszuführen. Wie vortheilhaft eine ähnliche Gesinnung der gemeinen Gläubigen für die tyrannische Herrschaft der Päpste und Bischöfe war, und wie leicht es ihnen dadurch wurde, ihr Spiel nach Belieben mit der blinden Menschheit zu treiben, und dieselbe, wie zahmes Vieh, zu allen ihren egoistischen Absichten zu benutzen, hat die Kirchen- und Profangeschichte nur zu häufig gelehrt. Wie fürchterlich muß ein Heer von Mönchen, die sich von ihren Obern zu allen Bubenstreichen blind mißbrauchen lassen, und durch diese absolute Wegwerfung ihrer selbst, das höchste Verdienst zu erringen glauben, einem guten Fürsten werden! Läßt sich in einem Pfaffenlande etwas durchsetzen, was den Pfaffen nicht behagt? Jeder noch so mächtige Fürst ist verloren, der es wagt, dem Mönchs- und Pfaffenthume in das Auge

zu greifen. Ein Beyspiel davon ist Kaiser Joseph. Das Mönchsthum ist vorzüglich in unsern Tagen eine wahre Pest der Menschheit und jedes Landes. Keine noch so weise Regierung wird sich gegen die verderblichen Einflüsse der verpesteten Luft sicher stellen können, die aus den Klöstern hervorgehet, und sich über das Volk verbreitet. Man wird es immer deutlicher einsehen, daß kein anderes Mittel sey, sich wider das Verderben dieser Art zu verwahren, als die gänzliche Vertilgung solcher Institute, deren innigster Geist in dem rastlosen Bestreben bestehet, allen Sinn für Vernunftwürde unter den Menschen zu ersticken. Gewiß, zweckmäßiger kann der Satan sein Reich nicht begründen, als durch Verläugnung der Vernunft.

§. 12.

Anbetung der Obern.

Solche Maximen waren das Fundament, worauf dieser heilige Unhold das Ge-

Gebäude der Heiligkeit in mir zu errichten suchte. Daraus, daß Gott die Mönchsobern als die Organe seines Willens, und als seine Stellvertreter bestimmt habe, zog er nun sehr consequent die Folge, daß man auch Gott in der Person der Obern anbeten müsse, wie der von Gott inspirirte heilige Benedikt selbst in seiner Regel verordne: *in illis adoretur Christus.* Diese Anbetung müsse man auch äußerlich zeigen. Und nun lehrte er mich, und meine Mitnovitzen eine Art der äußern Anbetung, die man Prosterniren heißt.

Diese Anbetungszeremonie besteht in folgendem. Wenn ein Mönch in Beobachtung der unzähligen Klostergebräuche, die man kaum in einigen Jahren lernen kann, das Geringste versehen hat, so muß er zu seinem Obern kommen, sich mit dem ganzen Leibe vor dessen Füßen niederwerfen, andächtig den Boden küssen, und im Staube liegend seine Mönchssünde bekennen. Sobald

bald ſich der Mönch auf die Erde niedergeworfen hat, fragt der Obere: *Quid dicit?* Der Mönch antwortet: *Meam culpam.* Der Obere: *Qualem culpam?* Nun bekennet der arme Sünder noch immer vor den Füßen des in ſeiner Mönchsmajeſtät daſtehenden Kloſterſultans auf dem Geſichte liegend, ſein Himmelſchreyendes Verbrechen, z. B. daß er im Chore einen Ton nicht recht getroffen, oder einen unpaſſenden Vers geſungen, oder die Kapuze nicht recht geſetzt habe u. d. g. Dann folgt gewöhnlich eine derbe Strafpredigt, und ein ſchreckliches Ungewitter des empörten Mönchseifers ſtürzt auf den armen Sünder nieder. Wenn der Obere den niedergedonnerten Verbrecher nicht aus beſonderer Gnade aufſtehen heißt, welches entweder durch einen derben Schlag auf etwas, das ihm zunächſt ſtehet, oder durch das Majeſtätswort, *Surgat*, geſchieht, ſo muß derſelbe ſo lange auf der Erde liegen bleiben, bis das ſchauervolle Ungewitter des ergrimmten

Klostergottes, von Blitz, Donner, Hagel, Sturm und Erdbeben begleitet, ausgetobt hat.

Es übersteigt allen Glauben, wie sich mein Novitzenmeister bey solchen Gelegenheiten benahm. Ich war voll des feurigsten Eifers für alle Thorheiten des Mönchsthumes. Ich kam also bey dem geringsten Versehen der kleinlichsten Zeremonie zu ihm, und klagte mich bey ihm auf die oben beschriebene Weise an. Hätte der gemeinste Weltmensch einem solchen Spektakel zugesehen, er würde ganz gewiß geglaubt haben, daß ich ein Verbrechen begangen hätte, das weder in dieser noch in der zukünftigen Welt Vergebung verdiente. „Entsetzlich, entsetzlich," fing gewöhnlich dieser einbrünstige Donnergott seine Strafpredigt an, auf eben die Art, wie Moses, wenn dieser wider das abgöttische Israel Himmel und Erde zum Erstaunen und zur Rache aufforderte.

Diese

Diese Art von Anbetung der Oberen herrscht noch immer in dem aufgeklärten Banz. Ich mußte mir dieselbe noch kurz vor dem Austritte aus dem Kloster, da ich Professor der Philosophie war, gegen den nun verstorbenen Herrn Abt, der vor Fremden den Philosophen affektirte, aber in den Mönchskapiteln unaufhörlich wider die Philosophie Strafpredigten hielt, und gegen den damaligen Prior gefallen lassen. Dieser letztere war so entflammt vom Eifer für die kleinlichsten Mönchszeremonien, daß er im Ernste glaubte, Gott habe die Welt durch die französische Revolution gestraft, weil die Mönche nicht mehr so genau, als ehemals, ihre heiligen Gebräuche beobachteten, welches er mir nicht selten seufzend klagte, und ans Herz zu legen suchte, um mich zu bekehren. Und doch ist der Mann nichts weniger, als unwissend; vielmehr ist er wirklich ein sehr gelehrter Mann. Er ist nicht bloß in der katholischen, sondern auch protestantischen Literatur, besonders

was das theologische Fach betrifft, sehr gut bewandert. Er lieset fleißig die protestantischen Theologen und Exegeten, aber freylich nur in der Absicht, um sie in seinen Schriften theils zu widerlegen, theils die Schätze Aegyptens zur Erbauung der heiligen Bundeslade zu benutzen.

§. 13.

Bücher, die man mir zum Lesen gab.

Die Bücher, die mir mein Novizenmeister zum Lesen gab, um die Fundamentallehren des Mönchsthumes unerschütterlich fest in mir zu begründen, waren die abscheuerlichsten Ausgeburten des mönchischen Unsinnes, ganz dazu bestimmt, mich vollkommen zu entmenschen. Ich will deren nur zwey nennen. Die erste Schrift enthielt die Lebensbeschreibungen der ersten Mönche zu La Trappe unter dem Abte Rancé, von diesem unmenschlichsten aller

Schwär-

Schwärmer des 17ten Jahrhunderts selbst verfaßt. Es wird die Zeit kommen, wo diese Schrift in den vorzüglichsten Bibliotheken als das seltenste Dokument des menschlichen Unsinnes und einer durchaus rasenden Heiligkeitssucht des Mönchsgeistes wird aufbewahrt werden. Alle die Mönche, deren Leben hier beschrieben wird, waren die unmenschlichsten Selbstmörder. Alle Spuren der Vernunft, und Humanität durchaus zu vertilgen, das war das Ziel dieser alles Abscheus würdigen Mönchsheiligen. Das Buch ist für den Psychologen und Philosophen höchst merkwürdig. Die Grundsätze des Mönchsthums sind hier bis zu einer Konsequenz, die Schaudern erregt, durchgeführt und ausgeübt.

Die zweyte Schrift, deren ich hier vorzüglich Erwähnung thun will, als einer solchen, die mir gleich anfangs in die Hände gegeben wurde, um mich zu einem vollkommenen Mönch zu bilden, hat, so viel ich

ich mich erinnere, den Titel: Konferenzreden über die Pflichten des Mönchsstandes. Der Verfasser davon war ein Benediktiner aus der Kongregation des heiligen Maurus. Es herrscht in derselben der nämliche Geist der frömmelnden Stupidität und Unmenschlichkeit, wie in der ersten. Auch diese Schrift ist in Rücksicht auf den wesentlichen Charakter des Mönchsgeistes klassisch. Hier tritt er nicht wie zu Banz vor den Augen der Protestanten, mit der Maske der Aufklärung auf, sondern zeigt sich ganz in seiner schrecklichen, alle Gefühle der Humanität empörenden, Gestalt. Um sich von der Verderblichkeit des Mönchsstandes bis zur höchsten Evidenz zu überzeugen, darf man nur diese beyden Schriften lesen. Man urtheile doch nicht nach dem äußern Glanz der Klöster, sondern nach dem inneren Geiste, der in denselben herrschet. Ich weiß, daß sehr viele Protestanten, die unter den Gelehrten einen der ersten Plätze behaupten, sehr gut für die

Klö-

Klöſter geſtimmt ſind, ſo daß ſie ihr fernes Beſtehen recht aufrichtig wünſchen. Sie würden das Mönchsthum, auch wenn es durch den Ruhm einer aufgeklärten Denkart noch ſo ſehr glänzt, von ganzem Herzen verabſcheuen, wenn ſie mit dem innigſten Geiſte deſſelben vertraut wären. Sie würden finden, daß die berühmteſten Klöſter übertünchten Gräbern gleich ſeyen, die zwar von außen glänzen, aber von innen voll des Unrathes ſind. Banz hat ſich vor den meiſten Klöſtern den Ruhm einer aufgeklärten Denkart erſchlichen. Und doch herrſchet in dem Inneren dieſes Kloſters ein weit verruchterer Mönchsgeiſt, als ſelbſt in den Klöſtern, die man für die Wohnſitze der Unwiſſenheit hält. Der Mönch, ausgerüſtet mit Gelehrſamkeit, iſt weit gefährlicher, und unmenſchlicher, als der unwiſſende Mönch. Mönchiſche Gelehrſamkeit führt immer weiter von dem gemeinen Menſchenſinne, und von humaner Denk- und Sinnesart ab. Unter den Glanzmännern

zu

zu Banz ſtund Placidus Speer ſeit ſeinen zwanzig Jahren oben an. Und dennoch war er zugleich der wüthigſte, und argliſtigſte Zelot für Mönchsunſinn aller Art. Selbſt für die eben angeführten Schriften hatte er ſo viel Achtung, daß er ſie als Prior öffentlich bey Tiſche vorleſen ließ, um den verruchteſten Mönchsgeiſt zu Banz theils zu erhalten, theils wieder zu zu erwecken. Kein Satyriker iſt fähig, wenn ihm auch die lebhafteſte Phantaſie zu Gebot ſtehet, ein Ideal von Mönchsunſinn in einem ſo hohen Grade zu erdichten, und zum Gegenſtande des Spottes zu machen, als der iſt, der in jenen Schriften mit vollem Ernſte, und in einer von Feuereifer glühenden Sprache, als das höchſte Ziel der moraliſchen Vollkommenheit gepredigt wird. Was muß das für ein Licht ſeyn, das ſich mit einer ſolchen Finſterniß verträgt! Wie hoch muß die philoſophiſche Aufklärung der Mönche zu Banz geſtiegen ſeyn, da ſie ſolche Schriften noch als Mu-

ſter

ſter der Erbauung anſehen können! Auch der philoſophiſche Abt Otto, der vor zwey Jahren das Zeitliche geſegnet hat, ließ dieſelben Schriften zur Faſtenzeit aufs neue bey Tiſche vorleſen, um den Eifer für die unſinnigſte Mönchsheiligkeit bey ſeinen Mönchen wieder anzufachen und zu entflammen. Ich weiß zwar, daß einige Wenige dieſe Erbauungslektüre mißbilligten. Aber darum wurden ſie auch von dem Herrn Abte, dem Aufklärer des katholiſchen Deutſchlandes, nämlich dem Herrn Placidus Sprenger, und dem übrigen Glanzheere der Zeloten zu Banz für verworfene angeſehen, und auf alle mögliche Art verfolgt.

§. 14.

Einfluß dieſer Schriften auf meinen Charakter.

Dieſe Schriften hatten in den erſten Jahren meines Mönchslebens die ſchrecklichſte Wirkung auf meinen Geiſt. Von der zar-

zarteſten Jugend an durch Mönche verführt, war ich eben ſo blind, die ganz auf Entmenſchung ausgehenden Grundſätze, die ſie enthalten, anzunehmen, als eifrig, ſie in Ausübung zu bringen. Ich gerieth dadurch in eine Verwirrung des Geiſtes und des Gewiſſens, die ich unmöglich beſchreiben kann, und die ganz das war, was ſich die Theologen unter der Hölle denken. Bey allen dem Feuereifer, alle Vorſchriften des Mönchsthumes auf das vollkommenſte und pünktlichſte zu beobachten, wurde dennoch mein verwirrtes Gewiſſen unaufhörlich mit den ſchrecklichſten Vorwürfen gefoltert, als wenn ich bey jeder Handlung, die ich aus Eifer für Mönchsheiligkeit ausübte, lauter ſchwere Sünden begienge. Je gröſſer mein Eifer für das Gute überhaupt, das mir freylich immer unter falſchen Anſichten vorſchwebte, war, deſto ſchmerzlicher waren die Gewiſſensbiſſe, die mich unaufhörlich zerfleiſchten, indem ich befürchtete, meiner Pflicht nicht Genüge geleiſtet zu haben.

Ich

Ich sah nichts, als Abgründe, die mich bey jedem Schritte zu verschlingen droheten. Der Grundsatz des blinden Glaubens, den ich als Fundament aller Heiligkeit angenommen hatte, verbreitete nichts, als schauervolle Nacht, um mich her, so daß ich mich, nirgends orientiren konnte, und daher bey jedem Schritte, den ich that, befürchten mußte, ich möchte dem Verderben zueilen, statt vorwärts das Ziel, das der Menschheit vorgesteckt ist, zu verfolgen. Dieser Grundsatz hatte mir gleichsam die Augen des Geistes ausgestochen; ich tappte unter lauter Anstößen, und Abgründen im Finstern herum, ohne zu wissen, wo ich war, oder wo ich hin ging. Alles war für mich unsicher, ich mochte thun, was ich wollte; überall, wo ich hintrat, wankte der Boden unter meinen Füßen.

Ein hoher Grad des moralischen Sinnes und Eifers, verbunden mit einer solchen Blindheit des Geistes — das ist eine Hölle,

Hölle, deren Qualen unbeschreiblich sind, und gegen welche die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Schrecknissen nichts Aehnliches hat. In dieser Hölle schmachtete ich die ersten sieben Jahre meines Klosterlebens. Man muß dieses Unglück in seiner ganzen Fülle, wie ich, selbst erfahren haben, um sich einen wahren und lebendigen Begriff davon zu machen können. Es war der schrecklichste Geistessturm, der sich nur immer vorstellen läßt, ein Geistessturm, der mir nie Ruhe gönnte, und gegen welchen ich nicht das geringste Hülfsmittel hatte. Denn wie hätte ich mir helfen wollen? Durch Nachdenken und Prüfen der Grundsätze, die diesen Sturm in meinem Gemüthe hervorbrachten? Aber das war ja in meinen Augen, und nach dem Fundamentalgrundsatze des Mönchsthums, die größte Sünde, die ich zu begehen in diesem Zustande schlechthin unfähig war. Ach! bey dem lebendigsten Streben nach Mönchsheiligkeit fühlte ich nur gar zu sehr

die ſchneidende Wahrheit des Ausſpruches Jeſu, wenn er in Anſehung der Verdammten ſagt, daß ihr Wurm nie ſterbe. Mein Elend war ſo groß, daß wenn ich frühe Morgens vom Schlafe erwachte, mein erſter, mit Thränen begleiteter Gedanke war: „Gott! warum lebe ich noch? Wäre ich doch nie mehr aus dem Schlafe zum Leben erwachet!“ Das Selbſtbewußtſeyn, ſonſt die unverſiegbare Quelle der reinſten Freuden für den weiſen Tugendfreund, der Eifer mit Einſicht verbindet, war für mich bey meinem blos durch den blindeſten Glauben beſtimmten Eifer der Wurm, der nie ſtarb, der unaufhörlich an meinem Herzen nagte; war die giftige Schlange, die ſich in feſten Ringen um meine Lenden geſchlungen hatte, und durch giftige Biſſe mich immer tödtete, und wider zum verhaßten Leben weckte; die ich überall mit mir herumtrug, ohne ihr entfliehen zu können. Ich wünſchte nichts ſehnlicher als den Tod, und den Verluſt des Selbſtbewußt-

wußtſeyns, und des Verſtandes, theils um von meinen Leiden nichts mehr zu wiſſen, theils aus der Abſicht, damit ich unfähig würde, den lieben Gott mehr zu beleidigen!! Das war das Paradies, das mir das Mönchsthum verhieß, und dadurch mich ins Kloſter lockte; das die ſelige Ruhe, die mich von den Stürmen des Weltlebens aufnehmen und ewig erquicken ſollte. Fliehet, Jünglinge, fliehet dieſes Höllenparadies! fliehet dieſe Sturmruhe, der kein noch ſo ſchauervolles Ungewitter auf dem Ocean des geſchäftigen Weltlebens gleich kommt! Verſchließt eure Ohren der Sirenenſtimme jener ſataniſchen Menſchenverführer, die euch unter tauſend Verheißungen eines irdiſchen Himmels in den Abgrund alles Elendes locken, und ſich dann freuen, wenn ſie euch für immer unglücklich gemacht haben, ſo wie ſich der Satan freuet, wenn ihm ein Raub gelungen iſt.

§. 15.

Anwandlungen zum Selbstmorde. — Heiliger Selbstmord.

Ich hatte öfters sehr heftige Anwandlungen zum Selbstmorde; aber die Vorstellung, daß es Sünde sey, war der Schutzgeist, der mich rettete. Es war für mich ein erschrecklicher Gedanke, wenn ich in der Verzweiflung so weit kommen sollte, daß ich mich endlich entschlösse, mich aus der zeitlichen Hölle, in der ich schmachtete, in die ewige zu stürzen. Doch wünschte ich recht sehr, daß ich ohne Verschuldung plötzlich eines gewaltsamen Todes sterben möchte. Wenn ich z. B. aus der Zisterne des Klosters Wasser holte, so drängte sich mir unwillkürlich der Gedanke auf: „Möchtest du doch so glücklich seyn, ohne dein Verschulden in diese Zisterne zu fallen!“ Eben so, wenn ich für die hohen Festtage den Hochaltar der Klosterkirche schmücken mußte, dachte ich: „Möchte dich doch ein wohl-

wohlthätiger Genius von der Leiter, auf der du stehest, hinabstürzen auf das Steinpflaster, und dir mit gütiger Hand den Kopf einschlagen!" Aber es erbarmte sich meiner weder ein Satan, noch ein guter Geist. Ich mußte zu meiner Marter — fortleben.

Doch es blieb mir eine andere Art des Selbstmordes übrig, der selbst als die höchste Stufe der moralischen Vollkommenheit in den Mönchsschriften, die man mir zu lesen gab, angepriesen wurde. Die ersten Mönche zu La Trappe, deren Leben man mir als Muster zu lesen gab, denen ich nacheifern sollte, waren lauter Selbstmörder, die aus Eifer für Buße und Frömmigkeit, und durch die sinnreichsten Selbstpeinigungen aller Art langsam alle Lebenskräfte aufzehrten. Daher hielt ich nur eine Handlung, die aus Ueberdruß des Lebens plötzlich und gewaltsam den Faden des Lebens abschnitt, für Sünde; hingegen war eine Lebensart, die aus Liebe zu

Gott

Gott auf dem Altare der Buße das Leben langsam zum Opfer brächte, in meinen Augen höchst verdienstlich, und der höchste Zweck, dem man nachstreben müßte, und den die Heiligen durch ihre strengen Bußübungen, und durch einen ganz geistigen Heldenmuth erreicht hätten. Um jedoch ganz sicher zu gehen, fragte ich meinen Novitzenmeister, der zugleich mein Beichtvater war, um Rath, und foderte ihn auf, mir bestimmt zu erklären, ob es erlaubt sey, aus Liebe zu Gott und aus Bußeifer sein Leben zu verkürzen. Dieser Schwärmer behauptete dieses nicht nur, sondern donnerte mich sogar durch eine derbe Strafpredigt als einen verstockten Sünder nieder, bey dem das Lesen der heiligen Bücher noch nicht einmal die Einsicht dessen bewirkt habe, was alle Heiligen gethan hätten. Ich fragte auch noch den hochberühmten und gelehrten P. Dominikus Schramm zu Banz, der mir dasselbe sagte, und ebenfalls böse wurde, weil ich ihm einige Einwen-

wendungen gegen diese empörende Behauptung machte. „Wollen Sie klüger seyn, als alle Heiligen, sagte er mir, die sich beständig in solchen Selbstpeinigungen übten, die offenbar so beschaffen sind, daß sie das Leben abkürzen können? Die Heiligen waren lauter von Gott erleuchtete Menschen; sie thaten nichts, ohne durch Gottes Gnade und Erleuchtung getrieben zu seyn. Wären Bußübungen, welche langsam die Kräfte des Lebens abzehren, nicht verdienstlich und Gott gefällig, so würden sie dieselben gewiß nicht mit so viel Eifer und Standhaftigkeit bis an ihren Tod ausgeübt haben. Der Weg, den die Heiligen gegangen sind, ist durchaus sicher. Er ist der enge Weg, der zum Himmel führet; hingegen führet der breite Weg — eine Lebensart, welche die menschlichen Neigungen befriedigt — zur Hölle. Der Klosterstand ist der Stand der Buße. Der Büßer hat nicht zu fragen, ob er bey der Lebensart, die einmal für ihn absolute Pflicht ist, lang oder kurz leben werde. Das muß

man

man Gott anheim stellen, und seine Pflicht thun." Das war der Bescheid, den ich über einen so höchst wichtigen Gegenstand der Moral, der die Pflicht der Selbsterhaltung betrifft, selbst von einem der gelehrtesten Mönche, dessen zahlreiche Schriften öfters aufgelegt, und auf manchen katholischen Akademien vorgelesen wurden, erhielt. Religion und Moral wird durch den Mönchsgeist ganz verkehrt, und zur Geisel der Menschheit gemacht. Daher kann auch das Mönchsthum in unsern Tagen keine andere Wirkung haben, als diese Heiligthümer der Menschheit, ohne welche man weder gut, noch glücklich seyn kann, an denen alle Würde, Ruhe, und Interesse des Menschen hängt, immer verächtlicher zu machen, weil sie in einer Verunstaltung dargestellt werden, gegen welche sich die höhere Verstandskultur, auf der die meisten Nationen Europens stehen, nothwendig empört. Die meisten Menschen sind zwar so weit gekommen, daß sie die Thorheiten, womit das Mönchsthum Religion und Moral

ral verunstaltet, verlachen; aber es fehlet ihnen die Einsicht in das Wesen der Religion und Moral, und die inneren Gründe, die in den Augen der Vernunft eben so ehrwürdig, als unerschütterlich fest sind. Man ist nur gar zu leicht geneigt, von einem Extrem auf das andere überzugehen, und mit dem Aberglauben selbst das, was der Vernunft ewig heilig seyn wird, zu verwerfen und zum Gegenstande des Spottes zu machen. Möchten doch gute und weise Fürsten dieses beherzigen, und durch Aufhebung des Mönchsthumes einer Gefahr zuvorkommen, die selbst ihren Thronen drohet! Denn mit der Religion und Moral wanket jeder noch so mächtige Thron. Dieses Wanken aber ist unvermeidlich, wenn das Mönchsthum noch ferner begünstiget wird. Man fasse doch nicht, wenn man über das Verhältniß des Mönchsthums gegen das Beste des Staats und der Kirche urtheilen will, die wenigen, lichtvollen Mönche ins Auge, die wirklich Einsicht und Muth genug haben, um Licht

und

und Segen zu verbreiten. Diese sind ja selbst das Ziel der wüthigsten Verfolgung von Seiten ihrer Obern, und des großen Haufens der Schwärmer und Heuchler unter ihren Mitbrüdern. Diese Edlen gehören nicht mehr zu der Klasse der Mönche; sie haben im Geiste selbst alle die Fesseln zerbrochen, wodurch das Mönchsthum alle Freyheit des Geistes und des Gewissens unter den Menschen zu vertilgen strebt. Auch ich war in diesem Falle. Die letzten zwölf Jahre meines Klosterlebens habe ich gewiß dem Kloster, in dem ich war, und der katholischen Kirche, als öffentlicher Religionslehrer, als Prediger, Beichtvater, und als Schriftsteller Ehre gemacht. Aber unausgesetzte Verfolgung, und Qual war von Seiten derer, deren Schande ich zu bedecken strebte, die mir zugedachte Belohnung. Und demungeachtet war ich entschlossen, mein ganzes Leben dem Ruhme dieser Schwärmer und Heuchler aufzuopfern. Aber die Verfolgungssucht für meine guten Dienste

ging

ging so weit, daß mirs endlich schlechthin unmöglich war, mit gutem Gewissen ferner unter Menschen zu leben, die im Geheim alle Gefühle der Menschheit unter die Füße traten, während sie, als ausgemachte Heuchler, sich als Menschenfreunde, und Beförderer des Lichtes geltend zu machen wußten.

Die empörende Behauptung, daß es nicht bloß erlaubt, sondern sogar höchst verdienstlich sey, durch Selbstpeinigungen, aus Bußgeist unternommen, sein Leben abzukürzen, war meinem sehnlichsten Wunsche nach dem Tode höchst behaglich. Ich setzte mir also diese Art eines heiligen Selbstmordes als Ziel vor. Ich stürmte durch meinen, keine Gränzen kennenden, Mönchseifer, wozu sich noch die entsetzlichste Gewissensangst gesellte, die mich Tag und Nacht folterte, so heftig in meine Gesundheit, daß mich schon im Novitiat eine, wie es schien, bald tödtlich werdende Nervenkrankheit überfiel, welche gleichsam die Furie von außen war,

war, die mich unaufhörlich durch ihre Mordfackel quälte, und mir auch die nächtliche Ruhe durch die schmerzlichsten Krämpfe im ganzen Leibe raubte. Dieser Vorfall, der für jeden andern vernünftig denkenden Menschen höchst traurig gewesen wäre, brachte meinem beklemmten und tief verwundeten Herzen den mildernden Balsam der Hoffnung eines nahen Todes, den ich für meinen einzigen Freund und Retter ansah.

§. 16.

Ablegung der Klostergelübde.

In der gewissen Ueberzeugung, daß ich in einigen Monaten sterben würde, legte ich im Jahre 1779 die Klostergelübde ab, wodurch ich Gott das größte Opfer, dessen ich fähig wäre, nämlich mein Leben selbst, darzubringen glaubte. Denn ich war zugleich überzeugt, daß, wenn ich in die Welt zurückkehren würde, ich nicht nur meine Gesundheit, sondern auch meine Geis-

Seelenruhe wieder erhalten würde. Aber ich fürchtete, daß ein Friede, den mir die Welt gewähren würde, mich zur Hölle führen möchte. Gesundheit aber und Leben hatten für mich keinen Werth mehr. Die unsinnigen Mönchsschriften hatten in mir den festen Wahn bewirkt, daß die meisten Weltmenschen verdammt würden. Das hielt mich zurück von dem Entschlusse, in die Welt zurück zu kehren. Einmal jedoch faßte ich den Muth, diesem Gedanken Gehör zu geben, und meinem Novitenmeister zu erklären, daß ich entschlossen sey, das Kloster zu verlassen. Aber dieser Schwärmer stellte mir die Gefahr, in die ich mich, wie er glaubte, begeben wollte, so lebhaft vor, daß er behauptete, es sey beynahe nichts gewisser für mich, als die ewige Verdammniß, wenn ich meinen Entschluß ausführen würde. Denn es sey eine verdammliche Sünde, die Erkenntniß des Guten und Vollkommenen besitzen, und dennoch aus Feigheit den Weg der Vollkommenheit verlassen. Das sey bey

mir

mir der Fall. Er ſtellte mir als warnendes Beyſpiel den reichen Jüngling im Evangelio vor, der zwar Jeſu nachzufolgen, oder ſein Jünger zu werden, den inneren Beruf gefühlt, aber aus Liebe zu den irdiſchen Gütern dieſer Stimme nicht gehorcht habe. Um mich daher von dieſem höchſtgefährlichen Gedanken abzubringen, nahm er allerley geiſtliche Uebungen mit mir vor. Der Erfolg war, daß ich mich entſchloß, lieber im Kloſter ein Höllenleben zu führen, und alles, was mir theuer ſeyn konnte, Gott zum Opfer zu bringen, als in die Welt zurückzukehren, aus Furcht, ich möchte durch dieſen Schritt den Weg des Verderbens betreten. Eine angeſehene adelige Dame, die Schweſter des jetzigen Fürſtbiſchofes zu Bamberg, hatte mich kurz vor meinem Eintritte ins Kloſter kennen gelernt, und mir vom Kloſterſtande abgerathen. Sie wünſchte mich, als Hofmeiſter für ihre Kinder zu haben. Da ich mich jedoch von dem einmal gefaßten Entſchluſſe nicht abwendig machen

chen ließ, so drang sie in mich, ihr wenigstens zu versprechen, daß, wenn mirs im Kloster nicht gefiele, ich zu ihr zurückkehren wollte. Ich versprachs ihr. Da sie nun während meines Probejahres von meinem unglücklichen Zustande Nachricht erhielt, war sie so menschenfreundlich, selbst nach Banz zu reisen, um mich, wo möglich, zu retten. Nur mit vieler Schwierigkeit erhielt sie von dem damaligen Abte Valerius die Erlaubniß, mich auf ein paar Augenblicke allein sprechen zu dürfen. Als mich mein Novitzenmeister dieser Dame vorführte, bat er mich unterwegs auf das dringendste, ja die Augen nicht aufzuschlagen, und dieser Dame, und ihrer Tochter ins Gesicht zu sehen, weil bey solchen Gelegenheiten der Teufel im Spiele sey. Diese Dame bat mich recht dringend, ja die Gelübde nicht abzulegen, weil ich mich für mein ganzes Lebenlang unglücklich machen würde. Sie bot mir ihr Schloß zum Zufluchtsort an, und versprach mir, für mein Glück zu

sor-

sorgen. Allein alles Zureden half nichts. Die Vorstellung und Behauptung meines Novitzenmeisters, daß ich durch den Austritt aus dem Kloster ganz gewiß dem ewigen Untergange entgegen gehen würde, hatte allen noch so vernünftigen Rathschlägen dieser Dame und anderer Freunde mein Herz verschlossen. Es war ungefähr ein Monat vor meiner feyerlichen Profession, als diese gute Dame es unternahm, mich den Klauen des Mönchsthums zu entreißen. Ich war damals schon so schwärmerisch, daß ich glaubte, der Satan habe sich dieser Dame als eines Werkzeuges bedient, u a mich von dem einzig möglichen Wege zur Seligkeit abzuführen, und unter dem Vorwande der Vernunft und Menschenliebe mich in das ewige Verderben zu stürzen. P. Placidus Sprenger sagt in der Lästerschrift, die Herr Probst Henke in das erste Stück seiner Religionsannalen einrückte, daß schon im Prüfungsjahre mein Freyheitssinn ein paarmal gespückt

ſpückt habe. Hätte er doch geſpückt! Ich würde mich nicht in eine Pfaffenhölle, in der ich 20 Jahre lang ſchmachtete, geſtürzt haben. Aber mein Geiſt war von allen Seiten her ſo feſt gefeſſelt, daß er ſich auf keine Art regen konnte. Erſt nach ſieben Jahren gab er das erſte Zeichen des Lebens von ſich, indem er endlich anfing, die Lehren zu prüfen, die er bisher blind angenommen hatte. Und ich ſegne den Augenblick, da es mein Geiſt das erſtemal wagte, die Augen zu öffnen, wenn gleich jener Lichtfinſterling Fluch darüber ſpricht, und mit dem verworfenſten Zelotenheere bey den Fürſten mich der franzöſiſchen Freyheitsſucht verdächtig zu machen ſucht. Auch an dem Weimarer Hofe ſuchten mich die Mönche zu Banz als einen Emiſſär der franzöſiſchen Demagogen, und als einen Menſchen, dem Religion zum Geſpötte wäre, anzuſchwärzen. Ja, Finſterlinge, die ihr euch als Engel des Lichts zu verſtellen wiſſet, euere Religion iſt mir zum Geſpötte und

Greuel! Euere Heucheley, euer Sklavensinn, wodurch ihr alle Vernunftwürde in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen theils selbst verläugnet, theils bey andern Menschen unter die Füße zu treten sucht, ist der Gegenstand meines ewigen Fluches; ist mir der Abgrund aller Verworfenheit, vor dem ich jeden Menschen warne. Es wird sich bald öffentlich zeigen, daß euer Eifer für Religion Gottlosigkeit, und euer betrügerisches Kriechen vor den Thronen der Fürsten, und euer schmeichelndes Lob Aufruf zur Empörung ist. Ja nur Freyheitssinn ist des Menschen würdig; ist die sicherste Stütze der Thronen, und der Grund alles Bürgerglückes. Aber ich kenne einen besseren Freyheitssinn, als den der Franzosen. Der Freyheitssinn der letzteren ist in den Schlupfwinkeln der Klöster ausgebrütet worden, und ist von da aus unter das Volk hervorgekrochen. Ein solcher Freyheitssinn ist Verläugnung der Vernunft, wie das Mönchsthum, dessen Brut er ist. Nur

wer

wer sich gewöhnt, den Pfaffen und Mönchen blind zu gehorchen, wird auch dem Volksverführer, der die Fackel des Aufruhrs schwingt, blind folgen, und in demselben Augenblicke Freyheit und Gleichheit rufen, als er sich in die schändlichsten Sklavenbande einer wüthigen Rotte wirft. Der Mann von Selbstständigkeit aber, der nur der Stimme der Vernunft folgt, respektirt die Rechte der Fürsten eben so aufrichtig und gewissenhaft, wie eines jeden Staatsbürgers und Menschen, der außer aller Verbindung mit Menschen lebt. O möchte doch dieser Freyheitssinn bald alle Menschen beleben! Dem Mönchsthume würde es freylich nicht gut gehen. Aber möge es für immer von der Erde vertilgt werden dieses Ungeheuer, wenn es nur der Menschheit wohl geht!

§. 17.

Ansicht der Welt.

Meine höchst unselige Schwärmerey nahm nach der Ablegung der Klostergelübde immer mehr zu. Der enge, rauhe, durch ein Dickigt schwerer Leiden führende Dornenpfad, den zu wandeln ich mich durch die Ordensprofession für verpflichtet hielt, und der sich nur mit dem Tode zu endigen schien, war in meinen Augen der einzig mögliche Weg zum Himmel. Ich sah diese irdische Hölle als das höchste Gnadengeschenk des Himmels an, das nur wenigen Menschen zu Theil würde. Jedes noch so reizende, und mit den Blumen der unschuldigsten Freuden prangende Erdenglück konnte auf mich nicht den geringsten, einladenden Eindruck machen, sondern war mir von ganzem Herzen verhaßt, weil ich es für die breite Straße ansah, die zum Verderben führe. Man hätte mir in diesem Zustande der blinden Schwärmerey ein Königreich

mit

mit allen den gaukelnden Freuden, welche die schöpferischste Phantasie hervorzaubern kann, anbieten können; ich würde ganz gewiß mein höchst trauriges Loos nicht damit vertauscht haben. Ich sah in der That mit dem heiligen Augustin das ganze Menschengeschlecht als eine *massa damnata* an, aus welcher die Gnade Gottes nur einige wenige, unter denen vorzüglich die Mönche wären, herausfischte, und zum Himmel bestimmte, den ungleich größern Theil aber seinem verkehrten Sinne überließe, ihm auf eine kurze Zeit den bezaubernden Giftbecher der Freuden reichte, und dann, um sich durch die schrecklichste Strafgerechtigkeit zu verherrlichen, ewigen Höllenqualen übergäbe. Die Welt schien mir der unselige Tummelplatz dieser Verworfenen zu seyn, wo man sich auf einige Augenblicke mit Rosen krönte, um dann desto tiefer in den Abgrund des ewigen Verderbens hinabzustürzen. Alle Schriften der Mönchsasceten sind voll von diesen schauervol-

vollen Vorstellungen. Es war daher keine, bloß mir eigne Schwärmerey. Sie ist der ächte Geist des Mönchsthumes überhaupt.

Welch ein niederschlagender, jeden noch so zarten Keim der Seelenruhe, und des Frohsinnes, gleich einem zündenden Blitz verzehrender Anblick der Welt, der Menschheit, und des Heiligsten und Wonnevollsten, was es für die Sterblichen giebt — der Gottheit! — Ach! für mich war in diesem Zustande der schönste, der heiterste Frühlingsmorgen, wo die ganze Natur mit allen ihren Reizen, wie in ihrem entzückenden Brautschmuck erscheint, und in jedes gefühlvolle, unverdorbene Herz ein Meer von Seligkeit ergießet — nichts, als eine schauervolle Sturm- und Gewitternacht, die trächtig von Uebeln, Tod und Verheerung verbreitet. Für mich sang kein Vogel, rauschte keine Quelle, blühete keine Blume. Die Sonne selbst schien nur hie und da

einz

einige Strahlen aus den ſchwarzen Gewitterwolken, womit ſie umhüllt war, hervorzuſchießen, um mich ein gränzenloſes Elend rings um mich herum mit Schauer erblicken zu laſſen. Mit einer Schwermuth, die allen Begriff überſteigt, ſah ich auf die unglücklichen Sterblichen hin, die Millionenweiſe mit verbundenen Augen zwiſchen lauter Abgründen dem ewigen Verderben zueilten.

§. 18.

Intoleranz.

Beſonders aber rührte mich das Schickſal der Ketzer und Ungläubigen, die ich der Seligkeit ſchlechthin für unfähig hielt. Der Schmerz, den mir dieſe Anſicht verurſachte, war gleich einem zweyſchneidigen Schwerdte, das unaufhörlich in meinem Innerſten tobte. Mit dieſem Mitleide ſtand die wüthigſte Verfolgungsſucht in gleichem Verhältniſſe, und ich freuete mich ſchon auf die Zeit, da

ich

ich wider die Ketzer zu Felde ziehen, und in den heiligen Kriegen des Herrn alles, was sich den Lehren der allein seligmachenden Kirche widersetzte, nieder machen könnte. Ich bedauerte nichts mehr, als daß durch die große Verbreitung der unseligen Reformation durch Luther und Kalvin in Deutschland und in vielen andern Ländern nun der katholischen Kirche die Hände so stark gebunden worden, daß sie daselbst nicht mehr, wie sonst, die Ketzer nach Belieben verbrennen, sondern statt des Ketzerblutes nur Thränen, nur Herzenswünsche, und Gelübde auf bessere Zeiten dem lieben Gott zum Opfer bringen könnte. Ich pries dagegen die Länder, z. B. Italien, Spanien glücklich, wo ein immer wachsames Inquisitionsgericht jeden dergleichen Verführer der Menschen durch die heilige Flamme der Kirche sogleich zu vertilgen strebe, und wirklich vertilge. Dieses wilde Feuer der Verfolgungssucht wußte mein Novitzenmeister theils durch seine mündlichen Lehren, theils

theils durch die Schriften, die er mir gab, immer fürchterlicher anzufachen. Denn auch in Rücksicht auf den Ketzerhaß hatte er wenige seines Gleichen. Um dieses unheilige Feuer des wüthigsten Menschenhasses nicht nur immer zu unterhalten, sondern auch immer heftiger zu entzünden, rieth er mir an, was mir auch schon in meiner frühern Jugend gerathen worden war, mich, so oft ich die Uhr schlagen hörte, in der Verfluchung der Ketzereyen zu üben. Auf solche Art entstehe, wie er richtig bemerkte, ein *habitus* des Abscheues gegen die Ketzer, und der unerschütterlichen Anhänglichkeit an die allein seligmachende Kirche, so daß nie der geringste Zweifel in Sachen des Glaubens aufkommen könne, und der Ketzerhaß immer lebhafter werde, welches durchaus nöthig sey, wenn man vor aller Gefahr der Ketzerey sicher seyn wolle.

Vorzüglich aber sey dieses Mittel der öfteren inneren Erweckung des Glaubens an

al-

alles, was die katholische Kirche lehre, und der Verfluchung aller Ketzereyen sehr heilsam, ja nothwendig im Umgange mit den Ketzern, die häufig das Kloster Banz besuchten, so daß man sich dieses Umganges nicht gänzlich entschlagen könnte. Man solle zwar gegen die Ketzer freundlich seyn, das erfodere die gute Lebensart; aber mitten in dem freundlichsten Gespräche müsse man zu dem inneren Ketzerfluche, und Glaubensakt an die Lehren der katholischen Kirche seine Zuflucht nehmen, um durch die Empfindungen der Freundschaft, der Zuneigung und Menschenliebe, die sich unwillkürlich hervordrängen, nicht auf gefährliche Abwege geführt zu werden, oder durch die Scheintugenden der Ketzer, die nichts als glänzende Laster seyen, sich bezaubern zu lassen. Freundschaft, und Wohlwollen gegen die Person der Ketzer sey der geradeste Weg zur Ketzerey. Dadurch müsse man mitten im Umgange mit den Ketzern jeden noch so zarten Keim der Zuneigung durch die innere

Er-

Erweckung des heiligen Fluches, den die Kirche über die Ketzer für immer geschleudert habe, erſticken und tödten. Daher verbiete auch der heilige Apoſtel Johannes den Gläubigen allen Umgang mit den Ketzern, ja er erlaube ihnen nicht einmal, ſie zu grüßen. *Nec ave dixeritis eis.* Dieſen Bibelſpruch hatte er äußerſt lieb gewonnen, und er war bey ihm ſo in Empfindung übergegangen, daß ſein Mund von heiligem Geifer ſchäumte, wenn er denſelben ausſprach.

§. 19.

Bewährte Probe der Intoleranzmittel.

Er gab zwar noch eine Menge anderer ſehr zweckmäßiger Mittel, den Ketzerhaß immer mehr zu entzünden, an, die er ſelbſt für bewährt befunden habe. Aber er legte doch ein vorzügliches Gewicht auf das eben beſchriebene Mittel. Wie kräftig wider aller-

ley Verſuchungen bey dem Umgang mit den Ketzern dieſer immer friſch aufgeregte Ketzerhaß ſey, ſachte er durch eine Menge von Erfahrungen, die er ſelbſt gemacht habe, zu beſtätigen. Unter andern führte er folgende höchſt merkwürdige Erfahrung von ſich an, aus welcher die Proteſtanten ſehen können, was ſie ſich von den freundlichen Geſichtern heuchleriſcher Mönche zu verſprechen haben. Kurz vor meinem Eintritte ins Kloſter war die herzogliche Familie zu Koburg mit einer Menge angeſehener Herren und Damen zu Banz. Dieſe hohen Gäſte wurden mit aller möglichen Ehrerbietung und Artigkeit daſelbſt empfangen und behandelt. Der Herr Prälat führte ſie ſelbſt an alle die Orte hin, wo ſonſt keine Dame erſcheinen darf — in die Klauſur, in den gemeinen Speiſeſaal zur Zeit, da die Geiſtlichen bey Tiſche ſaßen, und in den Chor, als man die horas ſang. Die ſchönen Damen mochten in ihrem reizenden Anzuge auf manchen Mönch einen Eindruck gemacht

macht haben, den man gewöhnlich dem Teufel zuſchreibt. Aber der heilige Panzer des Ketzerhaſſes, womit ſich mein Novizenmeiſter ausgerüſtet hatte, machte, daß bey ihm kein Pfeil der ſchönen Satane, die vor ihm ſtanden, eindringen konnte. Der einzige Gedanke, „es ſind Ketzer,“ ſtellte ihn, wie er ſelbſt ſagte, vor jedem Reize ſicher. Er erweckte, nach ſeinem eignen Bekenntniß, einen lebhaften Ketzerhaß, und unterhielt ſich mit dem Gedanken, daß alle Ketzer von Gott verworfen und auf immer verdammt ſeyen: auf dieſe Art bewaffnet, konnte er leicht über jeden reizenden Eindruck ſiegen. Daher empfahl er dieſe Geſinnung, und die erneuerte Erweckung derſelben bey dem Umgange mit den Ketzern, beſonders in den Augenblicken, da einige Zuneigung im Werden ſey, als das ſicherſte Mittel gegen jede noch ſo entfernte Gefahr, von dem Ketzergifte angeſteckt zu werden. Nichts ſey jedoch gefährlicher, als das Leſen ketzeriſcher Bücher. Das tödtliche

Ketzer-

Ketzergift sey auch dann versteckt, und zwar auf die gefährlichste Art, wenn die Schrift noch so fromm und erbaulich zu seyn scheine. Es sey schon eine Sünde, worauf Exkommunikation gesetzt sey, wenn man ein Ketzerbuch auch nur in seinem Zimmer habe, obgleich man die Absicht nicht habe, dasselbe zu lesen; wenn man z. B. ein Ketzerbuch bloß unter seinen übrigen Büchern aufstelle. Die Kirche ertheile nur Männern, die im Glauben befestigt, eine vorzügliche Gelehrsamkeit besäßen, die Erlaubniß, ketzerische Bücher zu lesen, und zwar bloß in der Absicht, damit dieselben widerlegt werden könnten. Wer daher auch die Erlaubniß, ketzerische Bücher zu lesen, von der katholischen Kirche erlangt habe, und dieselben nicht aus der reinen Absicht, die Ketzerey auf alle mögliche Art zu verfolgen, und zu vertilgen, lese, der begehe eine verdammliche Sünde. Man müsse daher bey einer solchen, äußerst gefährlichen, Lektüre immer auf seiner Hut seyn, um ja nicht die geringe

ringste Anwandlung von Beyfall, Zuneigung, oder auch bloßer Neugierde aufkommen zu lassen. Hier könne man mit Wahrheit sagen: *latet anguis sub herba.* Es sey daher sehr gut, ja nothwendig, bey jeder Seite eines Ketzerbuches, das man lese, den Ketzerhaß, und den Eifer für den allein seligmachenden Glauben der katholischen Kirche aufs neue in Gedanken zu entzünden, und recht herzlich zu wünschen, daß endlich alle Ketzer von der Erde vertilgt würden, weil sie nichts, als Kinder des Teufels, bestimmt zu ewigen Höllenqualen, und satanische Seelenräuber wären.

§. 20.

Einfluß der intoleranten Grundsätze auf meine Denk- und Sinnesart.

Durch solche Lehren und Beyspiele wurde die menschenfeindliche Flamme des Ketzerhasses so lebhaft in mir entzündet und an-

ge-

gesacht, daß ich wünschte, die Ketzer möchten sämmtlich nur Einen Kopf haben, damit sie durch Einen Streich auf immer von der Erde vertilgt werden möchten. Ich würde mich glücklich geschätzt und geglaubt haben, Gott und der Menschheit den größten Dienst zu leisten, wenn ich diesen Streich selbst hätte führen können. Ich würde es zwar mit Thränen und mit dem regesten Mitleide gegen die Ketzer, insofern sie Menschen sind, aber mit frohem Eifer, insofern ich sie als Ketzer, Menschenverführer, Feinde Gottes, und Kinder des Teufels ansah, gethan haben. Dieses Mitleid, und dieser tödtliche Haß in Verbindung erzeugte ein gemischtes Gefühl, das höchst widernatürlich ist, und durch die Entzweyung des Herzens mit sich selbst zur schrecklichsten Selbstfolter wird. Die protestantischen Länder und Königreiche schienen mir die Pflanzschulen des Satans zu seyn, bestimmt, die Hölle mit unglücklichen Schlachtopfern immer mehr anzufüllen.

Vor

Vor meinen Augen schwebten die Ketzer Millionenweise vorbey, stets geschäftig nicht bloß sich selbst in den Abgrund zu stürzen, sondern auch ihre Nachahmungen von Generation zu Generation in unübersehbaren Reihen, und alle übrigen Menschen, so viel als möglich wäre, in die Hölle mit sich hinabzuziehen. Wie blutete mir das Herz, wenn ich ein unschuldiges Kind eines Ketzers sah. Wie schnell fuhr in mein Herz der fromme Wunsch, daß dieser Mensch nie möchte gebohren worden seyn, wie Jesus von dem Verräther Judas sagte, und daß, weil er doch einmal da wäre, derselbe in dem Frühlinge des unschuldigen Alters der Kindheit — sterben möchte, ehe noch die Ketzerey in demselben Früchte des ewigen Todes hervorbrächte. — Zärtliche Menschenliebe, und Wunsch des Todes — wie kommt ihr zusammen? Nur der abscheulichste Aberglaube kann euch vereinigen!

Aber nicht bloß die Ketzer, sondern auch die meisten Weltmenschen sah ich, durch die Grundsätze meines Meisters vergiftet, größten Theils der Hölle zueilen. Die meisten Weltmenschen schienen mir die breite Straße, die zum Verderben führt, eingeschlagen zu haben, bloß weil sie die heiligen Selbstpeinigungen, worein das Mönchsthum den Geist der Buße setzt, scheueten. Ich deutete die Stelle Jesu, wo er sagt: wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr alle zu Grunde gehen, und noch verschiedene andere Stellen, wo eigentlich nur von der Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung in Rücksicht auf die pflichtwidrigen Foderungen der Neigungen, keinesweges aber von der Ausrottung der natürlichen Triebe gesprochen wird — nach der Anleitung meines Lehrers, in dem schlimmsten Sinne. So erweckte in mir der Anblick der Menschheit nichts, als Abscheu und tödtliche Betrübniß; so ward jede frohe Empfindung in

ihrer

ihrer zarteſten Knoſpe durch die Hand des menſchenfeindlichſten Aberglaubens zerknickt, ohne daß mirs vergönnt war, je die geringſte Blüthe oder Frucht derſelben zu erblicken, und dadurch mein in den letzten Zügen liegendes Herz gelabt zu finden; ſo ward mein Geiſt immer ſataniſcher.

Verabſcheuungswürdiges [illegible] das Mönchsthum verheißet, du biſt die wahre Hölle auf Erden! In dir iſt alles verſchwunden, was die vernünftige Menſchheit erquickt; alles, was ihr heilig, ehrwürdig, und intereſſant iſt. Hier blühet keine Blume menſchlicher Freuden; hier iſt die Sonne in ewige Gewitterwolken verhüllt; hier regt ſich kein Leben, als nur ein ſolches, das der Vorbote des Todes iſt. Jede Quelle, die hier rauſchet, iſt Natterngift. Fern ſind von dieſen Gefilden des Todes — unendlich fern die holden Grazien der Menſchheit — Liebe, Freundſchaft, Wohlwollen, Theilnehmung, Betriebſam-

keit. Der Gesang, der hier Tag und Nacht erschallet, ist nicht Ausdruck und Ergießung des Frohsinnes, sondern das Geheul der Verzweifelung. Selbst die zarte Pflanze der Religion, die den Menschen in seinen Freuden erhebt, und in seinen Leiden tröstet, ist durch das ewige Blitzen eines allmächtigen Tyrannen, der statt des Göttlichen, das sich in der ganzen Natur abspiegelt, hier angebetet wird, rein abgesengt, und kann nie zum Keimen kommen. Die Schwelgerey, mit der sich der Busgeist vermählet, und die den Chorgesang in Bachusgeschrey verwandelt, ist das Henkermahl der Unglücklichen, die hier nur leben, um zu sterben, und sterben, um immer wieder zu neuen Qualen aufzuleben.

§. 21.

9. 21.

Zustand der Engeley unter den Mönchen.

Am schrecklichsten ward ich getäuscht in Rücksicht auf die Empfindungen des Geschlechtstriebes, die, wie man mir verhieß, in diesem verschlossenen, und der hölischen Schlange schlechthin unzugänglichen Paradiese für immer vertilgt seyn sollten. Die unselige Hoffnung, auf dem Wege der Entmenschung zur reinsten Engeley überzugehen, hatte mich ins Kloster getrieben, und nun schien auch diese für immer gescheitert zu seyn. Alles, was man mir als die wirksamsten Mittel wider [illegible] glaube wähnt, teuflische Empfindungen entgegenpriesen hatte, schien nun, so zu sagen, ein Blasebalg des unreinen Geistes zu seyn, wodurch die wilde Flamme eines [illegible], und aller Hoffnung der Befriedigung beraubten Triebes unablässlich bis zur Verzweiflung angefacht und entzündet wurde.

Ein-

Einſamkeit, Stille, Chorgeſang, Gebet, Faſten, Geiſelſtreiche, Cilicien, geiſtliche Lektüre, und vorzüglich das ängſtliche Streben, jeden Gedanken und Gegenſtand ſchlechthin entfernt zu halten, der nur von Ferne mit ſolchen Empfindungen in Verbindung zu ſtehen ſchien — alles das ſchien der ſchöpferiſchen und hochgeſpannten Phantaſie Stoff zu ihren unaufhörlichen Gaukeleyen zu geben. Ich traute mir nicht nur kein weibliches Geſchöpf, ſondern auch nicht einmal ein Heiligenbild von weiblicher Geſtalt, ja ſogar nicht einen nackten Engel auf dem Altare anzuſehen, um ja nicht zu dem Gedanken, von dem Unterſchiede der Geſchlechter einige Veranlaſſung zu geben. Und gerade durch dieſe ängſtliche, bedächtliche Furcht, durch dieſes reflektirte Gegenſtreben erregte ich unaufhörlich dieſen fatalen Gedanken in mir, der mich um ſo feſter umſchlang, je mehr ich mich bemühete, demſelben zu entfliehen.

Der Chorgesang ward für mich zum Sirenengesange, und zur gröbsten Versuchung, besonders an den Festtagen der heiligen Maria und anderer heiligen Jungfrauen. Das Brevier ist an solchen Tagen voll schlüpferiger Stellen aus dem hohen Liede, und enthält oft äußerst luxuriöse Hymnen. Mein Meister lehrte mich freylich, diese Stellen in einem geistlichen und himmlischen Sinne zu erklären. Aber dieser Sinn war doch nur möglich durch den Gegensatz des irdischen Sinnes. Und so stand mir dieser immer zur Seite, und schien, mich schadenfroh zu necken, selbst zur Zeit, da ich bis in den dritten Himmel — verrückt war. Er verfolgte mich bis zu dem Throne der Gottheit, und bis zu den reinen Küßen, die ich im Geiste der heiligen Maria gab. Wenn mir in dieser heiligen Umarmung der Braut des heiligen Geistes einfiel, daß sie — Gott sey bey uns — gleich andern Damen einen Busen habe, da war meine ganze Entzückung dahin,

hin, und ich fiel sehr unsanft vom Himmel auf die Erde nieder. Und doch spielet das Brevier unaufhörlich mit diesen gefährlichen Heiligthümern. Jede Hora schließt sich mit einem Gebete, wodurch alle während der Hora im Gebete begangenen Sünden auf einmahl wieder weggebetet werden sollen (diese Kraft hat es durch einen Ablaß erhalten, womit der Papst dieses Gebet geschwängert hat), und dessen Ende mit den Brüsten Mariens paradirt. Beata vilcera Mariae Virginis, quae portaverunt aeterni patris filium, et *beata ubera*, quae lactaverunt Christum Dominum! Zu deutsch. Selig die Eingeweide der Jungfrau Maria, welche den Sohn des ewigen Vaters getragen, und selig die Brüste, welche Christum den Herrn gesäugt haben!

§. 22.

§. 22.

Gefahren der Engeley von Seiten des Busens Mariens.

Ach! diese Viscera und Ubera der heiligen Jungfrau waren für mich keinesweges beseligend. Sie waren für mich die gefährlichsten Klippen, die selbst aus dem Meere der Andacht empor ragten, und an welchen meine Engeley, und mein verwirrtes Mönchsgewissen bey jeder Hora des Chorgesanges scheiterte. Dachte ich bey dergleichen Stellen absichtlich an etwas anderes, um diese Klippen durch das Schiffchen der Andacht künstlich zu umfahren, so folterte mich nach dem Vorgegangene die Angst, daß ich es nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit gebetet hätte. Reflektirte ich auf die gefährlichen Busenstellen, so befürchtete ich, einen Schiffbruch der Engeley erlitten zu haben, und durch die Fluthen der Sinnlichkeit verschlungen zu werden.

Es ist nach der Lehre der katholischen Kirche eine schwere Sünde, wenn man das Brevier mit einer freywilligen Zerstreuung, deren Grad jedoch nicht bestimmt werden kann, betet. Wie leicht man jedoch im Brevierbeten eine schwere Sünde begehen könne, erhellet daraus, daß, nach der Lehre der Moralisten, diese schon begangen wird, wenn man nur eine kurze Hora, z. B. die Terz, Sext, None, deren jede von einem geübten und gewandten Brevierbeter in drey Minuten hergesagt werden kann, wissentlich auslässt. Wie leicht ist nun eine Zerstreuung möglich, die einige Minuten andauern kann, da der Chorgesang täglich eine Zeit von wenigstens vier Stunden ausfüllt, und endlich durch das ewige Einerley ganz mechanisch werden muß? Das ist der Grund, warum das Brevierbeten, wie auch das Messelesen für sehr viele Geistliche die schrecklichste Gewissensfolter wird. Die Veranlassung zu dergleichen Zerstreuungen im Brevierbeten oder

Mes-

Messelesen geben gewöhnlich die zärtlichen, und bezaubernden Busenstellen der heiligen Jungfrauen, besonders der heiligen Maria, und die schlüpferigen Anspielungen auf irdische Liebe, die oft durch die luxuriösesten Hymnen besungen wird. Das ist ein offenbarer Beweis, daß der Pfaffenhimmel der Erde, deren sämmtliche Schätze und Freuden man zu verachten vorgiebt, nicht entbehren kann. Auch von der himmlischen Tafel, wo man mit Abraham, Isaak und Jakob göttlich schwelgt, müssen Pokale, gefüllt mit irdischen Weine, aufgestellt seyn, um durch Gegensatz den Genuß des himmlischen Nektars zu erhöhen, und recht fühlbar schmecken zu lassen, wie süß der Herr sey. Es giebt durchaus keine Realität, und kein Gefühl derselben ohne Gegensatz. Für diejenigen aber, die die himmlische Mahlzeit ohne irdisches Gewürz, und den göttlichen Nektar ohne den Hurenwein menschlicher Vergnügungen genießen wollen, ist jenes Amalgama des Himmlischen mit dem

Ir-

Irdischen, des Göttlichen mit dem Menschlichen, des geistigen Busens mit dem leiblichen zum höchsten Aergerniß, und die Veranlassung zum Wahnsinne. In Banz waren einige Mönche, die beym Brevierbeten oder Messelesen am ganzen Leibe zitterten, und sich so gewaltig anstrengten, daß ihnen der Angstschweiß von allen Gliedern träufelte. Etliche von diesen Skrupulanten haben ihr Nervensystem so zerrüttet, daß sie sich endlich die fallende Sucht zuzogen.

Auch ich hatte das Unglück, in diese ängstliche Thorheit zu verfallen, so daß ich immer befürchtete, ich möchte beym Brevierbeten wegen einschleichender Zerstreuungen, durch himmlische Damen veranlaßt, eine schwere Sünde begangen haben. Daher wiederholte ich gewöhnlich den größten Theil dieses eckelhaften und folternden Gebetes. Aber auch nach der Wiederholung war ich unzufrieden, weil dieselben Veranlassungen zu Zerstreuungen wieder kehrten. Das

mach-

machte, daß ich oft vier, fünfmal, und noch öfter daſſelbe Gebet wiederholte. Der Grund dieſer Zerſtreuungen war, wie ich ſchon bemerkt habe, gewöhnlich die Aengſtlichkeit, ich möchte durch die Reflexion auf den Wortſinn gewiſſer, oft nur von ferne auf den Unterſchied der Geſchlechter ſich beziehender, oft aber in der That recht ſchlüpfriger Stellen, die im Brevier vorkommen, eine ſchwere Sünde wider die eingebildete Engelreinigkeit begehen. Gerade dieſe gar zu ängſtliche Furcht, und das Streben, bey dergleichen Stellen von allem dem, was ſich auf eine irdiſche Liebe bezöge, zu abſtrahiren, und nur an den Brüſten einer ganz himmliſchen Liebe zu ſchwelgen, erregte in mir ganz entgegengeſetzte Empfindungen und Vorſtellungen. Dadurch entſtand gewöhnlich ein fürchterlicher Kampf mit mir ſelbſt, indem ich mich eines Theiles beſtrebte, das Brevier mit Aufmerkſamkeit, folglich mit Reflexion auf die darin vorkommenden Stellen zu beten;

andern Theils aber die Aufmerkſamkeit von dem Wortſinne gewiſſer, mir ärgerlichen Stellen abzuziehen. Denn ich hielt die freywillige Reflexion auf irgend etwas, das mit dem Geſchlechtstriebe in Verbindung ſtand, ſchon für eine ſchwere Sünde. Ich mochte es alſo machen, wie ich wollte, ſo wurde mein Gewiſſen durch ſchneidende Vorwürfe zerriſſen. Merkte ich auf das, was ich betete, ſo peinigte mich der Vorwurf, ich hätte zu gewiſſen, die Engelreinigkeit befleckenden Vorſtellungen ſelbſt Veranlaſſung gegeben, welches eine ſchreckliche, der Hölle würdige Sünde ſey. Richtete ich die Reflexion auf andere Gegenſtände, ſo nagte die Schlange des Skrupels, als hätte ich das Brevier mit freywilligen Zerſtreuungen gebetet, an meinem Herzen. In jedem Falle war eine ſchwere Sünde unvermeidlich. Hier trat in der That das lateiniſche Sprüchwort ein: incidit in Scyllam, qui vult vitare charybdim.

§. 23.

§. 23.

Teufelsspuckerey.

Mein Novitenmeister rieth mir nicht nur, allen den Stellen, die eines profanen Sinnes fähig wären, einen ganz heiligen und himmlischen Sinn unterzulegen, und dadurch die ganze Reflexion zu fixiren, sondern auch, wenn der profane Sinn zu frech sich dem Geistesauge darstellte, durch ein äußeres Zeichen, z. B. durch Ausspucken, meinen Abscheu gegen denselben an den Tag zu legen, um mich vollkommen zu überzeugen, daß ich an seinen unverschämten Gaukelepen keinen Theil genommen hätte. Mein Meister war selbst ein solcher Teufelsspucker. So oft in dem Brevier eine Stelle vorkam, die auch nur eine entfernte Beziehung auf den Unterschied der Geschlechter hatte, überfiel diesen heiligen Mann ein Paroxismus des Spuckens, der oft lange anhielt, bis nämlich der Satan, verfolgt durch heiligen Geifer,

ſich zurück zog. Beſonders ſchien ihm der Gedanke an den weiblichen Buſen höchſt verabſcheuungswürdig zu ſeyn. Selbſt die leiblichen Brüſte der heiligen Maria wurden von ihm mit dem ſichtbarſten Abſcheu beſpuckt. Jede Hora des Chorgeſanges endigt ſich, wie ich ſchon erinnert habe, mit der Stelle: *beata ubera, quae lactaverunt Chriſtum Dominum.* Schon bey der Annäherung dieſer Stelle verzog ſich das Geſicht dieſes heiligen Unholdes mit fürchterlichen Gewitterwolken, die dann mit den Worten, *beata ubera*, blitzſchnell in ein tobendes, ſo lange fortgeſetztes Spucken ausbrachen, bis ſich der Heilige hinlänglich überzeugt hatte, daß er die irdiſchen Brüſte Mariens von ganzem Herzen verabſcheute, und nur Sinn für ihren himmliſchen Buſen hätte, an welchem er, wie der heilige Bernard, einzig zu hangen und zu ſchwelgen wünſchte. Man konnte immer mit der größten Zuverläſſigkeit wetten, daß bey dieſer Stelle der

Spuck-

Spuckparoxismus dieſes Schwärmers eintreten würde. Hier ward er aus einem Seraph ſichtbar zum Satan. Die Miene, die er hier annahm, war ſcheußlich.

Nach dem Rathe und Beyſpiele meines Meiſters ward auch ich ein ſolcher Teufelsſpucker. Anfangs ſchien der Satan auf mein Spucken zu weichen; aber nach und nach wurde er dieſes heiligen Manövers ſo gewohnt, daß er ſich gar nichts mehr daran kehrte, ſondern daſſelbe nur zu verlachen ſchien, auf dieſelbe Art, wie er im Anfange der Chriſtenheit das Kreuzzeichen floh; aber nach und nach ſich ſo an daſſelbe gewöhnte, daß es in unſern Tagen gar keinen Eindruck mehr auf ihn macht. Nebſt meinem Lehrer hatte ich noch andere Geſellen, die den Teufel durch Spucken zu verjagen ſuchten. Einige machten es, beſonders früh Morgens in der Metze, da manchmal der in ſpäter Nacht häufig genoſſene Wein noch unverdaut, dem Teufel

zum Zunder diente, so arg, daß diejenigen, die ihnen im Chor zunächst waren, auf ihrer Hut seyn mußten, um nicht für den Teufel selbst angesehen zu werden, und die ganze heilige Ladung, die für jenen bestimmt war, auf ihre Köpfe zu bekommen. Unter diesen Teufelsspuckern zeichneten sich besonders zwey aus, nämlich P. Maurus Hoch, und P. Kilian Martin, die beyde die zehn letzten Jahre meines Klosterlebens meine Beichtkinder waren, und aus deren mit der ängstlichsten Genauigkeit von Zeit zu Zeit bey mir abgelegten Beichte ich ersehen konnte, bis zu welch einem unglaublichen Grade des Unsinnes der Mönchsaberglaube führt. Kilian Martin hatte nebst der Gewohnheit der Teufelsspuckerey, und anderer höchst scheußlicher Grimassen sich noch das Knirschen mit den Zähnen angewöhnt, womit er Tag und Nacht den Teufel verfolgte. Wenn dieser Mann frühe Morgens in den Chor kam, so glaubte man, den leibhaften Satan zu se-

ſehen. Schon auf dem Wege zum Chore tobte er gegen ſich ſelbſt durch die fürchterlichſten Verzerrungen des Geſichtes, durch Ausſpucken, durch Zähneknirſchen, und verſchiedene Manipulationen mit den Händen.

§. 24.

Bewährtes Mittel wider die Verſuchungen des Teufels.

Einſt als Kilian Martin gar zu unruhig war, und ſein Nachbar im Chore, der ein heller Kopf war, den Teufelskampf nicht mehr ertragen konnte, ſagte der letztere ihm ins Ohr: „Bruder! hat dich denn der Teufel ſchon ſo frühe beym Kopfe? Komm nach dem Chor zu mir; ich will dir ein zuverläſſiges Mittel gegen alle Teufelsverſuchungen ſagen.“ Der arme Teufelsſpucker kam voll Erwartung zu ſeinem Mitbruder, der ſich immer ganz ruhig betrug, und von keiner Teufelsbalgerey etwas zu wiſſen ſchien. Er hoffte, ein zuverläſſiges

Mittel gegen alle Anfechtungen des Teufels zu erfahren. Er fragte ihn daher, wie er es denn mache, daß er, wie es schiene, von allen Versuchungen frey wäre. „Wenn mich, war die Antwort, der Teufel zu irgend etwas reizt, so bediene ich mich des folgenden, ganz zuverlässigen Mittels, wodurch sogleich jeder Kampf in der Geburt erstickt wird. Ich spucke nicht aus, wie du, und andere; ich knirsche nicht mit den Zähnen; ich bete nicht, viel weniger nehme ich meine Zuflucht zu Fasten, Geiselstreichen, Cilicien, und dergleichen. Alle dergleichen Uebungen vermehren nur die Versuchung, statt sie zu unterdrücken. Ich war ehemals auch so ein Thor, daß ich zu dergleichen vergeblichen Mitteln meine Zuflucht nahm. Aber eine langwierige Erfahrung hat mich von ihrer Unnützlichkeit, ja sogar Schädlichkeit belehrt.“ Kilian Martin unterbrach ihn voll Ungeduld, und fragte, was er denn für ein Mittel für bewährt gefunden habe. „Ich will dirs

gerne

gerne sagen, war die Antwort des schlauen Chorbruders; aber ich weiß zum voraus, daß du es nicht anwenden wirst." Herzlich gern, versicherte der Teufelsspucker. „Nun so höre denn, sagte endlich der andere Mönch: wenn mich der Teufel zu etwas reizet, so — thue ich sogleich das, was er haben will. Und so ist gar kein Kampf zwischen ihm und mir möglich."

§. 25.

Schreckliche Sünde — Mensch zu seyn.

Getäuscht und beschämt ging der Teufelsspucker von seinem schlauen Chorbruder weg, und setzte seine heilige Taktik wider den Teufel bis zu seinem Tode fort. Unvergeßlich wird mir die letzte Beichte dieses Mannes bleiben, die er mir in der größten Gewissensangst ablegte. Dieser Mann war einer der größten und ärgerlichsten Vollsäufer, die ich je kennen lernte; er übertraf

traf den Aufklärer des katholischen Deutschlandes, P. Placidus Sprenger, in diesem Stücke weit. Er hatte sich offenbar die Lungensucht angesoffen. Selbst die nahe Todesgefahr konnte nicht so viel bey ihm bewirken, daß er sich mäßigte. Schon als die Lungensucht einen sehr hohen Grad erreicht hatte, so daß ihm die Aerzte nur noch eine kurze Frist zu leben versprachen, besoff er sich oft so, daß er ganz das Bewußtseyn, und den Gebrauch der Organe verlor. In diesem Zustande kam er einigemal in Gefahr, den Hals zu brechen, oder den Kopf einzuschlagen. Und dennoch machte ihm dieses ganz viehische Laster, dem er während des größten Theils seines Lebens ergeben war, auf seinem Todesbette gar keine Unruhe; wohl aber wurde er in schreckliche Gewissensangst versetzt durch elende Mönchsgrillen, durch Phantome aus dem lächerlichsten Aberglauben erzeugt, und — was denen, die mit dem Mönchsgeiste nicht innigst vertraut sind, ganz unglaub-

glaublich scheinen wird — durch das Andenken einiger Handlungen der Wohlthätigkeit, die ihm durch ein noch schwaches Gefühl der Humanität zur Inkonsequenz in Absicht auf die Mönchsgrundsätze verleitet, so zu sagen, wider seinen Willen entschlüpft waren. Er wähnte, dadurch das Gelübd der Armuth verletzt zu haben. Er ließ sich durch keine Vorstellungen beruhigen. Mehr als hundertmal erweckte er den letzten Tag seines Lebens laut Reue und Leid über diese schreckliche Sünde, und verfluchte mit Anrufung des Namens Gottes auf das lebhafteste die wenigen Handlungen, wodurch er seine Mönchsheiligkeit aus bloßer Ueberraschung wegwarf, und den Frevel begieng, der ihm auf der Seele brannte, den Frevel — Mensch zu seyn.

§. 26.

§. 26.

Gewissenexamen eines Teufelsspuckers.

Ein etwas besserer Mensch war der andere Teufelsspucker, P. Maurus Hoch, der ebenfalls den höchsten Grad von Mönchsskrupeley mit einer ausgezeichneten Zechkunst verband. Es war ein lächerliches Schauspiel, wenn man diesen Mann Brevierbeten, oder Messelesen sah. Alle Arten von Grimassen und Manipulationen standen ihm zu Gebot, um den Teufel zu verjagen. Er hatte bey vergleichen geistlichen Funktionen gewisse Abschnitte, wo er sich selbst examinirte, ob er bisher alles gebetet habe, was zu beten war. Er redete sich dabey selbst an, und repräsentirte eine doppelte Person. „Höre Maurus, fing er an, sich selbst zu fragen, hast du diese und diese Gebete oder Psalmen wirklich gebetet? Ja. Hast du sie aber recht gebetet? Hier stockte die Antwort. Weißt du's gewiß, daß du

nichts

nichts ausgelassen hast? Nicht wahr, das weißt du nicht gewiß? — Nein. (Dieses Nein sprach er ganz leise und muthlos aus.) Nun machte er allerley Bewegungen des Körpers, wie ein Rasender, und schickte sich auf's neue zu dem verhaßten Gebete an. Aber nicht selten wiederholte er dasselbe Wort oder denselben Satz bis zwanzigmal ununterbrochen nach einander. Er blickte dabey oft mit den Zeichen des regsten Unwillens gegen den Himmel, als wenn er mit Gott selbst zanken wollte, daß er ihm die Gnade, recht zu beten, versage. Er hatte sich vorzüglich das Zähneblecken angewöhnt. Die Heiligenbilder, das Crucifix, der Himmel — mußten sichs öfters gefallen lassen, daß dieser Schwärmer einen wilden, mit Zähneblecken begleiteten Blick auf sie warf. War er nun mit seiner Wiederholung zum Theile fertig, dann ging dasselbe Examen, wie oben, wieder an. Glaubte er mit dem Theile des Gebetes, den er wiederholt hatte, zufrieden seyn zu können, dann

rief

rief er sich freudig zu: Du hast deine Sache recht gemacht, Maurus. Fahr also fort, fahr fort, fahr fort — (das sagte er oft zehnmal lateinisch und deutsch). Aber sehr oft war es der Fall, daß er mit dem Gebete unzufrieden, sich aufs neue zur Wiederholung auffoderte, so daß er denselben Psalm wohl sechs- siebenmal, und noch öfters hersagte. Nicht selten wurde er über diese halsbrechende Arbeit des Gebetes so erbittert, daß er im höchsten Ausbruch des Unwillens ausrief: **Der Teufel soll mich holen, wenn ich's noch einmal bete**, und dabey das Brevier auf den Fußboden warf. Nun ging eine neue Scene an. Er hatte nämlich diesen Ausbruch des Unwillens über das mißlungene Gebet dem lieben Gott wieder abzubitten: dieses that er mit vieler Herzlichkeit. Er schob dabey die Schuld auf den Teufel, den er nun bespuckte, lästerte, und auf eine Handlung einlud, die man in dem Umgange mit gesitteten Menschen nicht nennen darf, ohne

ohne sich selbst in die Klasse des niedrigsten Pöbels, der jene Einladung bey jeder Anwandlung des Unwillens gewöhnlich im Munde führt, herabzusetzen.

Aber der Teufel verdient es freylich nicht, daß man die Regeln des Wohlstandes gegen ihn beobachtet. Diese Einladung wiederholte unser Maurus auch sehr oft beym Messelesen, selbst unter der Konsekration und Aussprechung der Einsegnungsworte, wodurch das Brod in den wahren Leib Jesu verwandelt wird. Nicht selten geschah es, daß er unmittelbar nach dieser Einladung die Einsegnungsworte, *hoc est enim corpus meum*, aussprach, so daß es selbst die Layen, welche die erbauliche Messe unseres Maurus hörten, vernehmen konnten.

§. 27.

§. 27.

Riſus in vel circa partem vene-ream.

Uebrigens war Maurus außer der Sphäre ſeiner geiſtlichen Verrichtungen, und im geſellſchaftlichen Leben ein äußerſt jovialiſcher und witziger Mann, vorzüglich wenn er durch geiſtige Getränke aufgeweckt und belebt wurde. Nur ſah man ihn hie und da mitten im Ausbruche des munterſten Scherzes und des Lachens auf einmal mit gegen den Himmel gewandten Augen die Zähne blecken, und einige unanſtändige Manipulationen mit der Hand an gewiſſen Theilen des Körpers machen. Der Grund davon war ſeine äußerſte Aengſtlichkeit in der Behauptung der mönchiſchen Engeley. Durch die Erſchütterung des Zwergfelles beym Lachen befürchtete er, es ſey eine der Engeley nachtheilige Veränderung in ſeinem Körper vorgegangen, wozu er ſelbſt Veranlaſſung gegeben hätte. Das war nun in

seinen Augen eine Sünde, die er beichten zu müssen glaubte. So oft ihm daher so etwas begegnete, schrieb ers auf, und las dann, wenn er bey mir zur Beichte ging, seinen Zettel ab. Die Art, wie er sich über diese vermeintliche Sünde anklagte, war äußerst lächerlich. Er bediente sich dabey folgender Redensart: accuso me, *quod in vel circa partem veneream riserim* (ich klage mich an, daß ich in den Geschlechtstheilen, oder in der Gegend derselben gelacht habe — ein Lachen in diesem Gebiete ist gewiß das Unerhörteste von der Welt!) Es war natürlich, daß er bey der Anklage dieses Vorfalles an denselben dachte. Das schien ihm eine neue Sünde zu seyn; er glaubte, daß durch die Reflexion auf diesen Vorfall eine neue Bewegung von ähnlicher Art vorgefallen sey. Daher fiel er mir, wenn ich ihm die Nichtigkeit dieser Sünde zu beweisen suchte, ängstlich ins Wort: *iterum risi in vel circa partem veneream.* Es half dage-

gen

gen keine Vorſtellung. Bey jeder Beichte kam er mit derſelben Anklage. Nicht ſelten geſchah es, daß er nach der Beichte kaum meine Zelle verlaſſen hatte, als er ſchon wieder zurück kam, und mir ſeufzend zurief: *iterum riſi in vel circa partem veneream*, und daher fragte, ob er Meſſe leſen dürfe, ohne aufs neue die Abſolution einzuholen. Hätte ich dieſem Schwärmer Gehör geben wollen, ſo würde ich den ganzen Tag nichts anders zu thun gehabt haben, als über die thörigte Sünde dieſes ſonderbaren Lachens die Abſolution zu ertheilen. Ich mußte hier Mönchsdespot werden, um ihn zu beruhigen. Ich war nämlich gezwungen, ihm kraft des Gehorſames, den er mir als ſeinem Beichtvater ſchuldig wäre, zu befehlen, mir ſchlechthin zu gehorchen, und alle Aengſtlichkeit auszuſchlagen. Ganz an blinden Gehorſam gewöhnt, und keiner vernünftigen Vorſtellung und Ueberlegung im Punkt der Religion und der Moral fähig, wurde er auch

durch

durch meinen Befehl sogleich beruhigt, und ging zum Altar, wo es wieder zu einem blutigen Kampfe mit dem Teufel kam, der sich gewöhnlich mit der bereits beschriebenen Einladung endigte.

§. 28.

Brustfleckspredigt.

Dergleichen Schwärmer gab es noch mehrere zu Banz. Einer strampfte beym Messelesen und Brevierbeten beständig mit den Füßen, um sich zu überzeugen, daß er ritterlich mit dem Teufel kämpfte. Ein anderer hatte einen solchen Abscheu gegen den weiblichen Busen, daß er, wenn ihm eine größere Fülle desselben in die Augen fiel, in Wuth gerieth, weil er vermuthete, es möchte durch die Kunst dieser Theil des Körpers, den er für einen wahren Blasebalg des Teufels ansah, über seine natürliche Fülle aufgetrieben worden seyn. Er hielt daher von Zeit zu Zeit sehr strenge

Pre-

Predigten über das schreckliche Aergerniß, das die Weibsleute mit ihrem Busen trieben, theils dadurch, daß sie denselben von unten herauf auf allerley Art preßten, und noch dazu mit allerley Lumpenwerk ausstopften, um demselben den Schein einer größeren Fülle zu geben. theils daß sie diesen Teufelsschmuck durch weit ausgeschnittene Brustflecke öffentlich zur Schau trügen, und tausend unschuldige Seelen zur Sünde reizten. Ich hörte selbst einmal von ihm eine Predigt über das Aergerniß, das die Weibsleute durch die weit ausgeschnittenen Brustflecke gäben. Er untersuchte die Frage, wer an diesem Aergerniß Schuld hätte? Er behauptete, daß 1) die Weibsleute, 2) die Schneider diese Schuld trügen. Das waren die zwey Theile, in welche seine Predigt zerfiel. Um sich einen Begriff von der cynischen Schamlosigkeit dieses Mannes auf der Kanzel zu machen, will ich nur eine einzige Stelle anführen, die er in Rücksicht auf die Weibsleute abzukan-

kanzeln nicht erröthete. „Ihr unverschämten Dirnen, schrie er, von heiliger Wuth ergriffen, aus vollem Halse, warum lasset ihr euch euere Brustflecke so weit ausschneiden? Habt ihr eine andere Absicht, als die, damit euch die jungen Leute des andern Geschlechtes recht bequem in das Teufelsnest greifen können?" Zitternd schreibe ich diese heiligen Zoten nieder. Und doch hatte dieser Mann die Unverschämtheit, erst vor einem Jahre dieselbe Predigt zu halten. Ich erfuhr es durch einige Studenten aus Jena, die zur Zeit der Osterferien zu Banz waren. Bey ihrer Zurückkunft nach Jena kamen sie zu mir, und glaubten, durch diese Erzählung mir eine ganz unerhörte Neuigkeit von Banz zu bringen. Ich hörte sie ruhig an, um zu sehen, ob diese neueste Predigt denselben Inhalt hätte, als die, welche ich vor mehreren Jahren selbst gehört hatte. Es traf alles der Hauptsache nach ein. Ich sagte daher diesen Herren, daß mir die Predigt nichts Neues wäre;

sondern daß ich sie selbst gehört hätte, als ich noch zu Banz war.

§. 29.

Feyerliche Konfirmation des Brustfleckspredigers in seinem Amte.

Dieser skandalöse Brustfleckspredigerheißt P. Josephus Bauer. Er ist ein fruchtbarer Schriftsteller. Seine Schriften finden so viel Beyfall, daß mehrere derselben schon eine zweyte, oder gar dritte Auflage erlebt haben. Er ist der eifrigste Zionswächter der alten, barbarischen Mönchszucht in dem aufgeklärten Banz. Er wird daher von den Obern daselbst als ein musterhafter Mönch gepriesen und unterstützt. Schon lange trugen die vernünftigeren Mönche darauf an, daß man ihm das Predigen verbieten sollte. Diese Bitte wurde selbst im Jahre 1797 an die Wirzburger fürstbischöfliche Kommission, die damals zu Banz war, gebracht. Aber unser Brustflecks-

fleckspredigers wurde von seinen Obern, und dem größeren Theile der Kopfhänger so kräftig unterstützt, daß nichts gegen ihn auszurichten war. Die Kommissarien fanden ihn selbst für einen so eifrigen und lobenswürdigen Religionslehrer, daß sie es für unrecht hielten, ihn aus seinem Wirkungskreis zu reißen. Sie bestätigten ihn also in seinem Amte. Er ist nämlich nicht bloß gemeiner Prediger zu Banz, der nur predigt, wenn die Ordnung an ihn kömmt, sondern er ist Präses der heiligen Rosenkranzbrüderschaft, die in dem aufgeklärten Banz blühet. Kraft dieses Amtes hat er sehr oft zu predigen. Ein Beweis, wie sehr man in Banz die finsterste Scholastorey begünstige, und dagegen eine bessere Denkart, und ihre Verbreitung verfolge, mag folgender seyn. Als die besagte fürstbischöfliche Kommission zu Banz war, traten die wenigen lichtvolleren Männer daselbst wider den Brustfleckprediger auf, und baten die Kommission, denselben seines Amtes,

tes, das er auf eine selbst für den Pöbel ärgerliche Art verwalte, zu entsetzen. Aber die erleuchtete Obrigkeit zu Banz nahm diesen Schwärmer in Schuz, so daß er in seinem Amte bestätigt wurde. Ich war Professor der Philosophie, und dem P. Joseph Bauer mit seinem Anhange ein Dorn im Auge. In Verbindung mit dem Abte und Prior klagte mich das Zelotenheer bey der Kommission an, obschon man nicht ein einziges Faktum von einiger Bedeutenheit wider mich aufbringen konnte. Ich betrug mich als Prediger, als Beichtvater, als Professor, und selbst als Schriftsteller auf eine so vorsichtige und bescheidene Art, daß es keinem noch so wachsamen Zionswächter gleingen konnte, mich bey irgend einer Handlung oder Behauptung zu erwischen, die der katholischen Religion in wesentlichen Punkten entgegengesetzt gewesen wäre. Ich war bloß einer nicht gut mönchischen und katholischen Denkart verdächtig. Als ein solcher Mensch wurde ich denn auch

den

den Kommiſſarien geſchildert. Das war genug, daß meine Abſetzung von dem Amte der Profeſſur beſchloſſen wurde. Darauf drang vorzüglich der damalige Abt Otto, und der Prior, P. Burkard Vollert, die beyde ſich wider mich mit den Schwärmern verbanden, und ihrer Anklage ein entſcheidendes Gewicht gaben. Ich foderte die Kommiſſarien auf, mir die gegen mich eingebrachten Klagen vorzulegen, und meine Verantwortung darüber zu hören. Aber ſie bezeugten mir, die Anklagen ſeyen ſo unbedeutend, und ſie hätten mich dagegen als einen um das Kloſter ſo verdienſtvollen Mann gefunden, daß ſie überzeugt wären, mir es zur Gatisfaktion ſchuldig zu ſeyn, daß ſie mir die Klagen gar nicht vorlegten, um mir dadurch einen offenbaren Beweis zu geben, daß ſie dieſelben verachteten, und als durchaus nichtig anſähen. Statt mir alſo den geringſten Vorwurf zu machen, überhäuften ſie mich vielmehr mit Lobeserhebungen, und verſprachen mir eine glän-

zen-

zende Carriere zu Banz, die meinen Verdienſten gebühre. Und doch gaben dieſe Herren der zudringlichen Foderung des Abtes, daß ich von meinem Amte abgeſetzt werden möchte, nach.

§. 30.

Mönchsdankbarkeit.

Mich ärgerte bey dieſem Vorfalle nichts mehr, als der ſchwarze Undank des Abtes. Er hatte es einzig mir zu verdanken, daß er Abt wurde. Das iſt nicht nur zu Banz, ſondern in der ganzen Gegend bekannt. Sobald er, durch mich aus dem Staube emporgehoben, ſich in dem Glanze ſeiner Mönchsmajeſtät erblickte, beſtrebte er ſich bey jeder Gelegenheit, mir das Gewicht der Würde, die er mir zu verdanken hatte, fühlen zu laſſen, und mich mit unverſöhnlichem Haſſe zu verfolgen. Durch eine unkluge Oekonomieverwaltung, wodurch das Kloſter in großen Schaden kam, hatte er die

die Veranlaſſung gegeben, daß ihn der gröſste Theil des Konvents bey dem Fürſtbiſchofe verklagte. Ich war ſo edel gegen dieſen undankbaren Menſchen, daß ich an der Klage keinen Theil nahm, und mich durchaus nicht bewegen ließ, die Klagſchrift zu unterſchreiben. Die Folge der Klage war, daß eine fürſtbiſchöfliche Kommiſſion von Wirzburg im Jahre 1797 nach Banz kam. Die Kommiſſarien waren ſieben Wochen im Kloſter, und gaben ſich alle erdenkliche Mühe, das Konvent mit dem Abte auszuſöhnen. Aber ſie konnten ſchlechthin nichts ausrichten. Nach ſieben Wochen ſtanden ſie noch auf demſelben Punkte, wie anfangs. Ich hatte ihnen dieſes vorausgeſagt, weil ich mit dem Geiſte der Partheyen vertraut war. Sie fragten mich gleich in den erſten Tagen ihrer Ankunft, ob ich nicht glaubte, daß der Streit zwiſchen dem Konvente und Abte zu Banz auf eine gütliche Art beygelegt werden könnte? Meine Antwort war, daß wenn ſie unter erbitterten alten Spital-

wei-

weibern Harmonie herzuſtellen fähig wären, ſo würden ſie auch etwas Aehnliches zu Banz zu Stande bringen. Sie lachten über meine Antwort, und bezeugten, daß ſie eine beſſere Meynung von den aufgeklärten Mönchen zu Banz hätten. Aber nach ſieben Wochen ſahen ſie mit Verwunderung meine Behauptung beſtätigt. Der gröſßte Theil des Konvents drang auf gänzliche Suspenſion des Abtes in allen weltlichen Geſchäften, ſo wie es einige Jahre früher dem Abte Pitius zu Langheim ergangen war, der ebenfalls eine ſchlimme Wirthſchaft geführt hatte. Die Kommiſſarien, die den Abt gerne retten wollten, droheten mit einer weltlichen Kommiſſion, die ſie in einer beſtimmten Zeit zu Hülfe rufen würden, wenn das Konvent mit dem Abte ſich nicht gütlich vergleichen wollte. Das war den ſchlimmſten und mächtigſten Gegnern des Abtes gerade erwünſcht. Es trat einer derſelben, mit Namen P. Benedikt Martin, auf, der behauptete, daß eine weltliche Kommiſ-

miſſion, wodurch der Prälat in Rückſicht auf weltliche Geſchäfte einzig abgeſetzt werden konnte, unvermeidlich wäre. Er ſagte, er traue ſich zu beweiſen, daß durch die unkluge Oekonomieverwaltung des Abtes bis 70000 Thaler ſeit einigen Jahren verſchwendet worden wären. Er erklärte daher der geiſtlichen Kommiſſion, daß er ſelbſt eine weltliche Kommiſſion wider den Abt verlangen würde. In dieſem entſcheidenden Augenblicke, da alles für den Abt verlohren zu ſeyn ſchien, riefen mich die Kommiſſarien zu ſich, und baten mich auf das dringendſte, alle Kräfte aufzubieten, daß die weltliche Kommiſſion verhindert würde. Dieſe geiſtlichen Herren wollten nicht gerne mit der weltlichen Regierung zu Bamberg in Kolliſion kommen, oder auch nicht unverrichteter Sache nach Wirzburg zurückkehren. Sie ſagten mir, daß ſie nun auf mich ihr einziges Vertrauen ſetzten, weil ich ihnen bis zur höchſten Evidenz bewieſen hätte, daß ich mit dem herrſchenden Partheygeiſt zu

Banz innigst vertraut wäre. Sie lobten mich zwar wegen der bisher behaupteten Neutralität; es sey, sagten sie, ein Beweis von einem seltenen Edelmuthe, daß ich während ihres ganzen Aufenthaltes zu Banz noch nicht zu bewegen gewesen wäre, auch nur die geringste Klage gegen den Abt, der mir nicht gut wäre, vorzubringen, und Repressalien gegen ihn und meine übrigen Feinde zu gebrauchen. Aber nun sey der Zeitpunkt da, den Entschluß der Neutralität zu brechen, wenn ich nicht das Kloster einer großen Gefahr aussetzen wollte. Ich sollte daher nun alles, was wider mich seit vielen Jahren geschehen wäre, vergessen, und bloß das Beste des Klosters ins Auge fassen, das durch eine weltliche Kommission, und durch verhängte Suspension des Abtes höchst gefährdet würde. Es könne sich daraus ein langwieriger und höchst kostspieliger Reichsproceß entspinnen, nebstdem daß alle Harmonie des Klosters für lange Zeit zerrüttet würde. Ich ließ mich endlich zu dem

dem Entschlusse, ihren Wunsch zu befriedigen, bewegen. Ich versprach ihnen, daß noch heute der Vergleich zwischen dem Konvente und dem Abte zu Stande kommen sollte. Sie lachten über diese, wie sie glaubten, zu viel versprechende Zusage, und glaubten, es sey schon Verdienst genug für mich, wenn ich das Werk binnen acht Tagen vollbrächte. Ich war jedoch meiner Sache gewiß. Ich hatte weiter nichts zu thun, als den P. Benedikt Martin zu stimmen; denn ich war gewiß, daß wenn dieser nachgäbe, auch die übrigen Gegner des Abtes nachgeben würden. Ich kannte den Charakter dieses Mannes auf das genaueste, und wußte daher, wie ihm beyzukommen wäre. Während einer halben Stunde war P. Benedikt gewonnen. Ich ging darauf sogleich zu dem Abte, rieth ihm, das Konvent zusammen zu rufen, und gab ihm die Maaßregeln an, nach welchen er sich bey dieser Versammlung benehmen sollte. Alles ging nach Wunsch. Abends gegen 4

Uhr

Uhr war der Vergleich zu Stande gebracht. Ich ging sogleich zu den Kommissarien, um ihnen diese erwünschte Botschaft zu bringen. Sie wollten es anfangs vor lauter Ueberraschung nicht glauben. Als ich sie aber von der Wahrheit überzeugte, priesen sie mich als den edelsten und verdienstvollesten Mann des Klosters, und versprachen, mich dem Abte und Konvente bestens zu empfehlen.

Als sich mein Herr Abt durch meine Verwendung wieder in seiner Würde bestätigt sah, wollte er auch sogleich mir einen Beweis seiner Dankbarkeit geben. Des andern Tages ließ er einige Kopfhänger aus dem Konvente rufen, und drang, unterstützt von ihnen, bey den Kommissarien auf meine Absetzung von dem Amte der Professur. Ich wurde als ein in Rücksicht auf religiöse Denkart gefährlicher Mensch charakterisirt, der, noch dazu ausgerüstet mit einem äußerst unternehmenden und durchgreifenden Geist, durch die Verwaltung eines solchen

Amts

Amts sehr viel Böses stiften, und nach und nach die jungen Mönche ganz verkehren könnte. Der Beweis, den ich erst den vorhergehenden Tag von meiner Fähigkeit, etwas Schweres zu unternehmen und auszuführen, gegeben hatte, mochte die geistlichen Kommissarien in Absicht auf Religion selbst bange gemacht haben. Sie stimmten daher in meine Absetzung ein. Ich überlasse, dem Publikum zu beurtheilen, was für ein Charakter dazu gehöre, um so handeln zu können, wie der Abt Otto gegen mich bey dieser Gelegenheit handelte. Und doch wußte sich dieser Mann so zu verstellen, daß ihn jeder, der ihn nicht genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, für den gefühlvollesten Menschenfreund hielt. Er hatte auch wirklich viele Anlage von Natur, Menschenfreund zu werden. Aber der Mönchsgeist verdirbt das beßte Menschenherz; begleitet von allen den Furien, die zur Qual der beßeren Menschheit bestimmt sind, rottet er alle edleren Keime der Humanität aus.

§. 31.

§. 31.

Klosterpönitenzen.

Ich muß einen Hauptpunkt der Mönchserziehung charakterisiren, der ganz dahin abzweckt, alles Gefühl für Ehre, für Selbstachtung, und Vernunftwürde zu ersticken, und auf solche Art den Charakter des jungen Mönchs durchaus zu verderben.

Wer einmal dazu gewöhnt ist, über Ehre und Schande gleichgültig zu seyn, der ist jeder noch so niederträchtigen Handlungsweise, jeder Wegwerfung seiner selbst fähig. Nun ist es Zweck der Mönchserziehung, diesen höchst verabscheuungswürdigen Gemüthszustand in ihren Zöglingen hervorzubringen. Auch hier soll der Mönch gleich werden dem zahmen Viehe, das man nach Belieben mißhandeln kann, wie man will. Auch hier soll der vollkommene Mönch sagen können: *Sicut jumentum factus sum ante te.*

Das

Das Mittel dazu sind die lächerlichsten und alles Ehrgefühl nach und nach erstickenden Pönitenzen, die den Mönchen oft wegen unbedeutender Kleinigkeiten, besonders in den ersten Jahren des Mönchslebens, von den Obern aufgelegt werden. Nach der Mönchsmoral soll der freye Vernunftgebrauch durchaus vernichtet, und zu bloß maschinenmäßigen Handlungen herabgewürdigt werden. Denn die Vernunft ist gänzlich, sowohl in Rücksicht auf ihr theoretisches, als praktisches Vermögen, verdorben. Alles daher, was sie aus eigner Einsicht und Willensbestimmung thut, ist Sünde. Der Weg des Heils muß gerade der umgekehrte seyn. Die Vernunft muß, wenn sie Gott wohlgefällig handeln, und vor aller Sünde sicher gestellt seyn will, bloß mit fremden Augen sehen, und nach fremder Willensbestimmung handeln. Für den Mönch sind es seine unmittelbaren Oberen, die Gott als seine Führer aufgestellt hat, gegen die er ewig ein Kind bleiben muß, und de-

deren Gängelbande er ſich nicht entziehen kann, ohne auf den Weg des Verderbens zu gerathen. Zur Hervorbringung dieſer Geſinnung, nach welcher man alle Selbſtſtändigkeit verläugnet, und die moraliſche Vollkommenheit in dem paſſiven Dahingeben an fremde Einſicht und Willensbeſtimmung ſucht, dient die Lehre von der abſoluten Verdienſtlichkeit des blinden Glaubens und Gehorſames. Aber wenn auch der durch Mönchsgrundſätze verführte Menſch durch dieſe Geſinnuug die Würde ſeiner Vernunft poſitiv verläugnet, ſo will er ſie doch wenigſtens negativ behaupten, indem er fodert, daß man ihn nicht muthwillig mißhandle. Er ſetzt immer voraus, daß ihn die Obern, die er als Stellvertreter der Menſchheit anſieht, als ein vernünftiges Weſen behandeln werden. Es kann ihm alſo durchaus nicht gleichgültig ſeyn, ob man ihm Beweiſe der Achtung gebe, oder ihn durch entehrende Mißhandlungen mit Schande erfülle. Er hat ja den Obern ſei-

ne Vernunft bloß darum zum Opfer gebracht, weil er glaubt, daß durch ihre leitende Hand die Würde derselben am sichersten vor aller Entehrung sicher gestellt werde. Es liegt also gar nicht ursprünglich in der Absicht des Mönches, sich darum, weil er seine Vernunft der Leitung der Obern übergiebt, als bloße Sache behandeln zu lassen. Es bleibt vielmehr bey dieser Hingebung seiner selbst in einen, wie er glaubt, von Gott erleuchteten Willen in ihm der Trieb der Selbstachtung sowohl, als auch der Achtung, die er von seinen Obern, und andern Menschen fodert.

Aber auch diesen letzten Funken der Selbstthätigkeit der Vernunft rein auszulöschen, und den Menschen ganz zum selbstlosen Dinge herabzuwürdigen, setzt sich das Mönchsthum zum Ziele. Jemehr Energie des Geistes man an einem jungen Menschen, der sich dem Mönchsthume in die Hände geworfen hat, bemerkt, desto mehr raffinirt

man auf allerley bübiſche Mißhandlungen, die man ihm anthut, um alles Ehrgefühl in ihm zu erſticken, das bey talent- und geiſtvollen Jünglingen immer in eben dem Grade vorzüglich ſtatt hat, als ſie andere an Lebhaftigkeit und Stärke des Geiſtes übertreffen. Dieſen muß man, nach der Mönchsſprache, vorzüglich die Hörner und den Kopf brechen, wenn ſie tüchtige Werkzeuge zur Beförderung der Abſichten des Mönchsthums werden ſollen. Dämmlinge behandelt man weil ſchonender, weil man von ihnen wenig zu hoffen und zu fürchten hat. In ihnen hat ſchon die Natur gethan, was das Mönchsthum bey beſſeren Subjekten erſt hervorbringen will. Dieſe Kur iſt gleichſam die Feuerprobe, durch welche das Mönchsthum gerade die geiſtvolleſten Jünglinge unaufhörlich gehen läßt, bis man glaubt, den Geiſt zu einer bloßen Maſchine herabgewürdigt zu haben.

§. 32.

§. 32.

Feuerprobe zu Banz.

Dieſe Feuerprobe durch Mißhandlungen fand ich auch in dem aufgeklärten Banz in höchſter Strenge, und in ununterbrochener Ausübung. Dieſes Kloſter ſuchte ſogar eine Ehre darin, andere Klöſter an Eifer in Betreff dieſes dem Mönchsgeiſte weſentlichen Punktes zu übertreffen. Es wollte durch den Ruhm einer ſtrengen Kloſterdisciplin eben ſowohl vor andern Klöſtern hervorragen, als es nach dem Ruhme einer ausgezeichneten Gelehrſamkeit geizte. Ja dieſer letztere Zweck ſchien den erſten um ſo nothwendiger zu machen. Denn eine höhere Kultur des Verſtandes ziehet auch natürlich eine gröſſere Energie des Willens, mehr Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, und mehr Lebhaftigkeit des Ehrtriebes nach ſich, wenn dieſen Folgen nicht vorgebaut wird. Damit alſo Gelehrſamkeit den Abſichten des Mönchsthums nicht nachtheilig werden möch-

te, mußte vorzüglich darauf gesehen werden, alle Geistesenergie zu unterdrücken. Zur Mönchsgelehrsamkeit gehört nur ein weiter und großer Gedächtnißsack, und ein immer aufgesperrter Mund der haschenden Receptivität. Aus Gelehrsamkeit — todtem Gedächtnißwerke, sollte zu Banz nie Vernunfterkenntniß werden. Durch den ausgehängten Schild der Gelehrsamkeit sollte der Ruhm einer lichtvollen Denkart nur erschlichen und erheuchelt werden. Alles, was die Hierarchie von jeher entschieden hat, und was zum Mönchsthum gehört, sollte als unverletzlich angesehen werden, so daß es als das größte Verbrechen galt, über den engen Zaun der blinden Autorität hinüber zu sehen. Das war das Ziel der Aufklärung, das man sich seit 30 Jahren zu Banz vorsteckte. Um diese Art von Aufklärung, womit der stupideste Aberglaube vereinbarlich ist, zu behaupten, wurde von Seiten der Obern alles angewandt.

Ich

Ich muß den aufgeklärten Mönchen zu Banz zur Ehre nachsagen, daß sie die Kunst, die Selbstthätigkeit der Vernunft zu lähmen, meisterhaft verstunden. Anfangs gingen sie darauf aus, die Vernunft durch Autorität in die Schlingen eines falschen und irrigen Gewissens zu ziehen, und auf solche Art dieselbe durch sich selbst zu fesseln. Dann, nachdem der blinde Glaube fest genug begründet zu seyn schien, nahmen sie ihre Zuflucht zu der ganzen schweren Mönchsartillerie von bübischen, und entehrenden Mißhandlungen, womit sie vorzüglich die geistvollesten Jünglinge niederzuschmettern suchten. Ich habe die 20 Jahre, die ich zu Banz verlebte, die Erfahrung gemacht, daß man Dümmlinge noch ziemlich schonend behandelte; aber talent- und kraftvolle Subjekte unaufhörlich durch die schändlichsten Mißhandlungen verfolgte, bis man glaubte, daß nun alle Energie des Geistes ertödet, und alles Ehrgefühl abstumpft wäre. Nur nach dieser überstandenen Feuerprobe,

probe, hielt man sie für würdig, sie zu allen Mönchsherrlichkeiten emporzuheben, und ihnen die wichtigsten Geschäfte dieses Satanreiches anzuvertrauen. Bestanden sie aber in dieser Feuerprobe der Schande und Entehrung nicht; gaben sie noch deutliche Zeichen, daß sie sich als Menschen fühlten, und darauf bestünden, sich als Menschen wenigstens einigermaßen zu behaupten: dann wurden sie in den tiefsten Abgrund hinabgeschleudert, und jeder Satan in Mönchsgestalt machte sich ein Verdienst daraus, den Unglücklichen auf alle mögliche Art zu quälen, und ihm das Loos der Verwerfung noch schmerzlicher zu machen. Die Verfolgungssucht des beleidigten Mönchsgeistes ist ohne Gränzen, und unerschöpflich an Kränkungen, Ränken und Cabalen, wodurch er sich zu rächen sucht.

§. 33.

§. 33.

Anwendung der Feuerprobe gegen mich.

Man hielt mich zu Banz, noch ehe ich daſelbſt Novitz wurde, für einen Jüngling von vorzüglichen Geiſtestalenten, und man hatte mich bloß aus dieſer Rückſicht angenommen. Denn ich habe dem Kloſter gar nichts zugebracht, als meine Perſon. Man hat ſogar um mich geworben; und um mir den Eintritt ins Kloſter zu erleichtern, hat mich das Kloſter ſelbſt mit den meiſten Sachen, die ſonſt die Novitzen mitbringen müſſen, ausgeſtattet. Man hegte von mir die gröſsten Hoffnungen, und glaubte, mich nicht bloß zu einem vollkommenen Mönche, und auserleſenen Rüſtzeuge für das Mönchsthum, ſondern auch zu einem ausgezeichneten Gelehrten (nach Mönchsart) bilden zu können. Da man nun an mir einen ſehr regen Geiſt, eine äuſſerſt lebhafte Phantaſie, und einen ſtarken Ehrtrieb bemerkte, ſo muſs-

mußte man bey meiner Bildung um so vorsichtiger zu Werk gehen, um den vorgesteckten Zweck zu erreichen. Da ich schon von Jugend auf durch Mönchsaberglauben verstimmt, und mit dem größten Eifer beseelt war, ein ausgezeichneter Mönchsheiliger zu werden: so war es ganz natürlich, daß mein Geist offen stand allen den Thorheiten, die als der Grund der Heiligkeit angegeben wurden. Es war also meinen Obern sehr leicht, mein Gewissen an die Fesseln einer unverletzlichen Autorität zu schlagen, und mir dann jede neue Thorheit unter der Firma der Gewissenspflicht ehrwürdig und heilig zu machen. Um aber alles Gefühl für Ehre, allen Trieb zur Selbstständigkeit rein auszutilgen, wurde gegen mich keine noch so erniedrigende Handlungsweise unversucht gelassen, die der sinnreiche Mönchsgeist zu diesem Zwecke ersonnen hatte. Kein noch so barbarisch gesinnter Schultyrann kann die ihm anvertrauten Kinder unmenschlicher und muthwilliger behandeln,

dein, als die aufgklärten Mönche zu Banz mich behandelten, und zwar die ersten zehn Jahre aus der Absicht, um mich durch die gewöhnliche Feuerprobe zu bewähren; die übrigen zehn Jahre aber aus schadenfroher Rachsucht, weil die Probe — aus eigner Schuld der heiligen Tyrannen, nämlich durch Uebertreibung — mißlungen war.

§. 34.

Hundstisch.

Ich trieb in den ersten sieben Jahren den Eifer für alle mönchische Uebungen, und vorgebliche Mittel zur Heiligkeit bis zur höchsten Schwärmerey, so daß schlechter eines Zügels, als eines Spornes bedurft hätte. Aber demungeachtet hatte mich, aus der schon erwähnten Ursache, das Mönchsthum zum Ziele seiner ununterbrochen fortgesetzten höchst bübischen Mißhandlungen gesetzt. Die gewöhnlichste, und noch am mindesten entehrende Strafe, die mir bey dem geringe-

ringsten Verſehen der eben ſo lächerlichen, als unzähligen Mönchszermonien zu Theil wurde, war das ſogenannte Bodenſitzen. Dieſes beſtehet darin, daß während die übrigen Mönche bey Tiſche ſitzen, und ſpeiſen, der Delinquent, wie ein Hund, die ihm zugetheilten Speiſen, welche oft bloß in Waſſer und Brod beſtehen, auf dem Boden in der Mitte des Speiſeſaales verzehren muß. Manche Woche verfloß, in welcher ich nur ſelten das Glück hatte, zur Zeit des gemeinſchaftlichen Nahrungsgenuſſes mich als Menſch behandelt zu ſehen, ohne daß ich die Hundsrolle auf dem Boden zu ſpielen hatte. Dieſe Strafe wurde noch durch verſchiedene andere erhöhet.

§. 33.

Strafe gegen das entſetzliche Verbrechen — zu ſehen.

Wenn mein Oberer bemerkt hatte, daß ich bey Tiſche, im Chor, in der Klauſur, oder

auf

auf dem Spaziergange die Augen aufgeſchlagen, und auf irgend einen Gegenſtand gerichtet habe, ſo mußte ich mit einem Lichtſchirme auf dem Kopfe Boden ſitzen, und die mir zugetheilte Portion von Nahrung verzehren, damit durch dieſes Symbol alle Mönche von meiner himmelſchreyenden Sünde unterrichtet wurden. Denn das Mönchsthum fodert, daß man auch körperlich blind ſeyn ſoll, und ſetzt in dieſe Art von Blindheit ein großes Verdienſt. Meine Obern ſtellten mir den heiligen Bernard in dieſem Stücke als Muſter vor, von dem die Geſchichte ſagt, daß er viele Jahre lang mit ſeinen Chorbrüdern neben einem See ſehr oft ſpatziren gegangen, ohne daß er wegen großer Eingezogenheit der Augen auch nur das geringſte von der Exiſtenz dieſes Sees wußte. Dieſe Abtödung der Augen, die der heilige Bernard ausübte, wird von den Mönchsasceten bis zu den Sternen erhoben. — Die Klauſur zu Banz gewährt eine himmliſch ſchöne

Aus-

Aussicht. Schönheiten der Natur und Kunst liegen in ihren mannigfaltigen Gruppen da, und scheinen sich zu vereinigen, durch ihre wechselseitigen Reize Herz und Geist zu bezaubern, und über sich selbst zu erheben. Aber es war in den Augen der erleuchteten Geistesmänner zu Banz das größte Verbrechen, wenn ein junger, gefühlvoller Mann aus Fenster trat, um sich durch die reinsten Freuden, welche die schöne Natur gewährt, zu erquicken. Mein Meister — einer der wichtigsten Männer zu Banz, der abwechselnd immer Prior und Novitzenmeister war — rühmte sich selbst seiner Gefühllosigkeit, und versicherte, daß die Aussicht, die irdisch gesinnte Menschen entzücke, auf ihn nicht den geringsten Eindruck mache. Er behauptete, daß die Sinnlichkeit durchaus vertilgt werden müsse; eines der wirksamsten Mittel dazu sey die Verschließung der Augen. Die Abtödung müsse allgemein seyn in Rücksicht auf alle Sinne. Daher haben die Heiligen die unschmack-

schmackhaftesten Speisen genossen, und sie noch absichtlich durch Vermischung von Wermuth, und andern widrigen Dingen recht eckelhaft gemacht. Es sey überhaupt kein Sinn, den die Heiligen nicht durch allerley Arten sinnreicher Selbstpeinigungen zu ertödten gestrebt hätten. Der Weg, den die Heiligen gegangen, sey der einzig mögliche, der zum Himmel führe. In der gänzlichen Ertödung der Sinne bestehe die Kreuzigung des Fleisches, und die geistliche Wiedergeburt des Menschen, die Jesus als absolute Bedingung zur Seligkeit fodere. Nach diesen Grundsätzen, womit dieser heilige Unhold ganz durchsäuert war, hat man gar nicht Ursache, sich zu verwundern, daß er den geringsten Gebrauch der Sinnorgane, wenn er nicht unmittelbar für thörigte Mönchereyen bestimmt war, für ein großes Verbrechen ansah, und auf das schärfste bestrafte.

Der

Der lächerliche Wahn von der Verdienſtlichkeit des Verſchließens der Augen herrſchet noch immer großen Theils in dem aufgeklärten Banz. Bis zu meinem Austritte aus dem Kloſter bemerkte ich, daß nie ein Kapitel gehalten wurde, in welchem nicht einige, ſelbſt unter denen, die in dem Umgange mit den Proteſtanten die Maske der Aufklärung immer zur Schau tragen, ſich öffentlich anklagten, daß ſie ſich bey Tiſche, oder im Chore einen freyeren Augenaufſchlag erlaubt hätten, aber nun dem allmächtigen Gott, dem heiligen Vater Benedikt, und der ganzen Verſammlung Beſſerung verſprächen. Welche Verfinſterung des Verſtandes wird zu einer ſolchen Denk- und Handlungsweiſe vorausſetzt! Wie oft habe ich, als ich noch zu Banz war, gewünſchet, daß doch die proteſtantiſchen Gelehrten, die ganz entzückt über die erleuchtete Denkart, die die Mönche affektirten, das Kloſter verließen, nur ein einziges Mönchskapitel belauſchen, und

theils

theils die lächerlichen Selbſtanklagen der Mönche, theils die Läſterungen des philoſophiſchen Herrn Abtes wider die Philoſophie, und dann endlich das ſchreckliche Donnern des ſchweren Geſchützes, welches der für die thörigſten Mönchereyen entflammte Zionseifer des Placidus Spreſſer wider die Uebertreter der Mönchszucht loszubrennen pflegte — hätten hören können! In welche Erſtaunung würden dergleichen getäuſchte Fremdlinge gerathen ſeyn!

§. 36.

Verdienſt der Stummheit.

So wie jeder Augenaufſchlag auf das ſchimpflichſte beſtraft wurde, ſo wurde auch jedes Wort beſtraft, das zur Zeit des heiligen Stillſchweigens geſprochen wurde. Zu dieſer Zeit ſollte man ſeine Gedanken, wenn es doch nöthig wäre, nicht durch Worte, ſondern durch Zeichen mit der Hand oder

durch

durch Gesichtsmienen zu erkennen geben. Mein Meister stellte mir in diesem Stücke die Mönche zu La Trappe zum Muster vor, von welchen der Abt Rancè selbst bezeugt, daß bey allen Handarbeiten, welche diese Mönche gemeinschaftlich verrichteten, nie ein Wort gesprochen wurde. Er erzählt unter andern, daß einst im Kloster ein gefährlicher Brand entstanden, und daß er gelöscht worden sey, ohne daß ein Wort dabey geredet wurde. Wenn nun mein Meister bemerkt hatte, daß ich ein Wort zu dieser Zeit gesprochen, so wurde ich gewöhnlich zu der Strafe verdammt, daß ich bey Tische, während die andern aßen, anfangs auf den Boden fallen, denselben küssen, und dann eine bestimmte Zeitlang knieend den Finger auf den Mund legen mußte, um den ander bemerklich zu machen, was ich für ein Verbrechen begangen hätte. Zuletzt mußte ich meine Speisen auf dem Boden sitzend verzehren. Manchmal wurde mir auch aufgegeben, daß ich eine ganze viertel Stunde lang

lang mit dem Gesichte auf dem Boden liegen bleiben mußte. Auf dieses heilige Stillschweigen hielt mein Meister so streng, daß ich einst meine Violine mit in den Speisesaal nehmen, und bey dem Bodensitzen neben mir hinlegen mußte, weil ich dieselbe zur Zeit der heiligen Stummheit ganz leise gestimmt hatte, ob ich gleich auf dem Musikchor so eben zu spielen hatte, und daher die Violine stimmen mußte.

§. 37.

Obstmarkt im Speisesaal.

Einst brachte mir meine Mutter einen Korb voll guter Birnen ins Kloster. Ich verwahrte den süßen Vorrath in meiner Zelle. Aber die Spürhundsnase des Priors schnüffelte diese Kontrebandswaare aus. Ich mußte die Birnen zu Mittag in den Speisesaal tragen, und sie, auf dem Boden sitzend, feil halten. Es war mir dabey ge-

Boten, eine Birne an die Gabel zu spiesen, und während der ganzen Mahlzeit emporhalten. Mein Verbrechen bestund bey diesem Vorfalle darin, daß ich dem Prior den Empfang des Obstes nicht angezeigt, und zugleich um die Erlaubniß, dasselbe zu verzehren, angehalten hatte. Denn der Mönch soll durchaus nichts thun ohne ausdrückliche Erlaubniß des Obern, also auch nicht essen. Was immer ohne diese Erlaubniß geschieht, ist mit Fluch belegt; nur durch den Willen des Obern kommt in jede Handlung Segen. Will daher der Mönch auch nur eine einzige Kirsche essen, so muß er erst zu seinem Obern gehen, und ihn um Erlaubniß bitten, *ut fiat*, nach der Mönchssprache, *cum benedictione*. Der Mönch soll nämlich in jeder Rücksicht ewig Kind bleiben, und sich gängeln lassen. Der Genuß der geringsten Speise ohne Erlaubniß der Obern schien meinem Meister ein so großes Verbrechen zu seyn, daß er bey einem andern ähnlichen Vorfalle auf die Ausstoßung eines sehr hoffnungsvol-

vollen Novitzen, des nachher sehr berühmt gewordenen Ildephons Schwarz, aus dem Kloster wegen dieser Kleinigkeit drang. Ildephons hatte nämlich von einem guten Freunde einige Kirschen erhalten, und ohne Erlaubniß genossen. Bloß darum sollte er aus dem Kloster gestoßen werden. In Banz herrscht noch immer der Gebrauch, daß, wenn sich die Mönche zu Tische setzen, sie erst ein Zeichen abwarten müssen, ehe sie etwas genießen. Der Superior thut nach einigen Minuten einen derben Schlag auf den Teller, und giebt durch dieses Zeichen dem ganzen versammelten Hornvieh Gottes die Erlaubniß — zu essen. In den asceticischen Schriften der Mönche wird so manche Geschichte erzählet, die jeden Mönch abschrecken muß, etwas zu essen, ehe dieses Zeichen gegeben ist. Es wird nämlich erzählet, daß sehr oft mit dem ersten Bissen, der ohne jenes segensvolle Zeichen genossen wurde, der Teufel in den Mönch gefahren sey, der so was gewagt habe. Ich glaube

nicht, daß der Teufel erſt Urſache habe, in die Mönche zu fahren.

§. 38.

Pflicht der Lüge, Verleumdung, Läſterung.

Die Mönchsobern glauben nicht bloß das Recht, ſondern auch die Pflicht zu haben, in den Strafpredigten, die ſie in den Kapiteln halten, durch die unverſchämteſten Lügen, Verleumdungen und Läſterungen die Geduld ihrer Untergebenen, die dadurch öffentlich gebrandmarkt werden, zu prüfen. Ob ich gleich die erſten ſieben Jahre meines Kloſterlebens bis zur höchſten Schwärmerey eifrig war in Ausübung aller Mönchstherheiten, ſo wurde ich doch immer vor der ganzen Verſammlung als der nachläſſigſte, ſchlechteſte, und verworfenſte Mönch geſchildert, der in dem Lande der Heiligen ein Skandal ſey. In dem Kapitel ſelbſt gegen den ehrloſen Lügner und Läſterer auch nur ein

ſtum-

ſtummes Zeichen von der Unwahrheit deſſen, was er in ſeinem heiligen Rauſche der Läſterſucht ausſchüttete, zu geben, wäre als ein unerhörtes Verbrechen, als der frevelhafteſte Hochverrath gegen den in ſeiner ganzen Majeſtät ſich zeigenden Mönchstyrannen angeſehen worden. Man mußte in der Situation eines vor Gott ſtehenden, und um Vergebung flehenden Sünders, mit tief zur Erde niedergebeugtem Haupte, den ehrloſen Läſterer anhören, und ſich oft noch gefallen laſſen, daß er einem wegen der erdichteten Verbrechen eine noch mehr beleidigende Strafe diktirte. Hatte endlich der Sturm des Zeloten ausgetobt, dann pries er durch einen Vers Gott; und das war das Zeichen, daß die Verſammlung auseinander gehen durfte. Ich wagte es einige male, nach dem Kapitel zu dem Läſterer zu gehen, und ihm demuthsvoll vorzuſtellen, daß ſich die Sache ganz anders verhalte, als er dieſelbe, vermuthlich durch einen falſchen Bericht hintergangen, im Kapitel zu

mei-

meinem Nachtheile vorgestellt hätte. Allein hier kam ich von dem Regen in die Traufe. Es stürzte ein noch weit stärkerer Guß der Lästerberedtsamkeit, von einem schrecklichen Gewitter begleitet, auf mich nieder. Diese noch so bescheidene Aeußerung von nicht ganz erstickтem Ehrgefühl wurde als ein Beweis der mich noch beherrschenden Eigenliebe (welche die Mönche mit dem Ehrgefühle vermischen) angesehen, zu deren Ausrottung gerade eine solche Kur schlechthin nothwendig sey. Statt der Genugthuung wurde mir eine neue entehrende Strafe, als heilsame Medicin wider diese neue Aeußerung der verderblichen Krankheit (des Ehrgefühls) diktirt.

§. 39.

Pflicht der Selbstlästerung.

Aber es ist nicht bloß für den Mönch Pflicht, sich durch die Lästersucht seiner Obern brandmarken zu lassen, sondern sogar sich

ſich ſelbſt zu brandmarken, nach der Vorſchrift ſeiner Obern. Das war nun für mich eine Pflicht, gegen welche ſich mein ganzes Gefühl empörte. Ich muß mich hierüber deutlicher erklären, um das Publikum in den Stand zu ſetzen, über dieſen Zug der Mönchserziehung zu urtheilen. Das Ehrgefühl iſt einmal den Mönchen der Grund aller Laſterhaftigkeit. Daher iſt ihnen jedes Mittel zur Vertilgung deſſelben heilig. Das zweckmäßigſte Mittel in dieſer Rückſicht iſt ihnen nun folgendes. Sie verfaſſen nicht ſelten einen ſchriftlichen Aufſatz gegen einen ihrer Untergebenen, und zwar in ſeinem Namen, worin der bübiſche Mönchsgeiſt, von Tücke, Läſterſucht, Schadenfreude, und Rachgier inſpirirt, alles, was nur beleidigend und infam ſeyn kann, zuſammen ſtellt. Dieſen Läſterwiſch geben ſie nun dem Mönche, gegen welchen er gerichtet iſt, und machen es ihm zur unverletzlichen Pflicht, denſelben in ſeiner Perſon, als wenn er ihn ſelbſt gemacht hätte, im

Spei-

Speiſesaal abzuleſen, ſich vor der ganzen Verſammlung als den nichtswürdigen, und infamen Menſchen, der hier geſchildert iſt, anzuerkennen, die übrigen Mönche um Vergebung zu bitten, mit dem feyerlichen Versprechen, ſich zu beſſern, und endlich öffentliche Buße zu thun. Dergleichen Läſterwiſche mußte ich eine Menge leſen, und zwar oft wegen der unbedeutendſten Kleinigkeit. So hatte ich einmal ein Verſehen begangen, als ich Tiſchleſer war, und am Ende das Verzeichniß der Officien ableſen mußte, welche die Mönche für die folgende Woche zu verrichten hatten. Der Erfolg war, daß ich wegen dieſes Verſehens einen abſcheulichen Läſterwiſch ableſen, und dann in Waſſer und Brod die Handsrolle bey Tiſche zu ſpielen hatte. — Zweckmäßiger zur Unterdrückung alles Gefühles für Ehre, und Vernunftwürde könnte in der That nichts erſonnen werden. Hätte der Satan in der Hölle die Menſchen zu erziehen; er würde zur Erreichung ſeiner Abſichten ganz gewiß

keinen ſchicklicheren Weg einzuſchlagen wiſſen. Auch dieſe ſataniſche Pflicht herrſchte noch in dem aufgeklärten Banz zur Zeit, als ich es verließ. Kurz vor meinem Austritte mußte ein talentvoller junger Mann einen ſolchen infamen Wiſch bey Tiſche leſen, und zwar wegen einer Handlung, die in den Augen aller Vernünftigen vielmehr Lob und Ermunterung, als Tadel und Zurückſchreckung verdiente.

Man ſchließe nun auf die übrigen Klöſter, die noch tief unter dem aufgeklärten Banz ſtehen. Unter den Bettelmönchen iſt die Erziehung über allen Begriff barbariſch. Ich will nur ein paar Anekdoten hier anführen, die mir ein Freund aus dem Bettelmönchs-Orden erzählt hat. Er wurde unter andern ſo behandelt. Sein Oberer machte einſt in dem Speiſeſaal auf dem Boden allerley Figuren, und Linien mit der Kreide. Dieſe mußte er während des Tiſches, auf der Erde herumkriechend, mit der

der Zunge rein ablecken, auch den Unrath, und die eckelhaften Produkte des Ausspuckens nicht ausgenommen, durch welche abſichtlich die Linien gezogen waren. Ein anderesmahl muſte er mit einem Ochſenjoche auf dem Nacken in dem Speiſesaal erſcheinen, in dieſer Figur von Zeit zu Zeit die Ochſenſprache nachmachen, und dann rufen: *Sicut jumentum factus ſum ante te* (ich ward vor dir, wie ein vernunftloſes Thier). Ein drittesmahl ward er verdammt, einen infamen Läſterwiſch in ſeinem Namen, und wider ſeine Perſon gerichtet, öffentlich abzuleſen, dann Boden zu ſitzen, und ſich mit der bloßen Suppe zu begnügen. Aber auch dieſer karge Genuß wurde ihm durch ein anderes bübiſch ſinnreiches Poſſenſpiel, das er übernehmen muſte, entzogen. Es wurde nämlich an die Wand eine hohe Leiter geſtellt. So oft nun der arme Delinquent einen Löffel voll Suppe aus der Schüſſel genommen hatte, muſte er mit demſelbe auf die Leiter ſteigen, und nur auf einer der oberſten

Stuf-

Stuffen durfte er genießen, was noch im Löffel war.

Verruchter Geist des Mönchsthumes! wie kannst du auf eine so muthwillige Art Menschen mißhandeln, um auch den letzten Zug von dem göttlichen Charakter der Vernunft rein auszutilgen, und die sterbenden Strahlen der heiligen Flamme der Selbstachtung, die auf dem Altare des unverdorbenen Herzens lodert, gänzlich auszulöschen, und doch auf die Anbetung der Welt noch Anspruch machen? Wie kannst du so unverschämt seyn, zu behaupten, daß von deiner unbeschränkten Herrschaft das Wohl der Staaten und Thronen, und aller einzelnen Menschen, die Aufrechthaltung der wahren Religion; die möglichste Beförderung der Moralität, und überhaupt all der Segen, dessen sich die Menschen erfreuen können, abhange, da doch alle deine Absichten das höchste Verderben der Menschen herbey ziehen, und verewigen, und alle deine We-

ge

ge zur Hölle, aus der du empor gestiegen bist, zurückführen. Lange genug hast du die Menschheit unter die Füße getreten, ihr Hohn gesprochen, und alle Bubenstücke gegen sie verübt. Es ist hohe Zeit, daß dich diejenigen, die mit allen den Geheimnissen deines Satansreiches vertraut sind, dich aus deinen geheimen Schlupfwinkeln hervorziehen, dir die Maske des Lichtes abreißen, und dich in deiner wahren Gestalt zum Gegenstande des allgemeinen Abscheues und Fluches darstellen. Es ist hohe Zeit, daß die Menschheit nicht nur die entehrenden Sklavenfesseln zerreiße, durch die du sie aller Vernunftwürde zu berauben, und nach deinem Gefallen zu leiten suchtest, sondern dich auch auf immer von der Erde verbanne, weil sie in Verbindung mit dir nie ihre erhabene Bestimmung erreichen, sich nie des süßen Friedens, der nur aus der allgemeinen Anerkennung der Vernunftwürde quillt, erfreuen, nie durch die Bande der ächten Bruderliebe, und des wahren Weltbürgersin-

ſinnes, wodurch das ganze Menſchengeſchlecht zu einer einzigen, mit durch ein gemeinſchaftliches Intereſſe beſeelten Familie wird, beglückt werden kann. Mit deiner Exiſtenz haftet nichts, als Fluch und Verderben auf den Sterblichen. Vergebens ſchleicheſt du neuerdings um die Thronen der Großen herum und ſtreueſt ihnen den Weihrauch der niederträchtigſten Schmeicheley, um ſie zu überreden, daß die Sicherheit ihrer Thronen, und das Wohl der Völker auf deiner Erhöhung beruhe. Weiſe Fürſten, überzeugt von den verderblichen Wirkungen deiner Herrſchaft, werden mit der beſſeren Menſchheit gemeinſchaftliche Sache machen, und dich in die Hölle zurückſchleudern, von der du emporſtiegſt, und ſich daher wohl hüten, ihre eigne Sicherheit, und die Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Völker auf dich zu gründen, und der Gefahr preis zu geben, früh oder ſpät in denſelben Abgrund hinabzuſtürzen, dem du, verfolgt durch die zur Selbſtkenntniß erwachte, und

wider

wider dich empörte Vernunft, unaufhaltsam zueilst. Unweise Fürsten aber werden ihr unvorsichtiges Vertrauen auf deine Kraft nur zu spät bereuen, indem sie so gewiß, als Menschen Menschen sind, und nun ihre Vernunftwürde immer mehr erkennen — eine Erkenntniß, die durch keine Gewalt mehr verdrängt werden kann — mit dir einerley Schicksal haben werden. Durch die Beförderung deiner Absichten werden sie sich in den Verdacht der Tyranney setzen; und dieser allein wird hinreichend seyn, sie zum Gegenstande des allgemeinen Hasses und Abscheues zu machen, und die Nationen zur Empörung zu reizen.

§. 40.

Unmöglichkeit, das Mönchsthum zu verbessern.

Ich fodere jeden weisen Menschenfreund, der in die Geheimnisse der Wirkungsart des menschlichen Geistes eingedrungen ist, auf,

auf, zu urtheilen, ob nicht, durch eine solche Erziehungsmethode, die unter den Mönchen herrschend ist, der Charakter der Menschheit auf das erbärmlichste entstellt werden müsse; ob nicht aus diesen Satansschulen die verwerflichsten, an Geist und Herz verdorbensten Menschen hervorgehen müssen, die über die Menschheit nichts, als Fluch und Verderben verbreiten können; und ob es daher nicht einem Wunder gleiche, wenn ein junger Mensch unter so vielen und mächtigen Hindernissen der Veredlung, und positiven Anstalten, ihn von Grund aus zu verderben, seinen Menschenadel dennoch zu behaupten, oder wenn er durch religiöse Passivität aufgegeben war, wieder zu vindiciren, und sich zu einem ausgezeichneten Grade der Geistesfreyheit zu erheben wisse. Wer nur ein wenig über die Natur des menschlichen Geistes nachgedacht hat, muß es so finden. Und dennoch sind die Mönche, auch sogar diejenigen, die mit aufgeklärter Denkart prahlen, und oft wirklich

ein

einen Schatz von (historischer) Gelehrsamkeit, die freylich noch nicht Aufklärung ist besitzen, von dieser die Menschheit entehrenden Erziehungsmethode auf keine Art abzubringen. Der Mönchsgeist ist auch in der That mit derselben so unzertrennlich verbunden, daß er ohne dieselbe schlechthin nicht bestehen kann. Der Mönchsgeist würde auf seine eigene Vernichtung ausgehen, und selbst nicht mehr Mönchsgeist seyn, sobald er Erziehungsmaximen annähme, und in Ausübung brächte, die eines Menschen würdig sind. Ich gab mir seit der Zeit, als ich auf vernünftigere Grundsätze gekommen war, und die Verderblichkeit dieser Art, Menschen zu behandeln, einsah, zu B nz alle mögliche Mühe, die angesehensten Mönche daselbst, von deren Denkart die Behandlung der übrigen abhing, auf bessere Wege zu bringen; ich stellte die Verderblichkeit der beschriebenen Behandlungsart nach allen mir möglichen Gründen vor; ich drohete mit Publicität in Ansehung der herrschenden Thorheit

heiten; ich nahm meine Zuflucht zum Spotte bey ſchicklichen Gelegenheiten. Aber es gelang mir nicht, daß auch nur eine einzige jener Thorheiten abgeſchafft wurde. Nur tödlicher Haß, und die ſinnreichſte Verfolgungsſucht war von Seiten des Abtes, des Priors, und des untergeordneten Zelotenheeres, unter welchem ſich immer Placidus Sprenger vorzüglich auszeichnete, wenn er auch nicht ſelbſt Oberer war, der Lohn für meinen Eifer in Abſicht auf die Rechte der Vernunft, und ſelbſt auch auf den Ruhm des Kloſters. Denn es wurde doch von Zeit zu Zeit etwas, was in den Schlupfwinkeln des Kloſters vorging, verrathen und ans Licht gezogen. In den Kloſterkapiteln wurde unaufhörlich auf die Philoſophen, als die ruchloſeſten Menſchen, als die Verführer des Menſchengeſchlechtes, als die Feinde aller Religion, und geſellſchaftlichen Ordnung losgezogen, und ich als ein ſo gefährlicher Menſch charakteriſirt, daß den jungen Mönchen auf das ſtrengſte ver-

boten wurde, mit mir auch nur ein Wort zu reden, oder meine Zelle zu betreten.

§. 41.

Erſte Veranlaſſung zur freyeren Denkart.

Im ſiebentem Jahre meines Kloſterlebens hatte die unſelige Schwärmerey, in die ich von den zarteſten Jugendjahren an verwickelt wurde, die höchſte Stuffe erreicht. Der ſchrecklichſte Geiſtesſturm, der unaufhörlich in meinem Innerſten tobte, verbunden mit der thörigten Sucht, durch eine Art von heiligem Selbſtmorde die Martyrerkrone zu erhalten, hatte meine Geſundheit durchaus zerrüttet. Ergriffen von einer fürchterlichen Nervenkrankheit glaubte ich nun, dem längſt gewünſchten Tode nahe zu ſeyn. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als wenigſtens in dem letzten Augenblicke meines Lebens die verlohrne Geiſtesruhe wieder zu erlangen, und mit heiterem Blicke in die Gefilde eines andern Lebens hinüber zu gehen.

Aber

Aber auf dem Wege, auf dem ich mich befand, konnte ich mir zu diesem seligen Augenblicke keine Hoffnung machen. Hier war es, als mir der Zuruf des Dichters, „*Sapere aude!* wie ein Blitz durch die Seele fuhr. *Sapere aude!* „ja das ist, dachte ich, das einzige Mittel, das dir noch übrig ist, die verlohrne Gemüthsruhe wieder zu erlangen. Du mußt selbst sehen, was deine Bestimmung ist. Du bist nun seit so vielen Jahren in allen Winkeln des blinden Glaubens und der Autorität ängstlich herumgekrochen, um Seelenruhe zu finden. Alles, was dir deine Gewissensleiter immer sagten, diente nur dazu, deinen Gelstessturm zu vermehren. Vielleicht findest du durch Selbstthätigkeit des Geistes, durch eigne Untersuchung, was du durch bloße Passivität und blinden Glauben nie finden konntest. Nur Muth gefaßt! *Sapere aude.* Du kannst ja bey diesem Geschäfte mit der gewissenhaftesten Sorgfalt über dich wachen, daß du keine der wesentlichen Punkte der alleinseligmachen-

den Kirche in Zweifel ziehest. Nur die Grundsätze des Mönchsstandes, in sofern sie durch die unfehlbare Kirche nicht zu eigentlichen Glaubensartikeln erhoben sind, sollen deiner Prüfung unterworfen seyn.“ Zitternd that ich den ersten Schritt zu dieser Prüfung; ich sah mich dabey nach allen Seiten der katholischen Glaubenslehre um, um ja nicht etwas zum Gegenstande der Prüfung zu machen, was bloß schlechthin geglaubt, aber nicht untersucht werden darf. Ich setzte meine Versuche der Kritik in Ansehung der Principien des Mönchsstandes mit eben so viel Eifer, als Vorsichtigkeit und Gewissenhaftigkeit fort. Ich wagte es nie, einen zweyten Schritt zu thun, ehe ich den vorhergehenden durchaus sicher fand. Unbeschreiblich war die Freude bey jedem neuen Lichtstrahle, dessen ich mich auf dem Gebiete der schauervollsten Geistesnacht bemächtigte. O wie beseligend für mich war jede erkämpfte Wahrheit, wie schätzbar und theuer jede noch so unbedeutende Eroberung in dem

Licht

Lichtreiche! Alle Reize und Schrecknisse der Welt wären nicht hinreichend gewesen, den Funken, den ich einmal ergriffen hatte, wieder fahren zu lassen. Es war freylich nur an sich noch ferne Dämmerung; aber jeder noch so kleine Zuwachs derselben schien mir schon die in entzückender Majestät nach einer schwarzen Gewitternacht aufgehende Sonne selbst zu seyn. In demselben Verhältnisse, als es lichtvoller in mir ward, stieg auch das Mißtrauen gegen meine blinden Führer, und gegen ihre Grundsätze überhaupt. Das brachte mich endlich auf den Gedanken, ob nicht in Absicht auf die sogenannten unfehlbaren Glaubenslehren der Religion dieselbe Täuschung statt hätte, die ich nun in Ansehung der Grundsätze des Mönchsthumes immer deutlicher vorfand. Ich kämpfte wohl einige Jahre mit mir selbst, ehe ich es wagte, einen vorgeblichen Glaubensartikel einer freyen Prüfung zu unterwerfen. Ich studirte fleißig Philosophie; und dieses Studium machte endlich, daß

ich

ich dem Zurufe des Dichters auch in Rückſicht auf die vorgeblichen Glaubensartikel Gehör gab. Was vernünftig iſt, dachte ich, muß auch die ſtrengſte Prüfung der Vernunft aushalten; und was dieſe Prüfung nicht aushält, das ſoll fallen, wenn es auch noch ſo heilig und ehrwürdig zu ſeyn ſcheint. Durch eine gewiſſenhafte Prüfung auch hier geleitet, gelang mirs, ſo manchen Irrthum zu entdecken, der mich vorher durch die Maske der ehrwürdigſten und heiligſten Wahrheit getäuſcht hatte. Dieſe Eroberungen auf dem Gebiete der Wahrheit gaben mir immer neuen Muth, auch das zu unterſuchen, was noch vor mir lag. Religion und Moralität wurden mir um ſo ehrwürdiger, je mehr ich ſie durch meine Kritik mit der Vernunft harmoniſch machte. Das Chriſtenthum war mir nie in einem ſo göttlichen Lichte erſchienen, als unter dem Charakter der Vernunft. Jeſus war in meinen Augen erſt dann ganz göttlich, nachdem er durchaus menſchlich geworden war.

Ich

Ich selbst hatte nun keinen höheren Zweck, als von dem Throne der mönchischen Göttlichkeit herabzusteigen, und Mensch zu werden, vollkommen überzeugt, daß man nur in so fern heilig werden könne, wie Gott, als man in aller Rücksicht Mensch wird. Ich drückte dieß in einem Liede aus, wo es unter andern heißt:

Nun bin ich wieder Mensch; und Mensch zu seyn,
Hat in den Augen der Vernunft mehr Werth,
Als ausgebälgter Heil'ger Irrwisch-Schein,
Ja als die Gottheit, die der Pfaff verehrt.

§. 42.

Entschluß, freywillig Sklave zu seyn, um andere frey zu machen.

Im Jahre 1788 hatte ich mich schon eines sehr lichtvollen Standpunktes bemächtigt,

tigt, ſo daß ich mit gutem Gewiſſen alle Feſſeln des Mönchsthumes, die ich bereits innerlich abgeworfen hatte, auch äußerlich hätte abwerfen können. Aber ich entſchloß mich, dieſe Feſſeln nun mit voller Geiſtesfreyheit zu tragen, um meinen Glaubensgenoſſen und Ordensbrüdern nützlich zu werden. Erſt im Jahre 1798 gab ich dem Kloſterleben förmlich Abſchied, blos darum, weil durch meine Verfolger auch jene Abſicht, die mich noch einzig im Kloſter halten konnte, vereitelt worden war. Mein Wirkungskreis ſowohl nach innen, als nach außen ward mir verſchloſſen, und ich ſah für mich im Kloſter keine andere Beſtimmung übrig, als eine bloße Mönchsnull zu ſeyn. Dawider empörte ſich mein Gewiſſen. Und ich fodere jeden Vernünftigen auf, zu entſcheiden, ob ich bey meinen Einſichten mich auf jene Beſtimmung einzig einſchränken konnte, ohne Vernunft und Gewiſſen gänzlich zu verläugnen. Es war gewiß ein Beweis hoher Selbſtverläugnung, daß ich zehn Jahre lang bloß aus

der

der Absicht, um selbst meinen ärgsten Todesfeinden zu dienen, Sklavenfesseln trug, die, vielleicht unter tausenden keiner, bey demselben Grade der intellektuellen Kultur, würde getragen haben. Aber es würde nicht Edelmuth, sondern die schändlichste Wegwerfung meiner selbst gewesen seyn, wenn ich, verdammt zur absoluten Nullität, und folglich alles Wirkungskreises der Vernunft beraubt, noch ferner die Fesseln des Mönchsthumes hätte tragen wollen, die ich nun aus keiner andern Absicht hätte tragen können, als um sie zu tragen. Vorher waren sie mir noch Mittel zu einem vernünftigen Zwecke; im zweyten Falle aber wäre dieser Zustand der Sklaverey selbst höchster und einziger Zweck geworden. Einen solchen Zweck freywillig verfolgen, ist gewiß der höchste Grad von Wegwerfung aller Vernunftwürde. —

§. 43.

§. 43.

Verwandlung des Fegefeuers in die Hölle.

So lange ich meinen blinden Führern noch blind folgte, war die Feuerprobe, die man mit mir vornahm, nur eigentlich, nach der Absicht der Mönche, eine Vorbereitung zum Mönchshimmel, ein Fegefeuer, das, wenn ich es bis ans Ende der bestimmten Zeit, ohne das geringste Zeichen zu geben, daß ich mich noch als Mensch fühlte, überstanden hätte, mich in alle die Herrlichkeiten würde eingeführt haben, die das Mönchsthum seinen Auserwählten ertheilen kann. Aber es kam die leidige Selbstkritik dazwischen; und das war der Grund, warum jenes Fegefeuer, in welchem mich das Mönchsthum sieben Jahre lang geläutert hatte, so daß nur noch einige wenige Schlacken übrig waren, von denen ich noch gereiniget werden sollte, um als reines Mönchsgold zu allen Zwecken gebraucht werden zu können — in die Hölle, als den Zustand einer ewigen Verwerfung, über-

überging. Sobald man auch nur eine leise Ahnung von der Veränderung meiner Denk- und Sinnesart bekam, wurde ich zur Hölle verdammt, doch noch unter der Bedingung, daß das Urtheil meiner ewigen Verwerfung erst dann sollte vollzogen werden, wenn die Versuche, die man noch mit mir vornehmen wollte, um mich auf den verlassenen Pfad zurückzubringen, mißlingen sollten. Im Jahre 1789 überzeugte man sich aber vollkommen, daß ich ein verstockter Sünder sey. Ich hatte nämlich die Dreistigkeit, in einer Volksschrift, die ich öffentlich herausgab, dem Volk nicht nur eine ganz antimönchische Moral zu predigen, sondern auch das Volk auf die schändlichen Kunstgriffe aller Art aufmerksam zu machen, deren sich das Mönchsthum bedient, um das Volk, durch Aberglauben verblendet, zu allen selbstsüchtigen Absichten zu mißbrauchen, und demselben die letzten Blutpfennige aus der Tasche zu locken. Ich warf daher alle Opferstöcke des gewinnsüchtigen Aberglaubens der Mönche

um,

um, und peitſchte ſelbſt ihre Thorheiten mit der Geiſel der Satyre. Als Volkslehrer hielt ich mich jedoch ſtreng innerhalb der Gränzen des katholiſchen Lehrbegriffes. Kaum war dieſe Schrift erſchienen, ſo ſtand das Mönchsheer von allen Seiten wider mich auf, und verfolgte mich durch Gegenſchriften, in welchen ich förmlich verketzert wurde. Ich ſah mich gezwungen, meine Apologie herauszugeben, die in Mainz erſchien. Da ich es hier bloß mit Gelehrten zu thun hatte, ſo ſprach ich weit freyer, als in jener Volksſchrift. Auf einer Seite zeigte ich zwar mit unwiderleglichen Gründen, daß ich durchaus nichts wider die katholiſche Lehre, dem Weſen nach, geſchrieben hätte; aber auf der andern Seite charakteriſirte ich das Mönchsthum auf eine ſo gräßliche Art, daß ich von nun an nichts, als unverſöhnliche Verfolgungsſucht, von Seiten des Mönchsthumes zu erwarten hatte. Ich that dieſes abſichtlich, um der Wahrheit öffentlich zu huldigen. Mein

Abt

Abt Valerius hatte beſchloſſen, mich wegen dieſes Frevels exemplariſch zu beſtrafen, wie er mir ſelbſt angekündigt hat. Aber der vortreffliche Fürſtbiſchof, Franz Ludwig, der meine Apologie ganz billigte, nahm mich in Schutz. Die Feſſeln wurden jedoch im geheim wider mich geſchmiedet, und man wartete nur auf eine erwünſchte Gelegenheit, um mich als einen Verbrecher zu behandeln, und in und außer dem Kloſter zu brandmarken. Dazu gab ein Verſehen im Chor Veranlaſſung.

§. 44.

Einkerkerung. Placidus Sprenger übernimmt dabey das Amt eines Häſchers.

Ich ſtimmte einſt im Chore eine unpaſſende Antiphone an, und vergaß für dieſe Mönchsſünde die beſtimmte Buße, die im Proſterniren — eine Zeremonie, die ich ſchon oben erklärt habe — beſteht, zu thun.

thun. Es war diese Vernachlässigung in der That nur die Folge einer bloßen Vergessenheit. Denn ich weigerte mich, so lange ich im Kloster war, nie, die öffentlich gewöhnlichen Zeremonien und Bußübungen mit zu machen. Ich sah sie als eine Art von Mönchspolizey an, der ich, so lange ich äußerlich noch Mönch war, aus Ueberzeugung von Pflicht unterworfen zu seyn erachtete. Es giebt ja auch in dem bürgerlichen Leben so manche thörigte Sitte, die man als Bürger mit machen muß, um nicht zur Unordnung und Gesetzlosigkeit Anlaß zu geben. Man kann ein solches Betragen durchaus nicht für Heucheley ansehen. So habe ich auch, sobald ich als Religionslehrer öffentlich in der Kirche auftrat, nie die Liturgie verletzt, so abergläubisch und lächerlich sie auch großen Theils ist. Ich sah es vielmehr als pflichtwidrig an, in solchen Fällen die philosophische Denkart geltend machen zu wollen. Jede Kirche hat, wie jeder Staat gewisse Zeremonien eingeführt, die man,

man, in ſofern man öffentlich als Mitglied der beſtimmten Kirche auftritt, beobachten muß, nicht, als wenn man dieſelben als an ſich gut anſehen müßte — man kann vielmehr ganz vom Gegentheile überzeugt ſeyn — ſondern aus der Ueberzeugung, daß ſie zur Kirchenpolizey gehören, welche abzuändern, in keines einzelnen Mitgliedes Macht und Befugniß ſtehet. Aus dieſem Grunde weigerte ich mich daher, ſo lange ich noch das Ordenskleid trug, nie, die öffentlich hergebrachten Mönchsgebräuche zu beobachten, die ich, ſobald die Rede von ihrem innern Werthe oder Unwerthe war, zugleich öffentlich mißbilligte, und abzuſchaffen rieth. Daß ich alſo bey dem Vorfalle, als ich im Chor einen Fehler machte, die dafür beſtimmte Buße nicht befolgte, war bloße Vergeſſenheit. Wegen dieſer ſchrecklichen Mönchsſünde ſollte ich nun, nach der Beſtimmung des Abtes, bey Tiſche im Waſſer und Brod Boden ſitzen. Ich ſtellte dem Abte und Prior vor, daß ich

wegen meiner damals noch großen Nervenschwäche, die bey einer widernatürlichen und gespannten Situation leicht in Konvulsionen überging, diese Buße nicht übernehmen könnte, und erbot mich daher zu jeder andern, im Kloster herkömmlichen, und meiner Gesundheit nicht nachtheiligen, Buße. Der Abt schien meine Vorstellung für billig zu finden, und sagte in ganz humanem Tone: „Nun, weil Sie nicht Boden sitzen können, so sollen Sie, so lange als die andern speisen, Boden stehen (die Rolle einer Schildwache in der Mitte des Speisesaales spielen). Ich stellte ihm dagegen vor, daß dieses keine im Kloster herkömmliche Pönitenz sey, und ich sey weit entfernt, eine neue Möncherey durch eine Nachgiebigkeit, die hier nicht Pflicht wäre, in das aufgeklärte Kloster Banz zu bringen. Ich setzte hinzu, daß ich das vollkommene Recht hätte, von ihm zu fodern, daß er mir eine im Kloster herkömmliche Strafe auflegte. Hier gerieth mein Abt in Wuth, er ließ sogleich den Pri-

Prior kommen, und gab ihm in meinem Beyseyn den Befehl, zu thun, was er ihm schon gesagt hätte. Die Strafe, die man nachher an mir exequirte, war also schon zum voraus beschlossen, und verabredet. Man sah wohl vor, daß ich gegen die Strafen, die man mir anbot, Exceptionen machen würde. Ich merkte sogleich, daß es auf Einkerkerung in meinem eigenen Zimmer, wozu man das Hängschloß schon bereits vor einem Jahre hatte machen lassen, wie mich vertraute Freunde im Kloster versicherten, angesehen war. Dieser Auftrag, die Häschers- und Henkersrolle gegen einen antimönchischen Mönch zu spielen, war nun für den Aufklärer des katholischen Deutschlandes ein Triumph, deßgleichen noch keinem Helden zu Theil wurde. Placidus Sprenger, der damalige Prior, war wie Moses, als dieser vom heiligen Berge mit den Gesetztafeln in der Hand kam, ganz verklärt. Die Aufklärungsstrahlen drangen, wie Hörner, aus seinem Kopfe

hervor. Er kündigte mir das Urtheil seines Gottes (des Abtes) an. Aber ich erklärte ihm, daß ich nun feyerlich gegen diese Strafe, die nur Verbrechern gebühre, protestire, und an den Fürstbischof zu Bamberg und Wirzburg appellire. Durch diese Protestation und Appellation ganz in Wuth gebracht, vergaß er sich so weit, daß er selbst Hand an mich legte, und mich mit Gewalt in meine Zelle schleppen wollte. Da ich aber stärker war, als er, so drohete ich ihm, daß, wenn er mich nicht sogleich fahren ließe, ich meine derbe Faust gebrauchen würde, um mich loszumachen. Nun sey er offenbarer Verbrecher gegen die Autorität des Fürsten, an dessen Tribunal ich appellirt hätte. Dadurch noch mehr in Wuth gebracht, rief er mit jämmerlichen Geschrey die übrigen Mönche um Beystand an. Auch ich schrie um Hülfe. Die Mönche streckten ihre Köpfe zu ihren Zellen heraus, ohne daß einer weder mir, noch dem Prior zum Beystande herbey kam. Hierauf befahl der Prior drey Klo-

ster-

ſterbedienten, die derbe Bengel waren, und, in der Ferne dieſem Spektakel zuſahen, mich zu ergreifen, und mit Gewalt in meine Zelle zu ſchleppen. Ich ſtellte dieſen Leuten vor, daß ich kein Verbrecher ſey, der eine ſolche Behandlung verdiente, und daß ich bereits feyerlich meine Appellation an den Fürſten dem P. Prior eröffnet hätte. Dieſe Erklärung, und der Umſtand, daß mich die gemeinen Leute ſehr achteten, bewog dieſe Kloſterbedienten, anfangs dem Prior nicht zu gehorchen. Da aber dieſer drohete, daß ſie ſogleich aus dem Kloſter ſollten gejagt werden, wenn ſie mich nicht ergriffen, und ſchleppten; ſo gehorchten ſie endlich. Ich ſträubte mich bloß hin und da mit den Füßen wider dieſes Schleppen, und ſchrie einmal um das andermal, daß es in allen Gängen der Klauſur wiederhallte, Aufklärung, Aufklärung! und wünſchte dem Aufklärer des katholiſchen Deutſchlandes zu dieſem Triumph, ſeiner ganz würdig, Glück. Dieſer aber rief den Bedienten unaufhörlich zu:

„ſchlagt recht zu, wenn er nicht fort will,“ und ſchien in dem Rauſche ſeiner Herrlichkeit weder zu ſehen, noch zu hören, als was auf ſeine Amtsknechtsrolle Beziehung hatte. Da aber die Bedienten ſeinem Befehle, mich zu ſchlagen, nicht gehorchten, zog er einen Schlüſſel von der Taſche, und führte, mit demſelben bewaffnet, einen Streich gegen meinen Kopf. Das ſah ein anderer Mönch, der eben herbeyeilte, um den in der Herrlichkeit ſeines Triumphes verzückten und verrückten Aufklärer des katholiſchen Deutſchlandes zur Selbſtbeſonnenheit zu bringen. Dieſer ergriff den Arm deſſelben, als er gerade, wie ehemals Abrahom, den Streich führen wollte, und meinem Kopfe nah kam; hielt ihn feſt, und rief dem Prior zu: „P. Prior, was thun Sie?“ Derſelbe Mönch bat mich alsdenn, gutwillig in meine Zelle zu gehen. Ich thats auch, um dem Aufklärer des katholiſchen Deutſchlandes nicht das Vergnügen zu gewähren, ſeine heiße Wuth durch mein Blut, nach welchem

er

er dürstete, zu stillen. Als ich in meiner Zelle war, wurde die Thüre von außen durch ein Hängschloß, und durch einen langen Prügel verwahrt. Die Schraube des Hängschlosses steckte noch in der Thüre, als ich 1798 von Banz wegging; und vermuthlich ist sie daselbst noch immer zu sehen, wenn an die Zelle binnen dieser Zeit keine andere Thüre gemacht wurde. Ich war anfangs fest entschlossen, den ganzen Vorgang dem Fürsten zu berichten, und ihn um Satisfaktion wegen einer Beschimpfung, die in Banz unerhört war, zu bitten. Allein da ich überlegte, daß ich doch das einmal Geschehene nicht ungeschehen machen könnte, und ich durch eine Klage an den Fürsten gebracht, die Flamme der Verfolgungssucht noch mehr wider mich anfachen würde; auf der andern Seite aber einen Versuch machen wollte, ob ich durch einen solchen Beweis von Edelmuth, wodurch ich in Ansehung einer großen, und öffentlichen Beschimpfung nicht die geringste Spur von Rachsucht äußerte, nicht wenigstens

ſtens einen Scheinfrieden von den Mönchen zu Banz erkaufen könnte: ſo entſchloß ich mich, jede Art von Repreſſalien, die ich in Händen hatte, aufzugeben, und meinen Feinden nichts, als Geduld entgegen zu ſetzen. Aber ich täuſchte mich ſehr. Denn der Mönch iſt durchaus unfähig, ein edelmüthiges Betragen an einem andern zu ſchätzen, weil er für Edelmuth gar keinen Sinn hat. Er kann weder Edelmuth üben, noch anerkennen. Das Zelotenheer zu Banz ſah mein Betragen als eine Folge von Feigheit an, und wurde dadurch zu immer neuen Mishandlungen nur muthiger gemacht. Es wurde keine Gelegenheit, mich zu kränken verſäumt; man zeigte ſich vielmehr ſinnreich, die Umſtände immer ſo zu veranſtalten, daß man mir auf eine empfindliche Art zeigen konnte, wie tief man mich, als einen zur Mönchshölle Verdammten, verachte und verabſcheue. Der erbärmlichſte Mönch, der mit Wahrheit ſagen konnte: *Sicut jumentum factus ſum*, wurde mir im-

immer auf eine beleidigende Art vorgezogen.

§. 45.

Unvermutheter Ruf zur Erlösung.

Es verflossen kaum einige Wochen nach jener Henkersexekution, als ich einen eigenhändigen Brief von einem der angesehensten Fürsten Deutschlands erhielt, nämlich von dem Herzog Karl von Würtemberg, der mich, in der Qualität eines Predigers, an seinen Hof einlud. Als ich diesen Brief, mit dem noch ein Brief von dem Hofprediger Werkmeister verbunden war, las, fiel ich unwillkührlich auf die Knie nieder, und dankte der Vorsehung, die mich auf eine so unerwartete Art aus der Mönchshölle, aus der keine Erlösung mehr zu seyn schien, erretten wollte. Der Herzog wünschte, daß ich sogleich nach Stuttgard abreisen möchte. Diesem Wunsche zu entsprechen wurde ich durch mein trauriges Schicksal von selbst angetrieben. Ich packte

daher meine Sachen ein, und war entſchloſſen, in einigen Tagen abzureiſen. Aber der Neid der Mönche zu Banz ſah ſich durch dieſen ehrenvollen Ruf, der mir zugekommen war, auf das empfindlichſte angegriffen. Man hatte mir öfters ins Geſicht geſagt, man wünſche von Herzen, daß ich aus dem Kloſter auf irgend eine Art kommen möchte, weil ich in einem heiligen Lande allen Guten zum Aergerniß wäre. Ich vermuthete alſo nichts weniger, als daß man meine Abreiſe verhindern würde; vielmehr glaubte ich, man würde mir dieſelbe ſelbſt erleichtern, um meiner loszuwerden. Aber ich täuſchte mich ſehr. Bey dieſer Gelegenheit ward es recht offenbar, daß man jenen Wunſch, daß ich aus dem Kloſter kommen möchte, nur aus der Abſicht unaufhörlich gegen mich äußerte, um mich zu kränken. Ich war einmal zur Mönchshölle beſtimmt; es ſollte mir nie gut gehen; man war daher feſt entſchloſſen, mich auf keine Art aus den Klauen, womit man mich feſthielt, um mich nach

Be-

Belieben zu quälen, durch eine fremde Hand reißen zu laſſen. Man wollte ſich des Vergnügens nicht berauben, ſeine Rachgier an mir täglich zu kühlen, weil ich das Verbrechen begangen hatte, die Binde des blinden Glaubens und Gehorſams von den Augen zu reißen, und ſelbſt zu ſehen, was meine Beſtimmung ſey. Es iſt die größte Seligkeit für die heiligen Satane, dergleichen die Mönche ſind, einen der Ketzerey verdächtigen Mann, der mitten im Schooſe der Heiligkeit ausartete, in dem Feuer des Eifers für den wahren Glauben langſam braten zu laſſen, und ſich durch den aufſteigenden Dampf des Opfers zu erquicken. — Der Brief des Herzogs kam zuerſt in die Hände meines Abtes; als dieſer das herzogliche Siegel ſah, erbrach er den Brief, und las dann mit Erſtaunen, daß gerade der verworfenſte Mönch ſeines Kloſters, den er erſt vor einigen Wochen als Verbrecher gebrandmarkt hatte, von einem der erſten Fürſten Deutſchlands in einem hohen Grade geehret würde. Er ließ

ſo-

sogleich einige von seinen Vertrauten rufen, und erzählte ihnen das Unglück, das sich ereignet hätte; er erklärte sich zugleich, daß er entschlossen sey, die Briefe zu unterdrücken, und mir gar keine Notiz von dem erhaltenen Rufe zukommen zu lassen. Seine Rathgeber aber glaubten, daß dieses nicht anginge. Er ließ mich daher rufen, wünschte mir in einem heuchlerisch freundlichen Tone Glück zu dem erhaltenen Rufe, und sagte, daß er meiner Abreise gar keine Hindernisse setzen würde. „Da Sie aber, setzte er hinzu, zu Stuttgard den Ordenshabit nicht mehr tragen dürfen, so will ich Ihnen zum Beweise meiner Liebe gegen Sie, und meiner Theilnahme an Ihrem Glücke ein Kleid schenken, das Sie sich noch vor ihrer Abreise können zurecht machen lassen.“ Er machte seinen Kleiderschrank auf, und gab mir eines von Kleidern, das er an seinem hochwürdigen und gnädigen Leibe selbst getragen hatte. Ich nahm das Geschenk mit vielem Danke an, und ging voll der Freude

von ihm. Aber der Heuchler war feſt entſchloſſen, mir alle möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen, um die Erreichung meines Zieles zu vereiteln. Er ſchrieb daher ſogleich an den Fürſtbiſchof zu Wirzburg, um denſelben wider den mir zugekommenen Ruf einzunehmen. Zufälliger Weiſe gelang es ihm, ſeine Abſicht vollkommen zu erreichen. Denn der vortreffliche Franz Ludwig war mit der Vermählung des Herzoges mit der Gräfinn von Hohenheim äußerſt unzufrieden, weil er glaubte, daß ſie unrechtmäßig ſey. Im Punkte der Moralität äußerſt ſtreng, befürchtete er, es möchte dem Herzoge einfallen, mich zu ſeinem Beichtvater zu wählen, wodurch ich in Verſuchung käme, durch fürſtlichen Glanz geblendet, etwas zu billigen was durchaus nicht zu billigen wäre. Er ließ daher dem Prälaten zu Banz ſogleich zurückſchreiben, daß er mich nicht entlaſſen ſollte. Der Fürſt ließ mich bald darauf ſelbſt zu ſich rufen, und ſtellte mir mit der größten Aufrichtigkeit ſeine

ne Bedenklichkeiten gegen den mir zugekommenen Ruf vor, wobey er mich zugleich dringend bat, diesen Ruf aufzugeben. Er bezeugte mir, daß ich ihm dadurch die größte Gefälligkeit erweisen würde, und versprach mir, selbst eine Versorgung in meinem Vaterlande, z. B. eine Professur zu Bamberg oder Wirzburg zu geben. Ich stellte ihm die Gründe vor, warum ich den erhaltenen Ruf nicht aufgeben könnte, und ließ mich durchaus nicht bewegen, von meinem Entschlusse abzustehen. Er erklärte sich dagegen, daß er als Landesherr und Bischof mir verbieten würde, mein Kloster zu verlassen. Dieses geschah auch durch ein besonderes Reskript, das mir nach Banz geschickt wurde. Der Fürst hatte von den Mißhandlungen gehört, durch die man mich zu Banz von Zeit zu Zeit auf das empfindlichste zu kränken suchte. Er bat mich daher recht dringend, ihm alles zu erzählen, was mir begegnet wäre, und versprach mir, Satisfaktion zu verschaffen. Ich sagte dem Fürsten, daß ich es

auf

für unedel hielte, diese Gelegenheit zu benutzen, um meine Mönche zu verklagen; ich wünschte, in Ruhe und Frieden von ihnen zu scheiden, und sie auch bey meiner Abreise zu überzeugen, daß ich keiner Rache fähig sey.

Ich berichtete nun dem Herzoge den Hergang der Sache, und bedauerte, daß ich, durch meinen Fürstbischof abgehalten, nicht in seine Dienste treten könnte. Aber der Herzog, einmal entschlossen, mich zum Prediger zu haben, schrieb aufs neue einen eigenhändigen Brief an mich, in welchem er mich versicherte, daß er nun selbst meinem Fürstbischofe geschrieben habe, und zwar auf eine solche Art, daß er mich ganz gewiß entlassen würde. Der Fürstbischof, der damals zu Boklet in Franken war, um eine mineralische Badkur zu brauchen, ließ mich dahin rufen. Er lud mich sehr gnädig ein, auf seine Kosten einige Wochen zu Boklet zu bleiben, und die Badkur, die mir sehr nothwendig wäre, zu brauchen. Um mich dazu

zu

zu bewegen, mußte sein Leibarzt, Herr Hofrath Markus, mir diese Kur, als nothwendig zur gänzlichen Herstellung meiner seit so vielen Jahren durch das Klosterleben geschwächten Gesundheit verordnen. Ich konnte nicht widerstehen, ob ich gleich wußte, daß alles darauf angelegt sey, mich endlich zu bewegen, freywillig auf den erhaltenen Ruf Verzicht zu leisten, und dem Herzog meine Verzichtleistung in einem Briefe zu erklären. Das geschah auch. Der Fürst wußte mich durch so viele Wohlthaten, Verheißungen, und öffentliche Beweise seines Zutrauens und seiner Achtung einzunehmen, daß ich endlich seinen Wünschen Gehör gab, und versprach, in einem an den Herzog zu schickenden Brief mich für diesen Ruf zu bedanken, und zu erklären, daß ich selbst freywillig denselben aufgebe. Ich mußte diesen Brief noch unversiegelt dem Fürsten selbst vorlegen. Er billigte den Inhalt, gab mir ihn zurück, mit dem Auftrage, denselben sogleich zu versiegeln, und ihm wieder zu-

zuzuſtellen, weil er ihn ſelbſt abſchicken wollte. Nach drey Wochen entließ mich der Fürſt ſehr gnädig, mit der Verſicherung, daß er nächſtens Anſtalten zu meiner Verſorgung machen würde. Kaum war ich in mein Kloſter zurück, als ich einen Brief erhielt von dem Weihbiſchofe zu Wirzburg, der mir ſchrieb, daß er mir auf ausdrücklichen Befehl des Fürſten die Verſicherung geben ſollte, daß der Fürſt nächſtens ſein Verſprechen in Rückſicht auf meine Perſon erfüllen würde. Aber mein Abt wußte auch dieſes mir zugedachte Glück durch ſeine guten Freunde am Hofe des Fürſten zu hintertreiben. Als ich lange Zeit vergebens gewartet hatte, ſchrieb ich an den Fürſten einen ziemlich derben Brief, und beklagte mich über die Nichterfüllung ſeines Verſprechens. Ich erhielt keine Antwort. Ich entſchloß mich daher, einen Verſuch zu machen, um durch mündliche Unterredung mit dem Fürſten hinter die Cabale, die ich mit Recht vermuthete, zukommen. Als ich zu Bamberg in die Reſidenz

des

des Fürsten kam, sagte mir sein Kammerdiener, daß der Fürst sehr schwächlich sey, und daher Niemanden vor sich lasse. Als ich ihn bat, mich wenigstens zu melden, that ers; und ich wurde vorgelassen. Der Fürst empfing mich sehr gnädig, und, ehe ich noch zum Worte kommen konnte, mit Lob wegen meiner damals im Drucke herausgegebenen Predigt unter dem Titel: Gründe der Zufriedenheit des Landmannes mit seinem Stande, wo ich der französischen Freyheits- und Revolutionssucht kräftig entgegen arbeitete. Er bezeugte mir, daß er sich diese Predigt in seiner Krankheit habe vorlesen lassen, und daß sie ihm recht wohlgefallen. Als ich endlich zum Worte kam, erinnerte ich den Fürsten an sein mir gegebenes Wort. Der Fürst sagte mir, daß ich selbst die Schuld habe, daß es bisher nicht erfüllt worden sey. Denn es sey ihm für gewiß berichtet worden, daß ich dem Herzoge von Würtemberg nach der Hand alles, was zwischen ihm (dem Fürsten

ſten) und mir bey dieſer Sache vorgegangen ſey, verrathen hätte. Ich betheuerte dem Fürſten auf das gewiſſenhafteſte, daß ich von dem Augenblicke an, als ich ihn zu Boklet verlaſſen, und den ihm bewußten Brief geſchrieben hätte, alle Verbindung mit dem Herzoge aufgehoben, ſo zwar, daß ich nicht einmal die Kontinuation des Bibelkommentars, den ich herausgab, an den Herzog geſchickt hätte, um ja keinen Berührungspunkt mehr mit dem Herzoge zu haben, oder in die Gefahr zu kommen, etwas von dem Geheimniß zu verrathen, wie ich ihm, wenn er noch zweifelte, bis zur höchſten Evidenz beweiſen könnte. Ich erklärte ihm daher, daß dieſe ihm zugekommene Nachricht bloß eine von meinen Feinden zu Banz erſonnene Lüge und Verleumdung gegen mich ſey. Der Fürſt ſchien von meiner Unſchuld überzeugt zu ſeyn, und verſprach aufs neue, nächſtens, ſobald nur eine mir angemeſſene Stelle leer ſeyn würde, ſein Verſprechen zu erfüllen. Der Fürſt

reiſte gleich darauf nach Wirzburg; ſeine Krankheit nahm täglich zu, daß endlich ſein Leibarzt an der Möglichkeit, ihn wieder herzuſtellen, verzweifelte. Er wollte mir jedoch noch kurz vor ſeinem Tode einen Beweis ſeiner Achtung geben. Er ließ mir noch ein Belobungsſchreiben, das er ſelbſt mit zitternder Hand unterſchrieb, nebſt einem Geſchenke in Geld zuſtellen. Einige Wochen darauf ſtarb er; und mit ihm gingen auch alle meine Hoffnungen zu Grabe. — Zu derſelben Zeit erhielt ich auch von dem Fürſtbiſchofe zu Fulda wegen meiner Schriften ein Belobungsſchreiben ſammt einem Geſchenke in Geld. Alle dieſe Briefe, die ich von dem Herzog von Würtemberg, von den Fürſtbiſchöfen zu Bamberg, Wirzburg, und Fulda erhielt, liegen noch zu Banz. Denn ich mußte aus dem Kloſter entſchlüpfen, wie ein Menſch aus ſeinem in Flammen gerathenen Hauſe, und konnte gar nichts retten.

§. 46.

Ruf nach Frankreich.

Kaum hatte ich den Ruf nach Stuttgard aufgegeben, als ich einen Brief aus Strasburg, unterschrieben von dem konstitutionellen Bischof Brendel, erhielt, in welchem ich nach Frankreich eingeladen wurde. Um mich zur Annahme dieses Rufes zu bewegen, wurde mir gemeldet, daß mir eine Pfarrey von 800 Fr., die ich sogleich beziehen könnte, zugedacht sey. Uebrigens stünden mir, der Konstitution zu Folge, alle Ehrenstufen offen. Wie ich bey diesen Menschen bekannt wurde, und zwar so, daß sie mir einen patriotischen Sinn für die französische Revolution zutrauten, weiß ich nicht. Vermuthlich kam ihnen meine sehr freye Apologie, die ich im Anfange der französischen Revolution zu Mainz herausgab, zu Gesichte, und flößte ihnen dieses Zutrauen gegen mich ein. Aber sie täuschten sich sehr. Mit sichtbarem Abscheu gegen das ganze

ſranzöſiſche Unweſen, wies ich in einem an den Eulogius Schneider, an den ich gewieſen war, gerichteten Brief dieſen Ruf ab, und ſagte dem Eulogius Schneider, und ſeinen Geſellen ſo derbe Wahrheiten, daß ich keine Antwort erhielt. Durch einen Zufall kam dieſer Brief aus Strasburg in meine Hände, ohne daß er von meinem Abte bemerkt und erbrochen wurde — denn er erbrach gewöhnlich alle Briefe, die an mich gerichtet waren. — Ich war ſo ehrlich ſelbſt zu ihm zu gehen, und ihm den Brief zu geben. Er glaubte, eine Sünde begangen zu haben, daß er denſelben aus Verſehen nicht erbrochen hätte. Er geſtund mir auch, daß wenn er ihn erbrochen, und den Inhalt erfahren hätte, er mir denſelben nicht würde zugeſtellt haben; denn die ſranzöſiſche Revolutionsſucht ſey höchſt anſteckend. Ich erklärte ihm aber, daß er von mir nichts zu befürchten habe, indem ich dieſen Ruf mit Verachtung abweiſen würde. Ich ſchickte den Brief, den ich an

Eulogius Schneider ſchrieb, unverſiegelt an den Herrn von Könitz von Unterſimau bey Koburg, einen ſehr edlen Mann, der mein Freund war. Herr von Könitz dachte über die franzöſiſche Revolution gerade ſo, wie ich. Allein er rieth mir doch, den Ruf anzunehmen, um mich von den Kloſterfeſſeln frey zu machen. Um ihn zu überzeugen, daß ich lieber die Feſſeln des Mönchsthums tragen, als an dem Freyheitsgenuß der Franzoſen Antheil nehmen wollte, ſchickte ich ihm jenen Brief offen, und bat ihn, denſelben zu verſiegeln, und nach Strasburg zu ſchicken. Herr von Könitz ſchickte den Brief an einen Kaufmann zu Strasburg, der ihm auch wieder antwortete, und bezeugte, daß er den Brief dem Eulogius Schneider ſelbſt eingehändigt habe.

Dieſer Ruf nach Frankreich gab nun die Veranlaſſung zu der ſchwarzen Verleumdung, welche die Banzer Mönche, nachdem ich

ich aus dem Kloſter getreten war, an verſchiedenen Höfen, wohin ich meine Zuflucht zu nehmen ſchien, und auch in dem Publikum zu verbreiten ſuchten, daß ich nämlich ein Apoſtel der franzöſiſchen Revolutionsſucht wäre, und daher darauf antrugen, mich in keinem Lande zu dulden. Ich war ſo wenig ein Freund der revolutionären Franzoſen, daß ich vielmehr einer derjenigen war, die wider das franzöſiſche Unweſen am derbſten ſchrieben. Die beyden Schriften, die ich noch zu Banz heraus gab, nämlich Trauerlied auf Ludwig XVI. das ich auch in Muſik geſetzt habe, und dann meine Predigt: Gründe der Zufriedenheit des Landmannes mit ſeinem Stande, die nun zum drittenmal aufgelegt iſt, ſind ein handgreiflicher Beweis davon. Ich durfte es nicht wagen, einem dieſer Freyheitsmänner, deren Emiſſär ich ſeyn ſollte, unter die Augen zu treten, ohne Gefahr, den Kopf zu verlieren. Auch kann der Herr von Könitz noch bezeu-

zeugen, welche derbe Wahrheiten ich den französischen Priestern schrieb, und mit welcher Verachtung ich den erhaltenen Ruf in das Land der Freyheit ablehnte. Man darf mich nur kennen, um die außerordentliche Unverschämtheit der Mönche zu Banz, mich in diesem Punkte anzuschwärzen, einzusehen. Auch in den Henkeschen Religionsannalen werde ich der französischen Freyheitssucht, sogar vom Novitiat her, verdächtig gemacht.

§. 47.

Einbruch der Franzosen in Franken.

Als die Franzosen 1796 in Franken einbrachen, stellte ich meinem Abte und Convent vor, daß ich so lange nicht im Kloster bleiben dürfte, als die Franzosen in Franken wären, weil ich wegen der schon erwähnten Schriften in Gefahr wäre, den Kopf zu verlieren. Es hätte nur einer meiner Feinde zu Banz den Franzosen verrathen dürfen, daß

daß ich der Verfaſſer jener Schriften ſey, ſo wäre es ganz gewiß um mein Leben geſchehen geweſen. Ich bat alſo meinen Prälaten um Geld, um mich eine Zeit lang in einem andern Lande aufhalten zu können. Er ſchlug mir meine Bitte rund ab. Einer meiner Freunde warnte mich ſogar gegen die verdächtigen Abſichten der Mönche zu Banz. Er entdeckte mir, daß er ſelbſt gehört habe, wie ſich einer meiner Feinde zu Banz geäuſſert hätte, daß, wenn die Franzoſen auf meine Auslieferung dringen würden, man ihre Foderung befriedigen müßte, indem ja an mir nichts gelegen wäre. In dieſer Angſt, von den Mönchen zu Banz verrathen, und den Freyheitsſchwärmern ausgeliefert zu werden, nohm ich meine Zuflucht zu dem damaligen Erbprinzen zu Koburg, der jetzt regierender Herzog iſt. Ich ſtellte ihm meine Gefahr vor; dieſer erhabene Menſchenfreund verſprach mir ſogleich Hülfe, und erbot ſich, mich mit einer hinreichenden Summe Gelds zu unterſtützen. Er fragte

mich,

mich, an wen er das Geld schicken sollte; ich schlug den Herrn von Könitz vor. Er hielt Wort, und schickte an den Herrn von Könitz 200 Thaler. Aber das Kloster traf mittlerweile Maaßregeln, mich in Sicherheit zu setzen. Es sollten die vorzüglichsten Pretiosen des Klosters geflüchtet werden. Es wurde Kilian Martin, jener berüchtigter Säufer, den ich schon charakterisirt habe, und der damals Cellarius des Klosters war, bestimmt, den Klosterschatz nach Kulmbach, und wenn es da nicht sicher seyn sollte, nach Eger, oder noch weiter zu bringen. Da aber dieser Mann schon sehr an der Lungensucht litt, so wurde ich ihm als Gehülfe zugesellt. Ich schrieb sogleich dem Herrn von Könitz und bat ihn, das von Herrn Erbprinzen zu Kobnrg ihm für mich zugeschickte Geld mit Versicherung meines gehorsamsten Dankes zurückzusenden, weil ich nun auf Kosten des Klosters reiste, und folglich der Unterstützung des menschenfreundlichen Prinzen nicht bedürf-

dürftig wäre. Ich sah es nämlich für höchst unedel an, von dieser mir zugedachten Summe Gebrauch zu machen, da ich außer dem Falle der Noth war, die den erlauchten Menschenfreund veranlaßte, mir hülfreich seine Fürstenhand zu reichen. Mein Begleiter befürchtete, auf der Reise an der Lungensucht zu sterben. Das Fahren in schlechten Wegen, wo der Wagen immer gestoßen wurde, und stieß, hatte auch in der That für seine schon sehr geschwächte Gesundheit die nachtheiligsten Folgen, so daß ich selbst einigemal befürchtete, er möchte seinen Geist in dem Wagen aufgeben. Wir fuhren bis Ezer, aber von da wieder nach Kulmbach zurück, wo der Klosterschatz in Sicherheit gebracht wurde. Kilian Martin, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, im Ketzerlande zu sterben, und auf unheiligem Boden unter Ketzern begraben zu werden, eilte nach Banz zurück. Er gab mir zwar den Auftrag, zu Kulmbach zu bleiben, ließ mir aber von der gemeinschaftlichen Rei-

se-

ſekaſſe nicht einen Kreuzer Geld' zurück. Nun bedauerte ich erſt, daß ich die mir zugedachte Geldunterſtützung des Erbprinzen von Koburg nicht angenommen hatte. Zum Glück befand ſich der Prinz ſo eben zu Kulmbach. Ich machte ihm meine Aufwartung. Er äußerte ſein Befremden, daß ich die an Herrn von Könitz geſchickte, und für mich beſtimmte Geldſumme nicht angenommen hätte. Ich ſagte ihm die Urſache, ſtellte ihm aber zugleich vor, daß ich nun wieder in demſelben Nothfall, wie anfangs wäre. Er erbot ſich ſogleich aufs neue, mich zu unterſtützen. Ich ſagte ihm aber, daß ich nur einige Karolinen bedürfte; denn ich ſey entſchloſſen, daß wenn ſich die Franzoſen länger in Franken aufhalten ſollten, ich zur Schriftſtellerey meine Zuflucht nehmen würde, um mich zu erhalten, ohne Jemanden läſtig zu ſeyn. Der Prinz gab mir 3 Karolinen. Ich machte auch einige kleine Aufſätze, für Journale beſtimmt, und erhielt dafür von den Herausgebern noch einige Karolinen. Im Beſitz

von

von 8 Karolinen glaubte ich nun reich genug zu seyn, um etwas wagen zu können, was mir in literarischer Hinsicht wichtig war. Um mir nämlich den Aufenthalt außer dem Kloster nützlich zu machen, entschloß ich mich, eine Reise durch Sachsen zu machen, um die berühmtesten Gelehrten daselbst kennen zu lernen. Um aber dadurch meinen Obern keine neue Veranlassung zur Verfolgung zu geben, schrieb ich vorher dem damaligen Prior zu Banz Burkard Wollert, und bat ihn um die Erlaubniß zu dieser Reise. Der Prior schrieb mir zurück, daß man zwar in Banz allgemein die Ausführung meines Vorhabens ungern sähe; wollte ich jedoch meinen Plan ausführen, so müßte ich es auf eigne Kosten thun. Ich nahm die Bedingung an, und schrieb dem Prior zurück, daß ich alle Reisekosten selbst bestreiten würde. Aus Interesse für die Wissenschaft unterzog ich mich grosen Unbequemlichkeiten, deren ich im Kloster gar nicht gewohnt war. Ich machte die ganze Reise zu Fuße, und schränkte

mich

mich bloß auf die Befriedigung der äußersten Lebensbedürfnisse ein. Ich machte einen Weg von 60 Meilen, hielt mich in den berühmteren Oertern bis acht Tage auf, und kam erst nach zwey Monaten nach Banz zurück. Und doch hatte ich noch 2 Karolinen übrig. — Aus dieser Erzählung mag das Publikum beurtheilen, welch eine unverschämte Lüge die Behauptung in den Henkeschen Religionsannalen sey, daß ich bey dem Einbruche der Franzosen in Franken ohne alle Erlaubniß das Kloster verlassen habe. Ich habe mich bey der Transportirung des Klosterschatzes so patriotisch für das Kloster betragen, daß vielleicht ohne meine Sorgfalt derselbe verlohren gegangen wäre. Killian Martin war nämlich wegen beständiger Todesgefahr, in der er wegen seiner Lungensucht schwebte, durchaus unfähig, etwas zu besorgen.

§. 48.

Erster, entfernter Entschluß, mich selbst in Freyheit zu setzen.

Als der Abt Otto zu Banz 1797 sich so äußerst undankbar und feindselig gegen mich betrug, daß er zum Danke, daß ich ihn in seiner Würde, die schon so gut als verlohren war, durch den zwischen ihm und dem Konvent zu Stande gebrachten friedlichen Vergleich gleichsam wieder bestätigte, mit Einwilligung der Fürstbischöflichen Kommissarien mich von dem Amte der Professur absetzte, so sah ich wohl mit höchster Evidenz ein, daß ich nun durch keinen Dienst für den Abt und das Kloster einen auch nur ein wenig erträglichen Frieden erkaufen könnte.

Ich gab daher dem Gedanken, den ich seit 10 Jahren unzähligmal abgewiesen hatte, dem Gedanken nämlich, mich selbst in die Freyheit zu setzen, Gehör. Als ich die Ausführung

des schwärzesten Planes erfuhr, ging ich voll Unmuth zu dem Kommissarius Holler, und erklärte ihm freymüthig meinen Entschluß. Dieser äußerst betroffen setzte mir Pflicht und Gewissen entgegen. Ich sagte ihm aber, daß ich schon längst von dem Wahne abgegangen wäre, zu glauben, daß offenbare Thorheit je zur Gewissenspflicht werden könne. Das Mönchsthum sey aber auf Thorheit gebaut, und zwecke auf Thorheit ab. Es habe mich bisher nichts im Kloster festgehalten, als die Hoffnung, selbst in den Klosterfesseln der Welt zu nützen. Da man aber jetzt meinen Wirkungskreis in und außer dem Kloster zerstöre, und mich zur absoluten Mönchsnull zu reduciren suche, so sey es so gar von meiner Seite gewissenlos, ferner unter Menschen zu bleiben, die alle Gesetze der Humanität unter die Füße tretend, mich schlechthin hinderten, als Mensch meine Pflicht zu thun. Der Kommissarius suchte mich dadurch zu beruhigen, daß er mir sagte, er wisse gewiß, daß mir der Herr Prälat

nach-

nächſtens einen meinen Talenten angemeſſenen Wirkungskreis anweiſen würde. Ich drang darauf, mir dieſen Wirkungskreis genauer zu beſtimmen. Er ſagte, der Herr Prälat würde, um mir einen Beweis ſeiner Achtung und ſeines Zutrauens zu geben, mich — man ſtaune über die glänzende Carriere, von der eben dieſer Kommiſſarius ſprach — zum Adjunktus des Predigers des heiligen Roſenkranzes (des berüchtigten Bruſtfleckspredigers) machen. Ich kam nun ganz außer Faſſung und ſagte ihm dreiſt, er würde ſich ſehr irren, wenn er glaubte, er habe es mit einer todten Mönchsmaſchine zu thun. Ich ſetzte hinzu, daß ich gar keinen Beruf fühlte, den heiligen Roſenkranz auf der Kanzel anzupreiſen, und noch vielweniger, dem ärgerlichen Bruſtfleckspredigter als Geſelle zu dienen. Der Kommiſſarius entließ mich mit dem Verſprechen, mit dem Abte zu ſprechen, und ihn zu bitten, Maaßregeln zu meiner Beruhigung zu treffen. Der Abt ließ mich noch denſelben Tag rufen, und er-

erklärte mir, daß er weit entfernt, mich zu kränken, nichts, als mein Glück beabsichtige. Ich sagte ihm, daß ich alles ruhig abwarten, und von dem heutigen Tage an, mein ferneres Klosterleben als eine Art von Noviziat ansehen wollte. Würde man die projektirten Plane gegen mich ausführen, so würde ich ganz gewiß das Kloster für immer verlassen. Er könnte aus meinem Betragen ersehen, daß ich gar nicht Lust hätte, im Dunkeln zu schleichen, und meine Absichten zu maskiren. Man sollte nur von der andern Seite eben so gerade und ehrlich handeln. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, mich durch Masken zu täuschen. Ich versprach aber zugleich dem Abt, daß wenn man mich nur etwas erträglich behandelte, ich das Kloster nie verlassen würde. Ich foderte nichts mehr, als daß man mich in meinem litterarischen Wirkungskreis nicht stören möchte. Unter dieser Bedingung wollte ich mir sogar gefallen lassen, daß die Professur der Philosophie einem andern

übertragen würde. Um ſowohl den Abt, als die Kommiſſarien von dem Ernſt meiner Entſchließung zu überzeugen, übergab ich den letzteren noch einen Lateiniſchen Aufſatz, als Beytrag des Protokolles, worinn ich mit großer Freymüthigkeit meine Geſinnungen an den Fürſtbiſchof, ſelbſt äußerte, und mit folgender Stelle ſchloß: *Sed faciant monachi mei, quidquid ipſis placet; ego eodem utar jure, facturus certiſſime ſuo tempore, quod et mihi placet.* Gerader, aufrichtiger, und ehrlicher konnte ich gewiß nicht handeln. — Indeſſen entwickelte ſich der Plan, den mein Abt gegen mich entworfen hatte, um mich zur Mönchsnulle zu machen, immer mehr. Unter andern will ich nur anführen, daß er bald nach der Abreiſe der Kommiſſarien, durch den Prior im Kapitel das Geſetz promulgiren ließ, daß ſich kein Religios zu Banz mehr unterſtehen ſollte, auch nur eine Zeile zu ſchreiben, und an irgend eine Buchhandlung oder einen Gelehrten zum Drucke ein,

einzuſchicken, ohne erſt die Cenſur und Approbati onvon dem Abte eingeholt zu haben. Dieſes Geſetz war vorzüglich auf mich gemünzet, um auch meinen Wirkungskreis außer dem Kloſter zu vernichten. Man hatte durch Erbrechung der Briefe, die an mich gerichtet waren, in Erfahrung gebracht, daß ich an verſchiedenen Journalen mit arbeitete. Was der Herr Abt zu Banz approbirte, das approbirte gewiß kein Gelehrter. Folglich hatte ich keine andere Wahl, als entweder alle litterariſche, zum Druck beſtimmte, Arbeiten, aufzugeben, oder mich, als einen Verletzer jenes Geſetzes, immerwährenden Mißhandlungen preis zu geben.

§. 49.

Tödliche Krankheit. Gänzliche Verlaſſenheit.

Durch dergleichen Maaßregeln immer mehr niedergeſchlagen, und in die größte

Melancholie verſenkt, verdammte ich mich ſelbſt zur ſtrengſten Einſamkeit, und floh den Umgang mit den Mönchen, ſo viel es mir nur möglich war. Man merkte, daß mir die jungen Mönche größten Theils anhingen. Man verbot es ihnen daher auf das ſtrengſte, mit mir zu ſprechen, oder meine Zelle zu betreten. Wie ſtreng man über dieſes Geſetz hielt, davon werde ich gleich einen Beweis anführen. Darüber noch mehr erbittert, kündigte ich dem Abte alle Theilnahme an ſeiner Tafel auf, und nahm keine Invitation mehr von ihm an. Auch floh ich die Rekreationen, die im Konvente gewöhnlich waren. Ich befand mich in dem ſchmerzlichſten Kontraſt, der durch die Einſamkeit immer zunahm. Ich wäre gerne in dem Kloſter geblieben; und doch ſah ich die Unmöglichkeit ein, mich ferner zu behaupten, ohne mich ganz wegzuwerfen. Die Folge dieſes Gemüthszuſtandes war endlich ein Bruſtentzündungsfieber, das mich an den Rand des Todes brachte. Hier

lernte

lernte ich erſt den ganz ſataniſchen Charakter der gegen mich erbitterten Mönche zu Banz recht kennen. Ich kann nicht umhin, hier eine Thatſache anzuführen, um das Publikum zu überzeugen, bis zu welch einen hohen Grad der Unmenſchlichkeit die mönchiſche Verfolgungsſucht gegen mich geſtiegen iſt. Gegen das Ende des Jahres 1797 überfiel mich die eben erwähnte Krankheit. Die Gefahr ward immer größer. Und dennoch konnte ich es nicht erhalten, daß mir zu Nacht, wo ich mir am wenigſten helfen konnte, ein Bedienter zur Hülfe und Aufſicht gegeben wurde. Ich merkte, daß die Entzündung, und ein ſtechender Schmerz die Bruſt ergriff. Ich ließ den Herrn Doktor und Rath Sommer aus Koburg zu meiner Hülfe rufen. Ich bat dieſen eben ſo geſchickten als rechtſchaffenen Mann, recht dringend, mir die Gefahr, in der ich zu ſchweben glaubte, aufrichtig zu entdecken, weil ich den Tod nicht fürchtete, mir aber doch äußerſt viel daran gelegen ſey, noch zur

rech-

rechten Zeit so manches in Ordnung zu bringen, damit nach meinem Tode Niemand Schaden litte. Er gestand mir, daß ich in groſser Gefahr wäre, und daß es vorzüglich auf die Wirkung der Medicin, die er mir verschreiben wollte, und die ich die ganze Nacht fort zur bestimmten Zeit einnehmen müßte, ankäme, um mir auf den andern Tag bestimmt sagen zu können, ob noch Hoffnung zu meiner Wiedergenesung da sey, oder nicht. Ich klagte ihm, daß ich keinen Aufwärter und Wächter hätte. Er erklärte, daß man mich durchaus nicht allein lassen dürfe, und versprach mir, die Nothwendigkeit eines Aufwärters und Wächters meinen Obern vorzustellen. Er that's. Aber es kam kein Bedienter. Ein junger hoffnungsvoller Mönch, der bey mir Philosophie gehört hatte, mit Namen Chrysostomus Kantor, erfuhr es, daß ich in der gröſsten Gefahr ganz verlassen sey. Er kam daher zu mir, obschon es ihm streng verboten war, meine Zelle zu betreten. Ich hatte seine Beyhülfe so nothwendig,

daß

daß ich wahrscheinlich der Todesgefahr nicht entgangen seyn würde, wenn er mir nicht auf das liebreichste beygestanden hätte. Die Medicin that treffliche Wirkung; aber ich konnte mich vor Schwäche nicht bewegen, noch viel weniger aus dem Bette steigen. Er that mir mit der größten Selbstverläugnung die Dienste, die mir meine Organe versagten. Um jedoch diesen braven Mann keiner Verdrüßlichkeit von Seiten der Obern, die ihm den Umgang mit mir streng verboten hatten, auszusetzen, schickte ich ihn, als er zu Nacht zu mir kam, zu einem der Konventsdiener, und ließ demselben im Namen des Abtes und des Priors sagen, daß er zu mir kommen, und zu Nacht bey mir wachen sollte. Aber dieser Mensch, der wohl gewußt haben mag, wie es mit der Gesinnung des Abtes und Priors gegen mich stehe, weigerte sich schlechterdings, zu mir zu kommen. Als der junge Mönch zudringlicher wurde, war jener sogar so dreist, ihn zu ergreifen, und einen Versuch zu machen,

chen, ihn aus seiner Stube hinaus zu werfen. Der brave Mönch, über diese Dreistigkeit höchst aufgebracht, gab ihm dann mit geballter Faust einige derbe Schläge auf den Kopf, und ging davon. Er kam zu mir, und erzählte alles, was vorgefallen war. Ich konnte aus diesem Betragen der Klosterbedienten nichts anders schließen, als daß sie von meinen Obern selbst wider mich Schutz fanden, welches sich auch immer mehr bestätigte. Ich sollte dem Tode preis gegeben werden.

Früh Morgens kam Herr Doktor Sommer zu mir, dem ich den Vorfall erzählte. Er war darüber äußerst ärgerlich und bezeugte mir, daß er den Prior und Abt recht dringend gebeten habe, mir einen Wächter zu geben. Man habe es ihm auch versprochen. Es sey ihm daher unbegreiflich, daß man nicht bloß nicht Wort gehalten, sondern daß man sich von Seiten der Dienerschaft sogar wider diesen mir höchst nothwendigen

Dienst

Dienſt ſo hartnäckig geſträubt habe. Er verſprach, mit allem ihm möglichen Nachdruck neue Vorſtellungen zu thun. Uebrigens war er auf der andern Seite höchſt erfreut über die Wirkung der Medicin, und er machte mir gute Hoffnung zur Wiedergeneſung, die, wenn binnen einigen Tagen gewiſſe Symptome eintreten würden, in Gewißheit übergehen würde. —

§. 50.

Menſchenrettung als Verbrechen beſtraft.

Die edle That des jungen Mannes, wodurch mein Leben gerettet wurde, ſtatt gebilligt oder belohnt zu werden, wurde vielmehr als das größte Verbrechen angeſehen. Der Aufklärer des katholiſchen Deutſchlandes — Placidus Sprenger, — der damals neben mir wohnte, hatte gemerkt, daß der junge Mann bey mir war. Er ſchlug des andern Tages Lärm, und klagte die-

dieſes in ſeinen Augen ſchreckliche Verbrechen des jungen Mönches, mein Leben gerettet zu haben, bey den Obern an. Ich erzählte den Hergang dem Abte und Prior, die ich zu mir bitten ließ, um ſie zu überzeugen, daß mir in der höchſten Gefahr dieſer Beyſtand ſchlechthin nöthig geweſen ſey, und daß der junge Mann keinen Vorwurf, ſondern vielmehr Lob und Dank verdiente. Aber alles vergebens. Der Konventsdiener, der nicht kam, und höchſt ſträflich war, fand noch ſogar Unterſtützung; und der menſchenfreundliche Mönch wurde in dem nächſten Mönchskapitel nicht nur ſcharf hergenommen, ſondern, ſo lang ich noch im Kloſter blieb, fortwährend verfolgt. — Wie treffend und charakteriſtiſch hat doch Jeſus den Geiſt des Pfaffen- und Mönchsthumes in ſeinen geiſtvollen Strafreden wider die Phariſäer geſchildert! Welch tiefe Blicke muß dieſer göttliche Mann in die geheimſten Schlupfwinkel dieſes verruchten, und aller Unmenſchlichkeit fähigen Geiſtes ge-

geworfen haben! — Dieser abscheuliche Zug von dem Charakter dieses Höllengeistes erschütterte meine ganze Seele mit einem Abscheu, den ich noch nie so gefühlt hatte. Gott! dachte ich, was sind das für Menschen, die die Welt zu bereden suchen, daß ihr Streben nur nach höchster moralischer Vollkommenheit, nach Heiligkeit gerichtet sey! Ich verabscheute diese Heiligkeit von ganzem Herzen, und machte das ernstlichste Gelübde, daß, wenn ich wieder gesund werden würde, ich weit von Menschen fliehen wollte, die in Menschengestalt wahre Satane wären.

§. 51.

Veranlassung zum Sincerus.

Das Entzündungsfieber, von dem ich nur mit Noth geheilt wurde, ließ eine Brustkrankheit zurück, die allen Heilmitteln zu trotzen, und daher, nach dem Urtheile aller Aerzte, die ich brauchte, tödlich zu seyn schien. Man versprach mir höchstens noch ein halbes

bes Jahr Lebensfriſt. Ein eiterhafter Bluthuſten, verbunden mit einer immer größeren Abnahme der Kräfte, und ein ſichtbares Hinwelken meines Körpers ſchienen mich der Mühe zu überheben, mich ſelbſt aus dem Sklavenſtande des Mönchthumes zu erretten, indem der Tod mir dieſe Gefälligkeit erweiſen wollte. Ich wünſchte nun zwar nicht mehr den Tod, wie ehemals; aber ich fürchtete ihn auch nicht. Ich war ganz ruhig über die Folgen meiner Krankheit. In dieſem Zuſtande, wo ich ganz zuverläſſig überzeugt war, daß ich mit groſſen Schritten dem Grabe zueilte, machte ich den Plan zu einer Schrift, in der ich die Gräuel des Mönchsthums ohne alle Verhüllung, und folglich in ihrer ganz natürlichen Geſtalt und Häßlichkeit darſtellen wollte, um der Menſchheit nach meinem Tode noch zu nützen, die ſich durch jenes ſcheinheilige Ungeheuer verführen, täuſchen, und peitſchen läßt. Das Werk ſollte aus zwey Theilen beſtehen. In der Ueberzeugung,

daß,

daß, bis die Schrift unter dem Publikum bekannt würde, ich nicht mehr lebend, den Klauen der Inquisition entrissen seyn würde, glaubte ich auf alle die Umstände nicht Rücksicht nehmen zu müssen, auf die ein Schriftsteller der katholischen Kirche Rücksicht zu nehmen hat, wenn er sich nicht der wüthigsten Verfolgung, und dem gänzlichen Verderben preis geben will. „Wer kann dir schaden, dachte ich, in dem für die Inquisitoren unzugänglichen Gefilden des Todes? Du hast es hier bloß mit deinem Gewissen zu thun. Sage daher alles ohne alle Schminke, was du durch eine vieljährige Erfahrung als wahr befunden hast. Sage es mit aller der Energie, die dir möglich ist. Es betrifft hier die gute Sache der Menschheit. Die scheinheiligen Heuchler, welche die Menschheit zu ihren schändlichsten Absichten mißbrauchen, sollen entlarvt, in ihrer Blöße dargestellt, und gebrandmarkt werden, damit sich jeder Mensch vor ihnen hüten könne." —

Im

Im ersten Theile wollte ich vorzüglich die Gräuel des mönchischen Cölibats darstellen. Ein beynahe vierzehnjähriger Beichtstuhl machte mich mit dem Pfaffengewissen in diesem Punkte auf eine schauervolle Art bekannt, und diese untrügliche Erfahrung stimmte ganz mit der Erkenntniß der Folgen überein, die der philosophische Menschenkenner schon aus der Natur des Cölibatsgesetzes ableiten kann. Wer den Menschen kennt, für den muß schon ohne weitere Erfahrung der erzwungene Cölibat ein Abgrund von Verbrechen seyn, vor welchen die bessere Menschheit zurückschaudert. Der Beichtstuhl aber eröffnet diesen Abgrund von der schändlichsten Denk- und Sinnesart, wodurch der Charakter der Menschheit ganz verläugnet wird, dem philosophischen Religionslehrer mit Hervorzeigung von Individualitäten, welche in ihrer ganzen Häßlichkeit zu mahlen die lebhafteste Phantasie keine Farben, und die Spekulation keinen Begriff hat. Der Zweck, den ich mir vorsetz-

ſetzte, dieſe Gallerie der Finſterniß zu eröffnen, und die Schändlichkeit ſelbſt in ihren lebendigen Individualitäten dem Publikum darzuſtellen, war die Urſache, warum ich mich über die Empfindeley desjenigen Leſepublikums hinwegſetzte, das die Schändlichkeit nur unter der Maske einer anziehenden Schönheit zu ſehen wünſcht, und den Künſtler, der ſie in ihrer natürlichen Geſtalt darſtellt, als einen ungeſitteten Menſchen verabſcheut. Man weiß, wie weit die Empfindeley in Frankreich geſtiegen iſt. Man ſcheute ſich ſeit langer Zeit keinesweges unter den gebildeten Ständen, alle Arten von Unzucht zu verüben; aber den Namen, Beinkleider, auszuſprechen, hielt man für ein gröſſeres Verbrechen wider den Wohlſtand. Die Häßlichkeit, nach der Natur geſchildert, und dem Abſcheu preisgegeben, iſt ſelbſt Schönheit.

Ich habe durch dieſe Schrift freylich viel gewagt, in ſofern ich ſie überlebte. Ich würde

würde gar nichts gewagt haben, wenn der, nach meiner damaligen festen Ueberzeugung, nahe Tod mich in seinen Schuz genommen hätte. Ein Mann, der, wie ich, über 20 Jahre von den Mönchen auf das schändlichste mißhandelt wurde, und sich nun als ein zum Tode bestimmtes Opfer ansah, hatte doch gewiß das Recht, vor seinem Abtritt aus der Welt den scheußlichen Charakter des Mönchsthumes ohne allen Rückhalt zu schildern, und diesem, der ganzen Menschheit verderblichen, Ungeheuer einen tödtlichen Stoß zu geben. Ich eilte sehr mit der Verfertigung des ersten Bandes, um nur noch vor meinem Lebensende auch den zweyten zu Stande zu bringen. Ich machte so eben Anstalt zur Verfertigung des zweyten Bandes, als mein Gesundheitszustand wider alles Vermuthen eine andere Wendung bekam. Ich fühlte mich täglich besser. Welcher Schrecken für mich! Denn der erste Theil des Sincerus war bereits ans Licht getreten; und die heilige Inquisition zeigte

sich

ſich ſchon äußerſt thätig, um den Verfaſſer zu entdecken. Ich hatte ſicher darauf gerechnet, in den Gefilden des Todes ihren Klauen zu entfliehen. Schon an der Pforte des Schattenreiches wurde ich in das Land der Lebendigen zurückverwieſen, um öffentlich als ein Verbrecher, der es wagte, das Mönchs- und Pfaffenthum von ſeiner empfindlichſten Seite anzugreifen, zu leiden. Bisher konnte die ſchärfſte Spurhundsnaſe der Inquiſition in meinen Schriften und meinen mündlichen Lehrvorträgen nichts entdecken, das als caput mortuum einer ketzeriſchen Denkart konnte angeſehen werden. Als Volkslehrer war ich ſelbſt bey dem Pöbel beliebt. Aber nun hatte ich in jener Schrift eine Denkart verrathen, die mehr als ketzeriſch war. Denn ich bekennte mich darin für die Vernunftreligion, und nur in ſofern für das Chriſtenthum überhaupt, als ſeine Tendenz auf Vernunftreligion gehet. Zur Entfliehung aus dem Kloſter konnte ich mich auch für jetzt nicht entſchließen.

Denn theils war ich doch noch sehr krank; theils lag mir meine schöne Bibliothek, die mich über 2000 fl. gekostet hat, und ein reiner Erwerb meines litterarischen Fleißes war, am Herzen. Endlich hatte ich noch gar keine Anstalt zu einer Versorgung außer dem Kloster gemacht. Schon rückte das Donnerwetter, das in Wirzburg wider mich aufstieg, immer näher. Ein Freund aus Franken berichtete mir im Herbste 1798, es sey der Plan gegen mich gemacht, daß ich nächstens gefangen, nach Wirzburg sollte geliefert, und in einem engen Gefängnisse verwahrt werden. Nun machte ich Anstalt, meine beßten Bücher aus dem Kloster zu bringen, und dann bey der ersten Gefahr selbst zu entfliehen. Zwey Körbe voll hatte ich schon durch einen Bauer des Stiftes fortgeschickt. Aber der Bauer selbst verrieth es dem Abte.

§. 52.

Flucht mit Todesgefahr.

Den 12ten November 1798 ſagte mir vor Tiſche einer meiner geheimen Freunde im Kloſter, daß der Abt noch heute nach mir greifen würde. Das war ein Donnerſchlag für mich. In der Hoffnung, daß vielleicht durch Gäſte, die den Herbſt häufig das Kloſter beſuchen, die Exekution verhindert, und auf den nächſten Tag aufgeſchoben würde, machte ich einen Plan, noch dieſelbe Nacht mit einigen Büchern, und andern Habſeligkeiten zu entfliehen. Aber um halb 4 Uhr Nachmittag, als ich eben mit Einpacken beſchäftigt war, ließ mich der Abt rufen, und foderte mir alle Kloſterſchlüſſel ab. Aus dieſem Umſtande konnte ich ſogleich ſchließen, daß es auf Arreſt angeſehen ſey. Er führte mich alsdenn in Begleitung des Priors und des Placidus Sprengers, der vermuthlich wieder die Rolle eines Häſchers zu ſpielen wünſchte,

in meine Zelle im Krankenhauſe, und ſagte mir, daß mir mein Eſſen und Trinken ins Zimmer gebracht werden würde. Ich hatte noch eine Privatunterredung mit dem Prior, P. Burkart Vollert. Mit dem Roſenkranz in der Hand und mit Thränen in Augen ermahnte mich dieſer Schwärmer zur ernſtlichen Bekehrung. Und um mir zu beweiſen, daß er es gut mit mir meynte, ſagte er mir, daß er ſo eben den Roſenkranz, als das Antidotum aller Ketzerey, für mich gebetet hätte, damit mich der liebe Gott erleuchten, und zum Schooſe der alleinſeligmachenden Kirche zurückbringen möchte. Ich war ſo geduldig wie ein Schaaf, und ließ alles mit mir machen. Als mich auch der Prior verlaſſen hatte, überlegte ich, wie ich zu Nacht entkommen könnte. Die Hauptthüre des Krankenhauſes war bloß mit einem Drücker, nicht aber mit einem Schloſſe verſehen. Dieſer Umſtand richtete mich auf, und gab mir die zuverſichtliche Hoffnung, daß die Flucht gelingen würde. Das Haus

liegt

liegt im Garten, der zwar mit einer groſsen Mauer umgeben ist, aber mir doch eine Stelle zum Entwischen übrig lieſs. Es logirte aber in einem Zimmer Parterre der P. Brustfleck (Joseph Bauer), um mich zu bewachen. Dieser Umstand machte mich zu Nacht um 10 Uhr sehr bedenklich. Denn ich befürchtete, daſs dieser ein Hängschloſs an die Hausthüre applicirt habe. Ich schlich mich die Treppen hinab, und fand es wirklich so. In dem Henkeschen Journal wird zwar dieser Umstand wegen des Hängschlosses geläugnet. Allein was ich gesehen und gefühlt habe, lasse ich mir durch keine mönchische Unverschämtheit abstreiten. Nun ging ich traurig in meine Zelle zurück, weil ich kein Mittel vor mir sah, zu entfliehen. Ich entschloſs mich endlich, zwey Stockwerk hoch zum Fenster hinaus zu steigen. Da ich nun zur Ausführung dieses Wagestückes nicht das geringste Hülfsmittel vor mir hatte, als den bloſsen Gebrauch meiner Hände und Füſse, so war es mit der

gröſs-

gröſsten Lebensgefahr verbunden. Denn der Boden iſt unten mit lauter kleinen Gärtchen, die mit ſpitzigen Latten eingeſchloſſen ſind, beſetzt. In dem Falle alſo, wenn ich von der Mauer des Hauſes abglitſchen ſollte, ſah ich den ſchrecklichſten Tod, nämlich lebendig geſpieſet zu werden, vor mir. Aber ich wollte mich lieber dieſer Gefahr ausſetzen, als der heiligen Inquiſition mich in die Hände werfen. Ich war von Jugend auf ein guter Baumkletterer, und dieſer Umſtand flöſste mir Vertrauen ein. Ich habe es gewagt; und — das Wageſtück gelang nach Wunſch. Gegen 12 Uhr waren auch die beyden Gartenmauern überſtiegen. Es trat ſo eben das Feſt aller heiligen Mönche ein, das früh Morgens zu Banz ſollte gefeyert werden. Mit dem Glockenſchlag 12 Uhr, da dieſes Feſt ſeinen Anfang nahm, gab ich den heiligen und unheiligen Mönchen für immer Abſchied, und ſchüttelte die Feſſeln ab, die ich beynahe 21 Jahre getragen hatte. Nun bin ich

frey

frey — bin Menſch, dachte ich, und dieſer Gedanke erfüllte mich mit Entzücken. Es herrſchte eine ſolche fürchterliche Finſterniß, daß ich durchaus nichts ſehen konnte. Aber mitten aus dieſer Finſterniß ſchien die Sonne in einem noch nicht geſehenen Glanz hervorzugehen, und mich nach einer beynahe 21jährigen Sturmnacht einem ewig heitern Tage entgegen zu führen. Sey mir ewig geſegnet du glücklicher Augenblick, wo ich das erſtemal nach einer ſo langen Knechtſchaft, und bey der höchſten Gefahr, mein Leben in einem dumpfen Kerker dahin ſeufzen zu müſſen, zu mir ſagen konnte: Nun bin ich frey — bin Menſch!

Dritter Hauptabſchnitt.

Leben außer dem Kloſter.

§. 53.

Aufenthalt zu Ebersdorf im Voigtlande.

Ich bin nun in der That einer der glücklichſten Menſchen, und das Bewußtſeyn, frey und Menſch zu ſeyn, iſt für mich gewiß vor vielen Tauſenden, denen von Jugend

gend auf die Sonne des Glückes immer zulächelte, beseligend. Der Gebrauch meiner Geisteskräfte schützte mich bisher nicht bloß vor allem Mangel, sondern setzte mich auch in den Stand, meine Rolle mit Ehren zu spielen. Ganz Jena ist Zeuge meines Charakters, und meiner mit Wohlstande verbundenen Lebensart. Nackt ging ich gleichsam aus dem Kloster, und nun habe ich alles, was ich bedarf. Alles, was ich bin, bin ich durch mich selbst geworden. Es wird Niemand auftreten können, der mich durch Geld, oder Empfehlung, oder auf irgend eine andere Art unterstützt zu haben sich rühmen könnte. Wie in mich selbst gewurzelt, erhob ich mich zu der Blüthe des Glücks, dessen ich mich mit meiner Familie erfreue. Eine vortreffliche, eben so liebvolle, als liebenswürdige Gattinn — ein jähriger, äußerst lebhafter Knabe, der nun anfängt den süßen Vaternamen zu lallen, und seine Hände gegen mich ausstreckend in meinen Schoos eilt — Freyheit des Geistes, womit

mit ich nun lehren und ſchreiben kann — Achtung von Seiten der Akademie, auf der ich zu lehren die Ehre und das Glück habe — Achtung des ganzen Jenaer Publikums — Beyfall und Zutrauen von Seiten der jungen Leute, die meine Vorleſungen beſuchen — Achtung im fernen Auslande von Seiten ſolcher Männer, die ich zuvor gar nicht kannte, die mir in Briefen wegen meiner Schriften danken, und mir bezeugen, daß ſie bloß aus der Abſicht ihre Söhne nach Jena ſchickten, damit ſie Gelegenheit haben möchten, ſich mit dem Geiſte meiner Philoſophie vertraut zu machen — das ſind für mich lauter Quellen reiner Freuden. Mein Loos iſt ganz anders ausgefallen, als die Mönche zu Banz wünſchten, weiſſagten, und es zu beſtimmen ſich aus allen Kräften beſtrebten. Ich will das Publikum nicht länger mit der Schilderung des Glückes, deſſen ich mich nun als freyer Menſch erfreue, aufhalten. Ich will demſelben nur noch einige der Hauptverſuche vorlegen, die

der

der Verfolgungsgeist der aufgeklärten Mönche zu Banz nach meinem Austritt aus dem Kloster ergriff, um mich so unglücklich, als möglich, zu machen. Ich habe sie nach meiner Entfliehung wirklich noch für schlimmer gefunden, als ich sie vorher hielt. Ich glaubte, wenigstens eine Art von Eitelkeit würde ihre Verfolgungswuth mäßigen. Aber sie setzten sich über alle Regeln des Wohlstandes weg. Die ergrimmte Tollwuth warf die Maske der Aufklärung auch vor der protestantischen Welt weg.

Als ich die Klostermauern von Banz überstiegen hatte, wollte ich geraden Weges nach Koburg gehen, in der Absicht, mich daselbst einige Zeitlang aufzuhalten. Da ich aber vor Finsterniß durchaus nichts sehen konnte, kam ich dreymal auf Wege, die mich wieder rückwärts nach Banz zuführten. Frühe Morgens gegen 7 Uhr kam ich aufs neue aus einem Walde in eine Gegend, wo ich Banz in der Nähe vor mir liegen sah.

Mit

Mit Noth konnte ich ein protestantisches Dorf, Schney mit Namen, das eine Stunde von Banz abliegt, erreichen. Da ich nun mit Grund vermuthete, daß die Mönche zu Banz meine Flucht möchten bemerkt, und auf allen Seiten Boten gegen mich ausgesandt haben — wie es sich auch wirklich bestätigte — so bat ich einen gemeinen Mann zu Schney, mich durch unwegsame Gegenden nach Koburg zu führen. Er thats, weil ich mich ihm entdeckte. So kam ich erst Nachmittag gegen 4 Uhr zu Koburg an, statt daß ich schon früh Morgens um 3 Uhr hätte da seyn können. Ich besuchte einen vertrauten Freund, der mir rieth, sogleich Koburg zu verlassen, weil schon bereits zwey Boten aus Banz daselbst mit Briefen an die Regierung angekommen wären. Ich fuhr gegen 5 Uhr mit Extrapost von Koburg ab, und kam den andern Tag zu Ebersdorf im Voigtlande an. Der Herr Graf daselbst nahm mich äußerst gnädig auf, und versicherte mich seines Schutzes. Ich

schrieb

ſchrieb ſogleich einen rührenden Brief an den Abt zu Banz, und bat ihn um meine Bibliothek, weil ich ſie bloß durch litterariſchen Fleiß erworben hätte. Sollte man ſich aber auf das Mönchsrecht, das in den Zeiten der Barbarey entſtand, und das als Axiom aufſtellt, quidquid acquirit monachus, monaſterio acquirit (was immer der Mönch erwirbt, erwirbt er dem Kloſter), berufen, ſo müßte Banz auch die Schulden bezahlen, die in einigen Buchhandlungen für meine Bücher noch abzutragen wären, und die ich zugleich anzeigte. Ich ermahnte den Abt und das Konvent, durch ein billiges Betragen gegen mich den Ruhm einer aufgeklärten Denkart, in welchem das Kloſter ſtünde, vor der Welt zu behaupten. Ich verſprach, daß wenn man ſich gegen mich nur billig betragen würde, ich mich gegen das Kloſter edel betragen, und von allem dem, was ich daſelbſt ſeit beynahe 21 Jahren erfahren hätte, keinen öffentlichen Gebrauch machen würde.

Der

Der Erfolg war, daß erſtens der Abt in verſchiedene politiſche Zeitungen einen Steckbrief gegen mich einrücken ließ, und das Publikum gegen mich warnte, als einen Menſchen, der es zu betrügen ſuche. Er ließ zweytens einen Brief, angefüllt von Läſterungen, gegen mich durch den Placidus Sprenger ſchreiben. Dieſer Brief wurde unverſiegelt an den Buchhändler Sinner zu Koburg geſchickt, mit dem Auftrage, mir denſelben zuzuſenden. Buchhändler Sinner aber ſchickte denſelben wieder nach Banz zurück. Der Abt ſchrieb 3) eigenhändig einige Briefe an den Herrn Hofrath Eyring zu Ebersdorf, mit der dringenden Bitte, zu machen, daß ich aus Ebersdorf gejagt würde, wie mir Herr Hofrath Eyring ſelbſt geſtand. Endlich wurde ich ſogar zu Ebersdorf bey dem Amtmanne requirirt, und zwar durch Hülfe der Herrnhuter daſelbſt, wie mir der Sekretär des Grafen im Vertrauen entdeckte. Auch ſagte mir bald darauf ein Graf von Brockdorf, der eine

Stun-

Stunde weit von Banz wohnt, und dem ich zu Gotha sprach, daß der Abt, durch ein Gerücht, daß ich mich in der Gegend von Saalfeld aufhielte, aufgehetzt, in der strengsten Kälte sich zu Pferde gesetzt, und mich selbst aufgesucht habe. Da ich nun bald darauf Ebersdorf verließ, und nach Gotha über Erfurt reiste, so verbreitete sich nach Banz das Gerücht, daß ich zu Erfurt arretirt worden sey. Dieses verursachte bey den Aufklärern zu Banz einen ausgelassenen lichen Jubel. In dem Rausche der Freude konnte man die Bestätigung dieses Gerüchtes nicht erwarten. In einem wilden Siegesgeschrey wurde diese für die Mönche und Pfaffen höchst erfreuliche Nachricht sogleich in dem fränkischen Merkur dem Publikum bekannt gemacht. Der Abt, ob er gleich nicht bloß die Erhebung zur äbtlichen Würde, sondern auch 1797, als er in höchster Gefahr war, suspendirt zu werden, die Bestätigung in derselben mir zu verdanken hatte; schnaubte, durch Dankbarkeit entflammt, so

gie

gierig nach meinem Blute, daß er sogleich an den Herrn Prälaten zu Petersberg in Erfurt schrieb, und ihn dringend bat, daß er meine Auslieferung nach Banz, sobald, als möglich, bewirken möchte. Diese Anekdote hat der Herr Prälat zu Petersbug selbst verschiedenen Fremden, die mirs wieder sagten, erzählt. Endlich nahm man seine Zuflucht zu den Rintler Annalen, und schwärzte mich durch einen äußerst lästernden Aufsatz vor dem Publikum an. Auch nach Jena wurde an die Expedition der Litteraturzeitung wider mich geschrieben, um mir das kleine Geldverdienst durch Recensionen — ich war nämlich seit 1797 Mitarbeiter dieser Zeitung — zu rauben. Zu Weimar wurde mir von einem Hofmanne gesagt, daß mich der Abt zu Banz daselbst als einen Apostel der Französischen Freyheit und Gottlosigkeit angeklagt, und darauf angetragen habe, mir keinen Schutz zu geben. Gegen alle diese Mißhandlungen that ich weiter nichts, als daß ich mich in der Jenaer Lit-

Litteraturzeitung und in den Reichsanzeigen auf eine gewiß äuſerſt beſcheidene Art vertheidigte, und alle Redakteurs geiſtlicher und politiſcher Zeitungen warnte, keine anonymen Aufſätze wider mich aufzunehmen.

§. 34.

Aufenthalt zu Jena.

Gerne wäre ich in Eberstorf geblieben. Der Herr Graf daſelbſt hatte für alle meine Lebensbedürfniſſe ſehr menſchenfreundlich geſorgt, indem er mich theils zu ſeinem Tiſche einlud, theils die Koſt mir in mein Quartier ſchickte. Er hatte mir auch nicht undeutlich ſeine Abſicht, mich durch ein mir angemeſſenes Amt zu verſorgen, zu verſtehen gegeben. Da aber noch keine Stelle leer war, gab er mir einſtweilen den Auftrag, ſeine Bibliothek in Ordnung zu bringen. Aber ich konnte von dieſen gütigen Geſinnungen des Herrn Grafen nicht lange Gebrauch machen, weil ich mich zu Ebers-

dorf nicht ſicher hielt. Das Bamberger Land gränzet unmittelbar an das Ebersdorfer Gebiet. Ich traute mir kaum, ſpazieren zu gehen, aus Furcht, ich möchte durch beſtochene Miethlinge aufgehaſcht werden. Denn es kamen immer mehrere Beweiſe von der Verfolgungswuth der Mönche zu Banz an den Tag. Ich entſchloß mich daher, Ebersdorf zu verlaſſen, und einen Wirkungskreis zu Jena zu ſuchen. Ich promovirte daſelbſt, und erhielt die Erlaubniß, über Philoſophie zu leſen. Ich gewann theils durch meine Schriften, theils durch meine Vorleſungen das Zutrauen der Studirenden. Der Jenaer Literaturzeitung, die ſich nun ein Geſchäft daraus macht, meine Schriften, eben ſo wie die Schriften Schellings, dem Spotte des Publikums preis zu geben, iſt es noch nicht gelungen, mir weder als Schriftſteller, noch als Lehrer auf der Akademie zu ſchaden. Man weiß ſchon, wie man mit dieſem Inſtitute im Punkte der Philoſophie daran iſt. Es iſt den Mönchen zu Banz endlich gelungen,

durch

durch den Herrn geistlichen Rath Oberthür zu Wirzburg, den sie in ihrer Noth um Hülfe anriefen, mich aus der Zahl der Assessenten dieses Instituts ausgestrichen zu sehen. Dieser Mann nämlich der von Zeit zu Zeit mit der Maske der Aufklärung im protestantischen Deutschlande herum reiset, um sein Licht vor den Protestanten leuchten zu lassen, bewirkte endlich durch einen Brief an die Redacteurs, was die Mönche zu Ganz wünschten, und — mehr, als sie wünschten. Ich will mich darüber nicht deutlicher erklären. Daß aber Oberthür der Mann sey, der sich als Werkzeug der Verfolgungssucht der Mönche zu Ganz gebrauchen ließ, und in diesem Punkte ihre Wünsche realisirte, das hat mir ein angesehener Mann zu Weimar, der mit den Redakteurs der Jenaer Litteraturzeitung in der vertrautesten Verbindung steht, nach allen Umständen erzählt. Doch ich bedarf zum Glücke der Unterstützung der Jenaer Litteraturzeitung nicht, da ich noch keinen

Tag zu Jena verlebte, wo ich nicht Aufträge von Buchhändlern und Gelehrten gehabt hätte.

§. 55.

Injurienklage der Mönche zu Banz gegen mich am Hofe zu Weimar.

Daß ich zu Jena die Erlaubniß erhielt, auf der Akademie Philosophie zu lehren, das war den Mönchen zu Banz ein schmerzlicher Dorn im Auge, da sie, wie mir ein Freund berichtete, in ihren Schlupfwinkeln nichts sehnlicher wünschten, als daß ich Hungers sterben, an Galgen kommen, und — der Wohlstand verbietet mir, diesen Bericht weiter abzuschreiben — möchte. Kaum hatte ich die Erlaubniß erhalten, Philosophie zu lehren, als der, nun verstorbene, Abt zu Banz an den Hof zu Weimar eine Injurienklage anbrachte. Bey allen den öffentlichen und geheimen Injurien, womit mich die Mönche zu Banz

seit

seit meiner Entfliehung bisher verfolgten, habe ich mich ganz ruhig verhalten. Die kurze Vertheidigung, die ich in die Jenaer Litteraturzeitung und in den Reichsanzeiger einrücken ließ, liegt noch vor den Augen des Publikums. Und jeder Unpartheyischer mag beurtheilen, ob darin der Ton der ruhigen Bescheidenheit und Humanität auch nur im geringsten verletzt sey. Ich war immer der angegriffene Theil, und zwar durch offenbare Lästerungen und Injurien öffentlich von ihnen gebrandmarkt. Ich dachte nun zu Jena an nichts weniger, als daß man neue Verfolgungsversuche, die wieder auf Staubbesen abzweckten, machen würde. Die Veranlassung dazu war folgende. Die Mönche zu Banz hatten sich als Erben meiner hinterlassenen Habseligkeiten angesehen, und sich daher nicht nur meine auserlesene Privatbibliothek, die mich über 2000 fl. gekostet, die ich durch litterarischen Fleiß und durch Versagung jedes sinnlichen Genusses seit 15 Jahren errungen hatte,

son-

ſondern auch meine übrigen Sachen zugeeig-
net. Ich hatte unter andern eine Violine
von Stratnari aus Kremona, die von
Kennern auf 100 Dukaten geſchätzt wurde.
So hoch ſchätzte ſie z. B. Kladni aus
Wittemberg, als er zu Banz war. Aber
die wenigen Schulden, die in einigen Buch-
handlungen auf meine Bücher hafteten, und
die ich nicht bezahlen konnte, weil ich ganz
unvermuthet aus dem Kloſter entfliehen
muſte — meine ſämmtlichen Schulden be-
trugen nicht über 150 Thaler — dieſe wie-
ſen ſie mir zu. Ungerechter kann man doch
nicht verfahren. Daß ſie meine hinterlaſ-
ſenen Habſeligkeiten an ſich riſſen, dazu hat-
ten ſie einiges Recht, nach dem Axiom des
verruchteſten Mönchsthumes: *quidquid
acquirit monachus, monaſterio acqui-
rit.* Die aufgeklärten Mönche zu Banz
wollten einmal nicht höher ſtehen, als
man in den Zeiten der gröſten Barbarey
ſtand. Daher machten ſie auch mit Recht
jenes barbariſche Geſetz gegen mich geltend.

Dawider habe ich gar nichts einzuwenden. Sie betrugen ſich hier als Mönche von dem Gepräge, das vor tauſend Jahren als gültig durch die Hierarchie ſanktionirt wurde. Aber daß ſie die unſchuldigen Leute, die die gerechteſten Foderungen auf die von ihnen in Beſitz genommene Erbſchaft hatten, um ihr Geld zu bringen ſuchten, hierin betrugen ſie ſich offenbar, wie Diebe und Räuber. Ich bekam von Zeit zu Zeit Briefe von den Buchhandlungen, und wurde zu der Zahlung aufgefodert, die das Kloſter zu leiſten hatte, und doch hartnäckig verweigerte. Als nun ein Antiquar zu Koburg, Meuſel mit Namen, wiederholtermaßen an mich ſchrieb, und auf Zahlung drang, ſo gab ich ihm endlich in einem erbitterten Tone die Gründe an, warum ich in dieſem Falle keine Zahlung zu leiſten hätte, und ſchrieb ihm, er ſollte ſich an die Diebe und Räuber zu Banz wenden. Ich nannte die Mönche zu Banz bloß in ſofern Diebe und Räuber, als ſie in der That andere Menſchen,

die

die gerechte Foderungen auf meine Hinterlassenschaft zu machen hatten, um ihr Eigenthum bringen wollten. Zudem nannte ich sie nicht öffentlich so, sondern bloß in einem Privatbriefe. Meusel schickte durch seinen Advokaten meinen Brief in Kopie nach Vanz, um sie zur Zahlung zu bewegen. Nun jubelte der Abt, und sagte einem Vertrauten aus Koburg — dem Herrn Stadtkirchner daselbst! — daß er mich nächstens zu Weimar ins Zuchthaus bringen wollte. So gewiß war er seines Sieges. Aber er täuschte sich sehr; er fand an diesem Hofe, an den er unmittelbar seine Injurienklage richtete, keinen — Mönch, sondern einen Fürsten, und Minister, die die Rechte der Menschheit respektiren. Der Herzog übergab die Klage der Akademie, die mich durchaus in Schutz nahm, und die vortheilhaftesten Zeugnisse von mir dem Herzog gab. Auch vertheidigte ich mich durch eine eigne Schutzschrift an den Herzog. So wurde

der

der neue Verfolgungsplan der aufgeklärten Mönche zu Banz zu ihrer größten Schande vereitelt. Aber erst in diesem Frühjahre wurde eine neue Cabale ausgebrütet. Ein katholischer Pfaff aus Frankreich, der sich nebst andern Emigrirten seines Ordens in Jena aufhält, und im Solde der Mönche zu Banz zu stehen scheint, hatte die Frechheit, einen Scheiterhaufen zu Jena wider mich errichten, und durch die Sache einer enormen Verleumdung [illegible] zu machen. Aber ich kam noch zur rechten Zeit hinter das ganze Gewebe der schändlichsten Lügen. Ich war so eben im Begriff, diesen Pfaffen zu verklagen, und auf Satisfaktion zu dringen, als er zu mir kam, mich kriechend um Verzeihung anflehte, und zugleich mich bat, von dem Vorgefallenen keinen Gebrauch zu machen. Ich versprach's ihm, und daher nenne ich auch hier seinen Namen nicht. Ich drohte aber diesem Pfaffen, daß, sobald er sich noch den geringsten Verfolgungsversuch erlauben würde, ich mir eine fürch-

ter-

terliche Satisfaktion gegen ihn zu verſchaffen wiſſen würde.

§. 56.

Läſterwiſch in den Henkeſchen Religionsannalen.

Als die Tendenz der Injurienklage gänzlich mißlungen war, wendete man ſich an einen Aufklärer des proteſtantiſchen Deutſchlandes, nämlich an Herrn Probſt Henke zu Helmſtädt, und ſchickte ihm einen höchſt injuriöſen Aufſatz gegen mich zu, mit der Bitte, denſelben durch irgend eines ſeiner Journale publik zu machen. Es iſt doch in dem ganzen Aufſatze kein wahres Wort, ausgenommen die chronologiſchen Data, die aus der Prioratsregiſtratur zu Banz genommen, und mit diplomatiſcher Genauigkeit angegeben ſind. Der Geiſt der Läſterungs- und Verfolgungsſucht, wie auch des verworfenſten Mönchsaberglaubens iſt ſo ſichtbar, daß mirs anfangs, als ich dieſen Wiſch

Wisch zu lesen bekam, unbegreiflich war, wie ein Henke sein Journal durch diesen Aufsatz gleich im ersten Hefte brandmarken konnte. Es war mir um so unbegreiflicher, da ich im Reichsanzeiger alle Redakteurs politischer und gelehrter Zeitschriften vor dergleichen anonymen Lästerwischen warnte, und jeden, der mich irgend eines Verbrechens, oder schlechten Charakterzuges beschuldigen könnte, aufforderte, mit Namen gegen mich aufzutreten. Wenn man [illegible] Wahrheit etwas wider mich vorbringen zu können glaubt, warum verschanzt man sich denn hinter die Anonymität, da der Angriff einem Mann gilt, der keine andere Waffe, als die der Wahrheit, für sich hat, und ausser diesem Falle durchaus nicht schaden kann? — Ich erhielt über Henkes Betragen durch einen Freund, der zu Bayz äusserst bekannt ist, folgenden Aufschluß. Dieser schrieb mir, daß der Verfasser des Aufsatzes zwar Plautus Sprenger, der gleich nach meiner Entfernung zu zweytenmal Prior

ge-

geworden war, ſey — daher die diplomatiſche Genauigkeit in Rückſicht auf die chronologiſchen Data, die aus der Prioratsregiſtratur genommen ſind, und kein anderer wiſſen konnte, als der Prior — daß aber der Aufſatz nicht unmittelbar durch den Aufklärer des katholiſchen Deutſchlandes an den Aufklärer des proteſtantiſchen Deutſchlandes zu Helmſtädt, ſondern durch eine Mittelsperſon aus der katholiſchen Pfaffenparthey, die in groſſen Kredit bey Henke ſtehe, und ſich für die Wahrheit des Aufſatzes verbürgt habe, eingeſchickt worden. Dieß mag zur Entſchuldigung Henkes dienen. Ich habe zwar ſchon mehrere der Läſterungen, die in dieſem Wiſche enthalten ſind, in dieſer Schrift widerlegt. Ich will ſie aber hier der Ordnung nach herſetzen, und das Verleumderiſche der noch übrigen zeigen. Sie ſind folgende. 1) Daß ich zu Banz als Singknabe verſtohlner Weiſe mehr Bier und Wein zu mir genommen, als meinem zarten Alter zuträglich geweſen; woher denn

auch

auch meine blasse Farbe abgeleitet wird. 2) Werden meine jugendlichen Schwärmereyen in den Punkten der Religion und Moral, die sich doch einzig von meiner Mönchserziehung zu Banz herschreiben, als Brandmahle meines Geistes angegeben. 3) Wird mir vorgeworfen, daß schon im Prüfungsjahre mein Freyheitssinn ein paarmal gespückt habe; daß ich aber vorzüglich nach demselben, auf Egoismus gebaut und revolutionäre Grundsätze von Freyheit und Gleichheit angenommen habe (das wahre Steckenpferd des erbärmlichsten Pöbels). Daher sey es auch 4) kein Wunder gewesen, daß ich von dem berüchtigten Eulogius Schneider eine Einladung nach Straßburg erhalten, und Lust bezeigt hätte, dieselbe anzunehmen; bloß durch die Warnungen aller Gutgesinnten sey ich davon abgebracht worden. 5) Sey ich bey dem 1796 erfolgten Einbruche der Franzosen eigenmächtig nach Sachsen ausgewandert. 6) Nach meiner Rückkehr aus Sachsen hätte ich mich

von

von allen Obliegenheiten meines Standes frey gemacht. 7) Ich hätte Schulden gemacht, und Geld geborgt von Juden und Christen. 8) Hätte ich nur für jeden Bogen der neuen Auflage des Schwarzischen Religionshandbuches von der Göhardtischen Buchhandlung 3 Thaler auszahlen lassen, und doch weiter nichts dafür gethan, als daß ich die lateinischen, französischen und welschen Allegate deutsch gegeben. 9) Wären unter denen von mir geflüchteten Büchern 31 gewesen, die ich theils von Geistlichen zu Banz, theils aus der Klosterbibliothek hätte entlehnt. 10) Wird mir in Langens neuester Staatenkunde eine Selbstrecension des Sincerus Schuld gegeben. 11) Sey es eine Lüge, daß ich im Krankenhause eingesperrt gewesen. 12) Werde ich der Heucheley beschuldigt, weil ich am Tage meiner Flucht noch ohne Noth eine Stillmesse gelesen hätte. Auf Nro. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 11: habe ich schon geantwortet. Auf Nro. 6. antworte ich, daß es eine Lüge sey, daß ich mich nach der

Rück-

Rückkehr aus Sachsen aller Obliegenheiten des Klosters entschlagen habe. Bloß in die Mette, Prim und Terz ging ich nicht, weil der Frühchor meiner Gesundheit äußerst nachtheilig war. Die übrigen Horas frequentirte ich, wie die übrigen Mönche, bis zu dem Zeitpunkt, da ich von einem Entzündungsfieber, und nachher von einer Brustkrankheit, die alle Aerzte für tödlich hielten, befallen wurde. Und dennoch foderte selbst zur Zeit, als die Aerzte meine Brustkrankheit für unheilbar hielten, und mir einen nahen Tod weissagten, die barbarische Aufklärung zu Banz, daß ich den Chor frequentiren, und meine letzten Lebenskräfte verbrüllen sollte. Was hätte ich doch für ein Mensch seyn müssen, wenn ich dieser barbarischen Foderung hätte nachgeben wollen? Man wollte meinen Tod mit Gewalt beschleunigen. Auf Nro. 7. Meine Begierde nach Büchern war unbegränzt. Ich versagte mir jedes Vergnügen, das Geld kostete; ich traute mir nicht einmal den Thee

mit

mit Zucker zu trinken (Kaffee erlaubte ich mir gar nicht) um nur meiner Bücherſucht nichts zu entwenden. Ich hatte daher jährlich ſtarke Rechnungen an die Buchhändler zu bezahlen. So bezahlte ich z. B. 1797 bloß an die Ahliſche Buchhandlung zu Koburg 159 Thaler, wie dieſelbe mir noch bezeugen kann. Um dieſe Schuld zu tilgen bat ich die Göbhardtiſche Buchhandlung, mir nebſt dem Honorar, das ich zu fodern hatte, noch einige Karolinen darüber zu geben. Ich kaufte noch das letzte Jahr ſo viel Bücher, daß ich bis 100 derſelben ungebunden in meiner Zelle zurückließ. Hätte ich nur bis die Oſtermeſſe, da ich mehrere Honorarien einzunehmen hatte, zu Banz bleiben können, ſo würde ich ſelbſt alles bezahlt haben. Aber ſo mußte ich ganz unvermuthet entfliehen. Und wäre ich denn nicht der größte Thor geweſen, wenn ich nach der Hand Schulden bezahlt hätte, die den Mönchen zu Banz, als meinen ſehr gefälligen

ligen Erben, heimstelen? Mögen sie nun die Leute, die auf meine Hinterlassenschaft Anspruch haben, betrügen, wie sie wollen, das geht mich nichts an. Mährere dieser Schulden sind noch immer nicht bezahlt. Sie sollen mir nur mein Eigenthum ausliefern, so will ich heute bezahlen. — Auf Nro 8. Ich habe für das ganze Schwanzische Religionshandbuch, das ich revidirte und wieder herausgab, nicht mehr als 100 fl. fränkisch erhalten. Das kann die Buchhandlung noch heute bezeugen. Das Werk besteht aus drey Bänden. Auch ist es falsch, daß ich bloß einige Stellen aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzt habe. Die Zusätze machen bis 7 Bogen aus. — Auf Nro 9. Ich fodere jeden Mönch zu Banz auf, auch nur ein einziges Buch anzugeben, das er mir bloß geliehen, und das ich nicht auf eine rechtmäßige Art entweder durch Tausch, Kauf, oder reelle Dienste zu meinem Eigenthume gemacht hätte. Aus der Klosterbibliothek hatte ich

nur einige wenige Schriften philoſophiſchen Inhalts. Sie waren ſchon alt, und ſämmtlich keine 6 Thaler werth. Die neueren Schriften hatte ich mir ſelbſt alle angeſchafft. Es war gar nicht meine Abſicht, auch nur eine von jenen mir gänzlich unbrauchbaren Schriften mitzunehmen. Ich habe daher beym Einpacken alle Schriften aus der Kloſterbibliothek, die mir zu Geſichte kamen, in eine beſondere Reihe geſtellt. Aber ich packte zu Nacht, und ſehr haſtig ein. Es iſt daher möglich, daß einige dieſer Schriften meinem Blicke entwiſchten, und ſich unter die meinigen verirrten. Zudem war ich geſinnt, einen groſſen Theil meiner Bücher zurückzulaſſen. Das Kloſter würde in jedem Falle hundertfältige Entſchädigung für dieſes bloße Verſehen gehabt haben. Das Publikum mag aus folgender Anekdote urtheilen, ob die mir hier aufgebürdete Schuld nicht auf den ſchamloſen Verleumder und Läſterer zurück falle. Ich fand in einer berühmten ſächſiſchen

ſchen Bibliothek ein Exemplar der ſogenannten Mainzer Bibel vom Jahre 1462, das aus der Bibliothek zu Banz war. Dieſe Bibel gehört, wie bekannt iſt, unter die größten Seltenheiten der erſten Typographie. Sie wurde bey einigen Gelegenheiten um 6 bis 800 Thaler verkauft. Unter den litterariſchen Pretioſen der Bibliothek zu Banz ſtund ſie oben an. Ohne Einwilligung des Konvents zu Banz konnte dieſes Pretioſum gar nicht verkauft werden. Man hielt zu Banz ſo ſehr auf dieſe Bibel, daß als der Herzog Karl von Würtemberg daſelbſt war, man dieſelbe abſichtlich auf die Seite ſchaffte, um den Herzog nicht zur Luſt darnach zu reizen. Viele Jahre darnach wurde dieſe Bibel auf einmal zu Banz unſichtbar. Man beklagte recht herzlich den Verluſt derſelben. Ein junger Mann, der ſtatt des Placidus Sprenger eine Zeitlang die Bibliothek verſah, kam in den Verdacht der Entwendung. Dieſer Mann heißt Wolfgangus Lo-

renzer. Ich freue mich, hier seine Ehre retten zu können. Die Bibel ist von Placidus Sprenger verkauft worden. Ich habe die eigne Handschrift desselben in dem beygelegten Aufsatz der Bedingungen des Kaufkontraktes, obgleich ohne Unterschrift des Verkäufers, gesehen. In demselben werden 200 Thaler für die Bibel gefodert, mit der Bitte, das Geld an den (nun verstorbenen) Herrn Doktor Diez zu Koburg zu schicken. Ich könnte die Bibliothek, wo nun diese Bibel samint dem eigenhändigen Aufsatz des Placidus Sprenger, der es jedoch nicht für gut fand, seinen Namen zu unterschreiben, nennen, wenn ich dem Besitzer derselben nicht versprochen hätte, es nicht zu thun, weil er mich darum bat. — Auf Nro 10. Es stund in Langens Staatenkunde eine vortheilhafte Anzeige des Sincerus; ergo ist sie von mir. Auf dieses Argument ist gar nichts zu antworten. — Auf Nro 12. Es ist eine unverschämte Lüge, daß ich an dem

dem Tage, da ich zu Banz arretirt wurde, ohne Noth Messe gelesen habe. Ich war auf der öffentlich aufgehängten Offiziantafel durch den Prior dazu bestimmt; und es war verboten, dieses Officium einem andern zu übertragen. Ich fodere den damaligen Prior, Burkard Vollert, ich fodere alle Mönche zu Banz, außer dem Verleumder auf, zu erklären, ob sich die Sache nicht so verhalte. Und warum sollte ich denn nicht Messe lesen dürfen, um mich zum Heuchler herabzuwürdigen? Ich sah die Messe als eine bloße Zeremonie, zur Liturgie der katholischen Kirche gehörig, an. So lange ich noch als katholischer Religionslehrer auftrat, war es für mich Pflicht, die katholische Liturgie zu beobachten. Meine innere Ueberzeugung in Rücksicht auf das Wesen der Religion, konnte jene Pflicht durchaus nicht aufheben. Weiß denn der dumm mönchische Aufklärer des katholischen Deutschlandes gar nichts von dem wichtigen Unterschiede zwischen religiöser Ueberzeu-

zeugung, und religiösen Kirchengebräuchen, an die jeder noch so philosophische Religionslehrer gebunden ist, so lange dieselben durch öffentliche Autorität geschützt werden? Was würde entstehen, wenn alle wahrhaft lichtvolle Religionslehrer, unzufrieden über die Liturgie ihrer Kirche, ihren Posten verlassen, und das Feld den Schwärmern von der niedrigsten Klasse, nämlich solchen überlassen wollten, die alle Gebräuche ihrer Kirche für unverbesserlich und unverletzlich halten? — Das Publikum mag nun beurtheilen, ob in allen diesen Anklagepunkten, wodurch man mich öffentlich zu brandmarken suchte, auch nur der geringste Schein, die geringste Spur von Wahrheit sey, und ob dieses Gewebe von Lüge, Verleumdung und Lästerung nicht ganz auf den Urheber zurück falle? Der Aufklärer des katholischen Deutschlandes mag das Axiom vor Augen gehabt haben: *Calumniare audacter; semper aliquid haeret.*

§. 57.

§. 57.

Noch einige Züge zur Charakteristik des Placidus Sprenger.

Placidus Sprenger, der nun zum zweytenmale Prior zu Banz ist, wußte sich seit mehr als zwanzig Jahren unter den Mönchen zu Banz vorzüglich den Ruhm einer aufgeklärten Denkart zu erschleichen. Er war auch eine kurze Zeit Prior in einem andern Kloster, das in Rücksicht auf Eifer für die heilige Mönchszucht eines der berühmtesten in Franken ist. Aber Placidus Sprenger übertraf jene Zionseifrer so sehr, daß ihnen seine übergroße Heiligkeit lästig war, und sie mit Petrus sprachen: Weiche von uns, denn wir sind Sünder! — Seine ganze Aufklärung besteht in einer ausgebreiteten Kenntniß von Büchertiteln, und seltenen Ausgaben, die eben keine große Bewunderung erregen kann, da er über 20 Jahre Bibliothekar zu Banz war. In seinen jün-

jüngeren Jahren gab er ſich viel mit Dichtkunſt ab, und bildete ſich viel auf ſeine Produkte ein. Als ich Muſikdirektor zu Banz war, fand ich unter den Muſikalien des Kloſters noch manche dergleichen Meiſterſtücke der Sprengeriſchen Muſen, die in Muſik geſetzt waren. Es thut mir leid, daß ich mich dieſer vortrefflichen Reimereyen nicht bemächtigt habe, um dem Publikum damit zu dienen. Nur ein einziger Vers blieb mir im Gedächtniß haften, weil er einen Knopf hatte, womit ich ihn befeſtigen konnte. Er heißt ſo: Du armer Tropf! taugſt dem Plato kaum zum Hoſenknopf! Es iſt Schade, daß dieſer aufgeklärte Knopf- und Hoſenpoet die Ergießungen ſeiner Begeiſterung dem Publikum noch nicht mitgetheilt hat. — Wenn der Kopf dieſes Mannes durch häufigeren Genuß des Weines elektriſirt iſt, ſo fahren aus demſelben, wenn man ihn an der rechten Seite zu berühren weiß, hie und da ſo manche lichte

Fun-

Funken heraus, die die Vermuthung veranlassen, daß das Licht in demselben einheimisch sey. Aber es hat mit demselben eben die Bewandniß, wie mit elektrischen Körpern, die erst auf eine mechanische Art gerieben werden müssen, wenn eine Lichtäußerung vorgehen soll, die nur im Momente der Berührung leuchten, und mit demselben alle Kraft, zu leuchten, verlieren. Eben so ist es mit diesem Lichtkopfe; er gehört nicht einmahl zu den idioelektrischen, sondern bloß anelektrischen Körpern. Er muß daher erst auf dem Weinfasse isolirt werden, wenn er einer Lichtäußerung fähig seyn soll. Außer dem ist er finster, wie eine schwarze Gewitternacht; ist nur ein armer Tropf, kaum tauglich dem Plato zum Hosenknopf. Wenn man bey einer andern Gelegenheit, wo der zurückkehrende Mönchsgeist die Bachusbegeisterung verscheucht hat, mit diesem Manne spricht, so staunt man über den Mönchsunsinn, den er auskramt.

Be-

Besonders ist das der Fall, wenn er in den Klosterkapiteln auf dem mysteriösen Dreyfuße der Mönchsascetik sitzt, und von da aus seine Orakel, mit Blitz, Donner, Hagel und Erderschütterung begleitet, promulgirt.

Nichts reizt mehr zum Lachen, als wenn dieser Lichtfinsterling seinen göttlichen, durch Wunder bestätigten, Beruf zum Mönchsstande in dem feyerlichsten Ernst, und mit einer heiligen Miene den Mönchen zur Erbauung, und zur Verehrung seiner Person erzählt. Den ersten Gedanken zum Mönchsstand erregten allerley wunderbare Träume in ihm, die theils er selbst, theils andere Personen darüber hatten. Um sich aber zu überzeugen, daß dieser Zuruf im Traume von Gott komme, machte er eine Wallfarth zu einem wunderthätigen Gnadenbilde. Er fand sich auch wirklich, als er vor diesem Bilde knieend seine Andacht verrichte, für den Mönchsstand, und vorzüglich für Kloster Banz innerlich so lebhaft

haft angezogen, daß er ſogleich den Weg nach dieſem Kloſter antrat, um bey dem damaligen Abte um ſeine Aufnahme zu ſupplicíren. Als er den Kloſterberg hinauf ſtieg, hörte er einmal um das anderemal rufen, Sprenger, Sprenger! Erſtaunt, in einer Gegend, wo er ganz unbekannt war, ſeinen Namen zu hören, ſah er ſich nach allen Seiten um. Und ſieh Wunder! Er machte die unbegreifliche Entdeckung, daß der Ruf von einem Raben, der auf einem nahen Baume ſaß, kam. Nun war er vollkommen überzeugt, daß Gott durch dieſen Raben mit ihm geſprochen, und ihn nach Banz berufen habe. Aber die Mönchsaſceten wollen wiſſen, daß der Teufel ſehr oft in der Geſtalt eines Raben erſchienen ſey. Und in dieſer Rückſicht iſt es wenigſtens noch zweifelhaft, ob den Aufklärer des katholiſchen Deutſchlandes ein guter, oder böſer Geiſt ins Kloſter gerufen habe. Dieſe Geſchichte ſeines Berufes zum Kloſterſtande hat dieſen finſtere Lichtkopf

nicht

nicht nur den Schwärmern zu Banz, sondern sogar mir erzählt, und zwar zur Zeit, als er mir eine Strafpredigt hielt, und vorwarf, daß ich entweder keinen göttlichen Beruf zum Klosterstande gehabt hätte, oder demselben untreu geworden sey. Ich antwortete ihm kurz und gut, daß es für einen vernünftigen Menschen so wenig einen göttlichen Beruf zum Klosterstande gebe, als zum Tollhause.

So eben erfahre ich, daß dieser Mann das lächerliche Phantom seines ver-wunder-lich-en Berufes auch unter Weltleuten ausposaunt habe, um sich als Heiligen anstaunen zu lassen. Ich las diese Stelle, den Rabenberuf des Placidus Sprengers betreffend, einem Geistlichen, aus einer Gegend Oesterreichs, nahe bey Wien, der nach Jena reiste, und mich besuchte, vor. Ich hatte kaum zu lesen angefangen, als er, mich unterbrechend, sagte, daß ihm diese Geschichte schon längst bekannt sey.

Zum

Zum Beweiſe erzählte er mir ſie gerade ſo, wie ich ſie hier dargeſtellt habe. Ich konnte nicht begreifen, wie er in einer ſo entfernten Gegend zur Kenntniß dieſer Mönchsfratze gekommen ſey. Er gab mir hierüber folgenden Aufſchluß. Er ſagte nämlich, er hätte als Jüngling die Humaniora zu Hammelburg im Fuldaiſchen ſtudirt. Einer ſeiner Mitſchüler ſey ein naher Anverwandter des Placidus Sprengels geweſen, der ihm nun nebſt andern Wunderthaten ſeines Herrn Vetters, auch die Wundergeſchichte ſeines Rabenrufes erzählt hätte. Da nun dieſer heilige Mann mit ſeinem Rabenberuf ſo groß thut, ſo wird er mir ohne Zweifel Dank wiſſen, daß ich denſelben hier öffentlich bekannt mache, damit ihn jedermann als einen Heiligen anſtaune.

O du armer Tropf,
Taugſt dem Plato kaum zum
Hoſenknopf!

Schluß.

Schlußanmerkung.

Wenn ich in dieser Schrift behauptet habe, daß in Banz der verruchteste Mönchsgeist herrsche, so soll das nicht so viel heißen, als wenn daselbst das Streben nach dem Bessern durchaus fremd wäre. Es sind in der That ein paar junge Männer da, die nicht, wie Placidus Sprenger, den Ruhm einer lichtvolleren Denkart bloß zu erschleichen suchen, sondern aufrichtig das Licht lieben; aber unterdrückt durch den Zionseifer des verworfensten Mönchspöbels zu Banz, an dessen Spitze Placidus Sprenger steht, nichts ausrichten können. Es bleibt ihnen nichts übrig, als zu dulden.

Das

Paradies der Liebe.

Ein Kloster-Roman.

Herausgegeben

von

Joh. Bapt. Schad,

Doctor der Philosophie zu Jena, ehmaligem Mönch
zu Kloster Banz.

Erstes Bändchen.

Erfurt, 1804.

Universitäts-
München
Bibliothek

* Lj 35

Universitäts-Bibliothek München

Erſter Brief.

Wie ſehr erfreue ich mich über das Glück, das Ihnen, theuerſter Freund, ſeit kurzem zu Theil geworden iſt! Ein Ihren eben ſo gründlichen, als mannigfaltigen Kenntniſſen, und Ihrem vortrefflichen Charakter angemeſſenes, ehrenvolles und einträgliches Amt in Ihrem Vaterlande, deſſen Fürſt ein Freund des Lichtes iſt,*) und — was ich nun über alles ſchätze — eine höchſt liebens- und verehrungswürdige Gattin, mit der Sie Hand in Hand den Blumenpfad, der Ihnen für immer beſchieden zu ſeyn ſcheint, frohen Schrittes wandeln können. „Ich bin ein Seliger, ſchreiben Sie mir, ſeitdem ich mit Karolinchen durch unauflösliche Bande vereinigt bin; ſeitdem ich ſie an meinen Buſen drückend, zu ihr ſagen kann: Du biſt ewig mein.“

Vor anderthalb Jahren würde mir dieſe Aeußerung noch Schwärmerey, ja ſogar der Ausdruck einer unheiligen Sinnlichkeit, die auf höheren Geiſtesadel Verzicht leiſtend, nur der Begierde des Fleiſches

*) Karl Eugen, ehemaliger Herzog von Würtemberg. Anmerk. des Herausg.

frohnt, geweſen ſeyn. Aber nun iſt mir alles, was Sie mir von dem ſeligen Genuſſe der Liebe ſagen, lebendige, mit Flammenzügen in meinem Herzen lodernde Wahrheit. O wer ſollte ſich nicht ſelig fühlen in dem Arme der Liebe!

Seit kurzem finde ich hohe Weisheit in der Mythologie der Griechen. Dieſe durch göttliche Humanität und humane Göttlichkeit begeiſterten Menſchen, kannten keine Gottheit ohne Liebe. Durch die Liebe wurde ihnen die Gottheit menſchlich, und die Menſchheit göttlich. Die Gottheit ſtieg nicht bloß vom Himmel herab und ward Menſch; ſondern der Menſch erhob ſich auch zum Himmel und ward Gott. Eine abſolute Identifikation des Göttlichen und Menſchlichen, des Menſchlichen und Göttlichen war ihnen die höchſte, göttlichſte Idee. Wer wahrhaft liebt, kann das Göttliche nicht außerhalb der Natur und Menſchheit als ein iſolirtes Weſen und Objekt hinſtellen. Das Göttliche iſt der innigſte Geiſt aller Geiſtigkeit und Natur. Alles was erſcheint, was ſich als Objekt der Körper- und Geiſterwelt darſtellt, und ins Unendliche fort darſtellen kann, iſt der ewige, eingebohrne Sohn des Ewigen; iſt Ausdruck der Liebe, die nie iſolirt exiſtirte. Dieſe ewige Liebe umarmt ſich in der ganzen Natur und Menſchheit, und ſpiegelt ſich in den Produkten ab. In Beziehung auf dieſe ewige Liebe iſt Alles ſchlechthin Eins. In dieſer Idee beſteht mir das Geheimniß der Dreyeinheit. Der ganze unendliche Inbegriff

der Produkte, die in die Körper- und Geisterwelt fallen, ist an sich gleich ewig, und absolut identisch mit der absoluten Produktivität, als der ewigen, aus sich selbst hervorgehenden Quelle, die in jedem Seyn rauschet. Vater und Sohn sind sich von Ewigkeit zu Ewigkeit absolut gleich. Und diese absolute Identität ist der heilige Geist der überall erscheinenden, jedem guten Menschen überall als Vater, Freund und Erlöser begegnenden Gottheit; ist das rein Göttliche, das der Weise aus Nazareth in Geist und Wahrheit zu verehren die Menschen gelehrt hat. Durch diesen heiligen Geist, der als der Eine Geist des Vaters und Sohnes in der ganzen Schöpfung ausgegossen ist, ist es einzig möglich und nothwendig, daß das Gute endlich gelingen, und das Böse mißlingen muß. Hier liegt der Grund der moralischen Weltordnung, an die jeder unverdorbene Mensch, durch Vernunftinstinct getrieben, nothwendig glaubt.

Die Gemüthsstimmung des Liebenden ist nicht sowohl Glauben an das rein Göttliche, an absolute Identität alles dessen, was je existirt hat, und je existiren wird, als vielmehr ein lebendiges Schauen des Göttlichen von Angesicht zu Angesicht, ein absolutes Wissen der ewigen Harmonie, und ungetrübten Seligkeit im wirklichen Genusse. Der Liebende ist mit dem geliebten Gegenstande schlechthin Eins; in ihm und durch ihn aber umarmt er die ganze Natur und Menschheit — das

Univerſum, ſo daß die Individualität in der Allheit, und die Allheit in der Individualität ſich verliert. Ihm ſtellt ſich keine zerriſſene, von dem Ganzen getrennte Form dar. In die urſprüngliche Vernunftanſchauung verſenkt, wodurch ſich das Univerſum als abſoluter Organismus darſtellt, vernimmt er unmittelbar die ewige Harmonie und Schönheit ſelbſt in den noch ſo disharmoniſch lautenden Begebenheiten der Welt; ſelbſt in den bizarreſten und eckelhafteſten Formen der Häßlichkeit. Die ganze Welt iſt ihm objektiv Himmel, und ſubjektiv Gott, beydes an ſich in abſoluter Identität. Die ewige, unwandelbare Liebe — das wahrhaft Göttliche, das auch das reine Chriſtenthum unter dem Charakter der ewigen Liebe darſtellt — iſt ihm nicht ſowohl Idee, wie der Verſtandesgott, der jenſeits des Univerſums als iſolirtes Urding hauſet, als vielmehr lebendige Realität, in deren unmittelbaren Anſchauung, und geiſtigem Genuſſe er ſich ſelig weiß. In dieſen Selbſtſtrom der ewigen Liebe ſtürzt ſich der Dichter, und geht in ſeinen Produkten als ein göttlicher, inſpirirter Menſch, der ſelbſt des Barbaren Herz entzückt, und die Felſen in Humanität verwandelt, hervor. Das ganze Univerſum iſt ihm lebendige, ewige und Eine Liebe. Dieſe Liebe, wodurch Eins Alles, und Alles Eins iſt, iſt der allgewaltige Zauber, wodurch er eines jeden Menſchen Herz ergreift, und durch ſich ſelbſt, durch die urſprüngliche Vernunftanſchauung, die in der Reflexion verlohren gehet, und als Verſtand die

Welt mit sich selbst entzweyet, fesselt. Ohne diese Liebe sang noch kein Dichter, und wird nie einer singen. Unsere zahlreichen Dichterlinge amusiren, aber sie entzücken nicht; sie sind bloß ein armseliger Nothbehelf zur Vertreibung der langen Weile durch lange Weile. Gefesselt an einen sklavischen Verstand, der nur nimmt, was ihm von der zweyten und dritten Hand ganz verunstaltet gegeben ist, kennen sie die schöpferische Vernunft nicht, die sich in ihrer lebendigen Darstellungskraft als Phantasie äußert. Sie glauben, man könne nicht dichten, ohne zu erdichten, oder zu lügen; aber der Dichter kann nichts aussprechen, als was an sich absolute Wahrheit ist, wenn es gleich oft der Fall seyn kann, daß er, auf seine Produkte reflektirend, seine eignen Orakel nicht verstehet, und, durch das Reflexionsvermögen verführt, sie falsch interpredirt.

Wie verehrungswürdig ist mir seit kurzem der Weise aus Nazereth, den der Aberglaube entmenscht hat, um ihn göttlich zu machen! Nur seitdem er in meinem Geiste durch den heiligen Geist (die reine Vernunftansicht) wahrhaft Mensch geworden ist, ist er mir Gott. Seine Lehre, auch bey den strengsten Foderungen zur Behauptung der Menschenwürde nichts als Liebe athmend, wie göttlich wird sie — wenn sie sich aus seinem Munde in den schmachtenden Busen der zärtlichen Maria, Martha's Schwester, ergießet! Auch er liebte. Nur im Bunde der Liebe konnte seine strenge Sittenlehre den Charakter der wahren Humanität er-

halten, so daß sie sich jedem unverdorbenen Menschen in ihrer Göttlichkeit als wahrhaft human, und in ihrer Humanität als wahrhaft göttlich aufdringt. Nur im Schooße der Liebe konnte er sich zum Lehrer der Menschheit bilden, indem er hier der göttliche Menschenfreund, und der menschenfreundliche Gott, den die bessere Welt an ihm verehrt, wurde. Wer nicht liebt, bleibt im Tode; und die Wahrheit ist nicht in ihm. — In der christlichen Mythologie ist für mich jetzt nichts anziehender, als die Ueberschattung der heiligen Jungfrau durch den heiligen Geist. Es ist das noch eine schöne Spur der griegischen Humanität. In jeder Umarmung der Liebenden ist eine solche Ueberschattung. Der Geist Gottes kann nur Liebe seyn. Jede mögliche Wahrheit ist die innigste Vereinigung des denkenden Geistes mit dem Gegenstande des Denkens, eine Vermählung der Ichheit mit der Natur. Jede schöne That ist dieselbe Vereinigung, als Produkt dargestellt, — Wahrheit in der Erscheinungswelt realisirt. Beydes ist an sich ewige Liebe — der Charakter des Göttlichen. Nur der wahrhaft Vernünftige kann lieben, wie man lieben soll; und nur der wahrhaft Liebende kann vernünftig seyn. Die Liebe ist das Produkt der Vernunft, und die Vernunft das Produkt der Liebe, d. h. Liebe und Vernunft ist schlechthin Eins. Seligkeit ist nur in der Identität der Liebe und Vernunft. Diese Urquelle aller Freuden rauscht in eines jedem Herzen; rauscht in der ganzen Natur. Sie ist der den meisten Menschen unbekannte, einzig wahre Gott,

in dem wir leben, weben, und ſind; der Gott, den der falſch ſpekulirende Verſtand außer dem Univerſum, und die Leidenſchaft in der vom Ganzen abgeriſſenen Individualität ſucht, und der daher dem ſich verirrenden Verſtand und Herzen auf gleiche Art ewig unzugänglich iſt. Der Mönch ſucht Gott in der Verläugnung der Liebe; und der Weltmenſch (im ſchlimmen Sinne) in der Verläugnung der Vernunft, in ſofern er das ſchöne Geſchlecht als bloßes Mittel zur Befriedigung des Egoismus behandelt. Nur wer in dem geliebten Gegenſtande die Allheit umarmt, der drückt in der Liebe die Vernunft, und in der Vernunft die Liebe aus; der kennt den wahren Gott, deſſen Charakter abſolute Identität der Liebe und Vernunft iſt. Alles ſchmiegt ſich in dem Weltall an das ihm zunächſt gegenüberſtehende Glied. Dadurch wird alles Einheit und Totalität zugleich; und jedes Ding iſt durch dieſe Vereinigung der Repräſentant der ewigen Liebe, der Ausdruck der abſoluten Einheit und Totalität in ſeiner Sphäre. Was dem Manne zunächſt gegenüber ſteht, iſt das Weib. Wer das Weib fliehet, fliehet Gott, fliehet die ewige, lebendige, ordnende Ordnung, wodurch jedes Ding nur etwas iſt, in ſofern es ſeine Stelle behauptend, ein Glied des organiſchen Ganzen iſt. Nur in der Umarmung des Weibes findet der Mann zunächſt Gott, ſo wie das Weib in der Umarmung des Mannes. In der heiligen Vereinigung der beyden Geſchlechter der Menſchheit, die der Schlußſtein des erſcheinenden Uni-

verſöhnt iſt, umarmt ſich die ganze Natur, und ſtellt ſich als harmoniſches Ganzes, in welchem kein Glied iſolirt iſt, dar. In dieſer Umarmung wird das ganze Univerſum Liebe, Einheit und Harmonie. Hier liegt das große Geheimniß zwiſchen Gott und der Kirche (der vernünftigen Menſchheit.)

Sie werden ſich ohne Zweifel wundern, daß Sie mich in einem ſo hohen Enthuſiasmus, der mir abſolute Wahrheit iſt, von der Seligkeit der Liebe ſprechen hören, da Sie mich in dieſem Punkte immer als Wildfang kannten. Aber ich bin ſeit einer kurzen Zeit ein ganz anderer Menſch geworden. Die wohlthätige Sonne der Liebe, die in meinem Herzen aufging, hat auch meinen Geiſt erhellet, und die ganze Brut der Nachtvögel, die da niſteten, daraus verſcheuchet. Nie ſollen ſie mehr bey mir Eingang finden. Und um Ihnen zu beweiſen, daß ich mich von der falſchen Göttlichkeit, der ich nachjagte, nun wahrhaft zur Humanität bekehrt habe, und feſt entſchloſſen bin, wegen der Sünde, die ich beging, indem ich durch Entmenſchung Gott zu werden ſtrebte, ſtrenge Buße zu thun — im Schooſe der Liebe: ſo darf ich Ihnen nur ſagen, daß ich die babyloniſche Hure, die mit ihrem Hurenweine alle Nationen berauſcht, zur Thorheit und Unmenſchlichkeit, oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu einer gottloſen Gottſeligkeit verführt hat — die Theologie *) für immer verabſchie-

*) Die Sektentheologie, wie aus dem ganzen Kontext dieſer Briefe erhellt. A. d. H.

det, und mich einer Wiſſenſchaft, deren Zweck iſt, Menſchen zu retten, — der Medicin zum ewigen Dienſt geweiht habe. Blutdürſtig ſchwang von jeher die (poſitive) Theologie ihre Mordfakel gegen die beſſere Menſchheit. In den Winkeln des Pfaffenthums ſaß dieſe Furie, ausbrütend das Heer von Thorheiten, womit ſie Gewiſſen, Freyheit und Vernunft in Feſſeln ſchlug, und ſinnreich ausſpähend die Höllenqualen, womit ſie den Tugend- und Wahrheitsfreund auf allen ſeinen Wegen verfolgte, und dem Tode preis gab. Von jeher beſchäftigt, das Band der ewigen Liebe, das von dem Stäubchen bis zum Menſchen geknüpft iſt, zu zerreiſſen, und die Menſchheit in feſten Ringen umſchlingend ihr Natterngift in die Herzen der Sterblichen durch unausgeſetzte Stiche zu flößen, iſt ſie nun der Fluch der beſſeren Menſchheit geworden, und wird es immer allgemeiner werden. Ich habe mich losgewunden von dieſer alten Schlange, die die Menſchheit aus dem Paradieſe verjagte; losgewunden durch den allmächtigen Arm — der Vernunft. Ich will Sie in einer Reihe von Briefen näher bekannt machen mit den Urſachen meiner ehemaligen und jetzigen Denkart. Für jetzt muß ich ſchließen. Denn die Stunde ruft mich in den Tempel der Menſchenliebe, wo die Kunſt gelehrt wird, Menſchen zu retten. Mein vorzüglichſter Lehrer iſt Herr Hofrath und Profeſſor Weiſe, der wahrhaft weiſe die Kunſt, Menſchen zu retten, lehrt. Mit Abſcheu wende ich mich bey ſeinen Vorleſungen von der Wiſſenſchaft, die von jeher nur auf das Verder-

ben der Menſchheit ausgieng, — von der Sektentheologie weg.

Was iſt ein Leben ohne Liebe?
Ein ödes Daſeyn dumpf und trübe?
Das uns nicht Schmerz, nicht Luſt gewährt,
Das kein Gefühl, als Unmuth nährt.
Ein martervolles Nichtbehagen
An Allem, was uns ſonſt entzückt,
Das jeder Freude Keim erſtickt.
Ein kalter Hinblick auf die Scenen
Der allbelebenden Natur,
Ein Mittelding von Scheu und Sehnen
Beym Anblick jeder Kreatur.
Ein dämmernd Licht, das auf die Wonne
Des Lebens Rieſenſchatten ſtreut,
Und einer künft'gen Glückesſonne
Schon zweifelhafte Flecken leiht.
Ein Unkraut, das der Hoffnung Blüthen
Im Herzen nicht gedeihen läßt;
Ein Kaltſinn, der, was Menſchen biethen,
Mit harter Stirne von ſich ſtößt;
Der nie von Schönheit hingeriſſen,
Der nie von Grazien entzückt,
Bey frechen, Seelenleeren Küſſen
Nie glücklich iſt, und nie beglückt.
Ein Zuſtand, der das Herz entnellet,
Ein weiter Raum, des Todes Bild,
Den nie ein Strahl des Lichts erhellet,
Und nie ein ſüßer Traum erfüllt:
Dem Sumpfe gleich, der immer träge,
Von Wind und Wetter nie getrübt,
Aus ſeinem dichten Schilfgehege
Nur faule Dünſte von ſich giebt.

Ernſt und furchtbar, wie Gewittergrauen
Wähnt ich lang der Gottheit Heiligthum;
Kniete knechtiſch ohne Herzvertrauen
Nur vor ſeiner Allmacht Schreckenruhm;
Opferte mit Seufzern alle Freuden
Meiner Jugend dem Allgütigen,
Ach, und wähnte mich durch Buß' und Leiden
Seinem Dienſt zu heiligen.

Bittre Täuſchung! O wie durft' ich wähnen,
Daß des Herzens Qual den Gott gewinnt,
Deſſen liebſte Opfer nur die ſchönen
Freudenhymnen der Geſchöpfe ſind!
O wie durft' ich durch erpreßte Zähren
Duldender verlaßner Zärtlichkeit
Einen väterlichen Schöpfer ehren,
Der durch Güte jeden Wurm erfreut!

Ja der Gott, den die Natur verkündigt,
Liebt als Vater, ſein verlaßnes Kind,
Wenn es auch kein Opferblut entſündigt,
Und ihm keine Marterzähr' entrinnt.
Aber dieſen Gott der Liebe bringet
Der bethörten Seele Menſchenwahn,
Und des Aberglaubens Schrecken würget
Lieb' und Hoffnung, die ihm kindlich nahn.

Trüb und traurig, wie umwölkte Nächte,
Scheint die Weisheit, wenn uns, Troſt-entblößt,
Wild des Aberglaubens Rieſenrechte
In den Abgrund der Verzweiflung ſtößt.
Selbſt die Tugend winket dann vergebens
In der Freude roſigem Gewand;
Und die reinſten Blumen unſers Lebens
Morden wir mit eigner Hand.

Spät nach manchem Irrgang kehr' ich wieder
Auf der Einfalt Blüt-umstreute Flur;
Und verjüngter tönen meine Lieder
Jetzt im Mutterschooße der Natur.
Sie, die alle Wesen eng verbindet,
Und durch jedes Veilchens Lieblichkeit
Gott als ew'ge Liebe mir verkündet,
Schenkt von neuem mir Zufriedenheit.

Ja der Gott, den überall die reine
Herzensandacht ihren Weihrauch streut,
Die zu Tempeln alle Frühlingshaine,
Alle Hügel zu Altären weiht, —
Dieser Gott, den alle Wesen ehren,
Wenn sie fröhlich Blumenopfer weihn,
Liebend sich, den Freudenbecher leeren,
Dieser Gott soll nur der meine seyn. *)

---

*) Diese Stellen sind erst bey der Herausgabe dieser Briefe hinzugesetzt worden.

Zweyter Brief.

Ich habe Ihnen, th. F. verſprochen, Sie mit den Gründen meiner ehmahligen und jetzigen Denkart genauer bekannt zu machen. Ich gehe nun an die Erfüllung meines Verſprechens.

Sie wiſſen, daß ſo lange wir auf der Akademie zu Kirchenfeld zuſammen lebten, ich mein Herz ſorgfältig allem dem verſchloß, was auf das ſchöne Geſchlecht und auf Liebe Beziehung hatte. Sie lachten mich oft aus, und ließen mich die Pfeile Ihres treffenden Witzes und freundſchaftlichen Spottes fühlen, wenn Sie auf unſerm gemeinſchaftlichen Spaziergang merkten, daß ich mein Auge ängſtlich wegwandte von jeder ſchönen Dame, die uns begegnete; mich kreuzte, und ausſpuckte.

Der Grund davon lag in der mönchiſchen Erziehung, die mir mein Vater von zarterſter Jugend an geben ließ. Von meinem achten Lebensjahr an der Pflege der Mönche übergeben, und von ihren Vorurtheilen angeſteckt, kannte ich auch auf der Akademie nichts Höheres, als Mönchsheiligkeit. Ich war bisher der Liebling meines Vaters, weil ſein Erziehungsplan an mir ſehr gut gedieh. Aber ich ſehe das

Ungewitter schon von Ferne im Anzug, das gegen mich losstürmen wird, sobald er meine veränderte Denkart, und mit derselben die gänzliche Vereitelung seines sehr klug angelegten, und seit vielen Jahren nach Wunsch durchgeführten Planes erfährt.

Der Zweck aller der Maaßregeln, die er bisher in Rücksicht auf meine Erziehung nahm, war, von den Jahren der zartesten Kindheit an mein Herz für das Mönchsthum zu stimmen, und mich endlich nach vollendeten Studien zu bewegen, die Kapuze über den Kopf zu stürzen.

Die heilige Flamme der Liebe in Verbindung mit einigen Vorfällen, die ich seit kurzem erlebte, hat mir nun alles aufgehellt, was mir bisher in Rücksicht auf die ganz entgegengesetzten Erziehungsmaximen, die mein Vater bey seinen Kindern beobachtete, in undurchdringliche Dunkelheit gehüllt war. Schon längst mag er den thörichten Gedanken, den er jetzt erst laut werden läßt, und mit allem Ernst zu realisiren sucht, gehegt haben, den Gedanken nämlich, sich vom König nobilitiren zu lassen. Wie mich ein zuverlässiger Freund versichert hat, so erwartet mein Vater täglich das Adelsdiplom, das zu Versaille schon ausgefertigt seyn soll. In den letzten Osterferien sagte er mir, daß wenigstens binnen einem Jahre in der Benediktiner-Abtey Pfaffenhausen, wo ich recht pfaffenmäßig erzogen wurde, Admission seyn würde. Er konnte mir das Glück nicht lebhaft genug schildern, das mir zu Theil werden würde, wenn ich in dieses Kloster auf-

genommen, fern von dem Getümmel der falschen, und im Argen begrabenen Welt, ein wahres Engelleben auf Erden führen könnte. Hätte ich keine Familie, für die zu sorgen es für mich unnachläßliche Pflicht ist, sagte er, so gienge ich gleich in dieses schöne, reiche, berühmte Kloster, das ein Sitz der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit zugleich ist. Wie glücklich ist man, wenn man für nichts, als für seine Seelenruhe zu sorgen hat; wenn man in einem Paradiese lebt, wo alles von selbst wächst, und fern von aller Versuchung der Welt, der auch nicht selten die geprüfteste Tugend unterliegt, seinem Gott dienen kann! Die Mönche gehen von Himmel zu Himmel über, wenn sie ihre Pflicht thun, die bey unzähligen Antrieben zum Guten, und allen Reizen des Lasters entrückt, äußerst leicht zu erfüllen ist. Schon dieses Leben ist für sie Himmel, der jenseits des Grabes immer himmlischer wird. Das Leben der Weltleute ist ein wahres Fegefeuer, das nur nach vielen und langwierigen Qualen, und selbst nicht ohne Gefahr des Verlustes der ewigen Seligkeit, endlich zum Himmel führt. Er rieth mir endlich, sobald als möglich, meine Suplik an den Herrn Prälaten einzugeben, um vor den zahlreichen Kandidaten, die wetteifern würden, in dieses Kloster zu kommen, einen Vorsprung zu machen.

Mein Vater erbte von meinen Großeltern zwei schöne Rittergüter. Durch eine glückliche Handelsspekulation erwarb er das dritte kurz nach der Geburt meines älte-

sten Bruders. Hier mag ihm der Gedanke zuerst aufgekeimt seyn, sich zum gnädigen Herrn machen, und sich dann als solchen durch seinen Erstgebohrnen fortpflanzen zu lassen. Als nach einigen Jahren auch ich und meine Schwester das Tageslicht erblickten, so wurde von ihm der Entschluß gefaßt, mich samt meiner Schwester dem Mönchsthume zu weihen, um meinen ältesten Bruder so gnädig, als möglich, zu machen. Ihm sollte daher das ganze Vermögen zugewendet werden. Mit dem Mönchsgötzen wollte man sich durch ein Opfer einmal für allemal abfinden.

Daraus läßt sich nun die ganz entgegengesetzte Erziehung erklären, die mein Vater seinen Kindern geben ließ. Für meinen älteren Bruder wurde ein sehr artiger und geschickter Weltmann zum Hofmeister gewählt, den nun mein Vater zur Belohnung seiner Verdienste zum Oberverwalter seiner Güter gemacht hat. Ich und meine Schwester aber wurden in der zartesten Kindheit ins Kloster gesteckt, um da die Bildung zu erhalten, die den Absichten meines Vaters entsprechen möchte.

Meine Bildungsschule war die Abtey Pfaffenhausen in Elsas, die Sie selbst gut kennen, indem Sie einigemale mit mir daselbst einen großen Theil der Ferien zubrachten. Ich habe Ihnen bisher wenig von der Erziehung gesagt, die mir in diesem Pfaffennest zu Theil wurde, weil ich Ihren beißenden Spott scheute, womit Sie von jeher alles, was von Mönchen kam, und auf sie Beziehung hatte, behandelten. Nun da mir das Mönchsthum selbst ein Gegenstand des Spottes

geworden ist, kann ich Ihnen einen Umriß meiner Mönchserziehung geben, und Sie darüber spotten lassen, so viel Sie wollen. Möchte doch das gesammte Mönchs- und Pfaffenthum bald der Gegenstand der Verachtung, des Spottes und Fluches der ganzen Menschheit werden! So lange die Mönche noch bey einem großen Theile der Menschen, die durch die Maske der Religion und Tugend berückt, diese Satane in Menschengestalt für Engel des Lichtes, für die wohlthätigsten Werkzeuge der Vorsehung zur Beglückung der Welt ansehen, in der höchsten Achtung stehen, und vorzüglich von den Fürsten und Regierungen benützt werden, um durch eingeflößten Sklavensinn die Nationen, wie zahmes Vieh, vor sich hertreiben, und nach Belieben mißhandeln zu können, kann die Menschheit sich des Friedens und des Glücks nicht erfreuen, das in der Erkenntniß und Behauptung der Menschenwürde liegt. Nur Religionslehrer, die der Vernunft huldigen, verdienen alle Achtung, und sind die wahren Stützen des gemeinen Wohls.

Ich war erst acht Jahre alt, als ich in jenes Kloster als Zögling kam. Der P. Tantalus Glaubrecht wurde mir als Lehrer gegeben. Den erzmönchischen Charakter dieses Mannes lernten Sie selbst bey Ihrem Aufenthalt zu Pfaffenhausen kennen. Das einzige Verdienst, das er hatte, bestand darinn, daß er der lateinischen Sprache im hohen Grade mächtig war. Der Wille meines Vaters war, daß ich so lange unter der Pflege dieses Mannes stehen sollte, bis ich nicht bloß die lateinische Sprache vollkommen erlernt, son-

dern auch vom P. Tantalus drey Jahr lang Philosophie gehört, und mir dieselbe, so viel als möglich, eigen gemacht hätte. Erst nachdem ich in der Tantalus-Philosophie hinreichend befestigt seyn würde, sollte ich die Akademie Kirchenfeld beziehen dürfen, und — Theologie studieren. „ Die Welt, sagte mein Vater zum P. Tantalus, ist heut zu Tage gar zu schlimm. Die studierende Jugend will lieber die verführerischen und gottlosen Schriften Voltairs, und Rousseaus, als die wundervollen, jeden guten Christen entzückenden Lebensbeschreibungen der Heiligen lesen. Man muß daher bey der Erziehung seiner Kinder der ansteckenden Seuche der Gott- und Sittenlosigkeit so viel, als möglich, vorbauen. Auf den meisten katholischen Universitäten reißt auch unter den Lehrern der Theologie die Pestluft der Aufklärung, der Ketzerey und des Unglaubens ein. Es ist mir keine einzige Universität bekannt, wo, wenigstens unter den Theologen, — denn unter den Philosophen, Juristen und Medicinern soll es auch schlimm genug aussehen — ein noch so reiner, und glühender Eifer für die allein seligmachende Kirche herrschte, wie in Kirchenfeld. Darum soll auch mein Sohn, nachdem er mit der Kenntniß der lateinischen Sprache, und einer gesunden, die allein seligmachende Kirche begründenden Philosophie hinreichend ausgerüstet ist, so daß man erwarten kann, er werde sich durch den Strom des Verderbens nicht hinreißen lassen, auf keiner andern Akademie, als zu Kirchenfeld, seine Studien vollenden." P. Tan-

talus konnte die Einsicht und Frömmigkeit meines Vaters nicht genug herausstreichen, und versprach alle seine Kräfte aufzubieten, um mich zu einem frommen Christen, zu einem gelehrten Manne, und, wenn ich zum geistlichen Stande Lust haben sollte, zu einem eifrigen Geistlichen zu bilden.

Außer der lateinischen Sprache und der Tantalusphilosophie sollte ich auch Musik lernen. Als Lehrer der letzteren wurde mir P. Hilarius Fröhlich gegeben, ein Meister auf Violine und Klavier. Diesem Manne, der mir jetzt erst ehrwürdig wird, und dem ich mittelbar die Veränderung meiner Denkart dankbar zuschreibe, habe ich die Ausbildung meines Musiktalentes, und was ich in Rücksicht auf die Behandlung jener beyden Instrumente vermag, zu verdanken. Auch zum Singen erhielt ich von ihm die erste Anleitung. Hätte mich mein Vater ganz diesem Manne zur Bildung übergeben, so würde ich ohne Zweifel vernünftigere Grundsätze auf die Akademie mitgebracht haben, und schon längst mit Ihnen Eines Sinnes seyn. Denn dieser Mann ist von mönchischer Denkart weit entfernt; aber eben darum bey seinen Mitbrüdern und allen mönchisch Gesinnten sehr verhaßt. Man nennt ihn in dem Kloster gewöhnlich den schlechten Religiosen. Es ist den jungen Mönchen streng verboten, mit ihm zu reden. Als das größte Verbrechen wird es bestraft, wenn es herauskommt, daß einer seine Zelle betreten habe. Schon als ich ins Kloster als Zögling kam, war dieser Mann in einem so schlimmen Rufe.

Daher bat auch mein Vater den P. Tantalus auf das angelegenste, mich ja nicht allein zu diesem gefährlichen Manne, von dem er gehört habe, daß er darauf ausgehe, die Jugend mit seinen verderblichen Grundsätzen anzustecken, gehen zu lassen, sondern bey jeder Lehrstunde selbst gegenwärtig zu seyn. Er versprach ihm, diese Bemühung durch reellen Dank möglichst zu belohnen. Diese Vorschrift befolgte auch P. Tantalus auf das pünktlichste. Es wurde mir auf das strengste verboten, außer der Lehrstunde auch nur ein Wort mit diesem in der Musik zwar geschickten, aber sonst nicht gar zu auferbaulichen, ja gefährlichen Manne zu sprechen. Wenn er mir auf dem Wege begegnete, sollte ich mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bewaffnen, und vor ihm, wie vor dem Satan fliehen. Einigemalen übertrat ich diesen Befehl; und ich wurde von dem P. Tantalus bis aufs Blut dafür gepeitschet. Er suchte mich dadurch zu beruhigen, daß er mich im Namen Gottes und der unbefleckten Empfängniß versicherte, ich würde es ihm einst bey reiferer Einsicht verdanken, daß er mich von dem Umgang mit diesem Manne weit entfernt gehalten hätte.

Die letzten Jahre, als ich im Kloster war, sagte er mir oft im Vertrauen, er glaube, P. Hilarius habe mit dem Teufel einen geheimen Bund. Denn seine Geschicklichkeit in der Musik, besonders im Orgelspielen, sey übernatürlich. Es könne da nicht mit rechten Dingen zugehen. Er sey versichert, daß selbst der Teufel in der Hölle, wenn er sich auf der Orgel wollte hören

laſſen, nicht künſtlicher ſpielen könnte, als P. Hilarius. Unſer eifriger Herr Prälat, ſagte er ferner, der als Feind aller Hexerey weit und breit berühmt iſt, und alle Krankheiten, die von Hexen herrühren, durch eine beſondere Gnade Gottes theils durch das bloße Kreuzzeichen, theils durch den Gebrauch des Hexenpulvers, der Agnusdei, des Skapuliers, der Lukaszettel, des heiligen Wallburgisöhls, und anderer heiligen Sachen zu kuriren weiß; der auch ſchon ſo manche Hexe entdeckt, und in ewige Gefängniß gebracht hat — denn leider! werden dergleichen Werkzeuge des Satans wegen einreißender Gleichgültigkeit in der Religion, und der verfluchten Aufklärung, oder wenigſtens der Furcht, von den Aufklärern verſpottet zu werden, nicht mehr verbrennt, wie es in dem goldnen Zeitalter der Kirche gewöhnlich war — unſer eifriger Herr Prälat würde dieſen der Teufelskunſt verdächtigen Menſchen ſchon lange in Inquiſition gebracht, und zum ewigen Kerker verdammt haben — dazu reicht ſchon ein ſtarker Verdacht hin, — wenn uns dieſer Mann in Rückſicht auf Muſik nicht unentbehrlich wäre. Zudem meint unſer einſichtsvoller Herr Prälat, daß, wenn auch die Kunſt dieſes Mannes vom Teufel wäre, man ihn doch ferner zum Orgelſpielen für den heiligen Chorgeſang, wodurch Gott Tag und Nacht geprieſen wird, gebrauchen müſſen. Denn der Teufel könne nicht ärger geplagt werden, als wenn er gezwungen würde, in der Perſon dieſes Mannes das Lob Gottes zu befördern. Daher läßt er dieſe ganze Teufelsſache ununterſucht. —

Aber man muß ſich doch wenigſtens vor einem ſolchen Manne hüten. Man kann zwar ſeine Geſchicklichkeit benützen; aber man darf ihm die Ehre nicht anthun, mit ihm umzugehen, oder ihn, wenn er einem begegnet, auch nur zu grüßen. Nec ave dixeritis eis, befiehlt der heilige Apoſtel Johannes den Gläubigen in Abſicht auf die Ketzer, wie vielmehr alſo auf ſolche Menſchen, von denen es beynahe gewiß iſt, daß ſie in einem Bunde mit dem Teufel ſtehen? Was ihn noch mehr verdächtig macht, iſt der Umſtand, daß er auf das Zeichen des heiligen Kreuzes gar nichts hält, und wenn er es doch machen muß, es ſo macht, daß man gar nicht weiß, was es iſt, und daß es der Teufel eben ſo machen kann, ohne ſeiner Teufeley Abbruch zu thun. Wenn er in den Chor gehet, und in ſeiner Stelle ankomat, ſo macht er nie das heilige Kreuzzeichen auf den Fußboden, und dann auf den Mund, wie es die heiligen Stätuten vorſchreiben. Vermuthlich will er dem Herrn, dem er dienet, dadurch nicht wehe thun. Denn durch nichts wird der Teufel ſo geärgert, als durch das Zeichen des Kreuzes, wodurch ſein Reich zerſtört worden iſt. — In dem Katechismus ſteht, daß man den katholiſchen Chriſten an dem Zeichen des heiligen Kreuzes erkenne. P. Hilarius gieng einmal in der Gottloſigkeit ſo weit, daß er dieſen Glaubensartikel ſogar in einer Predigt öffentlich beſtritt, und dadurch deutlich zu erkennen gab, weſſen Geiſtes Kind er ſey, und daß er dem Teufel anhange, dem das Kreuzzeichen ein Gräuel iſt. Daher hat ihm auch unſer Herr Prälat, nachdem er ihn

auf ein Vierteljahr eingekerkert hatte, und ihm täglich nichts reichen ließ, als Waſſer und Brod, und das in ziemlich ſparſamer Portion, das Predigen und Beichtſitzen auf immer verboten. Er vertheidigt ferner die fleiſchlichen Lüſte. Denn er behauptet, daß der Eheſtand dem heiligen Stande der ewigen Jungfrauſchaft überhaupt vorzuziehen ſey. Man kennt hier den Vogel an ſeinem Geſange. Der Eheſtand iſt freylich nothwendig zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes; aber er bleibt an ſich immer eine Pfütze der Unlauterkeit, wodurch der Menſch zum Thiere wird. Gott hat ihn im neuen Teſtament bloß darum zum Sakrament erhoben, um durch den Segen des Prieſters den Eheleuten die Gnade zu ertheilen, durch Gebet und Kaſteyungen des Leibes von Zeit zu Zeit ſich aus der Kloake der thieriſchen Sinnlichkeit zu erheben, und den Geiſt zu reinigen, um nicht ganz in die Unlauterkeit viehiſcher Lüſte zu verſinken. Die ſakramentaliſche Gnade iſt in der That hier um ſo nothwendiger, da man alle Augenblicke gereizt wird, ſich zu beſudeln. Einen ſolchen Stand der immerwährenden Seelenbefleckungen, der bloß durch Gottes Indulgenz für viehiſche Menſchen beſteht, und geduldet wird, um gröſſeren Uebeln vorzubeugen, iſt P. Hilarius unverſchämt genug, wenn er unter vertrauten Freunden iſt, bis an die Sterne zu erheben, und der unbefleckten, engliſchen Keuſchheit, die im Himmel ausſchlüſſig das Recht hat, einen Lobgeſang zu ſingen, den kein Seliger ſingen kann, der ſich je mit einem Weibe

befleckt hat, wie der heilige Johannes in der heimlichen Offenbarung ausdrücklich sagt, und das Lamm überall zu begleiten, wo es immer hingehet, vorzuziehen. Daher hat er auch schon manches fromme Mädchen, das in das Kloster gehen, und keinen andern Bräutigam, als Jesum Christum, erkennen wollte, von dem heiligen Stand der Engelreinigkeit abgehalten, und — zu dem Ehestande verführt. Könnte der Satan, wenn er in Menschengestalt unter Menschen wandelte, anders handeln, als dieser Seelenverführer, und Gottesräuber?

So sprach öfters P. Tantalus mit mir in den letzten Jahren seiner mir gegebenen Erziehung. Vorzüglich gieng er darauf aus, mir den Ehestand so eckelhaft zu machen, als möglich ist. Aber schon in den ersten Jahren nahm er seine Maaßregeln zur Erreichung seines Zweckes, den er immer offener verfolgte. Was er mir gleich anfangs vorzüglich empfahl, und was er streng ahndete, sobald er an mir die geringste Verletzung seiner Mönchstaktik wahrnahm, war die sorgfältige Verschließung der Augen vor jedem weiblichen Geschöpfe, ohne daß er mir einen Grund dieser sonderbaren Vorschrift angab, als den, daß der heilige Aloys von Gonzaga und andere heilige Jünglinge ein Gleiches gethan, und dadurch einen hohen Grad der Heiligkeit erstiegen hätten. Von dem heiligen Aloys rühmte ers als die größte Heldenthat, daß er, sobald er nur ein wenig zu Verstand gekommen wäre, selbst seine Mutter nie im Gesichte angesehen hätte.

Der heilige Benedikt, unser Ordensstifter sagte er, mußte es strenge büßen, daß er auch nur ein einzigesmal als Jüngling eine Weibsperson in Rom im Gesichte angesehen hatte. Nur dadurch, daß er sich nackt in Dörnen wälzte, konnte er die schreckliche Versuchung des Teufels, die ihm jener unvorsichtige Blick selbst in der Wüste, und bey der strengsten Lebensart zu zog, überwinden. Daher hat er auch allen seinen Schülern in seiner heiligen, ihm von Gott selbst inspirirten Regel, befohlen, immer mit zur Erde niedergeschlagenen Augen einher zu gehen. Nebst verschiedenen Bibelstellen, nach welchen die Abtödung der Augen in dieser Rücksicht befohlen seyn soll, berief er sich auch auf das Zeugniß des heiligen Jobs, wenn er spricht: Ich habe einen Bund mit meinen Augen gemacht, um auch sogar den Gedanken an eine Weibsperson zu verhüten. Ja, sagte er, der Teufel geht vorzüglich durch die Augen, als gleichsam durch die Fenster der Seele, in den Menschen ein, und schlägt durch unvorsichtige Blicke auf weibliche Gestalt das Feuer der Sünde an. Zum Zunder dient ihm die angegaffte Gestalt des Weibes, die, durch die Erbsünde verderbt, der Mann für anziehend und schön findet. Und doch ist an sich das schönste Weib, wie der heilige Augustin sehr wahr und schön sagt, nichts weiter, als ein Tempel auf Unrath gebaut: templum super cloacam exstructum. Wären die Menschen durch den Dampf der Begierlichkeit nicht ganz verfinstert, so würden alle Männer eben so, wie jenes große Kirchenlicht, die

Weibsleute finden. Was unſer Heiland von den Phariſäern ſagt, läßt ſich auch, jenem ſchönen Gedanken des heiligen Auguſtins zu Folge, auf die Weibsperſonen, ſelbſt auf die ſchönſten anwenden, nämlich daß ſie übertünchten Gräbern gleichen, die zwar von außen glänzen, aber von innen voll Unrath ſind. Um mich vor dem Reize einer ſolchen falſchen Schönheit ſicher zu ſtellen, gab er mir nicht bloß die Vorſchrift, keinem dieſer Geſchöpfe ins Geſicht zu ſehen, ſondern auch, wenn mir eines derſelben begegnete, heimlich das heilige Kreuzzeichen zu machen, und zum Beweiſe meines Abſcheues für mich ſelbſt gegen das Weibergeſchlecht — auszuſpuken. Dieſe Unart habe ich mir die acht Jahre hindurch, da ich unter der Leitung jenes Fanatikers ſtand, ſo angewöhnt, daß ich, ſo oft ich eine Dame ſah, unwillkührlich und bewußtlos mich derſelben ſchuldig machte. Sie ſelbſt haben mich öfters, wenn uns auf dem Spaziergang eine Schöne aufſtieß, wegen dieſer abgeſchmackten Thorheit durch Ihren beißenden Spott derb gezüchtigt. Sogar jetzt noch, nachdem ich dieſelbe von ganzem Herzen, als einen Hochverrath der Menſchheit, verabſcheue, muß ich auf meiner Hut ſeyn, um nicht durch bloßen Mechanismus der Gewohnheit in dieſen abſcheulichen Zug der Mönchstaktik zurück zu fallen. — O Adelheid, du wirſt mich noch ganz aus dem Schlamme der Mönchsheiligkeit empor heben, und mir den vollkommenen Charakter der Humanität anbilden!

Aus dieſen wenigen Zügen der Erziehungsart und des

Unterrichtes, wodurch P. Tantalus acht Jahre lang auf meine jugendliche Seele einwirkte, und sich alle Mühe gab, alle noch so zarten Keime der sich in mir entwickelten Humanität mit Füßen zu treten, und sammt der Wurzel auszurotten, werden Sie sich die Denk- und Sinnesart, die Sie an mir auf der Akademie beobachteten, leicht erklären können, und sich vielleicht noch wundern, daß ich nicht ganz zum Unmenschen geworden bin. Mein Charakter würde auch ohne Zweifel ganz verdorben worden seyn, wenn P. Tantalus mich nicht so eifrig zum Lesen der lateinischen Klassiker angehalten, und mir das Verstehen derselben erleichtert hätte. Dieß that er freylich nicht aus der Absicht, mich mit dem innigsten Geiste derselben, von dem er selbst nichts ahnete, vertraut zu machen, und mich dadurch zur Humanität zu bilden, sondern theils aus einer gewissen Eitelkeit, bey der Erklärung dieser vortrefflichen Geistesprodukte freyer und unbefangener Menschen den Schatz seiner historischen, philologischen, kritischen Erudition auskramen zu können, und sich bey mir als einen großen Gelehrten auch in andern Rücksichten in ein untrügliches Ansehen zu setzen, theils, der Absicht meines Vaters gemäß, mir eine vollkommene Erkenntniß der lateinischen Sprache beyzubringen. P. Tantalus mochte sogar geglaubt haben, bey der Erklärung der lateinischen Klassiker recht viele, und schickliche Gelegenheiten zu haben, die wilden Ranken des mönchischen Aberglaubens meinem Geiste einzupfropfen. Denn er konnte mir bey solchen Veranlassungen die Denkart der

heidnischen Römer nicht thörigt und lächerlich genug schildern. Den in seinen Augen eben so ärgerlichen, als unsinnigen Göttergeschichten setzte er die Legenden der Heiligen, als Fundgruben der Weisheit entgegen. Die reinste Moral der Vernunft war in Vergleichung mit der Mönchsmoral, die er die Moral des Evangeliums nannte, eben das, was die Finsterniß gegen das Licht ist. Es fehlte der heidnischen Moral durchaus an der Wurzel aller Moralität, nämlich an der guten Meinung, und der Absicht, Gott zu dienen. Sie wußte gar nichts von der freywilligen Kreuzigung des Fleisches, ohne welche sich Niemand heiligen kann. Alle Tugenden der Heyden waren ihm, nach dem heiligen Augustin, Splendida vitia (glänzende Laster.) Er gestand ihnen kein Verdienst zu, als der Sprache. Diese müsse man bloß darum eigen machen, um die Kirche Gottes durch gelehrte Schriften zu verherrlichen. Ohne diese Absicht habe auch aller Schmuck des Styls keinen wahren Werth. Die Heyden seyen bey aller ihrer Zierlichkeit zu schreiben, weßwegen sie so hoch gerühmt würden, dennoch ewig verdammt. Laudantur, ubi non sunt, cruciantur, ubi sunt (sie werden gelobt auf der Erde, wo sie nicht sind, und ewig gepeinigt in der Hölle, wo sie sind,) wie sich der heilige Augustin eben so schön, als wahr ausdrücke. Die Schriften der alten Heyden, sagte er ferner, sind die Schätze Aegyptens, welche die wahren Israeliten (die Geistlichen, und wer immer ein gemeinnütziger Christ seyn will) auf Befehl Gottes plündern müssen, um die heilige Bundeslade damit auszuschmücken.

Dergleichen mönchische Bemerkungen über die lateinischen Klassiker machten mir zwar den Kopf verwirrt, und waren gleichsam die Kanäle, wodurch der Unsinn des Mönchsthumes in Herz und Geist geleitet wurde. Aber es entwickelte sich doch nach und nach durch die fleißige, und mit Wohlgefallen unterhaltene Lektüre der lateinischen Klassiker, besonders der Schriften des Cicero, und der Dichter, ein hoher, unwiderstehlicher Enthusiasmus für das Wahre, Schöne und Gute, das sich in jenen Schriften lebendig darstellt. Dieser Enthusiasmus, lange gepreßt durch den Schutt der Mönchsthorheiten, schlug nun, durch den Ausbruch der Liebe, die mich vor kurzem begeisterte, freye Lebensluft bekommend, mit desto lebhafterer und vollerer Flamme empor. Der Freyheitssinn Cicero's den Geist eines feurigen Jünglings ansprechend, und sich in denselben ergießend — wie sollte er nicht frühe oder spät die noch so starken und mannigfaltigen Fesseln des Aberglaubens sprengen? Der gute Waizen der Humanität, die die alten Dichter in die Seele geistvoller Jünglinge werfen, wie sollte er nicht keimen, sich ausbreiten, gedeihen, und das Unkraut mönchischer Barbarey verdrängen? Die Sonne der Vernunft, die in den Schriften der Alten so rein, so wohlthätig strahlt, wie sollte sie nicht endlich den Pfaffenwinter verscheuchen, und den blühenden Frühling der Humanität, die endlich zu den schönsten und mannigfaltigsten Früchten reift, herbey führen? Ich schließe mit der Versicherung, daß ich mich nie seliger fühlte, als jetzt, da ich gleichsam wieder

in das Paradies zurückgekehret bin, aus welchem mich mönchiſche Rohheit gepeitſcht hatte. — Mönche, Erzieher der Menſchheit! Fort mit euch aus jedem Gebiete, wo Menſchen ſind! Fort in ſchauervolle Wüſten, wo nur die Stimme wilder Thiere, als Ausdruck ihres Blutdurſtes, erſchallt: Hier vereiniget euern Chorgeſang mit ihrem Mordgebrülle! Hier pflegt, und erziehet, der Menſchheit fluchend, eueres Gleichen, Bären, Wölfe, Löwen, Tyger, Nattern, Schlangen — für euch! *)

---

*) Ein neuer Beweis der Unmenſchlichkeit in Abſicht auf die Behandlung der Jugend, haben die Kapuziner erſt unlängſt in Weſtphalen gegeben. Der menſchenfreundliche Monarch der preußiſchen Staaten hat ihnen das Handwerk gelegt. Möchten doch die Fürſten den Mönchen überhaupt das höchſt wichtige Erziehungsgeſchäft entreißen! Wie ſollen Unmenſchen Menſchen bilden? Unmenſchlichkeit iſt der charakteriſtiſche Zug des Mönchsthums überhaupt, nicht bloß Eines Ordens. Von den wenigen Edeln unter den Mönchen, die ſich durch außerordentliche Geiſteskraft mitten im Schooße der Unmenſchlichkeit zu wohlthätigen und weiſen Menſchenfreunden gebildet haben, iſt hier nicht die Rede. A. d. H.

Dritter Brief.

Ich habe Ihnen verſprochen, theurer Freund, Sie mit den Urſachen meiner totalen Geiſtesveränderung bekannt zu machen. Beraubt des Vergnügens, mich mündlich mit Ihnen über die Veranlaſſungen meiner geiſtigen Wiedergeburt zu unterhalten, will ich Sie durch eine Reihe von Briefen in den Stand zu ſetzen ſuchen, daß Sie ſich die glückliche Veränderung meiner ehemals ganz mönchiſchen Denk- und Sinnesart vollkommen erklären können. Den erſten Stoff zum frevern Nachdenken über das Weſen des für die ganze Menſchheit verderblichen Mönchsgeiſtes gab mir folgende ſchreckliche Begebenheit, die ſich zu Anfang des verfloſſenen Jahres (1784) in dem Kloſter zum heiligen Grabe, wo Kariſſennonnen wohnten, zutrug, und wovon ich ſelbſt Augenzeuge war. Ich wurde gegen die Faſtnachtszeit von einem guten Freunde zu Roſenthal, einem Städtchen, das nur eine halbe Stunde von jenem Kloſter entfernt liegt, eingeladen. Ich ging noch bey guter Witterung von Kirchenfeld dahin. Aber ich war kaum daſelbſt angekommen, als auf einmal eine ſehr gelinde Witterung, mit Regen begleitet, einfiel.

Es entstand hier, wie auch anderwärts, eine gewaltsame Ueberschwemmung, die um so gefährlicher wurde, je größer die Eismassen waren, womit sich die ohnehin schon sehr fürchterliche Wasserfluth noch bewaffnet hatte. Unter andern kam das Kloster zum heiligen Grabe in die größte Gefahr, einzustürzen. Einige edle Wagehälse begaben sich in Schiffen dahin, und foderten die Klarissernonnen auf, sich zu retten, oder retten zu lassen. Ich hatte mich an diese Gesellschaft angeschlossen.

Der Beichtvater des Klosters, ein Franciskaner, P. Vulpinus, dem es schon lange um seinen heiligen Fuchsbalg mochte bange gewesen seyn, war höchst erfreut über diese unerwartete Hülfe. Es bleibt ewig wahr, rief er aus: Gott verläßt die Seinigen nie. Er versprach sogleich, in die Klausur zu gehn, und den armen Nonnen die erfreuliche Botschaft der Rettung zu verkünden. Begleitet von der Beschließerin des Klosters ging er in die Klausur. Ich wollte ihm dahin folgen! aber er erlaubte mir nur im Sprachzimmer zu bleiben. Hier hörte ich ihn nun aus vollem Halse schreyen, daß es in allen Gängen der Klausur wiederhallte:

Liebe Schwestern! es ist für Sie Rettung da. Es sind mitleidige Leute mit Schiffen gekommen, die Sie aufnehmen und in Sicherheit bringen wollen. Aber jetzt ist vorzüglich der Augenblick, wo Sie der in Lasterhaftigkeit versunkenen Welt Ihre heldenmüthige Treue gegen Gott beweisen müssen. Nun ist der Zeitpunkt da, wo Ihr Widersager, beneinend die Martyrerkrone, die

Ihnen Ihr Seelenbräutigam, begleitet von Legionen der Engel, Ihnen entgegen trägt, unter der Maske einer verführerischen, und an sich gottlosen, obgleich noch so gut gemeinten, Menschenliebe, herum schleicht, und Sie durch die Anerbietung einer zeitlichen Rettung auf ewig zu verschlingen drohet, cui, wie Sie täglich im Brevier bethen, resistite fortes in fide. Was hilfts, sagt unser göttlicher Heiland, wenn man die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Sie gehören nicht Ihnen selbst zu, so daß es in Ihrer Willkür stünde, bey eintretender Gefahr auf Ihre Sicherheit zu denken; sondern Sie sind ganz das Eigenthum Jesu Christi, Ihres ewigen Bräutigams, dem Sie durch ein heiliges, unwiderrufliches Gelübd versprochen haben, die heilige Stätte, wo Sie sich seinen Umarmungen geweiht haben, in keinem Falle zu verlassen, sondern bey eintretender Lebensgefahr lieber zu sterben, als durch eine schändliche Flucht ein spannenlanges und erbärmliches Leben zu retten. — Ich sehe den Himmel für Sie offen! ich sehe Ihren Bräutigam Ihnen entgegen kommen, und einer jeden aus Ihnen zurufen: „Komm geliebte Braut Christi! nimm hin die Krone, die dir der Herr für die ganze Ewigkeit bereitet hat," wie es im Brevier de communi virginum heißt. Veni sponsa Christi! accipe coronam, quam tibi Dominus præparavit in æternum!

Geliebte Schwestern! wie glücklich sind Sie bey dem scheinbaren Unglück, das Ihnen nun drohet. In einem Augenblicke ist, wenn das Kloster über Ihren

Häuptern einstürzen sollte, das Opfer für immer vollendet, das Sie vielleicht außer dem Falle eines so glücklichen Unglückes noch viele Jahre schmachtend und weinend in diesem Jammerthale — gementes et flentes in hac lacrymarum valle — zu vollbringen hätten. Ein einziger erschütternder, diese heilige Stätte zerstörender Stoß, und Sie befinden sich in den Armen dessen, den Ihre Seele liebt! in einem Momente sind Sie versetzt in jene seligen Gefilde, wo keine Thräne mehr fließt, kein Seufzer mehr gehört wird! wo Sie in der ewigen Umarmung Ihres Seelenbräutigams von Seligkeit berauscht, die Früchte Ihrer Treue einerndten werden. Wie sehr beneide ich Sie wegen dieses vielleicht in einigen Stunden Ihnen zu Theil werdenden Glückes! Wie sehnlich wünsche ich, daß es mir erlaubt seyn möchte, bey Ihnen zu bleiben, und durch einen augenblicklichen, leichten Tod der Martyrerkrone mit Ihnen theilhaftig zu werden! Aber so wie es für Sie Pflicht ist, zu bleiben, ist es für mich Pflicht — zu fliehen. Für Sie wäre es Verbrechen, und Treuloſigkeit gegen Ihren Seelenbräutigam, wenn Sie sich retten wollten! für mich wäre es Verletzung der Pflicht der Selbsterhaltung, wenn ich die angebotene Rettung ausschlüge. Rationabile obsequium vestrum, sagt der heilige Paulus, das heißt zu deutsch: euer Gottesdienst sey vernünftig.

Der Grund dieser Verschiedenheit der Pflichtäußerung, die zwischen Ihnen und mir statt hat, liegt in dem Umstande, daß Sie durch ein heiliges Gelübd die

Pflicht der Selbsterhaltung, in so fern diese nur durch die Flucht aus dem Kloster behauptet werden kann, abgeschworen, und Gott dem Allheiligen versprochen haben, diese heilige Stätte auch bey der augenscheinlichsten Lebensgefahr nicht zu verlassen. Der Soldat darf auch dann seinen Posten nicht verlassen, wenn er gleich seinen Untergang vor Augen sieht. Ich aber habe ein solches Gelübd nicht abgelegt! mich bindet daher noch die Pflicht der Selbsterhaltung. Ich würde also treulos gegen Gott handeln, wenn ich bey gegenwärtiger Lebensgefahr die angebotene Rettung ausschlagen wollte.

Sollten jedoch einige unter Ihnen seyn, geliebte Schwestern, die so thörigt wären, daß sie nur mit Angst den seligen Augenblick, wo ein erbärmliches Leben um die ewige Seeligkeit zu vertauschen ist, erwarten sollten, so bedenken diese furchtsamen Seelen, daß die Hand des Herrn nicht abgekürzt ist; daß der Allmächtige, der ehemals den Moses aus dem Nilflusse, die drey Jünglinge aus dem Feuerofen, und den Daniel aus der Löwengrube wunderbar gerettet hat, auch sie aus dieser Gefahr retten kann, und ganz gewiß retten wird, wenn es seiner Weisheit und ihrem Seelenheile angemessen ist. Will sie aber Gott nicht retten, so werden sie selbst in den Schiffen, die durch gutmüthige Leute zu ihrer Rettung herbey geführt worden sind, dem Untergang nicht entgehen, und noch dazu in demselben Augenblicke in die Hölle hinabstürzen. Singen Sie, glückliche Bräute Jesu Christi, singen Sie frohen Muthes den Hymnus, den die drey Jünglinge in dem ba-

bylonischen Feuerofen gesungen haben, benedicite omnia opera Domini Domino, und das Wasser wird Ihnen so wenig schaden, als jenen das Feuer geschadet hat, wenn es der Wille des Herrn ist, dem sich Niemand widersetzen kann. Gebietet er aber den Fluthen, dieses heilige Haus zu zerstören, und Sie unter den Trümmern desselben zu begraben, so daß es in der That ein heiliges Grab für Sie wird, so sind Sie in einem Momente allen Leiden dieser Zeitlichkeit entrückt — selige Geister, heilige Martyrer, gekrönte Bräute Jesu Christi! — Und nun empfangen Sie knieend von mir die Generalabsolution.

Aber kaum hatte P. Vulpinus einige Worte der gewöhnlichen Formel ausgesprochen, so hörte man ein Krachen des Gebäudes. Das war für ihn eine laute Stimme der Pflicht der Selbsterhaltung, welcher der heilige Mann augenblicklich gehorchen zu müssen glaubte. Er wandte sich daher sogleich um, und sprang der Pforte der Clausur, die Formel der Generalabsolution hermurmelnd, zu. Drey junge Nonnen folgten ihm, wie die Beschließerin nachher aussagte, und hielten sich bey der Pforte an seinem Habit fest, um gleichfalls dem nahen Tode zu entgehen. Aber der heilige Unmensch stieß sie wüthend von sich — in die Clausur zurück, und schloß die Thüre hinter sich zu. Nur die Beschließerin des Klosters ließ er mit sich herauswischen, weil diese, als eine weltliche Person, die Pflicht der Selbsterhaltung nicht verschworen hatte.

So sehr ich damals noch für das Mönchsthum ge-

ſtimmt war, ſo hatte mich doch die Rede, die der Beichtvater an die Nonnen hielt, äußerſt empört. Als er in das Sprachzimmer kam, bat ich ihn auf das inſtändigſte, ſich doch der armen Nonnen zu erbarmen, und ihnen die angebotene Rettung angedeihen zu laſſen. Ich kann nicht, ſagte er; es iſt wider mein Gewiſſen. Menſchenliebe wider Gottes Liebe iſt Gottloſigkeit. Er ſprang ſogleich mit der Beſchließerin des Kloſters in eines der Schiffe, die für die Nonnen bereit da ſtanden. Was wollte ich machen? Ich konnte die Nonnen nicht retten; ich ſprang daher ganz beſtürzt in daſſelbe Schiff, in welches der Beichtvater geſprungen war. Die Schiffer, zwar gutmüthige, aber einfältige, und durch mönchiſchen Aberglauben leicht zu verführende Menſchen hatten mit Ungeduld die Nonnen erwartet. Aber P. Vulpinus wußte ſie durch ſo triftige Gründe von der Pflicht, die Nonnen nicht — zu retten, zu überzeugen, daß ſie ſich alle beruhigten, einen einzigen ausgenommen, der durchaus darauf beſtand, daß die Nonnen mit Gewalt aus dem Kloſter genommen werden ſollten.

Dieſer Edle war ein gemeiner Soldat; er verfluchte den frommen Pater als Unmenſchen. Die übrigen ſuchten ihn zurecht zu weiſen, indem ſie ihm vorſtellten, daß ein ſo frommer und gelehrter Mann, wie der P. Vulpinus ſey, es beſſer wiſſen müßte, als ſie, die ſie alle unſtudirte Leute wären, was in dieſem Falle recht und Gott gefällig wäre. Da ſie mit Lebensgefahr die Schiffe herbey geführt hätten, um die armen Nonnen zu ret-

ten, so hätten sie ihren guten Willen hinreichend bewiesen, und Gott würde denselben für die That selbst ansehen. — Zum Teufel mit euern guten Willen! sagte der Soldat. Das ist kein guter Wille, wenn man Menschen retten kann, und, durch Pfaffenbetrug berückt, nicht retten will. Fluch einer Religion, die verbietet, Menschen zu retten; Fluch dem Pfaffengott, der, ein allmächtiger Tyrann, an der Qual der Menschheit Vergnügen findet — mein Gott ist Vater, und Menschenbeseliger —; Fluch den Pfaffen und Mönchen, die die Menschheit unter die Füße tretend, das Göttliche und Heilige mißbrauchen, um den Arm der zur Rettung herbey eilenden Menschenliebe zu lähmen!

Diese Flüche hinschleudernd auf den frömmelnden Unmenschen, sprang er ins Wasser, und badete, trotzend den über seinen Schultern zusammenschlagenden Fluthen, bis an die Treppen, die zur Pforte der Klausur führten. Hier bot er alle seine Kräfte auf, um die Thüre einzusprengen. Ein starkes Eisen, das er aus dem Schiffe mit genommen hatte, diente ihm zum Hebel. Aber die Thüre dieser irdischen Hölle war zu fest verwahrt, als daß dieser edle Gottlose sogleich seine Absicht erreichen konnte. Als er mit Riesenkraft an der Sprengung des Schlosses arbeitete, entstunden, indem die Fluth das Fundament des Klostergebäudes unterminirte, neue Risse in den Mauern, mit fürchterlichem Krachen begleitet. P. Vulpinus seiner Pflicht in Ansehung der Erhaltung seines Balges getreu, ermahn-

te die Schiffer, sogleich vom Kloster wegzufahren, und sagte mit prophetischem Geiste die Strafe Gottes vor, die jenen Frevler an der Klosterpforte in wenigen Minuten treffen würde. Der Gottlose, sagte er, der es gewagt habe, Gott und seinen Gesalbten zu fluchen, werde sogleich, wie Kore, Dathan und Abiron, lebendig in die Hölle hinabstürzen.

Als der Soldat sah, daß die Schiffer abfuhren, gelang es ihm endlich unter noch gräulicheren Flüchen, die er gegen die Pfaffenreligion, den Pfaffengott, und seine Diener ausstieß, die Thüre zu sprengen. Er erhob ein lautes Freudengeschrey. Nun will ich Menschen retten, rief er, die der Pfaff nicht retten will, die er vielmehr absichtlich dem schrecklichsten Tode preis giebt. Der Allheilige, dessen Machtgebot, Menschen zu retten, mit Majestät in meinem Innersten ertönet, sey ewig mein Gott; diesem kann man nur dienen, insofern man Menschen dienet. Kamraden, rief er mit starker Stimme den abfahrenden Schiffern zu, Kamraden! fahrt zurücke, und erbarmt euch um Gotteswillen, der nichts als Liebe ist, der armen, verlassenen Kinder in diesem Kloster, die zuversichtlich ihre Hände gegen euch als ihre einzigen Retter ausstrecken.

Die gutmüthigen Schiffer, durch diesen Zuruf erschüttert, und auch durch mein Bitten bewogen, wandten auch wirklich um, und fuhren dem Kloster wieder zu. Bravo! Bravo! rief der Soldat; willkommen ihr Schutzengel verlassener Menschen! — Aber nun bot der heilige Satan alle Pfaffenberedtsamkeit auf,

um die guten Leute, in deren rohem Busen zwar die Stimme der Menschenliebe für die Rettung der armen Nonnen sprach, deren Geist aber von Jugend auf durch Mönchs- und Pfaffenreligion berückt, gleich einem Schilfrohr durch jeden Wind hin und her zu bewegen war, zu bereden, daß sie wieder umkehren möchten. Dieses gelang ihm auch. Die Schiffer ruderten wieder zurück. Als der Soldat dieses sah, schrie er mit fürchterlicher Stimme: so fahre denn zum Teufel, du verfluchter Baalsdiener! Fahre zum Teufel mit deinem ganzen Anhang, dem gesammten Mönchs- und Pfaffenthume! — Fahre zum Teufel mit dem Götzen, dem du dienest, und der Menschenopfer fordert! — Ich will sie retten die armen verlassenen Schäfchen. — Einzeln will ich sie auf meinen Rücken nehmen, und schwimmend durch die Fluthen in Sicherheit bringen. Sollte aber dieses Haus über mich zusammenstürzen, so sterbe ich des schönsten Todes, den man sterben kann — des Todes für die Menschheit. Fluchend den Pfaffen und Mönchen will ich sterben. Höre noch einmal scheinheiliger Verführer guter Menschen, die bereit, Menschen zu retten, durch dich zu Mördern werden, höre den Fluch, den Gott und die bessere Menschheit durch mich jetzt ausspricht, und zu seiner Zeit gewiß realisiren wird, so gewiß, als Gott und Menschheit lebt — den ewigen Fluch über dich, und das ganze Reich, dessen Mitglied du bist! Ja! verflucht sey das Mönchs- und Pfaffenthum! verflucht du, und deines Gleichen! jeder verflucht, der dem Satansreiche Vorschub thut! Das

ſprechend, ſprang er in die Klauſur; in demſelben Momente — ſtürzte das Kloſter zuſammen. *)

*) Der Aberglaube iſt ſich in ſeinen Grundſätzen, und Thaten überall gleich. In demſelben Frühjahr 1784. kam durch die gewaltſame Ueberſchwemmung des Mainſtromes ein Nonnenkloſter, eine halbe Stunde von Wirzburg entfernt, Namens Himmelspforte, in eine ähnliche Gefahr. Menſchenfreunde waren mit Schiffen herbey geeilet, um die in höchſter Gefahr ſchwebenden Nonnen, Ciſterzenſer Ordens, die ebenfalls zur ewigen Klauſur verdammt waren, zu retten. Allein der Beichtvater, ein Mönch aus dem berühmten Kloſter Ebrach in Franken, machte es gerade ſo, wie unſer P. Vulpinus; er verbot den Nonnen, von der angebotenen Rettung Gebrauch zu machen. Der damalige Obermarſchall an dem Hofe zu Wirzburg, der mir dieſe Geſchichte ſelbſt erzählte, hatte eine Tochter in dem gedachten Kloſter. Er ließ die Abtiſſin und den Beichtvater um die Loslaſſung ſeiner Tochter bitten. Aber vergebens. Was er durch Güte nicht erlangen konnte, ſuchte er mit Gewalt durchzuſetzen. Er nahm daher ſeine Zuflucht zu der Menſchenliebe des unvergeßlichen Fürſtbiſchofs Franz Ludewig, der der Abtiſſin und dem Beichtvater befehlen ließ, jede Nonne zu entlaſſen, die, um der Gefahr zu entgehen, in eines der herbeygeführten Schiffe flüchten wollte. Nur ſo konnte der damalige Obermarſchall, Herr von Gebsadel, ſeine Tochter erhalten, die aber nach vorübergegangener Gefahr wieder ins Kloſter zurückkehren mußte. — Heil dem menſchenfreundlichen Churfürſten von Bayern, der nun als Landesvater Frankens, die Feſſeln ſeiner mißhandelten Kinder zer-

Der fromme P. Vulpinus erhob ſeine geweihte Hand, machte über ſich und über alle Schiffer das Zeichen des heiligen Kreuzes, ſprechend: Sit nomen Domini benedictum! (der Nam= des Herrn ſey geprieſen). Der Gottloſe iſt, Gott ſey dank, mit Leib und Seele in die Hölle hinabgeſtürzt! Die unbefleckten Jungfrauen, die ihren Poſten nicht verließen, ſind gegen den Himmel gefahren, und umarmen ihren Bräutigam, von dem ſie in Ewigkeit nicht werden getrennt werden. Sanctæ Virgines orate pro nobis! (heilige Jungfrauen bittet für uns!). Wie gerne wäre ich mit euch auf einen Augenblick geſtorben, um ewig zu leben, wenn es mir die Pflicht nicht verboten hätte! — Schrecklicher und barmherziger Gott! ſchrecklich in Beſtrafung der Gottloſen; barmherzig in Belohnung derer, die dir Treue halten! Du haſt geſagt: nolite tangere Chriſtos meos! (vergreift euch nicht an meinen Geſalbten). Jener Frevler, der dort in das Heiligthum deiner Bräute, das zum Troſte derſelben nur deinen Geſalbten zugänglich ſeyn darf, eindringen wollte; der ſogar dir und deinen Heiligen fluchte, hat in dem Momente des verübten Frevels ſeinen Lohn empfangen, ſo wie ich, durch dich erleuchtet, voraus geſagt habe. Die heiligen Jungfrauen aber, die jener Böſewicht zur Treuloſigkeit gegen dich reitzen, und dadurch entheiligen wollte, ſtehen nun vor deinem Angeſichte, mit

---

brochen, und die Klöſter daſelbſt — die Gräber der Humanität — moraliſch zerſtört hat! A. d. H.

Siegeskronen geſchmückt. Sie ſind nun ewig dein, und Niemand wird ſie aus deiner Hand reißen. Der heilige Geiſt flattert auf ihren Häuptern herum, und zwitſchert göttlich das Brautlied, das dein Diener Salomon im Rauſch der göttlichen Liebe und Begeiſterung ſang, und deiner heiligen Kirche übergab. — Benedictus Dominus Deus Iſrael, quia viſitavit et fecit redemptionem plebis ſuæ (Gelobt ſey der Gott Iſraels, weil er ſein Volk heimgeſucht und erlöſet hat).

Mit ſtierem Blicke ſahen die einfältigen Schiffer den heiligen Mann in ſeiner Begeiſterung an, und vernahmen ſeine Worte, wie Gottes-Orakel. Nun wandte ſich der Begeiſterte an das Schiffsvolk, und ſprach: Geliebte! ihr könnet Gott nicht genug danken, daß er euch durch mich, ſeinen unwürdigen Diener, vor der Frevelthat, die Nonnen aus ihrem heiligen Brautbette — der Klauſur — zu reißen, bewahret hat. Wenn ihr auch ins Kloſter zurückgefahren wäret, in der gottloſen Abſicht, die Gott geweihten Jungfrauen zu retten, ſo würde ich doch an dieſem Gottesraube nicht den geringſten Antheil genommen haben. Nur ich, als Beichtvater, hatte das Recht, in dieſen heiligen Schafſtall Gottes zu gehen, und die Lämmchen des heiligen Geiſtes durch das Wort Gottes zu pflegen, zu nähren, zu tröſten, zu ſtärken; das Recht, in ihr unbeflecktes Brautbett — die Klauſur — zu ſteigen, und dem Herrn den Weg zu bereiten! aber keines Weges das Recht, ſie daraus zu reißen, und ihrem Seelenbräutigam zu rauben. Hättet ihr alſo den Gottesraub begehen wollen,

ſo hättet ihr ohne mich in die heilige Stätte eindringen müſſen. Aber ſo wie ihr auch nur einen Fuß in dieſelbe geſezt hättet, ſo wäret ihr ipſo facto excommunicirt, d. h. von der Kirche Gottes ausgeſchloſſen, und dem Teufel übergeben geweſen. Und in dieſem verdammlichen Seelenzuſtand würdet ihr ohne Buße, wie jener Gottloſe, der Gott und ſeinen Geſalbten fluchend, ſeinen Fuß in das Heiligthum ſetzte, mit dem Einſturz des Kloſters auf immer zum Teufel gefahren ſeyn. Quam terribile eſt, incidere in manus Dei! (wie ſchrecklich iſts, in die Hände Gottes fallen); und: Judicia Dei abyſſus multa (die Gerichte Gottes ſind ein tiefer Abgrund) wie die heilige Schrift ſagt.

Ihr hattet zwar die verdammliche Abſicht, einen Gottesraub zu begehen; aber ihr ließet euch noch durch mich zurecht weiſen, ſo daß ihr die Frevelthat nicht ausführtet. Daher wird euch Gott die Sünde, die ihr in Gedanken, aber aus Unwiſſenheit begienget, auch vergeben; denn ihr wußtet wahrhaft nicht, was ihr thatet. Daher hat auch Gott die Prieſter, als ſeine Stellvertretter, zur Leitung der Menſchen auf den Weg des Heiles angeordnet. Wer ihnen folgt, kann nie irren. Von ihnen ſagt unſer göttlicher Heiland: qui vos audit, me audit; qui vos ſpernit, me ſpernit (wer euch hört, der hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich). Ihr habt nun bey dieſem Vorfall einen neuen Beweis, wie glücklich der fährt, der ſeinen Verſtand gefangen gebend zum Dienſte des Glaubens, der

Stimme der Diener Gottes folgt; und wie unglücklich jeder iſt, wer den Ausſprüchen ſeines eigenen verkehrten Verſtandes und Herzens folgt. Laßt uns Gott danken, daß er ſich an jenem Gottloſen, der ſein Ohr der Stimme Gottes verſchloß, ſo fürchterlich rächte, und die Ehre ſeiner Diener ſo augenſcheinlich beſtätigte. Der Fluch, den derſelbe ausſprach, fiel in demſelben Momente auf ihn zurück. Laßt uns ferner Gott danken, daß er ſeine treuen Jungfrauen, mit der Martyrerkrone geſchmückt, in den Himmel aufnahm. Laßt uns endlich ihm danken, daß er uns, indem wir ſeine heiligen Gebote befolgten, vom zeitlichen und ewigen Tode rettete. Wir wollen nun zur Dankſagung den heiligen Roſenkranz, und die Allerheiligen Lytaney bethen.

Nun zog einer von den Schiffern, um ſich zum Gebethe zu ſtärken, eine Flaſche, mit Brantewein gefüllt, aus der Taſche. Als das der Gottesmann ſah, ſagte er zum Schiffer: guter Freund! nur einen Schluck von dieſem Labſal! Ich habe ſchon ſeit drey Tagen keinen Tropfen von einem ſtärkenden Getränke über die lechzende Zunge gebracht. Der Stockfiſch, den ich genoſſen habe, ſchwimmt nur in ſchlechtem Waſſer, und es iſt mir, als wenn ich ganz — Stockfiſch geworden wäre, da mir das nöthige Verdauungsmittel fehlte. Der Schiffer gab dem frommen — Stockfiſche die Flaſche. Angeſetzt, und in einem Paar Zügen ausgeſoffen — war Eins. — Ha! das hat geſchmeckt! rief der erquickte Diener Gottes aus. Indem er die leere Flaſche dem betroffenen Schiffer zurück gab, ſagte er:

Gott wirds euch vergelten, lieber Mann, und euch für die Paar Tropfen, womit ihr mich erquicktet, den Schnaps der ewigen Seligkeit einschenken. Er wird zu euch sprechen: ich war durstig (nach Schnaps?), und du hast mich erquicket: geh ein in das Schnapsmeer von Seligkeit, das in göttlichem Saus und Braus für meine Auserwählten von Ewigkeit zu Ewigkeit strömt. — Nun wurde in einem schmetternden Tone der Rosenkranz von ihm angestimmt; das Schifsvolk bethete nach: aber ich hatte keine Lust zu bethen. Obgleich noch durch Mönchsvorurtheile berückt, konnte ich doch den Abscheu gegen das unmenschliche Betragen dieses Pfaffen nicht unterdrücken. Feyerlich rollte der Donner der Flüche, die der Soldat ausgesprochen hatte, noch in meinem Geiste dahin. „Fluch einer Religion, die verbietet, Menschen zu retten! Fluch dem Pfaffengott, der, ein allmächtiger Tyrann, an der Qual der Menschheit Vergnügen findet! Fluch den Pfaffen und Mönchen, die die Menschheit unter die Füße tretend, das Göttliche und Heilige mißbrauchen, um den Arm der zur Rettung herbeyeilenden Menschenliebe zu lähmen! Der Allheilige, dessen Machtgebot, Menschen zu retten, mit Majestät in meinem Innersten ertönet, sey ewig mein Gott! diesem kann man nur dienen, insofern man Menschen dient." Diese Worte erschütterten meine ganze Seele; erschütterten die Grundfesten des Gebäudes, das die Mönche von meiner zartesten Jugend an in meinem Geiste aufgeführt, und sorgfältig unterhalten hatten. Die Gottlosigkeit des Soldaten schien

mir wahre Gottſeligkeit zu ſeyn. Unwiderſtehlich fühlte ich mich zu dem Altar dieſer gottſeligen — Gottloſigkeit hingezogen. Als ich endlich nach Roſenthal zu meinem Freunde zurückgekommen war, erzählte ich ihm den höchſt merkwürdigen Vorfall. Er wurde ganz entzückt durch die edle Denk- und Handlungsweiſe des Soldaten; ſo wie er ſeinen Abſcheu gegen den unmenſchlichen Pfaffen, und gegen das Mönchs- und Pfaffenthum nicht lebhaft genug äußern konnte. Er kam nun meinem Gefühle durch Gründe zu Hülfe, und ſuchte dem blinden Inſtinkt für Humanität, für wahre Religion und Moralität gleichſam Augen einzuſetzen. Nun fieng die wohlthätigſte Gährung in meinem Geiſte zur gänzlichen Rekonſtruktion an, die aber erſt durch die Bekanntſchaft, welche ich in den zunächſt folgenden Oſterferien mit dem vortrefflichen Paſtor Ehrenmann, und mit ſeiner liebenswürdigen, mich ganz bezaubernden Tochter Adelheid machte; und endlich durch die empörenden Auftritte einer Tragödie, die das Mönchsthum mit meiner geliebten Schweſter ſpielte, ganz vollendet wurde.

Die Bekanntſchaft mit dem Paſtor Ehrenmann und ſeiner Tochter habe ich dem vortrefflichen P. Hilarius zu Pfaffenhauſen zu verdanken. Ich kam in den Oſterferien nach dieſem Kloſter, wo ich erzogen wurde. Und da ich jetzt erſt anfieng, den P. Hilarius daſelbſt, den mir P. Tantalus, mein ehemaliger Lehrer und Erzieher, immer ſo ſchwarz, wie

einen Teufel, geſchildert hatte, nach Gebühr zu ſchätzen, ſo ſchlich ich mich in ſeine Zelle zur Zeit, da die übrigen Mönche im Chore waren. Denn es war dem P. Hilarius auf das ſtrengſte verboten, junge Leute in ſeine Zelle aufzunehmen, weil ihn die Mönche als einen Verführer der Jugend gebrandmarkt hatten. P. Hilarius war eben krank, und konnte daher nicht in den Chor gehen. Ich fand ihn als den lichtvolleſten, humaneſten, und rechtſchaffenſten Mann. Aber ich konnte nicht lange ſeine Anſprache genießen. Der Chor gieng zu Ende, und er bat mich, behutſam wieder ſeine Zelle zu verlaſſen. Er rieth mir zugleich, den Paſtor Ehrenmann zu Lichtheim noch in den Oſterferien zu beſuchen, und verſprach, mir ein Empfehlungsſchreiben an denſelben mitzugeben. Dieſer Mann, ſagte er, der mein vertrauter, aber geheimer Freund iſt, wird Ihnen ganz gewiß über die wichtigſten Dinge die nöthige Belehrung geben. Nach dem Mittagstiſch kam ein Kloſterdiener, und brachte mir vom P. Hilarius den verſprochenen Brief.

Ich gieng gleich des andern Tages nach Lichtheim. Dieſes ziemlich anſehnliche Dorf iſt nur eine Stunde weit von dem Kloſter Pfaffenhauſen entfernt. Es war der heiterſte Frühlingsmorgen, da ich dieſe kleine Reiſe machte. Um 6 Uhr gieng ich vom Kloſter weg, und kam um 7 Uhr zu Lichtheim an. Als ich in das Haus des Paſtors kam, ſagte mir ein artiges Mädchen, der Herr Paſtor ſey im Garten, der an das Hinterhaus ſtößt, und führte mich ſogleich ſehr

gefällig in denſelben. Ich traf den Paſtor mit ſeiner Tochter in einer ſchönen Laube an. Aeußerſt freundlich aufgenommen, übergab ich meinen Brief. Ich wurde ſogleich entzückt durch den erſten Blick, den ich auf den weiblichen Engel, ſeine Tochter, warf. In einem Alter von ungefähr vierzehn Jahren ſtand ſie da die Holde, im Aufblühen begriffen, und mit den Blüthen des Frühlings wetteifernd. Als der Paſtor den Brief geleſen hatte, ſagte er zu mir: ich freue mich recht ſehr, auf Empfehlung meines würdigen Freundes, des P. Hilarius, einen jungen Mann an Ihnen kennen zu lernen, deſſen Freundſchaft ich recht ſehr wünſche. Es wird mir höchſt angenehm ſeyn, wenn Sie die noch übrigen Ferien bey mir zubringen wollen. Ich nahm dieſe Einladung mit vielem Danke an. Ich wurde gebeten, mich zu ſetzen. Ich nahm meinen Platz ſo, daß ich der ſchönen Adelheid — ſo heißt das göttliche Mädchen — gerade gegenüber ſaß. Der Paſtor ſagte: ich bin gewohnt, meiner Tochter täglich in dieſem Garten, bey heiterer und günſtiger Witterung, von 7 bis 8 Uhr eine Lehrſtunde zu geben. Aber heute, da ich das Vergnügen habe, Sie bey mir zu ſehen, will ich von dieſer Gewohnheit abgehen, um mich mit Ihnen unterhalten zu können. Ich bat ihn recht dringend, dieſe Lehrſtunde zu halten, und mir das Vergnügen zu gönnen, bey derſelben gegenwärtig ſeyn zu dürfen. Er gab meiner Bitte nach, und fieng an, über das Weſen der Religion zu ſprechen. Gott! mit welcher Würde ſprach dieſer Mann von einem Gegenſtande, der der Menſch-

heit ewig heilig und ehrwürdig seyn wird, den aber die Pfaffen und Mönche durch die schändlichste Entstellung zur Unterdrückung der Menschheit mißbrauchen!. Welches Licht gieng in meinem Geiste auf! Welche Heiterkeit, welche Harmonie verbreitete sich über meine ganze Seele! — So hörte ich noch keinen Menschen über Religion sprechen. Der ehrwürdige Lehrer schloß seine Vorlesung mit folgender Stelle, die er aus Klopstocks Messiade vorlas:

Religion der Gottheit, du heilige Menschenfreundin!
Tochter Gottes, der Tugend erhabenste Lehrerin, Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich!
Schön, wie der Seligen einer, und süß, wie das ewige Leben!
Schöpferin hoher Gedanken, der Frömmigkeit seligster Urquell!
Oder wie sonst noch ein Seraph dich, Unaussprechliche, nennt,
Wenn dein lichtheller Strahl in edlere Seelen sich senket!
Aber ein Schwerdt in des Rasenden Hand; des Bluts und des Würgens
Priesterin, Tochter des ersten Empörers — nicht Religion mehr!
Schwarz, wie die ewige Nacht, furchtbar wie das Blut der Erwürgten,
Die du schlachtest, und über Altäre auf Todten einhergehst!

Räuberin jenes Donners, den ſich des Richtenden Arm nur
Vorbehalten. Dein Fuß ſteht auf der Hölle, dein Haupt droht
Gegen den Himmel empor, wenn dich die Seele des Sünders
Ungeſtalt macht, wenn ein Menſchenfeind dich zur Abſcheulichen umſchafft.

Tief gerührt ſaß ich da, und horchte noch, als er zu reden aufgehört hatte. Die letzten Verſe dieſer Stelle aus Klopſtocks Meiſterwerk erinnerten mich an das unmenſchliche Betragen des P. Vulpinus gegen die unglücklichen Nonnen zum heiligen Grabe. Ich erzählte dem Paſtor dieſen ſchrecklichen Vorfall, wovon ich Augenzeuge war, mit allen ſeinen Umſtänden. Er wurde dadurch äußerſt erſchüttert; und dem gefühlvollen Mädchen träufelten Thränen aus den ſchönen Augen. Er nahm von dieſer Trauergeſchichte Gelegenheit, mir ſeine Ideen über Religion noch weiter zu entwickeln, und gerade auf eine Art, wodurch meine Vorurtheile in der Wurzel ergriffen wurden. Ich hatte acht Tage lanz das Glück, dieſen Belehrungen über Religion und Sittenlehre, ihrem Grundweſen nach, beyzuwohnen. Der Garten war der von der Natur geweihte Tempel zu dieſen, mir ewig unvergeßlichen Unterhaltungen. Im Dufte der Frühlingsblüthen, der mannigfaltigſten Blumen, und wohlriechendſten Kräuter, durch die Hand des göttlichſten Mädchens gepflegt, unter dem Brautgeſang der Nachtigallen, bey dem Jubel der ganzen, vom Grabe wieder erſtandenen, und ihr Auferſtehungsfeſt

feyernden Natur, aus dem Munde des weiſeſten Religionslehrers, an der Seite der liebenswürdigſten Adelheid — die Lehren des Guten, Schönen und Erhabenen zu hören, war für mich Himmel. Hier mußten nach und nach alle Vorurtheile fallen, die mir unmenſchliche Mönche von zarteſter Jugend an beygebracht hatten.

Als ich den Paſtor nach ſeiner erſten Lehrſtunde fragte, ob er ſonſt keine Kinder hätte, als dieſe Hoffnungsvolle Tochter, ſagte er: Adelheid iſt mein einziges Kind. An meiner Tochter hängt mein ganzes Glück, und eine Rückerinnerung, die mich mit ſüßer Schwermuth unterhält. Ach! ihre vortreffliche Mutter ward das Opfer ihrer Geburt, am achten Tage nach der Entbindung. O möchte ſie ſo gut werden, als ihre Mutter, und mir dieſen größten Verluſt, den ich je erlitten habe, erſetzen! Sie meiner unvergeßlichen Gattin an Geiſt und Herzen ganz ähnlich zu ſehen, das iſt mein höchſter Wunſch; dahin geht mein raſtloſes Streben. Jede Stunde will ich einſt ſegnen, die ich jetzt zu ihrer Bildung verwende, wenn ſie mir, und dem Manne, den die gütige Vorſehung für ſie beſtimmt hat, das wird, was mir meine Emma war! — Er ſtund auf, und führte mich zu einer mit Zypreſſen und Trauerweiden umpflanzten Rodonte hin. Eine Kapelle ſtand am Schluſſe der Rodonte. In derſelben ſtand die Gattin des Paſtors von Alabaſter in Lebensgröße nach dem Leben, und mit einer Meiſterhand ausgehauen, auf einem großen breiten Piedeſtal von ſchwarzem Marmor,

worauf die einfache Inſchrift mit goldenen Buchſtaben zu leſen war: Hier ruht meine Emma. Die Wände der Kapelle waren grau und vermehrten das Schauerliche des Aufenthalts. Hier iſt der Ort, ſagte der Paſtor, wo ich oft mit meiner Emma Arm in Arm ruhte.

Es war ehemals eine große Laube da. Ach! nur ein Jahr lang habe ich dieſes Glück genoſſen. O wie freute ſich meine gute Emma mit mir, als ihr die Hoffnung keimte, Mutter zu werden. Sie ward Mutter unter fürchterlichen Schmerzen, und —, ohne den ſüßen Muttername von dem theuren Kind gehört zu haben, — ſtarb ſie. Hier habe ich ihr ein Denkmal errichten laſſen, um mich aller der Seligkeiten unſerer verlebten Tage zu erinnern. Hier iſt der Ort, wo ich ihrem Andenken heilige Thränen weine. Hier weile ich ſo oft, mit meinem ſüßen Harm vertraut, und kann mich Stunden lang bey'm Anblick des kalten Marmors der lebendigen und zärtlichen Liebe, die ſie belebte, und aller jenen mir unendlich theuren Züge erinnern. Hier ſinge ich öfters ein Trauerlied, das ich gleich nach ihrem Tode auf ſie verfaßte, und in Muſik ſetzte, und das hier an der Wand mit goldenen Buchſtaben aufgezeichnet ſtehet. Wir gingen in die Kapelle. Hier fand ich an der rechten Seite gegen die Wand ein ſehr ſchönes Forte piano; über demſelben an der Wand das Trauerlied. Links ſtand eine ſehr niedlich gearbeitete Bücherſtelle, mit den vorzüglichſten Schriften religiöſen, moraliſchen, und äſthetiſchen Inhalts verſehen.

Als ich mich eine kurze Zeit in diesem Tempel der Liebe umgesehen hatte, bat ich den Pastor, mir das Trauerlied zu spielen. Er that's mit so viel Ausdruck, daß ich bis zu Thränen gerührt wurde. Der Text des Liedes, dem die Melodie durchaus angemessen ist, ist folgender:

Sie ist nicht mehr! ich suche sie vergebens: —
Ach! Emma, die Gefährtin meines Lebens, —
Sie meine Wonne ist dahin.
Hört es ihr Haine! hört, euch will ichs klagen;
Euch sollen's meine bangen Seufzer sagen,
Daß ich nun ohne Emma bin!

Sie ist nicht mehr! die Hälfte meines Herzens —
Fließt Thranen, fließt, ihr Zeugen meines Schmerzens! —
Ach! daß sie mir entrissen ist! —
Voll Unschuld, Güte war ihr Herz — so helle
Wie dort auf jener Au die kleine Quelle,
Die murmelnd sanft durch Blumen fließt.

Sie ist nicht mehr! Wie groß war mein Entzücken,
Als sie zum Liedespfand mit Engelblicken
Mir reichte lächelnd ihre Hand! —
Wie wohl war uns! — Wie innig unsre Liebe! —
Wie harmlos, fern vom Sturme wilder Triebe! —
Und nun zerriß — der Tod dieß Band.

Sie ist nicht mehr! im Frühling ihrer Jahre
Fiel meine Emma hin zur Todesbahre —
Aus meinen Armen fiel sie hin.
So fällt am schwülen Tag die schönste Rose —
Die Blätter liegen einsam auf dem Moose —
Der Schmuck der Blumenkönigin.

Sie ist nicht mehr! beglückt durch Mutterfreude,
Wird sie, die Göttliche — des Todes Beute;
Das Leben bringend — löscht sie aus.
Hier liegt in sanfter Ruh' die theure Hülle,

Durchſtrömet einſt mit Kraft und Lebensfülle, —
In dieſem, ihr geweihten, Haus.

Sie iſt nicht mehr! die Quelle meiner Freuden,
Die Zeugin und Vertraute meiner Leiden.
Nun ſeh' ich traurig um mich her.
Von ihr verlaſſen ſitz' ich hier und weine:
Ich ſuche Ruh' — doch, ach! ich finde keine.
Denn meine Emma iſt nicht mehr! —

Dieſes Lied ſingt Herr Paſtor Ehrenmann ſehr oft, beſonders wenn ihn eine ſanfte Melancholie, erzeugt durch die Sehnſucht nach ſeiner geliebten Emma, überfällt. Nicht ſelten ſteht ihm Adelheid zur Seite, die glänzende Thräne des Mitleids im ſchönen Auge. Nach dem Opfer, das er ſeiner geliebten Emma gebracht hat, umarmt er dann ſeine Tochter, ſprechend: o meine Tochter, werde ſo gut, ſo edel, wie meine Emma, deine Mutter war! Und lebt meine Emma in dir fort, dann bin ich getroſt.

Ich kann Ihnen nicht genug beſchreiben, wie viel Seligkeit ich in einem Hauſe, das ganz der Weisheit, und Humanität geweiht iſt, genoß. Wie wohlthätig, und durchgreifend die Geiſtesveränderung war, die bey dieſem kurzen Aufenthalt in mir vorgieng, davon werde ich Ihnen ſelbſt immer mehrere Beweiſe geben. Ich gewann dabey die Liebe der ſchönen, und guten Adelheid in einem hohen Grade. Daß der brave Paſtor dieſe Liebe ſelbſt gerne ſieht, davon habe ich verſchiedene unzweydeutige Beweiſe. Er rieth mir, die Theologie aufzugeben, und mich dem Studium der Medicin zu weihen. Was mir hauptſächlich in der römiſchen

Kirche mißfällt, ſagte er unter andern, iſt das unmenſchliche Geſetz, wodurch den Religionslehrern der Genuß der Liebe, wodurch der Menſch erſt zur Humanität gebildet wird, verboten wird. Fliehen Sie, Freund, einen Stand, ſetzte er hinzu, der Sie des höchſten Lebensglückes, und des wirkſamſten Mittels, Menſchenfreund zu werden, beraubt. Sie haben alle Anlagen, ein glücklicher, und gemeinnütziger Mann zu werden. Und — kann ich etwas zu Ihrem Glücke beytragen, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich mir das größte Vergnügen daraus mache. Auch ich, ſagte Adelheid, die eben zugegen war, wünſche Sie recht glücklich, lieber Hermann. Und — was ich zu Ihrem Glücke beytragen kann, wird für mich ſelbſt das größte Glück ſeyn. Werden Sie ja kein Pfaff! — Ich verſprachs beyden auf das heiligſte. Nach acht Tagen nahm ich von dieſen edlen Menſchen Abſchied. Adelheid weinte; auch ich. Ich küßte ſie herzlich in Gegenwart ihres Vaters. Ich mußte verſprechen, auf die nächſten Michaelisferien wieder zu kommen: welches ich auch that. Auch in den Oſterferien dieſes Jahres war ich bey ihnen, und genoß das Glück der Freundſchaft und Liebe in einem immer höheren Grade. — Welch ein glücklicher Menſch bin ich nun, daß der Pfaffenwinter dem Frühlinge der Humanität und Liebe; der Sturm des Aberglaubens dem ewig heiteren Tage der Vernunft Platz gemacht hat! Nun kann ich mich erſt mit Wahrheit nennen auf ewig den — Ihrigen.

Vierter Brief.

Nun will ich Sie, th. F. mit der Tragödie vollständig bekannt machen, die das Mönchsthum mit meiner Schweſter ſpielte, und die, ſo empörend ſie auch für mich war, doch die wohlthätige Wirkung hatte, die Grundſätze, die mir Herr Paſtor Ehrenmann beygebracht hatte, unerſchütterlich zu befeſtigen.

Meine Schweſter ſollte mit dem Anfange dieſes Jahres (1785) in dem Kloſter zur ſchmerzhaften Mutter Profeſſion ablegen. Eingeladen zu dieſer die Menſchheit entehrenden, und grauſamen Feyerlichkeit, reiſte ich mit meinem Vater dahin, in der Abſicht, um, wo möglich, meine Schweſter zu retten. Ich ließ mir aber bey meinem Vater nicht das Geringſte von meiner veränderten Denkart anmerken. Er glaubte, daß ich noch immer Theologie ſtudirte, und dem Mönchsſtande von ganzem Herzen ergeben wäre.

Als wir im Kloſter angekommen waren, wurde es ſogleich der Abtiſſin gemeldet. Sie ließ uns ſagen, daß ſie uns nach einer halben Stunde Geſichtsfenſter*) geben wolle, und uns daher im Sprachzim-

*) Die Klariſſernonnen dürfen in keinem Falle aus der Klauſur treten, alſo auch nicht in das Sprachzimmer, das

ner erwarte. Zur bestimmten Zeit giengen wir in das Sprachzimmer. Wir warteten ungefähr noch eine Viertelstunde, als endlich die Frau Abtissin, begleitet von der Novitzenmeisterin meiner Schwester kam. Das heilige Loch wurde geöffnet, so daß wir die beyden Nonnen zur Hälfte sehen konnten. Es ist hier nämlich nicht, wie in jenen Nonnenklöstern, wo eine minder strenge Disciplin herrscht, z. B. bey den Ursuliner-Nonnen, wo zwischen dem Sprachzimmer und der Klausur ein

---

unmittelbar an die Klausur stößt, kommen. Die absolute Grenze ihres Universums ist die gemeinschaftliche Wand des Sprachzimmers und der Klausur. Von den Personen, die nicht unmittelbar zum Konvent gehören, darf Niemand in die Klausur kommen, als im höchsten Nothfalle der Arzt des Klosters, und — der gemeinschaftliche Hahn dieses heiligen Federviehes — der Beichtvater, der nicht selten sehr kräftige Absolutionen zu ertheilen, und zur Buße sonderbare Leibeskasteyungen, an denen auch er Antheil nimmt, den Nonnen vorzuschreiben weiß. — In der Wand, die das Sprachzimmer von der Klausur trennt, ist ein Loch, mit einer Winde von Holz versehen, wodurch die Nonnen empfangen was man ihnen gibt. Nebst diesem ist noch ein anderes Loch in der Wand, mit einem eisernen Blech verschlossen, das man innen herausnehmen kann. Wer die Nonnen sprechen will, muß sie durch dieses Loch sprechen. Die höchste Gunstbezeugung, die Profane erhalten können, ist, daß die Nonnen das Klausurloch öffnen, und sich von Angesicht zu Angesicht sehen lassen. Das nennt man Gesichtsfenster. Aber gewöhnlich bleibt dieses heilige Loch den Profanen verschlossen. A. d. H.

großes eiſernes Gegatter, mit einem Vorhang verſehen iſt, ſo daß man, wenn der Vorhang weggezogen wird, die Nonnen in Lebensgröße ſieht; ſtatt daß man bey den Klariſſern, durch ein kleines viereckiztes Loch guckend, das untere Stockwerk dieſer Nonnen gar nicht ſehen kann. Man ſieht nur die frommen Geſichter, und die ſanften Bewegungen des nach göttlicher Liebe, und der Ueberſchattung des heiligen Geiſtes ſchmachtenden Buſens, der aber, wie ich ausdrücklich bemerkt habe, hie und da unruhiger wird, und die ſtarken Feſſeln, womit er gebunden iſt, zu ſprengen droht.

Die Frau Abtiſſin, äußerſt freundlich, hob ſogleich an: Ich wünſche Ihnen Glück, gnädiger Herr (ſie mochte es erfahren haben, daß mein Vater nach einem Adelsdiplom haſchte,) zu der Vaterfreude, die Ihnen morgen Ihre Tochter machen wird. Sie iſt ein Engel! dem Körper und dem Geiſte nach. Sie iſt meine ſchönſte, aber auch zugleich meine frömmſte Nonne. Sie kann kaum den Augenblick ihrer ewigen, feyerlichen Vermählung mit ihrem Seelenbräutigam, der ihr Alles in Allem iſt, erwarten. Es macht Ihnen, gnädiger Herr, vor Gott und der Welt Ehre, daß Sie Ihrer einzigen, ſo geliebten, ſo blühenden Tochter, die in der Welt angebethet werden würde, in Abſicht auf ihren göttlichen Beruf keine Hinderniſſe ſetzen, ſondern ſie willig Gott zum Opfer bringen. Ich weiß nicht, ob ich das Opfer der Tochter, oder das des Vaters mehr bewundern ſoll.

Mein Vater. Ich habe mir von jeher zum

Grundgeſetz meiner Handlungen den Ausſpruch Jeſu gemacht, indem er ſagt: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Ich bemerkte an meiner Tochter ſchon in ihrer zarteſten Jugend einen ganz den göttlichen Dingen ergebenen, und den Eitelkeiten der Welt durchaus verſchloſſenen Sinn. Wenn ſie daher auch die erſte Schönheit der Welt wäre, ſo würde ich doch das Opfer nicht verhindern, das ſie ſo herzlich Gott zu bringen wünſcht.

Während mein Vater ſprach, hatten die beyden Nonnen ihre Blicke auf mich gerichtet. Der heilige Geiſt wurde ſichtbar in ihrem Buſen lebendig. Seufzer der himmliſchen Liebe ſtiegen empor. Endlich unterbrach die Abtiſſin meinen Vater: „ und dieſer ſchöne junge Herr da iſt?" . . . .

Mein Vater. Iſt mein Sohn.

Novitzenmeiſterin. Sie haben ja lauter Engel zu Kindern!

Mein Vater. Ich habe noch einen Sohn, der ein ziemlicher Wildfang iſt, und durch Blatternarben entſtellt, wie ein Teufel (Gott ſey bey uns, lispelten die Nönnchen, und kreuzten ſich) ausſieht.

Abtiſſin. Wie doch dieſer junge Herr Zug für Zug ſeiner Schweſter gleicht! Seine ganze Form iſt der Ausdruck weiblicher Anmuth, und Schönheit. Wie eine Roſe, die von einem heitern Frühlingsmorgen halb aufgeblühet, noch immer mehr Reize verſpricht, und jeden, der Gefühl für das Schöne hat, entzückt! —

Novitzenmeiſterin. Die Natur ſcheint ſich

an diesem jungen Herrn vergriffen zu haben, indem sie in der Absicht, ein Mädchen zu machen, unversehens einen Jüngling bildete.

Abtissin. In der That der junge Herr könnte die Rolle des schönsten Mädchens spielen, und die ganze Welt täuschen. Hätte er Frauenzimmerkleider an, und supplicirte bey mir in unser Kloster, ich würde keinen Betrug ahnen, und den maskirten Jüngling ohne Anstand als ein Mädchen admittiren. Beynahe möchte ich wünschen, daß dieser schöne Jüngling ein Mädchen wäre; gleich stünde diesem Engel unsere Klausur offen. Ha! ha! ha! (Der heilige Geist wurde in dem wogenden Busen der Nonnen äußerst lebendig.) Wie das Feuer der göttlichen Liebe auf seinem ganzen Gesichte flammt! Wie sein Auge nichts, als Frömmigkeit strahlt, und den Eitelkeiten der Welt verschlossen, nur was himmlisch und göttlich ist, mit Entzücken erblickt! — Ohne Zweifel wollen Sie auch geistlich werden, junger Herr?

Voll Schamröthe und Verwirrung wegen diesen Schmeicheleyen konnte ich kein Wort sprechen. Die Zunge war mir wie gefesselt. Mein Vater nahm daher statt meiner das Wort. Bisher, sagte er, hatte er für nichts anders Sinn, als Frömmigkeit, und den geistlichen Stand.

Novitzenmeisterin. Wie er da steht der Engelreine Jüngling, voll Sittsamkeit und Demuth!

Abtissin. Bey Gott nicht anders, wie die heilige Jungfrau, als sie den Gruß des Engels vernahm, und gleich darauf — durch den heiligen Geist überschat-

tet den Sohn Gottes empfing. (Der heilige Geist schien in dem Busen der Nonnen muthwillig zu werden.)

Noviizenmeisterin. Dreyeiniger Gott, sey gepriesen! Es gibt doch noch unschuldige Seelen in der Welt, diesem verfluchten Sodoma.

Abtissin. Schon zu lange haben wir die Bescheidenheit dieses jungen Herrn auf die Folter gespannt. Wir wollen von diesem Discours abbrechen. Vergeben Sie uns junger Herr! Wir haben an Ihnen nur die Gaben und Gnaden Gotttes gepriesen, von dem alles Gute kommt, ohne die Absicht zu haben, Ihre Bescheidenheit zu beschämen.

Novitzenmeisterin. Aber Ihr ältester Herr Sohn, gnädiger Herr! — verzeihen Sie meine neugierige Frage — was wird der werden?

Mein Vater. Er soll heyrathen, weil er will; und er will das, weil er ein Weltkind ist. Und ich will das so wenig hindern, als den Eintritt meiner beyden andern Kinder ins Kloster.

Die Nonnen. Bravo! Bravo! riefen die beyden Nonnen aus. — Die Gnade Gottes in Rücksicht auf den Beruf zu der ewigen Jungfrauschaft ist nicht allen gegeben; auch das Menschengeschlecht soll nach der Absicht Gottes fortgepflanzt werden, sagte die Abtissin. (Beyde Sätze bestätigte der heilige Geist in dem Busen der Nonnen durch ein regeres Wogen.)

Mein Vater. Ich habe einige schöne Güter; und ich würde es nicht gern sehen, wenn dieselben nach

meinem Tode in fremde Hände kämen. Aber dieſer Neigung des unteren Menſchen ungeachtet, *) würde ich dennoch darein willigen, wenn auch mein älteſter Sohn ins Kloſter gehen wollte. Aber, wie geſagt, er iſt ganz Weltkind: und darum ſoll er auch nächſtens heyrathen, weil ich beſorge, er möchte ſonſt ſich ſelbſt und ſeine Familie durch Ausſchweifungen entehren. Ganz martialiſch von außen und innen, und fähig, ſchon durch ſein Ausſehen dem Feinde Furcht einzujagen, ließ ich ihn, ſeinem Wunſche gemäß, Soldat werden. Ich kaufte ihm eine Unterlieutenantsſtelle. Aber durch ſeine Geſchicklichkeit und bewieſene Bravour bey einigen gefährlichen Volksauflaufen hat er ſich ſchon bis zum Hauptmann erſchwungen. Mag er nun als Weltmann und Soldat dem König und dem Vaterlande dienen. Auch den Dienſt für die Welt, wenn er aus Liebe zu Gott geſchieht, nimmt Gott mit Wohlgefallen an; und belohnt denſelben mit der ewigen Seligkeit. Wir haben ja ſogar heilige Soldaten. — Nächſtens wird von Verſaille ein Diplom kommen, wodurch mein Sohn, der in der Welt bleibt, noch mehr in den Stand geſetzt wird, ſeine Rolle mit Ehre und Glanz zu ſpielen. Wenn man einmal in der Welt lebt, ſo muß man auch mit der Welt und nach der Welt leben, ſo weit es das Gewiſſen erlaubt; ſonſt wird man zum Gegenſtande der Verachtung.

*) Pars inferior hominis iſt den Mönchsasceten die Sinnlichkeit. A. d. H.

Abtiſſin. Was Sie doch für ein einſichtsvoller Herr ſind! Sie wiſſen ſich in die Welt und in Gott zu ſchicken, und, wie Sie ſelbſt nach dem Ausſpruche Jeſu bemerkt haben, auf eine kluge Art dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt.

Mein Vater. Ein ſolches Betragen ſcheint mir die Klugheit der Schlangen (ja wohl der Schlangen im ſchlimmſten Sinne! —), und die Einfalt der Tauben zu ſeyn, die uns unſer göttlicher Heiland empfiehlt.

Novitzenmeiſterin. Sie zeichnen ſich, gnädiger Herr, vor den meiſten Weltleuten auf das rühmlichſte aus. Die Schlangenklugheit beruht bey Ihnen auf wahrer Gottesfurcht, ſtatt daß ſie bey den meiſten Eltern, die Gott ein oder das andere Kind zum Opfer bringen, nichts als eigennützige Argliſt, und Selbſtbetrug iſt. Kain opferte Gott das Schlechteſte von dem, was er beſaß; Abel das Beſte. Die meiſten Eltern geben bloß die Kinder an Gott ab, die durch allerley körperliche Gebrechen entſtellt, die Welt gleichſam auswirft. Was die Welt nicht mag, wird für Gott gut genug geachtet. Kinder aber, die durch blühende Schönheit des Körpers, und durch ſeltene Geiſtesgaben ausgezeichnet, ein Gott würdiges Opfer, das ein Abel bringen würde, werden könnten, werden ſich den Dienſt und die Eitelkeiten der Welt zurückbehalten. Sie, gnädiger Herr, machen aber eine ſeltene Ausnahme von dieſer abſcheulichen Weltſitte. Als ein wahrer Abel des neuen Bundes bringen Sie das Beßte Ihrer Heerde — Ihre ſchönſten und geiſtvollſten Kinder, der Welt,

die ſie für ſich behalten möchte, trotzend, Gott zum Opfer. Aber auf der Kainsſitte haftet ewiger Fluch. Nur auf Abels Altar ſteigt der Segen ſichtbar vom Himmel herab. Ihr älteſter Herr Sohn, geheiligt durch Ihre großmüthige Abſicht, und unterſtützt durch das Gebeth Ihrer beyden andern Gott geweihten Kinder, wird gewiß recht glücklich ſeyn in der Welt. Gott wird ſeinen Eheſtand ſegnen (der heilige Geiſt ſagte durch eine ſtärkere Bewegung des Buſens Ja —), und durch ihn Ihre Familie weit blühender und glänzender machen, als wenn Sie alle Ihre Kinder der Welt überlaſſen hätten.

Mein Vater. Ich vertraue auf Gott. Er wird alles zum Beßten derer, die ihn fürchten und lieben, einrichten. Ich habe meine Kinder gewiß recht chriſtlich erziehen laſſen. Nun mögen ſie ſelbſt, durch Gottes Gnade unterſtützt, die Früchte bringen, wozu ich den Saamen in ihre zarten Herzen ausſtreute. Ich glaube zu Gott ſagen zu können: Sieh hier mich, und meine Kinder. Ich übergebe ſie deiner Fürſorge! Durch meine Schuld iſt bisher keines verlohren gegangen. Eine gute Erziehung iſt die beßte Erbſchaft, die ein Vater ſeinen Kindern geben kann. Dieſe heilige Erbſchaft glaube ich meinen Kindern ſchon wirklich gegeben zu haben.

Abtiſſin. Ja wohl haben Sie Ihre Kinder von der zarteſten Kindheit an fromm und chriſtlich erzogen. Das merke ich an Ihrer Tochter, die morgen auch meine Tochter werden wird. Ich habe noch keine Novitzin ge-

habt, die während ihres Probejahres so viele Beweise der göttlichen Liebe gegeben hätte; die so zufrieden mit dem geistlichen Stande, so selig in dem Paradiese gewesen wäre; die mit so viel Sehnsucht dem Augenblicke, da das ewige Selbstopfer dargebracht werden soll, entgegen schmachtete, wie Ihre Tochter.

Mein Vater. Kann ich sie heute nicht sprechen?

Abtissin. Nein, gnädiger Herr! das geht nicht an. Die Novitzinnen machen geistliche Exercitiis (Exercitia, lispelte die Novitzenmeisterin, die, wie wir gleich sehen werden, mit lateinischen Sprüchen zu brilliren weiß, und vermuthlich lateinisch gelernt hat, der Abtissin ins Ohr) — geistliche Exercitia, während welcher, nach unsern Statuten, es streng verboten ist, mit irgend einem Weltmenschen zu reden, wäre es auch Vater und Mutter. Auch haben die Novitzinnen so eben erst gebeichtet, und zwar haben alle eine Generalbeichte ihres ganzen Lebens abgelegt; sie sind daher den ganzen Rest dieses Tages mit Bußübungen, wodurch sie ihr Herz für ihren himmlischen Bräutigam auf morgen zum ewigen thorus immaculatos *) (immaculatus, raunte die Novitzenmeisterin) zu reinigen, und zu bereiten bestrebt sind, beschäftigt. Endlich wenn ich es auch Ihrer Tochter erlauben wollte, hieher

*) Thorus immaculatus, zu deutsch, unbeflecktes Brautbette, von dem der heilige Paulus sehr ehrenvoll spricht, indem er den Ehestand wider die Schwärmer bey verschiedenen Gelegenheiten vertheidigt. A. d. H.

zu kommen, um Sie zu ſehen und zu ſprechen, ſo würde ſie, ganz in Gott entzückt, und z ängſtlich in Rückſicht auf die Beobachtung jeder Kloſterpflicht, durch dieſe Erlaubniß nur geärgert werden, und durchaus keinen Gebrauch davon machen.

Novitzenmeiſterin. Ja gewiß, das würde ihrem zarten Gewiſſen ein Stein des Anſtoßes ſeyn. Morgen, gnädiger Herr, nach abgelegter Profeſſion, und nach dem Tiſche, erlaubt es die heilige Regel, vor Weltleuten zu erſcheinen. Da wird Ihre Tochter, als geheiligte Braut Jeſu, und geſchmückt mit dem Kranze der ewigen Jungfrauſchaft, ſich mit Freuden Ihnen darſtellen. Morgen iſt der Tag, wo es heißen wird: hæc dies, quam fecit Dominus: exultemus, et lætemur in ea.

Mein Vater. Ich will durchaus nicht, daß auch nur ein Jota Ihrer heiligen Regel verletzt werde. Ich that dieſe Bitte bloß in der Vorausſetzung, daß ſie ohne Verletzung Ihrer heiligen Gewohnheiten, und Statuten könnte erfüllt werden. Ich warte gerne bis morgen, der für mich ein wahrer Freudentag iſt. Um aber etwas dazu beyzutragen, daß ſich an den Tagen, die wegen der Profeſſion zur heiligen Freude beſtimmt ſind, alles freue, was in dieſem heiligen Hauſe wohnt, und ſich von außen her hier verſammeln wird, habe ich in einem beſonderen Frachtwagen 600 Flaſchen Rheinwein vom acht und vierziger Jahrgang mitgebracht. Der Wagen ſteht noch, unabgeladen, im Kloſterhofe.

Abtiſſin. Jeſus Maria und Joſeph! Was Sie

doch für ein gütiger, gnädiger Herr sind! Das ist gar zu viel. Doch weil Sie einmal so überschwenglich gütig waren, so wollen wir dieses heilige Almosen mit Dank annehmen, und für Sie täglich unser unwürdiges Gebeth aufopfern. Die heilige Klara, unsere Ordensstifterin, hat es von Gott als eine besondere Gnade in einer Erscheinung des Herrn Jesus, ihres Seelenbräutigams erhalten, daß alle, welche den Klöstern ihres Ordens etwas Gutes erweisen würden, Antheil haben sollten an allen guten Werken, die in denselben verrichtet würden. Dieses hat der Herr Jesus der heiligen Klara nicht nur mündlich zugesichert, sondern ihr darüber ein besonderes Diplom, diktirt von dem heiligen Geist, und geschrieben von dem Erzengel Gabriel, als Staatssekretär des himmlischen Kabinets, wie Jesus selbst versicherte, ausgefertigt. Das Diplom ist in hebräischer Sprache geschrieben, als der Sprache, worin sich Gott den Menschen ursprünglich offenbarte. Auf dem Siegel ist die heiligste Dreyeinigkeit ausgeprägt. Gott Vater und Sohn sitzen auf einem erhabenen Thron: über ihnen schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube, überschattend die heilige Jungfrau, die unmittelbar unter dem heiligen Geiste in Entzückung liegend, den heiligen Rosenkranz, den sie bethet, vor lauter göttlicher Liebe fallen läßt. Unter dem Throne der heiligen Dreyeinigkeit sind die heiligen Apostel sammt einer unendlichen Schaar der übrigen Heiligen und Seligen zu sehen. Dieses Diplom wird in unserm Kloster zu Assis aufbewahrt, und wirket viele Wunder. Unter andern fahren

aus den Beſeſſenen ſogleich ſichtbar die Teufel aus, wenn es auf ihr Haupt gelegt wird. In dieſem allerheiligſten Diplom heißt es von Seiten der Dreyeinigkeit, welche darin ſpricht, ausdrücklich. „ Liebſte Braut — ſo wird die heilige Klara genannt — liebſte Braut, alles Gute, was die Menſchen dir, und deinen geiſtlichen Töchtern, die ſich mit uns vermählen, bis zum Ende der Welt — denn ſo lang ſoll dein Orden beſtehen — thun werden, und ſollte es auch nur ein Trunk Waſſers ſeyn, das ſie aus gutem Herzen deinen Klöſtern zubringen, das wollen wir, von Gottes Gnaden von Ewigkeit zu Ewigkeit heiligſte Dreyeinigkeit, Gott Vater, Sohn, und heiliger Geiſt, ſo anſehen, als wenn es uns geſchähe. Sollten dieſe Menſchen auch ein noch ſo gottloſes und laſterhaftes Leben führen, ſo wollen wir ihnen doch auf ihrem Todbette, oder in ſonſtiger Todesgefahr, worinn ſie bey geſundem Leibe fallen können, gnädig ſeyn, ſo daß ſie wenigſtens noch in dem letzten Augenblicke ihre Sünden bereuen, und ſelig werden können. Da ſie aber in dieſem Falle ohne Bußwerke, wodurch unſer Grimm gegen die Sünden einzig geſtillt werden kann, von der Welt abſcheiden, ſo fordert freylich unſere Strafgerechtigkeit, daß ſie in das Fegefeuer kommen. Aber die Zeit der Strafe ſoll möglichſt abgekürzt werden. Wir werden unſerm Präſidenten des Departements des heiligen Roſenkranzes, durch den jene Verehrung der Himmelskönigin, die wir als unſere Mitregentin der ganzen Welt beſtimmt haben, erfunden worden iſt, nämlich dem heiligen Dominikus

den Auftrag geben, ihre armen Seelen mit der Angel des heiligen Rosenkranzes aus dem reinigenden Feuermeer herauszufischen, und in den Himmel, unsere vorzügliche Residenzstadt, zu ziehen."

Wenn nun ein Trunk Wassers, mit gutem Herzen uns dargebracht, so hoch belohnt wird, wie hoch wird erst eine so ansehnliche Quantität Rheinweins, wodurch Eure Gnaden die heilige Dreyeinigkeit in unserer unwürdigen Personalität erquicken wollen, von Gott belohnt werden!

Mein Vater. Ich werde, so lange ich lebe, jährlich die heilige Dreyeinigkeit durch eine bestimmte Quantität des besten Rheinweins, den ich im Keller habe, in der Person der Frau Abtissin, und der Schwester Novitzenmeisterin erquicken. (Hier erhob sich recht sichtbar der heilige Geist vor Freude in dem keuschen Busen dieser Nonnen, und schien auf diese Erquickung schon lüstern zu seyn).

Abtissin. Aber, gnädiger Herr, wie wollen Sie es denn mit dem vielen Weine, den Sie so eben mitgebracht haben, gehalten wissen? Soll derselbe denn ganz für meine geistlichen Töchter, und die Gäste, die an diesen Freudentagen, die der heiligen Profession geweiht sind, in unserm Hause zusammen kommen werden, bestimmt seyn?

Mein Vater (hastig, und die fromme Rolle, die er spielen wollte, vergessend). Botz tausend S...t, und heilige Donnerwetter! (die Nonnen kreuzten sich). Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß zweyhundert Flaschen für die Frau Abtissin, und hundert

für die Schweſter Novitzenmeiſterin beſonders beſtimmt ſind. Nehmen Sie, gottſelige Damen, dieſe Kleinigkeit einſtweilen als einen Beweis meiner Dankbarkeit gegen Sie für die viele Mühe, die Sie ſeit 9 Jahren in der Erziehung meiner Tochter hatten, an. Ich werde dieſen Beweis jährlich, an dem Gedächtnißtage der feyerlichen Profeſſion meiner Tochter wiederholen.

Abtiſſin. Wir wollen es annehmen im Namen der heiligen Dreyeinigkeit, die Sie in unſerer Perſon erquicken. Die Belohnung dafür wird, dem Diplom gemäß, die heilige Dreyeinigkeit ſelbſt übernehmen. Denn wir ſind arme Mädchen, und haben nichts, als unſere unſterbliche Seele. Ja nicht einmal dieſe haben wir; weil wir uns durch die heilige Profeſſion mit Leib und Seele der heiligen Dreyeinigkeit zum ewigen Opfer gebracht haben. Daher genieſſen auch nicht ſowohl wir, als vielmehr die heilige Dreyeinigkeit den koſtbaren Wein, den Sie uns zum Geſchenke machen, ſo wie alles, was uns gute Leute geben. Sie ſind ein wahrer Abel; ſie opfern Gott in aller Rückſicht das Beſte, was Sie haben; Ihre beſten Kinder, und — Ihren beſten Wein. Damit Ihr Wein ſelbſt — Gott werde, ſo ſollen morgen alle Prieſter, die in unſerer Kirche Meſſe leſen werden, zur Konſekration von Ihrem Wein bekommen. Die guten Prieſter ſollen morgen das heilige Blut mit appetitlicher Andacht genießen; ſie ſollen bey der heiligen Kommunion, und bey dem Genuſſe des geſegneten Bechers ſchmecken, wie ſüße der Herr iſt. Kein Rauzenbeißer ſoll in den Herrn Jeſus verwandelt werden.

So recht, Hochwürdige Mutter, sagte die Novitzenmeisterin. Vinum lætificat cor hominis (der Wein erfreut des Menschen Herz) sagt der Psalmist in dem Rausche der göttlichen Begeisterung. Alles soll sich morgen freuen, und überall im ganzen Hause, auch in der Kirche. Wie werden die guten Franciskaner, unsere Ordensbrüder, in der Messe nur eines Ranzenbeißers gewohnt, das heilige Blut, das aus acht und vierziger Rheinwein gemacht worden ist, aus dem Kelche lecken, und das noch ungesegnete Kännelchen bis auf den letzten Tropfen ausleeren! Sie werden sich ganz gewiß der Worte des Psalmisten erinnern: Gustate et videte, quoniam suavis est Dominus. Ich möchte noch gerne hinzusetzen: et Spiritu plenus. (Schmecket und nehmet wahr, wie süße — und nach dem Zusatze der gelehrten Novitzenmeisterin — wie geistvoll der Herr sey.

Abtissin. Ich will nun Anstalt machen, daß der Wein abgeladen, und in Keller gebracht werde. Wir empfehlen uns einstweilen, gnädiger Herr. Morgen haben wir die Ehre, Sie wieder zu sehen, und Sie Nachmittag, so lange es Ihnen gefällig ist, zu sprechen. Morgen führen wir Ihnen Ihre Tochter, als ewig Gott geweihte Jungfrau, und Braut Christi vor. Morgen soll sich alles freuen bey Ihrem guten Wein.

Nach einer tiefen Verbeugung wurde das Klausurloch wieder geschlossen, und die beyden Nonnen entfernten sich. — Auch ich will für jetzt diesen Brief schließen, und mit nächster Post Ihnen, th. F. die Fortsetzung dessen, was im Kloster weiter vorgieng, liefern.

Fünfter Brief.

Verzeihen Sie, th. F., daß ich das Versprechen, das ich Ihnen in meinem letzten Briefe that, mit nächster Post Ihnen das, was noch ferner in dem Kloster zur schmerzhaften Mutter, die Profession meiner Schwester betreffend, vorfiel, zu berichten, bis jetzt noch nicht erfüllt habe. Es ist diese Unterlassung nicht eine Folge der Nachläßigkeit, sondern verschiedener unvorhergesehener Hindernisse. Sie wissen, wie weit umfassend das Studium der Medicin ist, und können sich daher leicht vorstellen, daß ich es für nöthig erachtete, demselben beynahe meine ganze Zeit zu widmen, um bald im Stande zu seyn, als praktischer Arzt aufzutreten, und in dieser Qualität den schönsten Zweck meines Lebens zu erreichen, nämlich mit meinem Adelheidchen durch eine unendlich bessere Profession, als die meiner Schwester ist, die göttlichste, die es gibt — durch die Profession und den Genuß der Liebe mich auf ewig verbunden zu sehen. Ich kann, um nichts in dem Studium der Medicin zu versäumen, nur die Stunden, die ich zu meiner Erholung bestimmt habe, zum Briefschreiben benützen. Fällt nun auch zu dieser Zeit etwas vor, das mich von dem angenehmen Geschäfte, mich

mit meinen abwesenden Freunden, besonders mit Ihnen zu unterhalten, abruft, z. B. wenn mein Lehrer und Freund, Herr Hofrath Weise, zu einem Patienten gerufen wird, welches er mir immer sogleich wissen läßt, um ihn begleiten zu können: so müssen sich meine abwesenden Freunde in Rücksicht auf die Briefe, die ich denselben zu schreiben habe, bis auf den nächsten Posttag, wo nicht selten dasselbe Hinderniß eintritt, gedulden. So kam es, daß ich schon seit 6 Posttagen nicht an Sie schreiben konnte, ob ich es gleich sehr wünschte, um Ihnen die Geschichte, die meine Schwester betrifft, weiter zu erzählen.

„Es ist für mich immer empörend, schreiben Sie mir, wenn ich höre, daß ein Mädchen — freywillig, oder gezwungen — Profession ablegt. Ich halte das für das größte Unglück, das einem Mädchen begegnen kann. Sie können sich also leicht vorstellen, wie schmerzlich für mich die Nachricht seyn mußte, daß dieses höchst unglückliche Loos auch Ihre Schwester — dieses göttliche Mädchen, ganz zur Liebe geschaffen — treffen sollte. Ich sah sie vor bereits zwey Jahren, ehe ich nach Würtemberg abreisete. Wie in den heitersten Frühlingsmorgen ein Rosenstock, mit Lilien, die ihn von allen Seiten umgeben, vermählt, voll von Blüthen und Knospen jedes Auge entzückt, so stand sie vor mir da die Göttliche. Ich pries schon im Herzen den Jünglich glücklich, dem es vergönnt seyn würde, dieses lebendige Paradies zu besitzen, und sich des Himmels, der in diesem göttlichen Mädchen konzentrirt ist, auf

immer zu freuen. Die Nachricht, die ich ſchon vor einem halben Jahre durch einen andern Freund erhielt, daß Ihre Schweſter von Ihrem Vater zur Ablegung der Kloſtergelübde beſtimmt ſey, hat mich mit einer ähnlichen Empfindung erfüllt, als die iſt, die mich ergreift, wenn im Frühjahre zur Zeit da die Natur, nach abgelegter Wintertrauer, ſich mit Blüthen aller Art krönend, trächtig von Hoffnungen, und in ihrem entzückenden Brautſchmuck erſcheinend, auf einmal durch einen Hagelſturm verwüſtet wird.

Was mich noch einigermaßen beruhigt, iſt der Umſtand, daß Ihre Schweſter, aus abergläubiſcher Neigung für den Kloſterſtand, in dem Abgrunde des Elendes ſich wenigſtens glücklich träumt, ob ſie es gleich nicht iſt, noch je werden kann. Denn die Natur läßt ſich ſchlechthin nicht unter die Füße treten; ſie behauptet, unbeſiegbar, ihre Rechte auch in der Zelle. Es gab nie einen wahrhaft glücklichen Mönch, oder eine glückliche Nonne. Das höchſte Glück, das in dem Satansreiche des Mönchthumes, erreicht werden kann, iſt ein im fieberhaften Zuſtande des Gemüthes wohlthätiger Traum des Himmels mitten in einer wahren Hölle. Ach! möchten ſie doch nie aus dieſem erquickenden Traume erwachen die glücklichen Elenden, nur glücklich durch Wahnſinn! Ein ſchauervolles, ewig zu verwünſchendes, und doch dieſen unglücklichen Schlachtopfern des Aberglaubens noch einzig zu wünſchendes Glück — ein Glück, vor welchem, als ihrer Vernichtung, die vernünftige Menſchheit zurück bebt! Aber auch dieſes höchſt unſelige Glück

iſt dieſen Elenden, ſo lange die Kraft des Selbſtbewußtſeyns noch nicht völlig und für immer durch den Mönchsaberglauben vertilgt iſt, verſagt; es ſind mir nur einige Beyſpiele der Art bekannt, wo die Elenden durch lauter angenehme Phantaſien bis zu ihrem Tode unterhalten, gleichſam den Freudenbecher des in Wahrheit ſich verwandelnden Irrthumes beſtändig tranken. — Alſo die meiſten erwachen von Zeit zu Zeit zum Selbſtbewußtſeyn, und mit demſelben zu dem fürchterlichen Anblick der Hölle, aus der, wie ſie wiſſen, keine Erlöſung zu hoffen iſt. Sind ſie ſich nun bewußt, daß ſie ſich freywillig in dieſelbe, freylich in dem Wahn, als ſey ſie ein Meer von Seligkeit, geſtürzt haben, ſo träufelt dieſer Gedanke noch einige Tropfen des erquickenden Balſames der Beruhigung in ihr zerriſſenes, und den Furien des Mönchsthumes preisgegebenes Herz. Der Menſch trägt jedes Unglück leichter und gelaſſener, wovon er ſeinem freyen Willen auch nur einigen Antheil zuſchreiben kann. Aus dem Tode ſelbſt ſprühen Funken des Lebens; aus dem Bewußtſeyn der Schuld rauſchet Ahnung von Seligkeit; und aus dem Vergehen glänzet Menſchenwürde hervor. — Aber drängt ſich dieſen Elenden das Bewußtſeyn auf, daß ſie durch eine fremde Hand, und was am meiſten empört, ſogar durch die Hand eines unmenſchlichen Vaters, einer ſataniſchen Mutter, eines mit Tygerſinn belebten Bruders — in den Ort der Qualen, wo ſie ihr Leben hinſchmachten müſſen, gewaltſam, ohne daß ſie es auf irgend eine Art hindern konnten, hingeſchleudert worden ſind, dann

ist für sie nichts übrig, als trostlose Verzweiselung, die ihr Herz ewig umschauert. Das ist nun, Ihrem letzten Briefe zufolge, der Fall bey Ihrer Schwester nicht. Sie hat noch den erbärmlichen Trost, sobald sie aus ihrem Traume erwacht, daß ihr Unglück, wenigstens zum Theil, ein Werk ihres eignen Willens ist. Freudig und sehnsuchtsvoll warf sie sich in die Fesseln, die sie nun, ach! auf immer nach sich schleppt, bis dieselben die wohlthätige Hand des Todes löset."

Ich habe absichtlich diese ganze Stelle Ihres Briefes, die so viel Schönes und Wahres enthält, hier abgeschrieben, um sie Ihnen in Rücksicht auf das, was ich Ihnen in Betreff meiner Schwester erzählen werde, unverrückt vor Augen zu halten.

Sie haben ganz recht, daß in dem Bewußtseyn, sich durch freyen Willen an die unseligen Bande des Mönchsthumes für immer geschmiedet zu haben, noch einiger Trost liegt. Aber Sie haben Unrecht, wenn Sie aus dem, was ich Ihnen in meinem letzten Briefe in Betreff meiner Schwester schrieb, den Schluß machen, daß das der Fall bey derselben sey. Hören Sie nur weiter.

Mein letzter Brief gieng bis auf den Moment, da die Nonnen das fatale Klausurloch, wo sie uns Gesichtsfenster gaben, schlossen. Ich stund noch ganz betäubt da, nachdem das Loch schon verschlossen war. Ich war ganz Aug und Ohr während der ganzen Unterredung, welche die Nonnen mit meinem Vater hatten. Es fiel mir gleich anfangs auf, daß sie ihre

Blicke gleichsam auf mich fixirten, und nur hie und da, durch einen erzwungenen Mechanismus des Wohlstandes geleitet, dieselben von mir abgeleiten ließen. Aber dieser Zwang schien sich in einen Zustand des Unbehagens, und einer Mortifikation, die ein zu großes Opfer von ihnen forderte, zu versetzen. Daher flogen ihre Blicke sogleich wieder auf mich zurück. Wie sehr fiel mir nun der Kontrast auf zwischen den Lehren, die mir P. Tantalus in Rücksicht auf die Eingezogenheit der Augen gab, und zwischen der Zügellosigkeit, die diese Nonnen ihren Augen erlaubten! Sollte vielleicht das Frauenzimmer, dacht' ich, bey dem freyen Anblick eines jungen Menschen, den man noch dazu, nach eignem Geständniß, für sehr schön findet, weniger Gefahr laufen, gereizt zu werden, als im entgegengesetzten Falle? Hat das Weib eine andere Natur, als der Mann? Ist es nicht vielmehr ein charakteristischer Zug des weiblichen Geschlechts, daß es noch reizbarer ist, als das männliche? —

Ganz in mich selbst gekehrt, stund ich da, als mein Vater mein inneres Selbstgespräch — ich hatte während der ganzen Unterredung der Nonnen mit meinem Vater kein Wort äußerlich gesprochen — durch folgende Fragen unterbrach: Hättest du wohl geglaubt, daß in diesem Kloster so viel Zufriedenheit, Munterkeit, Freude und Scherz wohnte? Ich antwortete ganz kurz, und sagte, daß man dieses Kloster vielmehr zur freudenreichen, als schmerzhaften Mutter nennen sollte.

Wir wurden ſogleich in ein anderes Gebäude, zur Aufnahme der Gäſte beſtimmt, geführt. Kaum waren wir dort in dem uns angewieſenen Zimmer angekommen, ſo pochte es an unſerer Thür, und — es trat ein Franciscaner herein. Er machte nicht viele Komplimente, ſondern ſagte, daß er der Beichtvater des Kloſters wäre, und daß er von der Tochter meines Vaters den Auftrag hätte, demſelben ſo manches von Wichtigkeit in ihrem Namen heute noch zu eröffnen. Mein Vater in der Hoffnung, von dem Kloſterbeichtvater in Betreff ſeiner Tochter eben ſo angenehme Nachrichten zu vernehmen, als er ſo eben von der Abtiſſin und Novitzenmeiſterin vernommen hatte, war äußerſt freundlich, und bat ihn, ſich neben ihm zu ſetzen. Ich ſelbſt erwartete ein ähnliches Geſpräch, wie im Sprachzimmer, und ſogar eine Art von Betteley, die auf den Weinkeller meines Vaters Bezug haben möchte. Ich entſchloß mich ſogleich, kein Wort darein zu ſprechen, ſondern eben ſo ſtumm zu bleiben, als im Sprachzimmer. Aber es war mir unmöglich. Das ganze Geſpräch wurde ſogleich auf das fürchterlichſte ernſthaft. Hören Sie nur!

Beichtvater. Ihre Tochter, mein Herr, läßt Ihnen ſagen, daß ſie ſich über Ihre glückliche Ankunft hoch erfreue, und daß ſie Sie heute noch ſprechen — müſſe.

Mein Vater. Das gute Kind! die Liebe zu ihrem Vater iſt bey der Nachricht von ſeiner Ankunft ſo

lebhaft erwachet, daß ſie glaubt, ihn ſogleich ſprechen zu müſſen, ob es gleich nicht ſeyn kann. Gute Kinder ſind nicht anders. Dieſe kleine klöſterliche Regelloſigkeit meiner Tochter iſt ihr doch wohl zu verzeihen: nicht wahr, Eure Hochwürden?

Beichtvater. Ich ſehe hier gar keine klöſterliche Regelloſigkeit, ſondern vielmehr abſolute Pflicht, wodurch Ihre Tochter geleitet wird. Es würde vielmehr Verbrechen gegen alles, was dem Menſchen heilig iſt, ſeyn, wenn Ihre Tochter nicht wünſchte, nicht darauf beſtünde, Sie heute noch zu ſprechen. Ganz von der Pflichtmäßigkeit dieſer Geſinnung Ihrer Tochter überzeugt, muß ich Sie recht ſehr bitten, mein Herr, das heiße Verlangen derſelben zu befriedigen.

Mein Vater. Eure Hochwürden machen mir zuviel Komplimente, indem Sie zu behaupten ſcheinen, daß es Pflicht meiner Tochter ſey, mir heute noch perſönlich ihre kindliche Liebe zu beweiſen. Genau genommen iſt in dieſem Wunſche meiner Tochter eine kleine Unregelmäßigkeit, die ſie als Nonne vermeiden ſollte; aber, wie geſagt, ſehr verzeihlich. Wer kann es einem guten Kinde, das lange ſeinen Vater oder ſeine Mutter nicht geſehen hat, verdenken, wenn bey der Nachricht von der Ankunft derſelben die kindliche Liebe alle Schranken zu ſprengen ſucht? Darauf gründen ſich vermuthlich die Komplimente, die mir Eure Hochwürden machen. Darauf die gar zu gütige Nachſicht gegen meine Tochter — Ihr Beichtkind. Man ſagt, meine Tochter ſey ſchön. Und wie kann ein Beichtvater, der

Lebensart verſteht, einem ſchönen Kinde etwas abſchlagen?

Beichtvater. Mein Herr! Es iſt hier nicht die Rede von Komplimenten, die ich Ihnen zu machen hätte — ich kenne überhaupt kein Kompliment, wo ich meine Pflicht zu erfüllen habe —; auch nicht von Gefälligkeiten, die mancher Beichtvater ſeinen ſchönen Beichtkindern erweiſen mag — ich verabſcheue jede Gefälligkeitserweiſung, die aus einer unlautern Quelle fließet, beſonders von Seiten eines Beichtvaters, der nur die Würde der Menſchheit, nicht aber die Außenſeite der Menſchen, die ſich ſeiner Führung anvertrauen, ins Auge zu faſſen hat. Ob Ihre Tochter die höchſte Schönheit, oder Häßlichkeit der Welt iſt, das iſt mir in dem vorliegenden Falle, wie immer, wo es um die Behauptung der Menſchenwürde zu thun iſt, ganz gleichgültig, ob ich gleich darin keine Ehre ſuche, als ein Mann angeſehen zu werden, deſſen Sinn für Schönheit überhaupt, und für die weibliche insbeſondere ganz abgeſtumpft ſey. Ich überlaſſe gern dieſe Ehre den Heiligen, und will nichts Höheres ſeyn, noch werden, als — Menſch. Ich weiß auch leider! nur gar zu gut, daß gerade diejenigen, welche dieſe Gefühlloſigkeit am meiſten affektiren, ſie am wenigſten haben; weiß, daß ſich an dieſen Heuchlern die Natur, die man unter die Füße zu treten ſucht, oder getreten haben will, auf eine ſchauervolle Art rächet. Dieß nur im Vorbeygehen, und in Beziehung auf die Gefälligkeiten der Beichtväter gegen

schöne Beichtkinder. Ihre Tochter, mein Herr, ist Mensch, und das ist es ....

Mein Vater (mit Hohngelächter den Beichtvater unterbrechend). Ich danke Ihnen, Herr Pater, verbindlichst für die unerwartete Neuigkeit, die Sie mir bringen, daß meine Tochter — ein Mensch sey, oder für das Kompliment, das Sie mir vielleicht machen wollen, daß ich an ihr keinen Hund, sondern einen Menschen erzeugt, und zur Humanität gebildet habe. Ha! ha! ha. Das läßt sich doch hören. Wie doch die Herren Franciskaner so klug und artig zugleich sind! Wahrlich man sollte nicht glauben, das in einer so rohen, und schmutzigen Kutte ein so abgeschliffener, lichtvoller, und schöner Geist wohnte!

Beichtvater. Wohl Ihnen, mein Herr, wenn es Ihnen keine Neuigkeit, über die Sie erst belehrt werden müssen, ist, daß Ihre Tochter — Mensch ist! — Wohl Ihnen, wenn Ihnen Ihr Vaterherz sagt, daß Sie keinen Hund erzeugt und erzogen haben, und wenn dieses Vaterherz Muth genug hat, seine heiligen Rechte gegen Menschen zu behaupten, die Ihre Tochter, als Menschen verkennend, wie einen Hund, oder eine Sache, wovon man einen beliebigen Gebrauch machen kann, behandeln! — Möge meine gewissenhafteste Versicherung, daß Ihre Tochter nicht besser, als ein Hund behandelt wird, und in der größten Gefahr schwebt, auf immer so behandelt zu werden, möge diese Versicherung, für deren Wahrheit ich Gott zum Zeugen rufe, Ihr Vaterherz, das man vermuthlich durch aller-

ley lügenhafte Vorſtellungen einzuwiegen geſucht hat, und noch immer einzuwiegen ſucht, wie ein Donner aus dieſem Schlummer aufſchrecken!

Mein Vater. Alle Donnerwetter über den, wer meine Tochter, wie einen Hund behandelt, und nicht als Menſchen reſpektirt! Wer ſind die tyranniſchen Menſchen, die meine Tochter auf dieſe Art mißhandeln? Meine Tochter — ein Hund? — Himmel tauſend S...t. Ich werde den Unmenſchen zeigen, daß meine Tochter Menſch iſt, ſowahr ich Menſch und Vater bin, und weiß, daß ich keinen Hund gezeugt, und erzogen habe.

Beichtvater. So recht, mein Herr! Fluchen Sie immer, und handeln Sie fluchend als — Menſch und Vater. Ihre Flüche ſind dann trächtig von Segen für Sie, Ihre Tochter, und für die Menſchheit, gleich den Ungewittern, welche die wohlthätige, und um die Erhaltung ihrer Kinder zärtlich beſorgte Mutter — Natur zur Zeit erzeugt, da alles dahin zu ſchmachten drohet. Fluchend durch Donner und Sturm — ſegnet ſie.

Mein Vater. Sie gefallen mir, Eure Hochwürden. Sie ſind, wie es ſcheint, nicht ſogar ſkrupulös in Rückſicht auf das Fluchen, wie die meiſten Beichtväter, die mich wegen der Flüche, die mir im Zorn zu entfahren pflegen, ſchon oft nicht abſolviren wollten. Ich meyne es in der That nicht böſe, wenn ich fluche. Die Vergleichung, die Sie zwiſchen dem Fluchen eines Menſchen, der nur flucht, um ſeinen Abſcheu gegen

Unrecht und Schandthat auszudrücken, und mit ganzer Kraft den Absichten der Bosheit, des Betruges, und der Arglist entgegen zu arbeiten, und zwischen der Natur, die durch Gewitter segnet, ist sehr passend und schön. So vernünftig hat noch kein Beichtvater meine Flüche interpretirt. Kann ich Euer Hochwürden morgen frühe beichten? Denn es ist gewöhnlich, daß die Eltern bey der Profession ihrer Kinder zum heiligen Abendmahle gehen.

Beichtvater. Handeln Sie nur erst, und zwar heute noch als Mensch und Vater, so wie Sie bereits durch einen — ich bekenne es offenherzig — mir höchst verehrungswürdigen und heiligen Fluch versichert haben; und dann wird sich von Beichten, Kommuniongehen, und — der Profession Ihrer Tochter sprechen lassen.

Mein Vater. Ich habe drey schöne Rittergüter, und erwarte — im Vertrauen gesagt — täglich das Adelsdiplom vom Könige für mich und meine Kinder — hieraus können Euer Hochwürden sehen, wie sehr ich für die Ehre meiner Kinder besorgt bin — und ich sollte dulden, daß meine Tochter als Mensch verkannt, gleich einem Hunde mißhandelt würde? Bey allen Teufeln! ich werde als Mensch und Vater für sie handeln; ich werde sie zu rächen wissen, es mag auch kosten, was es will; es mag treffen, wen es will.

Beichtvater. Ich wurde bisher immer von der Hauptsache, die ich Ihnen zu sagen habe, abgeleitet. Ich sage Ihnen daher bestimmt, und ohne allen Umschweif: man will Ihre Tochter morgen zur Ablegung

der Klostergelübde zwingen, wogegen sich ihr Herz auf das lebhafteste empört. Ein Zwang dieser Art ist die schrecklichste Mißhandlung des Menschen. Man greift das Göttlichste in dem Menschen an, wenn man seine Freyheit angreift, und ihn, wie einen Hund, an Fesseln legt, die er nicht selbst sich anlegen will. Nur die Beschränkung, die der Mensch als Folge seines freyen Willens vernünftiger Weise ansehen kann, bestehet mit der Menschenwürde, und seiner Selbstzufriedenheit. Aber irgend einen Menschen, er sey von Adel oder Bürgerstand, arm oder reich, Bettler oder Fürst, als ein Wesen ansehen, und behandeln, das bloß durch fremde Hand bestimmt, und beschränkt werden soll, heißt den Menschen zum Thiere, zur Sache herabwürdigen; ist Hochverrath an der ganzen Menschheit.

Mein Vater (ganz kalt.) Nun so weiß ich doch endlich die Mißhandlung — das große Verbrechen gegen meine Tochter. Ich danke Ihnen, Herr Pater! — Man will sie zur Profession zwingen — sie, die offenbar (das muß ich als Vater am besten wissen) einen göttlichen Beruf, dem sie ohne Verlust der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit nicht untreu werden darf, zum Klosterleben hat; sie, die mir, als sie ins Novitziat trat, ihren Beruf dazu in einem rührenden Briefe selbst auf das heiligste versichert, und mich auf das dringendste um die Erlaubniß, sich auf ewig in dem Kloster Gott weihen zu dürfen, bat. — Einen Menschen zu seiner Pflicht anhalten, und ihm dadurch den Weg zum Himmel bahnen, das heißt, nach der Spra-

che der neueſten Philoſophie, den Menſchen zum Thiere herabwürdigen, oder beſtimmt ausgeſprochen, zum Hunde machen. Dem zügelloſen Willen der Menſchen Einhalt thun, iſt Hochverrath an der ganzen Menſchheit. Merkts euch, ihr Fürſten! — Das ſind die Grundgeheimniſſe der neueſten Philoſophie, wodurch die Geheimniſſe des Evangeliums berichtigt werden ſollen. Qui poteſt capere, capiat (wer es faſſen kann, der faſſe es). — Das Evangelium ſagt in Abſicht auf die Menſchen, die einen Weg eingeſchlagen haben, der nicht zum Himmel führt: coge intrare (zwinge ſie, herein zu kommen). Die neueſte Philoſophie erklärt dieſes Verfahren, das Gott ſelbſt geboten hat, als gottlos, als Angriff nicht bloß des Göttlichen, ſondern auch des — Göttlichſten. Und dieſes Göttlichſte iſt — die Freyheit des Menſchen. Qui poteſt capere, capiat. Das Evangelium ſagt, daß man die fleiſchlichen Lüſte kreuzigen, die neueſte Philoſophie, daß man ſie befriedigen ſoll. Das Evangelium verſichert, daß ein Vater beſſer thue, wenn er ſeine Tochter nicht verheurathet, ut ſit ſancta corpore et ſpiritu (damit ſie heilig und unbefleckt ſey dem Körper und Geiſte nach); die neueſte Philoſophie nennt den Vater Unmenſchen, der ſeine Tochte wie einen Hund, den man an Ketten legt, behandle, wenn er ſie einem Stande weiht, wo ſie die Reinheit des Leibes und der Seele, ferne von der Peſtluft der Welt, auf das leichteſte bewahren, und ſich einſt im Himmel zu der Ehrenſtufe jener engelreinen Seelen erheben kann,

von denen es heißt: virgines sunt, et sequuntur agnum, quocunque ierit (sie sind Jungfrauen, und haben, als solche, das ausschlüssige Recht, dem Lamme zu folgen, wo es immer hingehet). Noch einmal: qui potest capere, capiat.

Beichtvater. Mein Herr! Ich kann mich jetzt nicht in eine Reihe der sonderbaren Erklärungen, die Sie einigen Stellen der heiligen Schrift geben, noch auch der Vorwürfe, die Sie der Philosophie, oder, nach Ihrem Ausdruck, der neuesten Philosophie machen, einlassen. Das würde mich nur von dem Hauptzweck, um dessen willen ich zu Ihnen gekommen bin, entfernt halten. Die Zeit ist kostbar; es ist kein Augenblick mehr zu versäumen, um Ihre Tochter zu retten. Ich sage Ihnen kurz und bestimmt: sie fodert mit Recht von Ihnen, Sie zu sprechen. Kommen Sie in das Sprachzimmer, und zeigen Sie ihr, daß Sie ihr Vater sind; sie als Ihr Kind anerkennen, und behandeln. Auf! mein Herr! (indem der edle Mann von seinem Sitze aufsteht, und meinen Vater bey der Hand ergreift) auf! — Mensch und Vater! — O lassen Sie sich diese Titel theurer und höher seyn, als jedes Adelsdiplom, als Königskronen, und als alles, was die Welt Glänzendes hat! Ich appellire in Ihrer Person nicht an den Mann, der drey Rittergüter besitzt, nicht an den künftigen Edelmann, sondern an den Menschen, und sage Ihnen, als solchem: es gilt die Rettung eines Menschen! Ich appellire an den Vater, und sage Ihnen: es gilt die Rettung Ihrer Tochter. Auf! —

Mein Vater. Ich bin nicht gewohnt, mir von meiner Tochter, und noch weniger, von einem — ſchmutzigen Bettelmönche befehlen zu laſſen.

Ich (meinem Vater um den Hals fallend.) Theuerſter Vater! folgen Sie doch dem Herrn Pater. Hören Sie Ihre Tochter — ach! meine unglückliche Schweſter — an. Sie können ja nicht weniger thun. Es ſteht dann doch in Ihrer Freyheit, ob Sie ſie — meine Schweſter — retten wollen oder nicht. Beſter Vater! erweiſen Sie doch mir und meiner Schweſter — und auch meiner Mutter, die ebenfalls durch mich bittet — dieſe einzige Güte!

Mein Vater. Was? unterſteheſt du dich auch, mich der Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen, indem du, wie dieſer Pfaffe da, Gefahr träumeſt, wo keine iſt, um mir dann, wenn ich gegen kein Phantom kämpfe, den Vorwurf zu machen, ich habe meine Tochter nicht retten wollen? Weg von mir, ich bin dein Vater nicht mehr, wenn du eine ſo empörende Sprache gegen mich führeſt. Biſt du auch ſchon von der neueſten Philoſophie angeſteckt, die verbietet, Vater und Mutter zu ehren, wenn ſie ihre Kinder auf den Weg des Heils zu leiten ſuchen, und keine Treuloſigkeit gegen Gott dulden wollen? Deine Schweſter iſt zum Kloſterſtand berufen; ſie hat es ſelbſt bezeugt: ſo ſoll ſie auch ihrem Beruf treu bleiben — und damit gut.

Ich. Sey es. Aber wer weiß, was ſie auf dem Herzen hat, das ſie Ihnen heute noch zu eröffnen für Pflicht hält? Es kann ja etwas von der höchſten Wich-

tigkeit seyn. Haben Sie doch die Güte, die Schwester anzuhören. Ist es von keiner Bedeutenheit, was sie Ihnen zu sagen hat, wer ist fähiger, sie zu recht zu weisen, als Sie — ihr Vater?

Mein Vater. Hast du es denn nicht selbst gehört, daß ich die Frau Abtissin um die Erlaubniß, meine Tochter zu sprechen, gebethen, und daß sie mir rund erklärt habe, es gehe dieß durchaus nicht an; es sey gegen die heiligen Klosterstatuten? Ich bin überzeugt, das die gute Frau Abtissin es gewiß erlaubt haben würde, wenn es nicht gegen ihr Gewissen und Pflicht, und gegen die heilige Klosterordnung, die sie zu handhaben, aber nicht zu verkehren hat, wäre.

Beichtvater. Mein Herr! ich habe Ihnen nur noch eine Erklärung zu thun, und dann werd' ich abtreten, weil ich sehe, daß Sie weder Menschen- noch Vatergefühl haben — Sie sehen, ich mache keine Komplimente. Ihre Tochter läßt Ihnen entschlossen sagen, daß wenn Sie ihr Ihre Unterredung versagen, sie morgen laut in der Kirche vor allem Volke, statt Profession abzulegen, ausrufen werde, daß die Nonnen hier und — Sie die Unmenschen sind, die sie zum Klosterstand zwingen wollen. Sie wird dann die ganze versammelte Menge um Schutz und Rettung anflehen. Zufrieden, meine Pflicht gethan zu haben, tret' ich nun von Ihnen ab.

Mein Vater. Geh zum Teufel, verfluchter Pfaff! Du taugst besser zum Schweinhirten, als zum Seelenhirten Gott geweihter Jungfrauen. Geh Verfüh-

ter meiner Tochter! ich werde dir einen Herrn ſchaffen, der dir das Handwerk legen ſoll. Darauf kannſt du dich verlaſſen.

Der Beichtvater. Ich fürchte die ganze Welt nicht. Sie mag ihre fürchterlichen Kräfte wider mich aufbieten; ſie mag über mich zuſammenſtürzen, wenn ich mir bewußt bin, daß ich meine Pflicht gethan habe. Ich werde Ihre Tochter aus allen Kräften ermuntern, um das zu thun, was ich Ihnen ſo eben geſagt habe. Und ſollte Furcht und Schrecken ihren Geiſt betäuben, ihre Zunge lähmen, ſo werde ich ihre Stelle vertretten. Das habe ich ihr ſchon verſprochen, ihrer dringenden Bitte zufolge verſprochen. Sie muß in jedem Falle gerettet werden. Wollen Sie nicht Retter ſeyn, ſo werde ich es ſeyn; ich werde Vaters Stelle vertretten, zur öffentlichen Schande ihres Vaters. Darauf können auch Sie ſich verlaſſen. Leben Sie wohl. (Geht ab.)

So eben werde ich zu meinem Lehrer gerufen, vermuthlich aus der Abſicht, um ihn zu einem Patienten zu begleiten. Ich kann Ihnen daher für jetzt nichts weiter ſagen, als, was der brave Beichtvater bey ſeinem Abſchied ſagte: Leben Sie wohl!

Sechster Brief.

Was doch der Beichtvater des Nonnenkloſters zur ſchmerzhaften Mutter für ein edler Mann iſt! rufen Sie in Ihrem letzten Briefe an mich aus. Der Charakter dieſes Mannes, der aus ſeinen Reden, und aus ſeinem ganzen Benehmen ſo göttlich hervorſtrahlt, hat mich in eine Art von Entzückung verſetzt, die mich noch immer beſeliget. Ich kann Ihren letzten Brief nicht oft genug leſen, um das göttliche Gefühl von Menſchenwürde in mir immer aufs neue zu beleben, das ſich in Fülle und Majeſtät in jenem Manne ausſpricht. Ein Mönch — ein Franciskaner — ein Nonnenbeichtvater — und ein ſolcher Mann! Welch ein Kontraſt! Iſt's möglich? ſagte ich anfangs zu mir ſelbſt, iſts möglich, daß aus der Satansſchule, dergleichen das Mönchsthum überhaupt, und vorzüglich der Orden der Bettelmönche iſt, ein ſolcher Menſchenfreund; aus dem Abgrund der Rohheit und Barbarey, wo alles Gefühl für das Schöne, Wahre, Erhabene verlohren geht, ein ſo ſchöner, gefühlvoller, und bey der höchſten Erhabenheit ſo humaner Geiſt; aus dem Chaos der ewigen Nacht ein ſolcher Engel des Lichtes; aus der Hölle des engherzigſten Egoismus, des niederträch-

zigsten Sklavensinnes, der heiligen Mordlust ein solcher Repräsentant des freyesten Weltbürgersinnes, des für das Beßte der Menschheit allen Schrecknissen-trotzenden Edelmuthes — hervorgehen konnte? — Wahrlich wenn mir je die Sonne des Bewußtseyns von Menschenwürde in ihrem vollen Glanz aufgieng, so war es hier. Der Geist des Menschen ist ein Heiligthum, das allem, was außer demselben ist, unzugänglich ist, wenn es sich nicht selbst in den äußeren Eindrücken öffnen will. Der Geist des Menschen nur sich selbst zugänglich, ist sich Gott und Priester zugleich. In seinem Innersten lodert die heilige Flamme der Freyheit, die sich selbst entzündet und ernähret, die Flamme des selbstständigen, absoluten Lebens. In dieser Flamme selbst rauschet die unversiegbare Quelle des heiligen Oehles, das immerwährend zur Flamme wird, und sich entflammend, sich wieder zum Nahrungsstoff macht. Der Mensch kann schlechthin zu Nichts bestimmt werden, wenn er nicht selbst, seine Würde, die einzig in absoluter Selbstbestimmbarkeit besteht, wegwerfend, sich bestimmen lassen will; sich passiv fremden Einflüssen hingiebt. Aber selbst in diesem Falle kann er seine Gotteswürde nicht ganz verläugnen. Denn er selbst ists, der sich bestimmt, sich bestimmen zu lassen. Auch seine Wegwerfung ist sein Werk. Er wird nur weggeworfen, insofern er sich selbst wegwirft; wird nur als Sache gebraucht, insofern er sich selbst dazu macht. Sogar in dem Momente der Selbstvernichtung,

die mit jedem Geiſtesakte eintritt, wodurch man ſich durch irgend etwas, was nicht Geiſt und Freyheit iſt, beſtimmen läßt, gehet er aus dem Grabe des abſoluten Todes zum neuen, verherrlichten Leben hervor. In den Gefilden des Todes ſelbſt rauſchet die Quelle des Lebens; in der ewigen Nacht ſtrahlet die Sonne der Selbſtheit; in der Hölle eröffnet ſich der Himmel; und aus dem Satan blicket die Gottheit.

Der Menſch wird in Rückſicht auf den Charakter ſeines Geiſtes nie gemacht; er macht ſich immer ſelbſt in Anſehung aller der Züge, die ſeinem Geiſte zukommen. Wäre die Gottheit auch wirklich der allmächtige Tyrann, wozu dieſelbe durch das Mönchsthum herabgewürdigt wird: ſo würde ſie vergebens Himmel und Hölle, und die Kräfte des ganzen Univerſums aufbieten, um einen Menſchen, der ſeine Würde fühlt, und ſie ſchlechthin behaupten will, zu zwingen, auch nur den geringſten Akt des Denkens und Wollens zu ſetzen, den er nicht ſetzen will, weil er weiß, daß er ihn nicht ſetzen ſoll. Im Hochgefühl ſeiner Freyheit würde er die Allmacht dieſes Tyrannen unter die Füße treten, und zu einer ſolchen Gottheit, die, das Univerſum in der Hand, ihn niederzuſchmettern und zu vernichten drohet, mit edlem Trotze ſprechend: du ſollſt wiſſen: Ich bin Menſch.

Ich bin Menſch, mag auch jener Edle unter der Hülle des Mönchsthums, der in Betreff Ihrer Schweſter ſo Menſchenwürdig, und eben darum ſo göttlich handelte, bey jedem Verſuche, den das

Mönchsthum machte, um ihn zu einem für sein Satansreich recht brauchbaren Thiere zu dreſſiren, zu ſich ſelbſt geſagt haben. Die Reize des unwürdigen Himmels, die man ihm, als Belohnung des blinden Glaubens und Gehorſams vorhielt, fielen vor ſeinen Augen in Nichts zurück; die Hölle, womit man ihn zu ſchrecken ſuchte, verlöſchte; die Gottheit, die man wider ihn donnern ließ, ſtürzte von ihrem furchtbaren Throne zu ſeinen Füßen, durch das Machtwort, das er ausſprach: Ich bin Menſch.

Der Menſch kann ſich in Rückſicht auf die Bildung ſeines Charakters über alle noch ſo große Hinderniſſe erheben, wenn er nur will. Und er ſoll wollen. Der große, mit der ganzen Energie des Geiſtes gedachte Gedanke! Ich bin Menſch, iſt der allmächtige Talisman, wodurch er alles beſiegen, alles ſeinem ſelbſtſtändigen Geiſte aſſimiliren, und daher ſelbſt das tödlichſte Gift in die heilſamſte Nahrung verwandeln kann. Er iſt abſoluter Organismus, der in Rückſicht auf alles, was er denken, wollen und thun ſoll, durchaus nicht von der Außenwelt abhängt, als nur inſofern er will. Er iſt nicht Erregbarkeit, wie der Organismus des thieriſchen Körpers, ſondern das abſolut erregende Princip ſelbſt, das nur von ſich ſelbſt abhängt. Mag die ganze Welt wider ihn ſeyn, wie es auch wirklich ſcheint; er ergreift ſie mit der allmächtigen Hand der Freyheit; verſetzt ſie in ſich, um ſie als Objekt ſeines freyen Denkens und Wollens zu behandeln. Alles wird ihm zur Selbſtheit, ſo bald er nur

vernünftig will, und durch die Stimme der Vernunft durch das Universum ruft: Ich bin Mensch. Er kann alles, was er will; weil er nie etwas will, was er nicht kann. Sein Wille aber ist allmächtig in Rücksicht auf alles, was er wollen soll. Und er will nie etwas anders, als was er soll. Nur wenn der Mensch das ist, was er durch das Selbstbewußtseyn, das sich durch den Ausdruck: Ich bin Mensch, ausspricht, zu seyn bestimmt ist, und was sich einem jeden, der die innere Gottesstimme vernehmen will, von selbst aufdringt — nur dann kann dem Menschen etwas zur Schuld, oder zum Verdienst imputirt werden. Er ist nur das, wozu er sich selbst macht; nur was er thut, ist im eigentlichsten Sinne seyn zu nennen. Quae non fecimus ipsi, vix ea nostra puto. (Was wir nicht selbst thun, gehört nicht uns selbst zu). Der Mönchsaberglaube, und der politische Despotismus — wähnen beyde, den Menschen nach Willkür machen zu können, wozu ihn zu machen ihr Interesse fodert. In den Schlupfwinkeln des Pfaffenthums werden die Dogmen, und in den Kabineten der Despoten die Gesetze*) ausgebrütet, wodurch die Freyheit des Menschen an ewigen Fesseln eines be-

*) Von eigentlichen Staatsgesetzen ist hier nicht die Rede, sondern blos von Machtsprüchen des Egoismus, die durch das: Sic volo, sit jubeo; sit pro ratione voluntas, sanktionirt sind. A. d. H.

ſtimmten Zuſtandes des Beſchränktwerdens geſchmiedet werden ſoll. Durch jene ſoll er dreſſirt werden, was und wie er als Glied einer Religionsſekte, durch die letzteren aber, was und wie er als Bürger eines despotiſchen Staates denken ſoll. Eitle Verſuche! Die Vernunft iſt mächtiger, als das fürchterliche, mit dem Arm der Allmacht bewaffnete Reich des Aberglaubens; mächtiger, als das ganze Despotenheer der Erde; mächtiger ſelbſt, als der Götze, vor dem der Aberglaube und der politiſche Despotismus im Staube liegend, ihre Opfer bringen. Die Nationen gehen zwar von dem Mitternachtspunkte des Selbſtbewußtſeyns langſam und unvermerkt der Dämmerung, dem Aufgange und dem vollen Tage entgegen. Nur in der Nacht, da die Menſchheit noch ſchlummert, oder ſich ſchlaftrunken die Augen reibt, gelingen einigermaßen die Verſuche der heiligen Argliſt der Pfaffen, und der profanen Gewalt der Herrſcher, deren Zweck die Unterdrückung der Menſchheit iſt. Aber was in den Zeiten der Barbarey gelang, gelingt nicht mehr in den Tagen, wo ſich die Nationen ſchon auf eine hohe Stufe der Kultur empor gearbeitet haben. Noch dulden ſie heute den despotiſchen Druck der Pfaffen und Herrſcher; und morgen, um einen einzigen Schritt weiter fortgerückt, ohne daß ſie es ſelbſt merken, erheben ſie fürchterlich ihre Stimme, die gleich einem Donner, als Herolden des Verderbens, durch die Welt rollt: Wir ſind Menſchen! Zittert Pfaffen! Despoten bebet! Wir ſind Menſchen. Je tyranniſcher der Druck

war, wodurch man die Nationen in den Staub beugte, desto fürchterlicher tönt jene Stimme. Dann stürzen die Altäre der Götzen; stürzen die Thronen der Despoten.

Es ist dem Menschen nicht als Schuld zu imputiren, wenn er zur Zeit der Minderjährigkeit der Vernunft zu Thorheiten verleitet wird. Aber es ist seine Schuld, wenn er zur Zeit, da er des freyen Vernunftgebrauches mächtig, selbstständig denken und handeln kann und soll, sich dennoch entweder als eine Maschine bewegen, oder als ein gelehriges Thier dressiren läßt.

Je größer, und mannigfaltiger die Hindernisse waren, die sich seiner Selbstbildung zur Vernünftigkeit und Humanität, zu einem selbstständigen, durchaus mit sich selbst, mit allen Vernunftwesen, als solchen, und der ganzen Natur harmonischen Charakter entgegensetzten; je finsterer die Nacht des Aberglaubens, die ihn umgab, und aus der er sich zum vollen Lichte eines ewig heiteren Tages empor arbeiten mußte, war, desto verehrungswürdiger ist er, desto mehr ist er Repräsentant der Gottheit. Nur im Kampfe gegen das unzählige Heer der Feinde des Lichtes, der Wahrheit und Tugend bewähret sich Seelengröße. Nur auf den Trümmern der Waffen der Arglist und Gewalt, und auf dem Schutt des niedergestürzten Reiches der Unvernunft und Unmenschlichkeit wehet die Fahne des Selbsttriumphes.

Kein Mensch erscheint mir ehrwürdiger, als ein Mönch, aus dem durch die Hülle der Thorheit die Son-

ne der Weisheit hervorbricht. Denn kein Mensch hat mehr Hindernisse zu überwinden, um das zu werden, was er werden soll — göttlicher Mensch, und menschlicher Gott — als der Mönch. Das Mönchsthum hat von jeher sinnreich alle Mittel ausgespähet, Geist und Herz zu verderben. Von dieser Kloake aus verbreitet sich zwar eine Pestluft über die ganze Menschheit; aber sie verliert doch viel an ihrer Kraft in der Ferne. Aber wer sich in diesem Pestlande selbst unangesteckt zu erhalten weiß, der muß Mensch im höchsten Sinne des Wortes, muß der geistigste Geist, der ganzen Außenwelt unzugänglich, seyn. Ein solcher Geist wird selbst die Thorheit zur Weisheit zu benutzen wissen *), und sich in einem noch schöneren Lichte darstellen, als der von Jugend auf zur Weisheit gebildete Mensch.

Es gab nie einen guten Mönch, als solchen, und kann nie einen geben; aber es gab von jeher, obgleich sehr sparsam gute Menschen unter dem zahllosen Heere der Mönche, die eben darum, weil sie gute Menschen waren, dem Geiste nach keine Mönche seyn konnten, sondern nur mit der Hülle des Mönchsthums bedeckt, desto mehr durch das jene Hülle durchbrechen-

---

*) Die Rose (singt einer unser geistvollesten Dichter), die auf unsern Beeten blüht
Zieht aus dem Dünger ihre Balsamkräfte;
Und aus dem stinkenden Gebiet
Des Truges und der Thorheit zieht
Die Weisheit ihre Nahrungssäfte.
Zusatz des Herausgebers.

de, und ſich verbreitende Licht der Humanität die Bewunderung, und Verehrung aller Edlen auf ſich ziehen mußten. Der Menſch, der ſich im Peſtſchooſe des Mönchsthumes zu veredeln, und zum erquickenden Fruchtbaume für die Menſchheit zu bilden weiß, iſt mir der höchſte Beweis von Menſchenwürde, — von der über alle Hinderniſſe erhabenen Kraft der Vernunft, und ihrer abſoluten Selbſtbeſtimmbarkeit. Hienge der Menſch nothwendig von dem, was ihm von außen kommt, ab, ohne das abſolute Vermögen zu beſitzen, ſich ſelbſt zum geraden Gegentheil von dem zu machen, was man aus ihm machen will, ſo müßte jeder, der durch Zufall ſich in jenes Satansreich verirrt hat, und hier ſeine Bildung erhält, nothwendig der verworfenſte Menſch ſeyn. Aber ſo iſt es nicht. Wenn auch der größte Theil der Mönche Auswürflinge der Menſchheit ſind, inſofern ſie die Vernunft verläugnend, an die hohe Pflicht der Selbſtbildung nicht denken, ſondern ſich zu allem machen laſſen, wozu ſie Thorheit und Argliſt zu machen ſtrebt, ſo geht doch ſelbſt aus dieſer Pflanzſtätte der Verworfenheit ſo mancher edler Menſch hervor, oder vielmehr weiß ſich mitten im Centrum des Verderbens zum Menſchen im höchſten Sinne des Worts, ſelbſtſtändig, und allen äußeren Einflüſſen zuwider, zu bilden.

Solche Erſcheinungen ſöhnen mich mit der ganzen Menſchheit aus, und ſind mir Bürge, daß die Vernunft ſo gewiß, als ſie Vernunft iſt, über das Reich der Unvernunft, das der Aberglaube der Pfaffen, und die Macht der Herrſcher mit vereinigten Kräften zu beſchüzen ſtreben,

ſiegen wird. Mit frohem Muthe und einem felſenfeſten Vertrauen auf die unſiegbare Kraft der Vernunft kann der weiſe Menſchenfreund über die noch ſo klug entworfenen Plane, und noch ſo künſtlich und gewaltig angelegten Machinationen der heiligen und profanen Menſchenfeinde hinwegſehen. Die Menſchheit iſt nicht zum Stillеſtehen, nicht zum Zurückegehen, ſondern ſchlechthin zum Fortſchreiten beſtimmt. Das kann kein Gott ändern, kein Satan verhindern. Wohl den Fürſten, die dieſe, auch für ſie erfreuliche und ſchlechthin unveränderliche Wahrheit erkennen, und die Menſchen nach dem unauslöſchlichen Charakter einer unendlichen Perfektibilität behandeln! Ihre Thronen ſind ſo unerſchütterlich, als die Vernunft, der ſie huldigen. Wohl den Religionslehrern, denen nichts göttlich iſt, als was vernünftig iſt, und die nur eine Verehrung der Gottheit, die ſich durch eines jeden Vernunft offenbart, und in eines jedem Herzen ihren Altar und Tempel hat, predigen! Dieſe Altäre, dieſe Tempel wanken nie. Segnen werden die Nationen die erhabenen Landesväter, die Freunde der Humanität, auf dem Throne ihre Kinder, die Staatsbürger, repräſentiren. Segnen werden ſie die Religionslehrer, die Feinde des Aberglaubens, nur darauf ausgehen, die Menſchen zu einer immer höheren Geiſtesfreyheit mit Klugheit und Entſchloſſenheit empor zu heben, und das göttliche Gefühl von Menſchenwürde in eines jeden Buſen immer lebendiger zu entflammen. Das iſt das heilige Feuer, das jeder Religionslehrer vom Himmel herabziehen, und immer mehr anfachen ſoll. Ich bin

gekommen, sagt Jesus, das Muster aller Religionslehrer, ein Feuer vom Himmel zu senden: und was will ich anders, als daß es brenne? Ohne dieses alles belebende Feuer liegt alles erstarrt und todt da in dem Reiche der Natur und der Menschheit.

Ja, die Vernunft wird siegen. Geist und Herz erhebender Gedanke! Und so gewiß sie siegen wird, so gewiß werden sie einstürzen jene Tempel der Gottlosigkeit, jene Schulen der Stupidität, jene Mördergruben der Menschheit, jene Freystätte des Lasters, jene Burgen des Sklavensinnes. So gewiß sie siegen wird, so gewiß werden sie zu Boden fallen die mächtigsten Thronen der Despoten, die ihre Größe und Stärke, gleich wilden Thieren, nur dadurch zu fühlen scheinen, daß sie würgen und auffressen. Die Menschheit wird ihnen zeigen, daß sie Menschheit ist. Wir sind Menschen, werden die empörten Nationen den gekrönten Unmenschen zurufen, und sie — von der Erde vertilgen."

Verzeihen Sie, Freund, daß ich beynahe Ihren ganzen Brief abschrieb, und vielleicht Sie zur Ungeduld reizte, da Sie so sehnlich zu wissen wünschen, was ferner in dem Kloster in Betreff meiner Schwester vorfiel. Ich wollte anfangs nur einige Bemerkungen, die Sie über den vortrefflichen Klosterbeichtvater machten, meinem Briefe voraussetzen, um einen recht passenden Anknüpfungspunkt für meine eignen Gedanken, und die Vorfälle, die ich Ihnen erzählen will, zu haben. Aber

alles, was Sie in der angeführten Stelle sagen, ist mir so ganz aus der Seele genommen, daß ich bewußtlos Ihre Gedanken als die meinigen niederschrieb, und nicht merkte, daß ich Ihren Brief kopirte. Mögen Sie nun Ihre Gedanken noch einmal durch meine Hand aufgezeichnet lesen. Diese lichtvollen Gedanken werden die schreckliche Finsterniß des Mönchsthumes aufhellen, in die ich Sie jetzt führen muß.

Als der Beichtvater sich aus unserm Zimmer entfernt hatte, fieng erst mein Vater an, bedenklich zu werden. Der Pfaff, hob er an, hat gesagt, meine Tochter würde, wenn ich sie nicht gutwillig in Freyheit setzen würde, statt die Gelübde abzulegen, vor dem ganzen in der Kirche versammelten Volke erklären, daß die Nonnen hier, und ihr Vater die Unmenschen wären, die sie zur Ablegung der Gelübde zwingen wollten. Er hat ferner auf das bestimmteste erklärt, mit dem Beysatze, ich könnte mich darauf verlassen, daß, wenn meine Tochter vor Furcht und Schrecken betäubt, nicht sollte sprechen können, er ihr die Zunge lösen, oder vielmehr selbst aus vollem Halse dem Volke jene für mich höchst entehrende Erklärung thun würde. Es ist ein verwegener, ungeschliffener Kerl, der durchaus keinen Sinn für Wohlstand hat. Das sieht man aus allem, was er sagte, und that. Daß ich drey Rittergüter besitze; daß ich nächstens werde Edelmann werden, darauf wird er, wie er selbst versicherte, gar keine Rücksicht nehmen. — Es ist nichts gewisser, als daß dieser Bube meine Tochter zur Unzufriedenheit mit ihrem

göttlichen Berufe, und zu jenem mich und meine ganze Familie, die ſich bald aus dem Staube des Bürgerſtandes heben wird, entehrenden Entſchluß, und vielleicht — zu was noch Aergerem verführt hat. Er hat ja ſelbſt geſtanden, daß er keine Ehre darin ſuche, gegen die weiblichen Reize gleichgültig zu ſeyn, und daß er dieſe Ehre den Heiligen überlaſſe. Er will kein Heiliger, der mit Weibern nichts zu thun haben kann, wie ausdrücklich Jeſus von den Heiligen ſagt: erunt sicut angeli Dei, qui neque nubent, neque nubentur; nein, er will bloß Menſch ſeyn, von dem die heilige Schrift ſagt, daß er von der Empfängniß und der Geburt an nur zum Böſen geneigt ſey. Was vom Fleiſch iſt, iſt Fleiſch, ſagt unſer Heiland; nur was vom Geiſt kommt, iſt Geiſt. Eben darum weil der Menſch, als Menſch Fleiſch iſt, ſoll er wiedergebohren werden durch den heiligen Geiſt, weil er ſonſt nicht in das Reich Gottes eingehen kann. Dieſer ruchloſe Pfaff will, inſofern er bloß Menſch ſeyn will, nichts anders ſeyn und bleiben, als — Fleiſch. Vermuthlich iſt der heilige Geiſt, wodurch er ſich wiedergebähren (ſeinen heiligen Orden verlaſſen, und in dem Schlamme fleiſchlicher Lüſte ſich wälzen) will, meine Tochter. Aber bey Gott! dieſem heiligen Geiſte werde ich die Federn ausrupfen, daß er nicht aus ſeinem Schlage fliegen, und jenem Fleiſchbengel werde ich den Balg abzunehmen, und ſeine Glieder (an ewige Feſſeln des Kerkers geſchmiedet) zu läbmen wiſſen. Der Ehrloſe! Es iſt ein Sprüchwort unter ſchlechten Geiſtlichen: Si non caste, saltem cau-

te (wenn nicht keusch, doch behutsam). Aber dieser Bengel ist plump und unverschämt genug, laut zu bekennen, und seine Ehre darin zu suchen, daß er durchaus nichts anders, als ein fleischlicher, den bösen Lüsten preisgegebener Mensch seyn wolle. Wie kann der auch nur einen Funken von Ehre haben, der in dem Bekenntniß der Ehrlosigkeit einzig seine Ehre sucht? — Aber du ehrloser Bube! du sollst wenigstens ehrliche und ehrliebende Leute nicht mehr ärgern. Im Kerker — im ewigen Kerker soll deine Schande modern. In ewiger Nacht sollst du deine Werke der Finsterniß üben! Dahin werd' ichs gewiß bringen, sobald ich Edelmann bin. Das sey die erste edle That, die ich als Edelmann verrichten werde, — der erste Beweis, daß ein edleres Blut in meinen Adern wallet, als in dem gemeinen Bürger, der zum Pöbel gehört — die That, daß ich deinen lüsternen Fleischsack in Fesseln, in ewige Fesseln schlage! Das gelobe ich Gott von nun an, und werde ich morgen geloben am Altare zur derselben Zeit, als meine Tochter die Gelübde ablegen wird. — Aber sie wird ja dieselben nicht ablegen, wie der Pfaff recht zuversichtlich erklärt hat; sie wird vielmehr das Gegentheil thun, und mich — einen künftigen Edelmann öffentlich brandmarken. Aber Geduld! dagegen giebt es schon noch Mittel. Ablegen muß sie die Gelübde, davor hilft nichts. Sie hat einen göttlichen Beruf dazu; und nie werde ich zugeben, daß sie demselben untreu wird. Ich weiß schon, was ich thue. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich gehe zur Aebtissin, und will meine Tochter

sprechen. Ich will ihr schon den Trotz, den ihr der Pfaff eingeblasen hat, benehmen. Der Pfaff soll seine Schandthat, wenigstens zum Theile morgen noch büssen. Meine volle Rache verspare ich aber bis auf den Zeitpunkt, da das Adelsdiplom wird angekommen seyn, weil ich dann mit mehr Kraft und Ansehen werde wirken können. Die edle That, die der Bürger nicht ausführen kann, vermag ganz gewiß der Edelmann, dessen sie auch würdiger ist, als des Bürgers. *) — Hierauf gebot mir mein Vater unter Androhung einer strengen Ahndung, in dem uns angewiesenen Zimmer zu bleiben, und gieng fort.

---

*) Dieser Barbar hier, stolz auf den Besitz von drey Rittergütern, und das Adelsdiplom, das er täglich erwartet, hat freylich sehr unedle Begriffe von einem durch den Staat geadelten Menschen. Der Pöbel unter dem Adel, entblößt von allem Geistes-Adel, und einzig den ganzen Werth des Menschen in den Adel, der von außen kommt, setzend, hat von jeher ähnliche Begriffe durch Wort und That geäußert, und dadurch den Adelstand überhaupt bey dem Pöbel des Bürgerstandes verächtlich gemacht. Die Vernunft hat nichts wider den Adelstand an und für sich einzuwenden, und wenn sie über denselben spottet, so hat sie nur den Pöbel dieses Standes im Auge. Es ist jede vernünftig, daß in dem Staate Belohnung des Verdienstes, und Ermunterung zu demselben statt hat. Ob es auf diese oder jene Art geschiehet, gilt dem vernünftigen Manne ganz gleich. Der Adel, der vom Staate ertheilt wird, kann als ein solches Mittel, das Verdienst zu belohnen, oder zu demselben zu ermuntern,

Ich bemerkte, am Fenster stehend, daß mein Vater geradezu jenem Theil des Klosters zueilte, wo das

---

angesehen werden; als Belohnung in Rücksicht auf den, welchem derselbe unmittelbar ertheilt wird: als Ermunterung in Ansehung dessen, der ihn durch Geburt angeerbt hat. Nach dieser Ansicht ist der Adelstand ein Recht, das jedem Vernünftigen heilig und unverletzlich, und nur dem Pöbel, der keinen Sinn für Verdienst hat, verächtlich ist. Nur die Mißbräuche, die in Ansehung dieses Standes eingerissen sind, und dem Verdienste im Wege stehen, sind von weisen Fürsten abzuschaffen, so wie der musterhafte Churfürst von Bayern schon ein Beyspiel gegeben hat. — Was von dem Adelstande gilt, gilt in gewisser Rücksicht auch vom Fürstenstande. Der Fürst ist in den Augen der Vernunft nichts anders, als Landesvater, und als solcher höchst verehrungswürdig. Der Despot, der seinen höchsten Werth nur in willkürliche Gewalt, die er in Händen hat, und wodurch er die Nationen, deren Vater er seyn sollte, das fürchterliche Gewicht seines Armes fühlen lassen kann, setzt, ist nicht Landesvater; folglich auch nicht Fürst; als Fürst ist er, obgleich noch so ruhig auf dem Throne sitzend, in den Augen der Vernunft detronisirt. Der französische Pöbel hat zur Zeit der Revolution allen Fürsten überhaupt Verderben geschworen, und zu eben der Zeit, als er in jedem Fürsten einen Despoten erblickte, und zu vertilgen strebte, den abscheulichsten Despotismus ausübt. Despot ist nur der Mensch, der Menschen als bloße Mittel zur Befriedigung seines Egoismus behandelt. Nur ein solcher ist in den Augen der Vernunft verabscheuungswürdig, er sitze auf dem Throne, oder sitze sich auf den Bettelstab. A. d. H.

Sprachzimmer war. Ich beſchloß, nach einiger Zeit ihm nachzugehen, und in das Sprachzimmer zu ſchleichen. Nach ungefähr noch 6 Minuten gieng ich an dieſelbe Stelle, und blieb vor der Thüre ſtehen. Ich hörte noch Niemanden ſprechen, ſondern nur einen Menſchen ſehr heftig in dem Sprachzimmer auf und abgehen, und erkannte an dem Tritte meinen Vater. Nach einigen Minuten hörte ich das Klauſurloch ſich öffnen, und die Abtiſſin meinem Vater entgegen rufen: Was befehlen Sie, gnädiger Herr? Es wird Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet ſeyn?

Mein Vater. Das Unangenehmſte von der Welt.

Abtiſſin. Doch hoffentlich nicht durch Jemanden von meinen Leuten?

Mein Vater. Sie mögen ſelbſt urtheilen, Hochwürdige Mutter, ob der Mann, der mich auf das empfindlichſte beleidigte; — der meine Tochter verführte, zu den Ihrigen gehöre.

Abtiſſin. Jeſus Maria und Joſeph! Was? Sie beleidigt, gnädiger Herr? — auf das empfindlichſte beleidigt? — in meinem Kloſter? — Und noch dazu — Ihre Tochter verführt? — Welcher Donnerſchlag für mich! Erklären Sie ſich näher.

Mein Vater. Ich ſage Ihnen ohne Umſchweif. Der Beichtvater Ihres Kloſters iſt der Mann, der mich auf das empfindlichſte beleidigt; der Mann, der meine Tochter verführt hat.

Abtiſſin. Der Kloſterbeichtvater? — Ich bin

des Todes! (Hier ſchlich ich mich in das Zimmer, ohne bemerkt zu werden, und ſtellte mich in eine Ecke, wo ich nicht ſo leicht geſehen werden konnte.) Der Kloſterbeichtvater, Ihr Beleidiger — der Verführer Ihrer Tochter? Wie hängt das zuſammen?

Mein Vater. Kaum kam ich mit meinem Sohne in das Zimmer, das uns angewieſen wurde, ſo trat dieſer geiſtliche Bengel hinein. Nach einigen Umſchweifen die nur als Einleitung zur Grobheit dienten, die aber ſelbſt ſchon das Gepräge der Grobheit — ſo grob, wie ſein Habit — trugen, ſagte er mir endlich in einer ſo grellen Stimme, als wenn er im Rauſche das Deus in adjutorium meum intende anſtimmen wollte, und daß man es ganz gewiß in dem Kloſterhofe hören konnte, ich ſey Unmenſch, wenn ich nicht noch heute meine Tochter aus dem Kloſter nähme —

Abtiſſin (meinen Vater unterbrechend, und laut ſchreyend.) Heilige Klara! iſts möglich? Es ſtehen mir alle Sinne ſtill.

Mein Vater. Meine Tochter würde, wenn man ſie doch zwingen wollte, Profeſſion abzulegen, morgen öffentlich in der Kirche dem ganzen verſammelten Volke zurufen, daß die Nonnen hier, und ich — die Unmenſchen wären, die ſie an ewige Feſſeln ſchmieden wollen. —

Abtiſſin (noch lauter aufſchreyend.) Jeſus Maria und Joſeph! Die Nonnen hier — der gnädige Herr — Unmenſchen! [illegible]liche Läſterung! Wir zuſammt die Unmenſch[illegible] ſie zum Kloſterſtande

zwingen wollen! Wer hat sie gezwungen ins Noviziat zu treten? Teuflische Lüge (Gott sey bey uns)!

Mein Vater. Er würde selbst, wenn meine Tochter vor Angst und Schrecken nicht sollte sprechen können, ihre Stelle vertreten, und an das Volk jene Erklärung thun. — Mit dem trotzenden Zusatze, daß ich mich darauf verlassen könnte, wich er von mir — der heilige Satan.

Abtissin (sich bey dem Worte Satan kreuzend, und leise, Gott sey bey uns, murmelnd, dann aber noch jämmerlicher, als zuvor aufschreyend.) Heilige Dreyfaltigkeit! was ist das für ein Geistlicher! was für ein Beichtvater Gott geweihter Jungfrauen! Seine Priesterschaft in Ehren gehalten — ist er übrigens ein wahrer Teufel (Gott sey bey uns), der sich, wie der heilige Paulus sagt, in einen Engel des Lichtes zu verstellen weiß, und durch das geistliche Kleid, und noch dazu durch das Kleid des heiligen Franciskus auf eine recht verführerische Art maskirt ist.

Ein solches Unglück habe ich seit meiner ganzen geistlichen Regierung noch nicht erlebt. — Aber es ist kein Unglück, das der Herr nicht zum Besten der Seinigen zu lenken weiß. So erblicke ich auch in diesem Unglück noch ein großes Glück. So sehr mich auch die Beleidigung schmerzt, die dieser gottvergessene Priester, Mönch und Beichtvater Gott geweihter Jungfrauen, Euer Gnaden, und meinen lieben Mitschwestern, (ich für meine Person, meiner Unwürdigkeit mir bewußt, freue mich, um des Namen Jesu willen Schmach zu

leidem) zugefügt hat, so ist es doch ein wahres Glück, daß jener verstellte Engel des Lichtes, der dem — Gott sey bey uns! als Werkzeug, und zwar in diesem heiligen Hause, dienen wollte, endlich demaskirt, in seiner ganzen Abscheulichkeit da stehet. Er hätte noch viel Unglück stiften können. Dieses Glück habe ich Ihnen zu verdanken, gnädiger Herr. Sie sind als ein wahrer Schutzengel meines Klosters hieher gekommen; und werden sich auch dadurch als solchen beweisen, daß Sie mir behülflich sind, diesen Seelenverführer sobald, als möglich, aus diesem heiligen Hause zu vertreiben, und dafür zu sorgen, daß er — Sie werden schon wissen, wie das geschehen kann — ganz außer Stand gesetzt wird, irgendwo noch im geringsten zu schaden.

Mein Vater. Das schwöre ich Ihnen bey meiner Seele, die bald vollwichtiger werden wird. Ich werde Ihnen sogleich meine Maasregeln, die Sie gewiß als sehr zweckmäßig anerkennen werden, eröffnen. Nur muß ich Sie bitten, mir vorläufig zu sagen, wie Sie zu diesem Beichtvater gekommen sind; wie es kam, daß Sie den Fuchsbalg dieses Unwürdigen seit der Zeit, als er hier Beichtvater ist, bey aller Ihrer Weisheit nicht entdeckten. Ich hoffe durch die Beantwortung dieser Fragen in den Stand gesetzt zu werden, meine Maasregeln um so besser, und den Umständen angemessener zu treffen.

Adriffim. Was Euer Gnaden doch für ein einsichtsvoller Herr sind! An diesen Umstand hätte ich nicht gedacht. Gott sey mit Ihnen; Gott führe die weisen,

und heiligen Rathschläge, die er Ihnen eingegeben hat, aus! So sehr ich vor frommer Begierde brenne, die Maaßregeln, wodurch jener Verführer heiliger Jungfrauen aus diesem dem heiligen Geiste einzig geweihten Tempel verbannt, und für immer unschädlich gemacht werden soll, zu hören, so will ich doch auf die Befriedigung meines Eifers für die Ehre, und das Haus Gottes, das mein Kloster ist, Verzicht leisten, bis ich Ihnen die mir so weise vorgelegten Fragen beantwortet, und Sie mit allem, was ich von diesem Verführer weiß, hinreichend instruirt habe. So hören Sie denn.

P. Sincerus — so heißt unser Beichtvater — wurde uns durch den vorigen Provinzial zugeschickt. Dieser Provinzial wurde im verflossenen Jahre abgesetzt, weil man herausbrachte, daß er mit den Ketzern Freundschaft hielt, und unter die jungen Franciskaner seiner Provinz ketzerische Bücher verbreitete, und zum Lesen empfahl. Viele derselben waren sogar so gottlos, daß sie auch das Ketzergift unter das gemeine Volk bringen wollten, und daher verschiedene Predigten, die von den Ketzern im Druck herausgekommen sind, abkanzelten. Das merkten zum Glück einige Jesuiten (die zwar äußerlich aufgehoben, doch dem Geiste nach noch immer die eifrigen, und erleuchteten Männer sind, die sie vorher waren). Die Jesuiten waren von jeher mit der besondern Gnade von Gott begabt, das Ketzergift, wenn es auch noch so fein verarbeitet, von keinem andern Menschen bemerkt werden konnte, gleich heiligen Spürhunden, die Gott in den letzten Zeiten seiner Kirche zum Schutz ge-

geben hat, zu riechen, und auszuspähen. Diese heiligen Hunde der Kirche Gottes gaben von allen Seiten laut, und bellten nach Pflicht so kräftig, und lange, bis die Hirten der Kirche, die Bischöffe, wach wurden. Der Provinzial wurde abgesetzt, und, wie man vorgab — er hatte einen großen Anhang unter dem Volk — in eine entfernte Provinz nach Oestreich versetzt. So viel ich aber von guter Hand weiß, so liegt er daselbst an Fesseln in einem scheußlichen Kerker, und soll nie das Tageslicht erblicken. Das durfte man aber nicht laut werden lassen; denn er hatte sich durch Menschenliebe, wie die Ketzer, und durch häufige Werke der Wohlthätigkeit, bey dem Volke sehr beliebt zu machen gewußt. Aber eine vorgebliche Menschenliebe, die aus einem Ketzergeist, und aus der Absicht kommt, die Ketzerey zu verbreiten, ist vor Gott, und allen rechtgläubigen Christen verflucht. Darum wird es Gott auch aus gerechter Rache nicht zulassen, daß jener Ketzerfreund einen Menschenfreund, der ihn aus dem Kerker errette, finde.

Mein Vater. Bravo! Bravo! Hochwürdige Mutter! Kein Umstand könnte der Ausführung meiner Absicht günstiger seyn, als der, daß der Klosterbeichtvater von jenem schon verurtheilten Ketzerfreund, dem vorigen Provinzial, hier angestellt wurde. Es ist schon res judicata, wie die Juristen sagen, für uns da, worauf wir sicher bauen können. Aber was geschah denn mit den übrigen Franciskanern, die von ihrem ketzerischen Provinzial verführt, sogar die gedruckten Predigten der Ketzer abkanzelten?

Abtiſſin. Sie wurden alle nach Oeſtreich in daſſelbe Kloſter, wo der Provinzial eingekerkert iſt, verſchickt; auch weiß ich, daß ihre Provinz derſelbe Kerker iſt, wo ihr Anführer ſchmachtet. Alle liegen an Feſſeln. Man läßt ſie nur kümmerlich durch ſparſame Portionen von Waſſer und Brod das Leben friſten. Ihr Lager iſt Stroh, wie man gefeſſelten Hunden in ihre Hütten ſtreut, das nur ſelten, voll des Unraths, weggeſchafft, und durch neues erſetzt wird. Hier mögen ſie einander, wie die verdammten Ketzer in der Hölle, auf eine fürchterliche Art predigen, wenn ſie einander anſehen. Einige von ihnen ſollen ſchon geſtorben ſeyn. Man erwies ihnen, dem Geiſt der Kirche gemäß, die immer, ſelbſt wenn ſie ſtrafen muß, eine zärtliche Mutter bleibt, noch vor ihrem Tode die Gnade, daß man ihnen die heiligen Sakramente reichte. Aber zum Schreckerempel für alle, die Freundſchaft mit Ketzern halten, und Ketzerey zu verbreiten ſuchen, wurde von Seiten der geiſtlichen Obrigkeit verordnet, daß ihre Leichnahme nicht begraben werden, ſondern an den Feſſeln, woran ſie lebend hiengen, verfaulen ſollen. Das iſt das wahre Schickſal des ketzeriſchen Provinzials ſammt ſeinem Anhange. Zur Ehre des Ordens muß ich noch bemerken, daß es nur drey waren, die Ketzerpredigten hielten. Es kamen zwar noch mehrere in Verdacht. Aber dieſes entſetzliche Verbrechen konnte nur dreyen erwieſen werden. Die übrigen, die ketzeriſche Bücher bloß für ſich hatten, ohne daß man ihnen beweiſen konnte, daß ſie davon für das katholiſche Pub-

likum Gebrauch machten, wurden nur auf eine Woche exkommunicirt, und, jeder in seinem Kloster, auf eben so lange Zeit eingesperrt. Auch wurden ihnen die Bücher weggenommen. Sie entschuldigten sich damit, daß ihnen die Bücher von dem Provinzial zugeschickt worden wären. Und es kam ihnen die Versicherung, die sie auch durch einen Eid bestättigten, sehr zustatten, daß sie nicht einmal gewußt hätten, daß die Verfasser jener Bücher Ketzer wären. Der schlaue Provinzial hatte, um das Ketzergift um so sicherer zu verbreiten, die Titelblätter der Bücher herausgeschnitten, wie er selbst, zum Glück der Verführten, eingestanden hat. Jene aber, die nach Oestreich in eine unterirdische Provinz transportirt worden sind, wußten, daß die Predigten, die sie abkanzelten, von Ketzern verfaßt wären, wie sie selbst bekennt haben. Auch fand man in der Zelle des Einen von jenen Volksverführern ein eigenhändiges Manuscript einer Recension, wo ein ketzerisches Buch, das eine seiner Hauspostillen war, außerordentlich gelobt, und allen Geistlichen und Seelsorgern empfohlen wurde. Für dieses Lob, das er einem Ketzer ertheilte, wird er in der Woche einmal mehr gegeiselt, als die übrigen. Denn um nichts zu vergessen, so gehört auch das zu ihrer Strafe, daß sie wöchentlich zweymal vom P. Guardian, oder Vikarius gegeiselt werden. Das Publikum weiß aber von dieser Behandlung kein Wort. Man gab bloß vor, um kein Aufsehen zu erregen, daß sie in eine österreichische Provinz versetzt worden wären, weil sie hier das Publikum geärgert hätten, und folglich auch

bey ihrer Beſſerung nicht mehr ſoviel, als anderwärts, wo man nichts von ihrer Vergehung wüßte, nützen könnten. Uebrigens hätte die Sache gar nichts auf ſich. Denn ſie hätten ihren Fehler bereut, und wären daher von dem Kirchenbanne ſammt den damit verbundenen Strafen losgeſprochen worden.

Mein Vater. Alſo auch die Spießgeſellen des Provinzials ſchmachten im Kerker? Dieſer Umſtand iſt für meinen Zweck noch beſſer, als der erſte. Und — ſie ſchmachten in demſelben Kerker, wo jener reſidirt? Vortrefflich! Es würde widerſprechend ſeyn, wenn dieſer erhabene Oberer ohne Untergebene wäre. Nun iſt ſeine Reſidenz zugleich ſeine Regierungsſphäre. — Endlich dieſe Apoſtel der Ketzerey liegen an Ketten, wie Hunde? Göttlich! Nun mögen ſie bellen, ſo viel ſie wollen. Sie können nicht mehr beißen. Es wäre Schade, wenn der Kloſterbeichtvater nicht in jenem unterirdiſchen Konvent als Beichtvater angeſtellt würde. Ich werde ihm ganz gewiß zu dieſer Würde zu verhelfen wiſſen. Bey Gott! dieſes Glück ſoll ihm eher zu Theil werden, als er es vermuthet. —

Es thut mir leid, th. F., daß ich für jetzt die Erzählung und Darſtellung dieſes gottſeligen Geſpräches zwiſchen meinem Vater und der Abtiſſin unterbrechen muß. So eben erhalte ich einen Boten von meinem Lehrer in der Medicin, der mich zu ſich rufen läßt; und die Poſt geht ab. Auf den nächſten Poſttag ſollen Sie die Fortſetzung erhalten.

Siebenter Brief.

In der Voraussetzung, daß Sie th. F., äußerst begierig sind auf die Fortsetzung des Gespräches, das ich in meinem letzten Briefe abbrechen mußte, will ich sogleich den Faden wieder da anknüpfen, wo ich ihn fallen ließ.

Mein Vater. Aber sagen Sie mir doch, Hochwürdige Mutter, wie kam's, daß sich der Klosterbeichtvater, dieser Hauptketzer, so lange unter Ihren scharfsichtigen Augen ohne allen Verdacht der Ketzerey halten konnte?

Abtissin. Ohne allen Verdacht wohl nicht.

Mein Vater. Und Sie haben den Verdacht dem jetzigen Provinzial nicht sogleich angezeigt, und den Verführer dahin gebracht, wohin er gehört — zu seinen Spießgesellen im Kerker? Hochwürdige Frau Mutter! hier haben Sie sich, vergeben Sie mir, eine große Schuld auf Ihr Gewissen geladen. Es wird sich erst noch mehr in der Folge zeigen, wie es sich bereits an meiner Tochter gezeigt hat, was dieser Verführer für Unheil in Ihrem Kloster gestiftet hat, dem Sie, bey dem geringsten Verdacht, besonders da derselbe durch den ketzerischen Provinzial als Beichtvater Ihres Klosters bestimmt wurde, hätten zuvorkommen können und sollen.

Abtiſſin. Freylich brennt nun eine Schuld auf meiner armen Seele, und ich weiß noch nicht, wie weit die Flamme um ſich greifen wird, und ob ich je im Stande ſeyn werde, dieſelbe durch die Thränen der Buße wieder auszulöſchen, und den Frieden der Seele, den, wie unſer Heiland ſagt, die ganze Welt nicht geben kann, wieder zu erhalten. Meine Beruhigung wird vorzüglich davon abhängen, ob das Uebel, das er im geheim geſtiftet hat, wieder gut gemacht werden kann. Das erſte Mittel dazu iſt, daß der Verführer, ſobald als möglich, aus dieſem heiligen Hauſe verbannt, im Kerker dem erzürnten Gott einigermaßen Satisfaction leiſte. Hierzu werden Sie mir, gnädiger Herr, Ihre hülfreiche Hand bieten. Es betrifft die Ehre Gottes, und das Heil der Seelen. Dann werde ich unter meinen Nonnen auf das ſorgfältigſte ausſpähen, ob er nicht einen Saamen in ihre Herzen geworfen, der Früchte des ewigen Todes bringen könnte, und wie weit dieſer Saamen ſchon gekeimt hat. Hier wird mir Gott beyſtehen, daß ich das tödlich giftige Unkraut mit der Wurzel ausreiße.

Mein Vater. Aber, hochwürdige Mutter! ſagen Sie mir doch: was war denn die Veranlaſſung zu jenem Verdacht, von dem Sie ſo eben ſprachen; und was bewog Sie, denſelben zu unterdrücken, oder aufzugeben?

Abtiſſin. Ich will Ihnen ſo ganz von Herzen beichten, gnädiger Herr! Gott wird mir um ſo eher vergeben, und vielleicht durch Sie Maaßregeln eröffnen,

n. durch das Böſe wieder gut gemacht werden kann. Sobald der neue Provinzial ſeine geiſtliche Regierung antrat, meldete er mir das ſchreckliche Verbrechen ſeines Vorfahrers, und der Spießgeſellen deſſelben. Er verhehlte mir auch nicht die exemplariſche Strafe, die ihnen der Orden zuerkannt habe, doch mit der Verpflichtung, das letztere bey mir zu behalten. Ich glaube dieſer Verpflichtung in dem gegenwärtigen Falle überhoben zu ſeyn, indem ich überzeugt bin, daß die Mittheilung dieſer Nachricht, die ich Ihnen gebe, ein Mittel werden könne, eine neue, eben ſo große Gefahr, die der Ehre Gottes, und dem Heil der Seelen droht, durch Ihren Rath und Beyſtand zu entfernen. Ich hoffe daher, Sie werden von dem Ihnen anvertrauten Ordensgeheimniß keinen andern Gebrauch machen, als den jener heilige Zweck fodert.

Da nun der Provinzial wußte, daß unſer Beichtvater von ſeinem gottloſen Vorfahrer bieher befördert worden ſey, ſo fragte er mich auf mein Gewiſſen, ob ich keine Klage gegen denſelben habe, ob ich nie etwas, was ihn der Ketzerey verdächtig machte, bemerkt hätte. Alles was ich damals von unſerm Beichtvater wußte, war ſo zu ſeinem Vortheil, daß ich mich genöthigt fand, dem Provinzial das ehrenvolleſte Zeugniß für ihn einzuſenden, das ich noch dazu, um demſelben alles mögliche Gewicht zu geben, von allen meinen Nonnen, inſofern ſie es mit gutem Gewiſſen thun könnten, unterſchreiben ließ. Alle freuten ſich, durch ihre Unterſchrift mit beytreten zu können. Ich bemerkte auch bey

keiner einzigen eine bedenkliche Miene. Ich habe allen Grund zu glauben, daß der Beichtvater damals von allen meinen Nonnen eben so aufrichtig, als von mir geschätzt und geliebt wurde. Wir priesen uns öfters in unsern Unterredungen glücklich, ein solches Kleinod an ihm zu besitzen. Wenn ihn damals der Provinzial hätte abrufen wollen, wir würden alle Kräfte aufgeboten haben, ihn bey uns zu erhalten. Er ist ein Prediger, desgleichen wir noch keinen hatten. Wir zerflossen immer in Thränen, wenn er voll des heiligen Geistes — so dünkte es uns — auftrat. Sein Lebenswandel war exemplarisch; und das gab seinen Predigten, und Privatermahnungen in der Beichte den größten Nachdruck. Aeußerst mäßig im Genuß der Nahrungsmittel (welches, besonders in Rücksicht auf den Genuß des Weines nicht immer der Fall bey Klosterbeichtvätern ist), gesetzt, sich nie vergessend, voll Ordnung, Pünktlichkeit und Würde in allem, was er that, zwar freundlich gegen jede Nonne, aber sich nie das Geringste, was wider den Wohlstand, und die Engelreinigkeit ist, erlaubend, keine der andern vorziehend, und dadurch Parteyen stiftend, unverdrossen den Aeltesten, wie den jüngsten dienend, so oft seine Hülfe nur von Ferne gewünscht wurde, endlich gegen die Weltleute ein Muster der Wohlthätigkeit und Menschenliebe — erschien er uns wie ein Heiliger, der vom Himmel gekommen, unter uns wandelte. — Sagen Sie selbst, gnädiger Herr, ob es nicht das Gewissen foderte, unter diesen Umständen, ihm das ehrenvollste Zeugniß zu geben?

Mein Vater. Nicht anders. Bisher sind Sie ganz schuldlos. Aber sind Sie es auch, nachdem Sie einen gegründeten Verdacht wider ihn hatten, und — schwiegen?

Abtissin. Hören Sie nur weiter, und urtheilen Sie dann eben so unbefangen, wie jetzt. Nicht der geringste Schein von Verdacht entstund wider den Beichtvater, als nur ungefähr vor drey Monaten. Ich fand nämlich zu dieser Zeit in der Zelle Ihrer Tochter (denn ich visitire sehr oft die Zellen meiner Nonnen) eine zwar kleine, aber mir verdächtige Schrift, so viel ich mich erinnere, unter dem Titel: Ueber die Bestrümpfung (Bestimmung) des Menschen. Als ich das Buch öffnete, so war mirs, als wenn mir eine Pestluft entgegen hauchte, und meine Brust zusammen preßte. Ich warf daher das Buch sogleich ins Feuer, ohne auch nur ein Wort, als den Titel, gelesen zu haben.

Univ.-Bibl München

Mein Vater. Hier war der Fuchs zu fangen, wenn die Sache klug angefangen wurde. Sie haben doch die Sache genau untersucht?

Abtissin. Freylich, wenigstens so genau, als es die Umstände erlaubten. Hören Sie nur! — Ich ließ sogleich Ihre Tochter kommen, und fragte sie, wo sie das gottlose Buch herhabe. Sie sagte, es sey kein gottloses, sondern ein sehr erbauliches und lehrreiches Buch; ich sollte es nur selbst lesen. Ich habe es ins Feuer geworfen, war meine Antwort. Ach! das schöne, das heilige Buch, schrie sie weinend auf! das Buch, das

mir der P. Beichtvater ſelbſt gegeben hat, der gewiß, wie Sie ſelbſt wiſſen, Hochwürdige Mutter, kein böſes Buch hat, noch andern giebt. Wie ſollte ein ſo heiliger Mann ein böſes Buch haben, und andern geben? Heilig, wie er iſt, kann er nur heilige Sachen haben, und geben. Gut! ſagte ich. Ich will den Beichtvater darüber ſprechen. Hat er dir das Buch gegeben, ſo biſt du außer Schuld.

Ich ließ daher ſogleich den Beichtvater zu mir bitten. Er beſtätigte die Ausſage meiner Tochter, nämlich daß er derſelben das Buch gegeben habe, und daß das Buch ſehr erbaulich und lehrreich ſey, wie ich ſelbſt finden würde, wenn ich es leſen wollte. Als ich ihm aber ſagte, daß ich es ſogleich ins Feuer geworfen hätte, erwiederte er ganz gelaſſen, als ein Mann, der ſich ſeiner guten Sache bewußt iſt: Hier haben Sie dieſem Buche, und dem Verfaſſer, einem ſehr eifrigen, und gottſeligen Geiſtlichen, Unrecht gethan. — Das Gewicht des Anſehens, das dieſer Mann bereits bey mir, und allen, die ihn kannten, erlangt hatte, drückte nicht bloß jeden Verdacht nieder, ſondern ich fühlte mich noch gedrungen, ihn um Verzeihung zu bitten, daß ich ein Buch, das ihm zugehörte, verbrannt hätte. Ich entſchuldigte mich damit, daß ich nicht gewußt hätte, daß es von ſeiner Hand gekommen wäre. Er ſchien bey der ganzen Unterredung, die ich darüber mit ihm hatte, weder empfindlich, noch verlegen zu ſeyn. Und die Art, womit er ſich dabey benahm, verbürgte mir aufs neue ſeine Unſchuld. Un-

theilen Sie selbst, gnädiger Herr, ob Sie in meiner Lage, und bey dem Zusammenfluß aller der Umstände, die ich Ihnen schon dargelegt habe, vernünftiger Weise einen Verdacht auf diesen Mann hätten unterhalten können?

Mein Vater. Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst nicht anders würde gehandelt haben, als Sie. Ich finde auch hier nicht die geringste Schuld, die auf Ihrer Person haftet. Aber desto größer ist die Schuld dieses schleichenden Verführers. Er hat Sie schändlich belogen. Ich kenne das Buch sehr gut, dessen Verfasser er Ihnen als einen sehr eifrigen und gottseligen Geistlichen anpries. Hier liegt das Netz des Betruges, und der offenbarsten Lüge, womit er Ihren Geist und Ihr Herz fieng. Denn sagen Sie mir einmal selbst: können Sie mit gutem Gewissen, und ohne den allein seligmachenden Glauben zu verläugnen, irgend einen lutherischen oder reformirten Prediger für einen eifrigen und gottseligen Geistlichen halten?

Abtissin. Gott bewahre! jeder Wortsdiener der Ketzer ist ein Werkzeug des Satans, verflucht von Gott, und seiner heiligen Kirche. Ich bin bereit, lieber tausendmal zu sterben, als anders zu denken.

Mein Vater. Nun kann ich Sie heilig versichern, daß der Verfasser jener Schrift nicht bloß ein Wortsdiener der Ketzer, sondern selbst der erklärtesten Ungläubigen sey. Er ist als reformirter Prediger an dem Berliner Hof angestellt, und heißt Spalding. Er glaubt nicht an den dreyeinigen Gott, Vater,

Sohn, und heiligen Geiſt, als drey Perſonen, die nur Einen Gott ausmachen; nicht an die Menſchwerdung des ewigen Sohnes Gottes; nicht an die Genugthuung, die der Gottmenſch, Jeſus Chriſtus, dem erzürnten Gott durch das göttliche Blut, das er am Kreuze vergoſſen hat, leiſtete, und dadurch ſeine Rache beſänftigte; nicht an die Erbſünde; nicht an die ewigen Höllenſtrafen, nicht an den Teufel, und andere Grundgeheimniſſe des Chriſtenthums überhaupt. Er iſt alſo mehr, als Ketzer — denn auch die Ketzer, Lutheraner, und Kalviniſten, nehmen jene Grundwahrheiten an —; er iſt ein Ungläubiger, und Prediger des Unglaubens. Schon der Umſtand, daß er Hofprediger des Fürſten aller Ungläubigen, des Königs Friedrich von Preuſen iſt, iſt Beweis genug, daß er weit ſchlimmer, als die, nach ihrer Art, orthodoxen Ketzer, iſt. Das, Hochwürdige Frau Mutter, das iſt der eifrige, und gottſelige Verfaſſer jener Schrift, die Sie in der Zelle meiner Tochter gefunden haben. Ja, dieſe Schrift iſt der Grund, worauf jener Heuchler von der erſten Größe die Verführung meiner Tochter baute. Hier ſog ſie das Natterngift ein, wodurch die Unſchuld ihrer Seele getödet, ihr Geiſt und Herz verpeſtet, und zum Abſcheu gegen die Kloſtergelübde geſtimmt wurde. — Aber, wie geſagt, Sie haben keine Schuld, daß das Buch in die Hände meiner Tochter kam; keine Schuld, daß Sie den Verdacht gegen den Verführer unterdrückten, und daher denſelben nicht denuncirten. Er hatte es ſo fein angelegt, daß Sie getäuſcht werden mußten. In

den Umſtänden, in welchen Sie damals waren, in dem Nimbus, welchen jener verſtellte Engel des Lichtes um ſich her auszuſtrahlen wußte, würden Sie ſogar gewiſſenlos gehandelt haben, wenn Sie den gefaßten Verdacht nicht hätten unterdrücken, wenn Sie denſelben ſogar bey ſeinen Obern hätten wollen laut werden laſſen. Der Verführer hatte ſich, nach Ihrer Beſchreibung, das Anſehen eines durchaus unſchuldigen, verdienſtvollen, heiligen Mannes ſo geſchickt zu geben gewußt, daß ich Ihnen aufrichtig bekenne, auch ich würde mich haben täuſchen laſſen. Ja, ich ſchwöre es Ihnen zu Gott, daß ich bey jedem wider ihn erhobenen Verdacht ihn aus allen Kräften würde vertheidigt, ja, im Nothfalle, meinen Kopf für ſeine Unſchuld verbürgt haben. Sie ſehen, ich bin unpartheyiſch und gerecht. So heilige Pflicht es iſt, den Ketzer, beſonders unter der Maske des Eifers für die allein ſeligmachende Kirche, bis zum Kerker, ja bis zum Scheiterhaufen ohne alle Erbarmung zu verfolgen — denn an der Ehre Gottes, und an dem Heile der Seelen liegt unendlich mehr, als an dem Wohlſeyn eines verfluchten Ketzers, — ſo heilige Pflicht iſt es auch, einen Prieſter, der ſich in einem ſolchen Lichte darſtellt, wie jener Heuchler ſich darzuſtellen wußte, ſo lange mit Gut und Blut zu vertheidigen, als kein gegründeter Verdacht gegen ihn auftretten kann. — Nun, da er entlarvt iſt, und ich ihn genau kenne, werde ich alle Kräfte aufbieten, daß er als Beichtvater in dem unterirdiſchen Konvent, wo ſchon ſeine Spießgeſellen wohnen, angeſtellt werde.

Dieſe meine Geſinnung mag Ihnen Bürge ſeyn von meiner ſtrengen, und unpartheyiſchen Gerechtigkeitsliebe, die durch keine, noch ſo große Beleidigung, durch keine Leidenſchaft im Geringſten zum Nachtheil der guten Sache verändert werden kann. Dieſe Geſinnung wird mich hoffentlich Ihres Vertrauens würdig machen, und Sie antreiben, mir ohne Rückhalt alles, was Sie noch von dieſem Manne wiſſen, zu eröffnen.

Abtiſſin. Vor einen ſo unpartheyiſchen Richter darf ich mich ohne Bedenken ſtellen, und ihm ſelbſt das eröffnen, was wider mich zu ſeyn ſcheint. Belebt durch dieſe Geſinnung geſtehe ich Ihnen offenherzig, daß ich mich noch einmal von dieſem verſchmitzten Betrüger täuſchen ließ, und zwar auf dieſelbe Art.

Mein Vater. Das wäre Ihnen doch nicht wohl zu verzeihen. Vergeben Sie mir meine Freyheit. Ich kann durchaus nicht heucheln, ſollte es auch wider die ſchonende Delikateſſe ſeyn, die man einer Dame ſchuldig zu ſeyn glaubt.

Abtiſſin. Und doch ſprechen Sie mich vielleicht frey, wenn Sie die näheren Umſtände erfahren.

Mein Vater. Ich werde mich recht ſehr freuen, wenn ich es, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, kann. Der Menſchenfreund muß gerecht ſeyn, und der gerechtigkeitsliebende Mann — Menſchenfreund.

Abtiſſin. Ungefähr vier Wochen nach jenem Vorfalle fand ich in der Zelle Ihrer Tochter wieder ein Buch, deſſen Außenſeite ſich ſchon als einen Fremdling verrieth. Ich ſchlug es haſtig auf, und ſah, daß es

ein Predigtbuch war, auf deſſen Titel der Name des Authors ſtand, ſo viel ich mich erinnere, Kotzilofer (Zollikofer); und welcher Schrecken für mich! als ich zugleich las, daß derſelbe Prediger der reformirten Gemeinde zu Leipzig ſey.

Mein Vater (haſtig.) Um Vergebung, Hochwürdige Mutter, daß ich Ihnen in die Rede falle! Hier werden Sie doch den Fuchs entdeckt haben? — Iſt das der Fall, ſo ſind Sie nicht zu entſchuldigen, wenn Sie nicht dem Jäger der beſtimmten Reviere — dem Provinzial — davon Nachricht gaben. Iſt aber das der Fall nicht, ſo begreife ich nicht, wie Sie bey dieſem Vorfalle — verzeihen Sie mir den Ausdruck — ſo kurzſichtig ſeyn konnten, da Sie doch einen ſo ſcharfen Blick überhaupt verrathen.

Abtiſſin. Hören Sie mir erſt, gnädiger Herr; und dann entſcheiden Sie. Ich mäßigte meinen Eifer, und begieng den Fehler nicht mehr, den ich das erſtemal begieng, indem ich das Buch ins Feuer warf. Das Buch, dachte ich, muß als Beweis ſorgfältig aufbewahrt werden. Ihre Tochter, die ich ſogleich zur Rede ſtellte, ſagte mir wieder, daß ſie das Buch von dem Beichtvater erhalten habe. Ich ließ den Beichtvater kommen. Da der Name des Authors auf dem Titel des Buches ſtand, ſo konnte er mir nicht wieder inſofern Sand in die Augen werfen, daß er mich durch zweydeutige Ausdrücke zu dem Wahn verleitete, zu glauben, als wenn der Verfaſſer ein eifriger und gottſeliger Geiſtlicher, worunter ich nichts anders, als einen gut katholiſchen

Geiſtlichen verſtehen kann, wäre. Er nahm aber, wie ein wahrer Fuchs, folgende Wendungen, wodurch er mich aufs neue irre leitete. Er ſagte mir ganz gelaſſen, und mit einer Würde, die nur dem rechtſchaffenen Manne eigen ſeyn kann: Hochwürdige Mutter! Die Wahrheit muß uns immer heilig und ehrwürdig ſeyn, ſie mag aus dem Munde der Rechtgläubigen, oder der Ketzer kommen. Ob ich gefehlt habe, daß ich dieſes Buch Ihrer geiſtlichen Tochter gab, hängt einzig von dem Umſtande ab, ob in demſelben ein Irrthum, ja auch nur ein Schein des Irrthumes, der zum Anſtoße einer unſchuldigen, jugendlichen Seele werden könnte, enthalten iſt. Aber meiner guten Sache bewußt, kann ich Sie zuverſichtlich auffodern, das Buch ſelbſt zu leſen, und dann mit höchſter Strenge über mein Verfahren zu urtheilen. Man muß ſorgfältig unterſcheiden zwiſchen ketzeriſchen Büchern, und zwiſchen Büchern der Ketzer. Nur die ketzeriſchen Bücher, das heißt, ſolche, in welchen gefährliche, von dem Geiſt der wahren Religion abweichende, und zur Sittenloſigkeit führende Lehren enthalten ſind, hat die Kirche den gemeinen Gläubigen durchaus verbothen. Es giebt aber Bücher der Ketzer, die voll gemeinnütziger, und ſelbſt religiöſer, und moraliſcher Wahrheiten ſind. Die Wahrheit überhaupt hat abſoluten Werth; ihr Werth kann daher durchaus nicht von der Perſon abhängen, die ſie ſagt. Die Wahrheit bleibt alſo ſelbſt in dem Munde des Satans, als Wahrheit, in den Au-

gen der Vernunft ehrwürdig. Die Wahrheit verachten, oder gar verabscheuen, weil sie aus dem Munde eines Ketzers kommt, ist selbst die schlimmste Ketzerey, ja absoluter Unglaube. Daher sagt auch der heilige Paulus: Wenn nur das Evangelium Jesu (die Wahrheit) gepredigt wird, es geschehe durch mich, oder durch meine Widersager: das gilt gleich. Fern sey es also auch von uns, als Menschen, die die Welt bloß aus der Absicht verlassen haben, um Wahrheit zu suchen, wo sie immer zu finden ist, und sie durch unsere Handlungen lebendig darzustellen, fern sey es von uns, die Wahrheit bloß zu verabscheuen, weil sie aus dem Munde eines Ketzers kommt. Vielmehr wollen wir die Wahrheit unveränderlich lieben, selbst wenn sie der Satan ausspricht. Das ist wahre Gottseligkeit, wodurch wir uns vorzüglich, als Gott geweihte Menschen, auszuzeichnen haben. Der verderbliche Weltsinn, vor welchem uns das Evangelium warnt, besteht gerade darin, daß man, durch das Ansehen der Personen verblendet, Wahrheit und Irrthum nach der Qualität der Menschen, die etwas behaupten, mißt. Und nur gar zu oft irrt man sich in Rücksicht auf den Charakter des Menschen, den eigentlich nur Gott bestimmen kann, weßwegen uns auch Jesus verbietet, über den innern Werth des Menschen, der in seiner, einem fremden Auge durchaus unzugänglichen, Gesinnung besteht, freventlich, das heißt, bestimmt und entscheidend zu urtheilen. Was oft kurzsichtigen Menschen als thöricht erscheint, ist in den Au-

gen Gottes Weisheit; und was ihnen verderblich, verwerflich und gottlos dünkt, ist vor Gott Quelle des Heils, der Tugend, und Gottseligkeit. Das war z. B. der Fall in Rücksicht auf die Lehre, die Jesus verkündigte, und auf die Juden, die sich wider dieselben empörten, und daher Jesum kreuzigten. Was war denn der letzte Grund des gottlosen Betragens der Juden gegen Jesum, und seine heilige, beseligende, göttliche Lehre? Worin bestand die Sünde wider den heiligen Geist, deren sie sich schuldig machten, und von der unser Heiland versichert, daß sie weder in diesem noch in einem andern Leben vergeben werde? Einzig darin, daß sie die Wahrheit nicht als Wahrheit liebten, sondern den Charakter der Wahrheit und des Irrthums bloß durch die Brille einer trügerischen Authorität, und des Vorurtheils, das sie von einer Person hegten, sehen und bestimmen wollten. So setzten sie z. B. voraus, daß kein Prophet, ja gar kein wichtiger Mann aus Nazareth kommen könnte. Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen? fragten sie. Sie setzten ferner voraus, daß Jesus vom Teufel besessen, und mit ihm in einem geheimen Bunde stehend, die großen Thaten verrichte, die vor ihren Augen geschahen. Er hat den Teufel, heißt es. Nun war der Schluß fertig: ein Mensch, der aus Nazareth stammt, kann kein Prophet seyn; ein Mensch, der ein Werkzeug des Teufels ist, kann nicht zugleich von Gott begeistert seyn: ein solcher Mensch ist Jesus, folglich kann er nicht der Messias seyn, und insofern er sich als

ſolchen ausgiebt, iſt er ein Verführer des Volkes, — des Kreuztodes würdig. Fern ſey von uns, Hochwürdige Mutter, ewig fern eine ſolche Geſinnung, die die Urquelle alles Verderbens iſt; die den Weg zum ewigen Heil ſchlechthin verſchließt, und alle Beſſerung unmöglich macht, und daher mit Recht die Sünde wider den heiligen Geiſt genannt wird. Denn der heilige Geiſt iſt der Geiſt der Wahrheit. Heilig, unveränderlich heilig ſey uns die Wahrheit, ſie mag kommen, von wem ſie will. Wir wollen die Wahrheit nicht nach den Menſchen, ſondern die Menſchen nach der Wahrheit meſſen. Mit dieſer heiligen, unveränderlichen Stimmung zur Wahrheit leſen Sie nun, Hochwürdige Mutter, das Buch, das Sie zu voreilig verdammt haben, und richten dann über mich. — Das alles ſagte er mit einer Ruhe des Geiſtes, mit einem Anſtand, und mit ſo viel Würde, daß mein gegen ihn gefaßter Verdacht, der mir anfangs höchſt gegründet zu ſeyn ſchien, ſchon anfieng, wie leichter Nebel, durch die ſiegenden Strahlen der Sonne getroffen, zu verſchwinden. Wahrlich! ein Engel Gottes hätte ſich nicht anders benehmen können. Ich war in der That ſchon entwaffnet. Wie durch einen heiligen Zauber zu Boden geſtreckt, lag ich im Geiſte vor ſeinen Füßen, ihn um Verzeihung bittend. Aber ich ließ mir dieſe Niederlage nicht merken. Ich machte vielmehr einen neuen Angriff.

Sie verſichern mich freylich, Hochwürdiger Herr, ſagte ich, daß dieſes Buch nicht ketzeriſch, ſondern

blos von einem Ketzer verfaßt, übrigens voll heilsamer Wahrheit sey. Aber wer bürgt mir dafür? Ich gebe zu, daß die Wahrheit immer ehrwürdig sey, sie mag aus dem Munde des Rechtgläubigen, oder eines Ketzers, oder gar — was nicht viel schlimmer ist, als ein Ketzer — des — Gott sey bey uns! kommen. Daß aber in diesem Buche wirklich keine Ketzerey, ja nicht einmal ein Schein des Irrthumes sey, wodurch auch die einfältigste Seele verführt werden könnte, das kann ich zum voraus nicht wissen. Das Buch trägt einmal an der Stirne das Brandmahl eines Ketzers; und das muß mir Warnung genug seyn, mich der Gefahr nicht auszusetzen, ein ketzerisches Buch zu lesen. Sie wissen, daß nach der weisen Verordnung unserer heiligen Kirche jeder die Exkommunikation ipsis (ipso) facto kurirt (inkurirt), der ein ketzerisches Buch lieset, oder auch nur in seinem Hause, oder Zimmer aufbewahrt. Weit entfernt also, dieses Buch zu lesen, mag ich es nicht einmal in meiner Zelle haben. Ja ich muß Ihnen sogar erklären, daß mir mein Gewissen gebietet, den Vorfall bey dem Provinzial anzuzeigen. Dieser eben so einsichtsvolle, als eifrige Mann darf und soll das Buch statt meiner lesen; er wird beurtheilen, ob das Buch ketzerisch ist, oder nicht, und Sie daher mit unpartheyischer Gerechtigkeitsliebe entweder verdammen, oder frey sprechen. Es thut mir leid, wenn ich Ihnen dadurch auch nur die geringste Unannehmlichkeit zufügen sollte. Denn ich glaube, Ihnen schon hinreichende Beweise meiner Achtung und Liebe

gegen Sie gegeben zu haben. Aber die Ruhe meines Gewiſſens fodert dieſes Verfahren. Ich kann nicht anders. Man muß Gott mehr gehorchen, als dem Menſchen. Hier vor Ihren Augen will ich dem Provinzial die Sache berichten, und ihm zugleich das Buch zuſchicken. — Ich ſtand entſchloſſen, und mit ernſter Miene von meinem Stuhle auf, ſetzte mich an mein Schreibepult, und that, als wenn ich mich zum Schreiben anſchicken wollte.

Ich glaubte, mit Recht erwarten zu können, daß wenn der Beichtvater ſich nicht durchaus unſchuldig wüßte, er durch dieſe Drohung, wie durch einen Donner, der nichts als Verderben und Tod verkündet, erſchüttert werden würde. Allein ich irrte mich. Mit unveränderlicher Gelaſſenheit ſagte er: Hochwürdige Mutter! Ihr Gewiſſen iſt mir viel zu heilig, als daß ich auch nur wünſchen, vielweniger von Ihnen fodern ſollte, es einem Vorurtheile für meine Perſon aufzuopfern. Ich habe Ihnen ſo eben geſagt, daß, ſo bald es die Sache der Wahrheit gilt, man ſich weder durch Liebe, noch durch Haß gegen irgend eine Perſon beſtimmen laſſen dürfe. Bey Gott gilt kein Unterſchied der Perſon. Das ſoll auch bey wahrheitsliebenden, gewiſſenhaften Menſchen nicht ſeyn. Treu der Stimme Ihres Gewiſſens, berichten Sie den Vorfall meinem Provinzial, und ſchicken Sie ihm das Buch.

Ich führte ihm zu Gemüthe, daß unlängſt ein ähnlicher Vorfall ſchreckliche Senſatien erreget, und einige ſeiner Mitbrüder, wie ich zuverläßig wiſſe, in groſſes

Unglück verwickelt habe. Folgen Sie Ihrem Gewissen, rief er mir zu, und lassen Sie sich durch keine Rücksicht abschrecken, das zu thun, was Sie als Ihre Pflicht erkennen. Nach dieser unveränderlichen Regel bestrebe ich auch mich, meine Handlungen zu bestimmen, und frage dabey nach der ganzen Welt nichts. Gestützt auf die gute Absicht, wenigstens immer so zu handeln, ob ich gleich, als ein schwacher Mensch, nicht selten strauchle, und Ursache genug habe, Gott um Vergebung zu bitten, und ermuntert durch das tröstliche Bewußtseyn eines redlichen Strebens nach Heiligung, bin ich in diesem Augenblicke bereit, vor Gott zu erscheinen, der von den Sterblichen nicht absolute Heiligkeit, sondern nur ein unverdrossenes Streben darnach fodert. Ich scheue das Gericht Gottes nicht; um so weniger das eines Menschen. Thun mir Menschen Unrecht, so wird Gott meine Zuflucht, mein Schutz und Trost seyn.

Die Feder fiel mir aus der Hand, und aller Verdacht war aus meinem Gemüthe verschwunden. Innigst gerührt, ohne mirs jedoch merken zu lassen, stund ich von meinem Schreibepulte auf, und nahm folgende Wendung. So eben fällt mir, sprach ich, ein anderes Mittel ein, mein Gewissen zu beruhigen. Mich mit dem heiligen Kreuze bezeichnend, als wenn ich mit dem — Gott sey bey uns zu kämpfen hätte, nahm ich das verdächtige Buch in die Hand, schlug die nächste, die beste Predigt auf, näherte mich dem Beichtvater, und bat ihn, mir diese Predigt vorzulesen. Sie haben die Erlaubniß von der Obrigkeit, sprach ich, auch ketzeri-

sche Bücher zu lesen; und es ist keine Sünde, wenn ein Mann, der diese Erlaubniß hat, aus guter Absicht einem andern aus einem solchen Buche vorliesest.

Er nahm das Buch, und las mir die aufgeschlagene Predigt vor, die — ich schwöre es Ihnen zu Gott — für mich eben so rührend war, als der Ton, womit er dieselbe vortrug. Ganz in mich gekehrt, und in Thränen zerfließend, saß ich noch da, als er zu Ende war, und mich wieder zu mir selbst brachte durch die Frage, wie mir die Predigt gefallen hätte? Ich sagte ihm: es komme mir vor, daß Gott durch diesen Ketzer in dieser Predigt spreche, so wie er ehemals durch einen gottlosen Propheten, den Bileam, gesprochen hätte.

Wollen Sie sich von der gleichen Güte aller übrigen Predigten, die in diesem Band enthalten sind, überzeugen, so bin ich erbietig, Ihnen täglich eine Predigt zu einer Ihnen beliebigen Stunde vorzulesen, sagte er in einem sanften Tone zu mir. Herzlich gern, war meine Antwort. Ich werde mich recht sehr freuen, wenn ich dadurch in den Stand gesetzt werde, mit voller Ueberzeugung Ihr Betragen zu rechtfertigen. Uebrigens aber erklärte ich ihm, daß ich das Buch durchaus nicht in meiner Zelle behalten wollte. Er möchte es daher immer wieder mitnehmen, so oft er mir eine Predigt vorgelesen hätte. Nach einigen Wochen hatte die Vorlesung des Beichtvaters ein Ende. Ich versichere Sie auf das heiligste, daß ich nicht nur in keiner einzigen Predigt die geringste Spur der Ketzerey entdecken konnte, sondern daß mir alle Predigten eben so rührend und

belehrend, als die zuerſt vorgeleſene waren. Oder ſollte mir vielleicht die Gnadennaſe, womit einige vorzüglich von Gott begünſtigte Menſchen ausgerüſtet ſind, verſagt ſeyn, die Gnadennaſe nämlich, wodurch man im Stande iſt, das geheimſte und feinſte Ketzergift ſogleich auszuſpähen, und wahrzunehmen? Genug ich nahm durchaus nichts von der Art, ſondern vielmehr das Gegentheil wahr. Ich ſagte daher dem Beichtvater, daß nun mein Gewiſſen vollkommen beruhigt wäre, und ich daher gar nicht nöthig hätte, dem Provinzial die Sache zu berichten. Inzwiſchen bat ich ihn, hinführo meinen Nonnen kein Buch mehr ohne mein Vorwiſſen zu geben, welches er mir auch verſprach. Seit der Zeit habe ich auch nicht die geringſte Spur bemerkt, daß er ſeinem mir gethanen Verſprechen zuwider gehandelt hätte, ob ich gleich ſorgfältiger, als je, die Zellen meiner Nonnen viſitirt habe. — Nun, gnädiger Herr, ſprechen Sie freymüthig über mich das Urtheil.

Mein Vater. Sie ſind unſchuldig, Hochwürdige Mutter, durchaus unſchuldig. Aber um ſo ſchuldiger iſt der Betrüger. In meinem Leben iſt mir kein ſo gewandter Heuchler vorgekommen. Wiſſen Sie, daß er Sie auch hier hintergangen hat, inſofern er das Buch, das erzketzeriſch iſt, katholiſch machte?

Abtiſſin. Wie iſt das möglich? Er konnte doch nicht aus dem, was ſchwarz war, weiß, oder aus Nacht Tag machen.

Mein Vater. Ich will Ihnen ſogleich ſagen, wie. Er las falſch, und unterſchob den ketzeriſchen

und atheiſtiſchen Sätzen ächt katholiſche. Das iſt für einen ſo geſchickten Prediger, wie Sie mir den Beichtvater geſchildert haben, gar nicht ſchwer. Die Schriften Zollikofers ſind um kein Haar beſſer, als die des gottloſen Spalding; ja wegen ihrer hinreiſſenden Beredtſamkeit noch weit gefährlicher, als die letzteren.

Abtiſſin. Haben Sie denn dieſe Schriften geleſen? Vermuthlich haben Sie, als ein ſo gelehrter, und für die allein ſeligmachende Religion ſo eifriger Herr von der geiſtlichen Obrigkeit die Erlaubniß, die verbotenen Schriften zu leſen.

Mein Vater. Ich habe ſie nicht ſelbſt geleſen, ſondern Sie mir vorleſen laſſen durch einen Franciscaner, den ich ſchon viele Jahre in meinem Hauſe habe, der mir, und meiner Familie täglich die heilige Meſſe lieſet, und zugleich mein Beichtvater iſt. Er heißt P. Fervidus, und kam aus dem Kloſter Blindenfeld zu mir, ein grundgelehrter Mann, und ein wahrer — malleus hæreticorum. Von dieſem Manne laſſe ich mir täglich etwas vorleſen bey einem guten Glas Wein, auch ſogar aus ketzeriſchen Büchern, um zu beobachten, was die Ketzerey und Freygeiſterey in unſern Tagen für eine Wendung nimmt. Wir diſputiren dann über das Geleſene, und mein P. Fervidus geräth oft ſo ſehr in Eifer, daß er vor heiliger Wuth ſchäumend über die gottloſen Sätze, welche die Ketzer unſerer Zeit, durch den Satan inſpirirt, ans Licht fördern, nicht ſelten das volle Glas Wein an die Wand

wirft als wenn er die Ketzer vor ſich ſähe, die er durch blutige Köpfe refutiren möchte. Einmal hat er ſogar einen lutheriſchen Wortsdiener durch ein ſo treffendes Argument zum Schweigen, und zur Flucht gebracht. Jener Teufelsknecht wurde von mir zum Tiſche geladen, weil er gerade bey mir war, und mir Getreid abgekauft hatte. Mein P. Fervidus ſaß ihm gerade gegen über. Sie hätten die Flammenblicke ſehen ſollen, die er von Zeit zu Zeit auf ihn hinwarf. P. Fervidus fragte endlich, nachdem er mit dem ſichtbarſten Aerger einige Speiſen hineingewürget hatte, den Ketzer, ob er denn auch glaube, daß die katholiſche Kirche die babyloniſche Hure wäre. Ohne alles Bedenken, ſagte jener, ſo bald erwieſen iſt, daß dieſe Kirche, in welcher ich jedoch ſehr viele guten Chriſten kenne, aus lauter ſolchen Mitgliedern, wie Sie ſind, beſteht. Mein P. Fervidus, der eben die Flaſche Wein in der Hand hatte, um einzuſchenken, vergaß ſich im heiligen Eifer ſo weit, daß er dem Ketzer ſogleich die volle Weinflaſche an den Kopf warf, der dann kein Wort mehr ſprechend, aufſtund, und — verfolgt von meinen Hunden — fort gieng. Das nur im Vorbeygehen, um Ihnen einen Begriff von dem Eifer meines Beichtvaters zu geben. Ich komme auf die Schriften des gottloſen Zollikofers zurück.

Da man von Seiten der Aufklärer ſeit einiger Zeit ſo viel Aufſehen von dieſen Schriften machte, ſo kaufte ich dieſelben, um ſie mir von meinem P. Fervidus vorleſen zu laſſen. Ich ſchenke ihm dergleichen Schrif-

ten, bis er dann, nach geendigter Vorlesung, wieder an die Ketzer verkauft. Er würde sonst vor lauter Ketzerhaß nicht zu bewegen seyn, mir auch nur eine Zeile aus denselben vorzulesen. Allein eine Flasche alten Rheinweins, die ich bey jeder Vorlesung vorsetzen lasse, und dann der Gewinn, der ihm aus dem Handel mit diesen ketzerischen Büchern anheim fällt, löset seine Zunge.

Was nun die Zollikoferischen Predigten betrifft, so habe sowohl ich, als mein gelehrter Beichtvater, der viele Jahre Lektor der Theologie und des kanonischen Rechtes war, dieselben voll von ketzerischen und gottlosen Sätzen gefunden. Wäre ich schon wirklich Edelmann, so würde ich Ihnen auf meine Parole diese Versicherung thun. Für jetzt aber kann ich Sie dessen nur bey Gott, und bey meinem Gewissen versichern. Aber, Hochwürdige Mutter, Gott sey dank, daß dieses Buch recht ketzerisch und gottlos ist. Dieser Umstand macht, daß dieser Verführer unwiederbringlich verlohren ist. Fort mit ihm in Kerker, wird der Provinzial sagen, sobald er diese Frevelthat erfährt, fort in ewigen Kerker! In Ihrer ganzen Erzählung hat mich nichts mehr entzückt, als der teuflische Zug seines Charakters, der ihn antrieb, den Nonnen Bücher von solchen gottlosen Menschen — der Ausdruck Ketzer ist hier viel zu gering — als Spalding und Zollikofer sind, in die Hände zu geben. Das ist seine herrlichste That, eine That, die mich außerordentlich freuet, nicht, als ob mir die Frevelthat, als solche, gefiele, sondern weil ich weiß, das sie ihm den Hals bricht, dem Satansknecht. Wie

wird ſich mein P. Ferdinand freuen, wenn er erfährt, daß wieder ein Ketzerfreund eine unterirdiſche Reſidenz beziehen mußte! Mit welch einer glühenden Andacht wird er die heilige Meſſe leſen, die er bey ſolchen Gelegenheiten in gratiarum actionem (zur Dankſagung) zu leſen pflegt! Wie gut wird ihm mein alter Rheinwein ſchmecken! Gott ſegne den guten Alten, und mache ihn öfter dieſes Himmels auf Erden, den er guten Kloſtergeiſtlichen verſprochen hat, theilhaftig! Die Verherrlichung Gottes durch die Vernichtung der Ketzer gewährt ächt katholiſchen Seelen ein Vergnügen, dem nichts auf der Welt gleicht.

Abtiffin. Gott! was iſt das für ein Heuchler! Gewiß der — Gott ſey bey uns würde, wenn er in menſchlicher Geſtalt unter Menſchen wandelte, unſchuldige Seelen nicht geſchickter zu verführen wiſſen, als dieſer ſein Apoſtel. Mein Abſcheu gegen ihn iſt nun unbegrenzt, je größer zuvor meine durch lauter Betrug erſchlichene Achtung und Liebe gegen ihn war. Dieſer Emiſſär der Hölle iſt um ſo gefährlicher, je täuſchender er die Rolle einer höchſt exemplariſchen Tugend und Religiöſität zu ſpielen weiß. Vorzüglich aus dieſem Grunde muß man alle Kräfte aufbieten, um ihn nicht bloß ſobald, als möglich, aus dieſem heiligen Hauſe zu entfernen, ſondern ihm es ſchlechtbin unmöglich zu machen, fernerhin in der menſchlichen Geſellſchaft zu ſchaden. Ewiger Kerker iſt freylich das angemeſſenſte Mittel zur Erreichung dieſes heiligen Zweckes. Fiat (fiat) juſtitia, et pexeat (pereat) mundus, ſagt der hei-

lige Augustin. Es thut mir leid, wenn in dem Ketzer der Mensch unglücklich wird; aber ich freue mich über alles, wenn in dem Menschen der Ketzer in Kerker, und — wenn er sich nicht bekehren will — in die Hölle hinabstürzt. Wo sich Gott nicht durch seine Barmherzigkeit, die die Ketzer verschmähen, verherrlichen kann, da muß er sich durch seine Gerechtigkeit verherrlichen. Aber was sind nun für Maaßregeln einzuschlagen, gnädiger Herr, um diesen Lucifer aus unserem Himmel zu stoßen, und zwar noch vor der Profession Ihrer Tochter?

Mein Vater. Das Erste ist, daß Sie ihm heute noch das verfluchte Buch, das er Ihnen mit Verfälschung des Textes vorgelesen hat, abfordern lassen, und sich nicht zur Ruhe legen, bis sie es erhalten. Das ist das corpus delicti — der sichtbare Beweis des Verbrechens — das Sie vor allem in Händen haben müssen.

Abtissin. Ich will sogleich nach Tische zu ihm schicken, und es in die Klosterbibliothek unter die eingeschlossenen Bücher, die, wie die Ketzer in der Hölle, an Ketten hangen, bringen lassen. Ich danke Ihnen für diesen weisen Rathschlag, gnädiger Herr.

Mein Vater. Das zweyte ist, daß Sie heute noch einen Expressen an den Guardian des Klosters Tölpelzell, das, weil es das nächste ist, vermuthlich für jetzt dasjenige ist, wo er hingehört, schicken. Sie brauchen dem Guardian weiter nichts zu schreiben, als daß Sie erst heute die höchst traurige Entdeckung gemacht haben, daß der bisherige Klosterbeichtvater ein Ketzer

ſey, und die Frevelthat im Sinne habe, die unſchuldigen Jungfrauen, die morgen Profeſſion ablegen ſollten, noch am Altare zum Austritt aus dem Kloſter zu verführen. Sie ſeyen daher genöthigt, ihn auf das dringendſte zu bitten, daß er Ihnen mit aller Frühe einen andern Kloſterbeichtvater, der am Altare bey der Ablegung der Gelübde gegenwärtig ſeyn müßte, ſchicken möchte. Da das Kloſter nur eine Stunde von hier entfernt liegt, ſo kann der neue Beichtvater morgen noch zur rechten Zeit eintreffen. Sie können verſichert ſeyn, daß Ihnen der Guardian auf das bereitwilligſte willfahren wird. Denn er iſt gerade ſo ein Gottesmann, wie mein P. Fervidus.

Das dritte iſt, daß Sie heut zu Nacht das Haus, wo der Beichtvater wohnt, bewachen laſſen, damit der Fuchs nicht entſchlüpfe, und bey den Ketzern Schutz ſucht.

Das vierte iſt, daß Sie morgen dem Biſchofe unſerer Diöceſe, in deſſen Hände Ihre geiſtlichen Töchter die Gelübde ablegen, ſogleich die ganze Sache erzählen, und ſich dabey auch auf mich berufen. Obgleich dieſer Biſchof nicht gar zu auferbaulich lebt, ſondern, wie man für gewiß behauptet, beſtändig Maitreſſen unterhält, ſo iſt er doch in Rückſicht auf den allein ſeligmachenden Glauben einer der eifrigſten Biſchöfe Frankreichs. Er wird ſogleich den Ketzer durch ein ſicheres Geleit in ſein Kloſter transportiren laſſen, wo ihn ſein Guardian aufnehmen, und ſogleich in Verwahrung bringen wird. Das iſts, was vorläufig zu thun iſt, um den Proceß einzuleiten, und dieſen gottloſen Heuchler von dieſem Au-

genblick an unschädlich zu machen. Er wird sichs vergehen lassen, morgen die Stelle meiner Tochter zu vertreten, wenn sie zu furchtsam seyn sollte, in der Kirche dem gesammten Volke die Erklärung zu thun, daß die Nonnen hier, und ich die Unmenschen seyen, die sie zur Ablegung der Gelübde zwingen wollten. Sehen Sie Hochwürdige Mutter, so muß man die Ehre Gottes vertheidigen, und die Absichten der Gottlosen vereiteln.

Abtissin. Gott! was hast du mir an diesem gnädigen Herrn für einen erleuchteten, mit der Schlangenklugheit des Evangeliums ausgerüsteten Mann geschickt! Sey ewig dafür gepriesen! — —

Bey dem heiligen Rausch, in welchen mein Vater und die Abtissin jetzt geriethen, fand ichs für gut, sogleich aus dem Zimmer zu schleichen, in der Absicht, zum Beichtvater zu gehen. Es gelang mir, ohne bemerkt zu werden, zu entwischen. Ich gieng zum Beichtvater, und sagte ihm nur mit wenigen Worten, daß die Abtissin auf Anrath meines Vaters, beschlossen habe, heute noch einen Expressen an seinen Guardian zu schicken, ihn der Ketzerey anzuklagen, und sich sogleich einen andern Beichtvater für ihr Kloster, der morgen schon in aller Frühe eintreffen sollte, auszubitten. Endlich entdeckte ich ihm das schreckliche Loos, das ihm zugedacht sey, und bat ihn auf seine Sicherheit zu denken. Er nahm sogleich seinen Stock, und sein ledernes Mützchen, und fiel auf die Kniee vor mir nieder, sprechend: Ich bitte Sie, edler junger Mann, um des Heiles Ihrer Schwester, und um Gottes willen, vertreten Sie

meine Stelle, und retten Sie Ihre Schweſter. Sollte Sie's auch das Leben koſten, ſo verlaſſen Sie Ihre Schweſter nicht, in dem entſcheidenden Moment, wo ſie den Schritt in eine [illegible]iſche Hölle thun ſoll. Es iſt der ſchönſte Tod, den man für die Menſchheit ſtirbt! — Durch heiligen Zauber hingeriſſen, und zu Boden geworfen, fiel ich dem göttlichen Manne um den Hals, und küßte ihn. Dieſer Kuß — Gott ſey mein Zeuge — ſoll Ihnen das Unterpfand der edlen That, zu welcher Sie mich ermuntern, und meiner ewigen Liebe gegen Sie ſeyn. Sollten alle Satane aus der Hölle los werden; ſie ſollen mich nicht hindern, das zu thun, was mir Gott durch Sie befiehlt. Ich werde die Zunge meiner Schweſter ſeyn, wenn die ihrige durch Angſt und Schrecken gelähmet ſeyn ſollte, war meine Antwort. Nun gehe ich mit Freuden, ſagte er; ſtund auf, und — gieng zum Kloſter hinaus. Ich ſchlich mich in das meinem Vater und mir angewieſene Gaſtzimmer.

Verzeihen Sie, Freund, daß auch ich jetzt vor Ihnen abtreten muß. Es iſt ſchon 1 Uhr nach Mitternacht. Ich kann mich vor Schlaf nicht mehr halten. — Wo biſt du nun, edler Menſchenfreund, gehüllt in das Gewand der Unmenſchlichkeit, und verfolgt von Unmenſchen, die ſich Diener des Gottes der Liebe nennen, von dem ſie ſagen, daß er für die Menſchheit geſtorben ſey? Schlafe ſanft, wo du immer biſt! Derſelbe erquickende Schlummer, der mir jetzt zuwinkt, ſchließe dich in ſeine wohlthätigen Arme!

Achter Brief.

Die Nachricht, th. F., womit ich meinen letzten Brief an Sie schloß, war die Flucht des Beichtvaters — vermittelt durch mich. Ich bin überzeugt, daß Ihnen diese Nachricht erquickenden, und heilenden Balsam in das wunde Herz goß, das durch die vorhergehenden Nachrichten von den blutdürstigen Absichten und Maaßregeln mönchischer Intoleranz von Seiten meines Vaters und der Abtissin zerrissen wurde. Ihre menschenfreundliche Gesinnung verbürgt mir diese Theilnahme. Ich fühlte mich als einen Seligen, als ich in mein Zimmer kam, und dem Gedanken, daß der Beichtvater durch mich den Klauen heiliger Tyger entrissen wäre, nachhieng. Du hast einen Menschen gerettet, sagte ich zu mir selbst — einen göttlichen Menschen — in dem Momente, als die mönchische Wuth nach ihm greifen wollte, und schon sich Glück wünschte zu der Satanseligkeit, die der Genuß von noch rauchendem Menschenblut heiligen Unmenschen gewährt! — Ha! wie werden sie sich verzweifelungsvoll entsetzen, wenn sie erfahren, daß sie entwischt ist — die köstliche Beute! Wie werden sie schnauben vor Wuth gegen den geretteten Menschenfreund, der zum schauervollesten Opfer

der allein seligmachenden Kirche, dieser zärtlichen Mutter, die ihre Blut — triefenden Hände zum Gott der Liebe für die Bekehrung der Ketzer aufhebt, bestimmt war; schnauben vor Wuth gegen dich, wenn sie erfahren, daß er durch dich gerettet wurde! Du — Menschenretter! Retter des edelsten Menschen — du! — Welch ein Himmel in diesem Bewußtseyn! selbst in der lodernden Hölle, in welche das Pfaffenthum den Menschenfreund stürzen mag! Sey mir gesegnet, du Hölle — Preis der Menschenliebe! Satane, die ihr hier beschäftig seyd, sinnreich die Qualen zu häufen, womit ihr lächelnd die Edlen foltert, seyd mir gegrüßt! — Freudig will ich mich hineinstürzen in diese Hölle, die für mich Himmel wird durch das Bewußtseyn, Menschenretter zu seyn. Im Hochgefühl des Selbsttriumphes über heilige und profane Mordlust will ich selbst im Satan den Menschen ehren und retten, wenn er in Gefahr kommt. Denn es giebt keine Satane, als nur durch Mißbrauch der Freyheit ausgeartete Menschen. Absoluter Satanismus ist Widerspruch. — Welch ein schöner Tag glänzt mir morgen entgegen! Es ist ein Mensch zu retten — und dieser Mensch ist — deine Schwester. Ja, retten will ich sie, und wenn das ganze Pfaffenheer wider mich wäre, und die Schrecken seiner Hölle mir entgegen setzte. Zerbrechen will ich ihre Fesseln, und wenn ich gleich selbst in Gefahr käme, durch die Fesseln, die das Pfaffenthum unaufhörlich für die edelsten Menschenfreunde schmiedet, gefangen, mein Leben im dumpfen Kerker hinzuseufzen, oder gar

auf dem Scheiterhaufen, errichtet und entflammt durch das wilde Feuer des Eifers für Rechtglaubigkeit, ein Opfer zu werden. Es ist der schönste Tod, den man für die Menschheit stirbt, sagte mir so eben der göttliche Mann, den ich gerettet habe, wenigstens insofern, daß er entfliehen konnte dem schon aufgesperrten Rachen heiliger Wölfe. — Leite dich Gott, du Edler, auf allen deinen Wegen, daß sie dich nicht finden die mönchischen Spürhunde, die vermuthlich nach allen Seiten werden ausgeschickt werden, so bald man deine Flucht entdeckt haben wird! — Doch die schon eintretende Nacht wird ihren Schleyer über dich werfen, und in eine Zufluchtsstätte bringen, wo Menschen und keine Mönche sind. — O möchtest du heute noch ankommen in dem ländlichen Tempel der Menschenliebe — in dem Hause des humanen Pastors Ehrenmann, und seiner Tochter, meiner geliebten Adelheide! Sie würden dich gewiß in Sicherheit bringen die Edlen. Ach! daß ich dir dieses nicht gesagt habe! — Nur vier Stunden von hier entfernt ist ihre Wohnung. In der Mitternacht würden sie aufstehen, wenn du, Verfolgter, an ihre Thüre pochtest, würden dich eine Zeitlang verbergen, und dann, maskirt durch fremde Kleidung, dich in Sicherheit bringen. Doch vielleicht giebt dir Gott diesen Gedanken ein: er kann dir nicht unbekannt seyn der edle Wahrheits- und Menschenfreund, der dir so nahe ist, dem auch die lutherische Rechtgläubigkeit so manchmal den Leidensbecher einschenkte. — Reise glücklich. Auch abwesend wirst du morgen in der Kirche vor mir

ſtehen, und durch den Aufruf an mich: Vertritt meine Stelle; rette deine Schweſter! mich zu der ſchönſten That begeiſtern, die ich je verrichten kann.

Auf ſolche Art ſprach ich für mich ſelbſt im Geiſte in dem Gaſtzimmer nach der Flucht des Beichtvaters. Aber nun fiel mir ein, daß mein Vater, ehe er zur Abtiſſin gieng, geſagt hatte, er wolle auch meine Schweſter rufen laſſen, und ſprechen; er wolle ihr ſchon den Trotz benehmen, den ihr der Pfaff eingeblaſen hätte. Man wird alles anwenden, um meine Schweſter einzuſchrecken, und zu bereden, daß ſie ſich entſchließt, die Gelübde abzulegen. Ich muß es verſuchen, wieder in das Sprachzimmer zu ſchleichen, dacht' ich, um ſie im Nothfalle zu unterſtützen. Ich machte mich ſogleich auf, und gieng dem Sprachzimmer zu. Es war ſchon dunkel. Ich lauſchte an der Thüre. Es war alles ein paar Minuten ſtille. Aber auf einmal hörte ich die Abtiſſin laut ſchreyen: Hier, gnädiger Herr, hier bringe ich Ihnen ihre verführte Tochter. Ach! das arme, verführte Mädchen! rief die Novitzenmeiſterin. Sie war ſonſt ſo gut, ſo fromm, ſo eifrig dem heiligen Kloſterſtande ergeben. Wir haben von ihrer Verführung nicht das geringſte bemerkt bis auf den Augenblick, da Sie uns, gnädiger Herr, Nachricht davon gaben.

Mein Vater (ganz gelaſſen.) Willſt du nicht im Kloſter bleiben, meine Tochter?

Meine Schweſter. Nein, beſter Vater! ich kann nicht. Wie ſehr freue ich mich, daß Sie heute

noch angekommen ſind! Ich bin gerettet durch Ihre Ankunft, und durch das Glück, Sie noch ſprechen zu können vor dem fürchterlichen Augenblicke, da man mich zwingen will, Gelübde abzulegen, gegen die ſich mein Herz empört. Aber, Gottlob! ich bin gerettet, daß Sie da ſind. — Denn Sie ſind mein Vater, der unmöglich ſein Kind, dem er immer ſo viele Beweiſe der zärtlichſten Liebe gab, zeitlich und ewig unglücklich machen kann.

Mein Vater. Ja ich bin dein Vater, der dich immer auf das zärtlichſte geliebt hat; — dein Vater, der ſich ſelbſt das Vergnügen verſagte, dich ſeit bereits neun Jahren um ſich zu ſehen, um dir in dieſem heiligen Hauſe eine deinem Stande angemeſſene, und gottſelige Erziehung geben zu laſſen, und zur Erreichung dieſes Zweckes keine Koſten geſchont hat, wie du dir leicht vorſtellen kannſt, und die Hochwürdige Mutter Abtiſſin am beſten weiß.

Abtiſſin. Ja wohl, gnädiger Herr, haben Sie viele Koſten für die Erziehung dieſes auf einmal ausgearteten Mädchens verwendet. Sie kann es nicht verantworten, wenn durch ihre Schuld alle Koſten des beſten Vaters, und alle Bemühungen ihrer Lehrerinnen verlohren ſind.

Mein Vater. Ich bin dein Vater, der aus Liebe zu dir heute hieher gereiſet iſt. Ich werde immer dein Vater bleiben, ſo lange du dich als eine folgſame und gute Tochter beträgſt. Eröffne mir aufrichtig dein Herz; verhehle mir nichts; von mir kannſt du alles er-

warten, was ſich von einem guten, und vernünftigen Vater erwarten läßt.

Meine Schweſter. Gott ich bin gerettet — durch meinen Vater gerettet! — Ich habe das immer von ihm erwartet, und gedacht: wenn er nur kommt dein guter Vater, ſo iſt dir geholfen. Nicht wahr, guter Vater! morgen nehmen Sie mich aus dem Kloſter, das mir verhaßt iſt, und bringen mich nach Hauſe, und gönnen mir das Glück, das mir über alles gilt, das Glück, unter Ihren, und meiner lieben Mutter Augen zu leben? Ich werde mich da gewiß aus allen Kräften beſtreben, eine gute, folgſame Tochter guter und vernünftiger Eltern zu ſeyn, und ihnen Freude zu machen. Wie will ich ſie pflegen meine guten Eltern, wenn ſie krank ſind! Wie in geſunden und frohen Tagen auf jeden Wink merken, der mir ein Bedürfniß verräth, und Veranlaſſung zu einer Dienſtleiſtung wird! Wie ihren Wünſchen ſogar in allem zuvorkommen! Ja, ich will eine gute, folgſame Tochter ſeyn; will in dem Glück meiner Eltern einzig mein Glück ſuchen. — Und dieſes Glückes werde ich ſchon morgen durch meinen guten Vater theilhaftig. — Er iſt gekommen als Schutzgeiſt für mich. Heute noch will ich meine Sachen einpacken, und das letztemal in dieſem Kloſter unter Nonnen ſchlafen. Morgen höre ich mit meinem Vater die Frühemeſſe, und dann fliege ich, gerettet durch meinen guten Vater, aus dieſem Kerker, wo mich die Nonnen mit Gewalt lebendig begraben wollen — fliege in das Haus meiner lieben Eltern. — O möchte ich

doch auch meine unglücklichen Mitschwestern, die morgen die Gelübde ablegen sollen, dieses Ausfluges theilhaftig machen können! Denn ich weiß, daß sie gesinnt, wie ich, das Klosterleben von gänzem Herzen verabscheuen. Aber ach! für sie zeigt sich kein Retter, wie für mich. — Mich werden die Nonnen nicht zwingen können, mich für immer in verhaßte Fesseln zu werfen. Mein Vater, mein gütiger, gerechter Vater entreißt mich ihren unmenschlichen Händen.

Abtissin. Was sprichst du vom Zwang, von Unmenschlichkeit, du Lügnerin? Wer hat in meinem Kloster von mir an bis zur geringsten deiner Mitschwestern auch nur einen Versuch gemacht, dich zur Ablegung der Gelübde zu zwingen? So etwas verabscheue ich, und dulde es nie unter den Meinigen. Es müßte denn seyn, daß der Beichtvater im Beichtstuhle, wo ich nicht wissen kann, was vorgehet, dich durch allerley Vorspiegelungen zum Klosterstande habe zwingen wollen. Denn er ist ein sehr eifriger und gottseliger Mann, und möchte gern alle Menschen zu der Gesinnung und Denkart, die ihm eigen ist, stimmen.

Meine Schwester. Bey Gott! gerade das Gegentheil hat er gethan; er hat mir sogar erst heute in der Beichte gesagt, daß ich mit gutem Gewissen durchaus nicht im Kloster bleiben könnte; daß ich bey der großen Abneigung, die ich gegen den Klosterstand verspürte, die größte Sünde begehen würde, wenn ich morgen die Gelübde ablegen wollte; daß ich, sogar unnachläßlich verpflichtet wäre, im Falle, daß man mir

Zwang anthun wollte, öffentlich in der Kirche vor dem Volke zu erklären, daß man mich mit Gewalt vor den Altar geschleppt hätte, um die Klostergelübde abzulegen, daß ich aber feyerlich dagegen protestirte, und den Schutz des Publikums anflehte. Er drohte mir sogar, mich nicht zu absolviren, wenn ich ihm nicht aufrichtig verspräche, dieses zu thun. Aufrichtig hab' ichs ihm versprochen; entschlossen werd' ichs thun. (Hier sahen die Abtissin und mein Vater einander mit großen Augen an).

Abtissin. Das ist ein anders. Ich freue mich, daß mein Verdacht gegen den Beichtvater widerlegt ist. Wie gefällt Ihnen dieser Beichtvater, gnädiger Herr? Ist er nicht der gewissenhafteste, zur Leitung junger Seelen geschickteste Mann?

Mein Vater. In der That. Mich entzückt die Charakteristik, die meine Tochter von ihm so eben gegeben hat. Die Strenge, nach welcher er die Versagung der Absolution drohet, ist eben so menschlich, als seine Menschlichkeit strenge ist. Er ist so ganz Mensch. Er muß die schöne Schrift über die Bestimmung des Menschen, von der wir vor kurzem sprachen, durchaus studirt, und sich den Geist derselben eigen gemacht haben.

Meine Schwester. Ja wohl die schöne Schrift! Wie freuet es mich, daß diese schöne Schrift den Beyfall meines gütigen, ganz zur Menschlichkeit, und für die Menschlichkeit gestimmten Vaters hat! Welches Glück für mich, daß mein Vater ganz so gesinnt ist,

wie mein Beichtvater! Die guten Menschen — mein Vater und der Beichtvater! ganz das, was man seyn soll nach den Vorschriften der vortrefflichen Schrift: Ueber die Bestimmung des Menschen!

Mein Vater. Hast du denn diese Schrift gelesen?

Meine Schwester. Nicht bloß gelesen, bester Vater, sondern studirt und, wie man sagt, verschlungen, so daß ich mir den Geist derselben ganz eigen gemacht habe.

Mein Vater. Wie kamst du zu dieser Schrift?

Meine Schwester. Unser erleuchteter, und menschlicher Beichtvater hat sie mir gegeben. O für dieses Geschenk kann ich ihm für mein ganzes Leben lang nicht dankbar genug seyn. Durch dieses Buch lernte ich erst, was das heißt, Mensch seyn. Hier lernte ich die hohe Bestimmung des Menschen zur Wahrheit und Tugend. Hier lernte ich den lieben Gott als Vater kennen, so wie ihn unser Heiland geschildert hat, als Vater, der kein Gefallen daran haben kann, wenn die Menschen durch Selbstpeinigung, durch Menschenscheue, und durch freywillige Einkerkerung in Klöster ihr Leben dahin seufzend, die Blumen unschuldiger Freuden gefühllos mit Füßen treten, die er auf jedem Wege, den sie in einem gemeinnützigen Lebensstande zu wandeln haben, selbst mitten unter den Disteln und Dornen unvermeidlicher Beschwerlichkeiten in Fülle emporkeimen läßt; der überall Quellen rauschen läßt, die den müden Wanderer erquicken sollen; der die ganze Natur zum Dienste des Menschen geschaffen hat, die, der Spiegel der ewigen

Liebe, den Menschen zur Freude und Liebe von allen Seiten her ermuntert. O dieser Allvater hat dem Menschen unvertilgbare Triebe ins Herz gelegt, die er auf eine vernünftige Art, die sich in der göttlichen Stimme des Gewissens offenbart, befriedigen soll, und in deren gewissenhafter Befriedigung der einzig wahre Gottesdienst besteht. Außer einem solchen Gottesdienst ist alles Aberglaube, und Betrug. Gott, für sich selig, und die Quelle aller Seligkeiten, hat sich von Ewigkeit gleichsam ausgeströmt, um die Geschöpfe, die er schuf, zu beseligen. Wer durch Selbstpeinigung, und durch Verschmähung des vollen Freudenbechers, den uns die Natur von allen Seiten her auf Gottes Befehl zum vernünftigen Genuß darbietet, Gott zu ehren glaubt, der verläugnet den gütigen Vater, der selig, wie er ist, nichts als Seligkeit will. Nur durch einen Gottesdienst, der in vernünftiger Befriedigung der uns eingepflanzten Triebe, und im dankbaren Genuß der göttlichen Wohlthaten besteht, wird man Mensch — göttlicher Mensch — fromm. Die natürlichen Triebe sind die heilige Opferflamme, die auf dem Altare unseres Herzens lodert, die nicht erstickt, sondern durch frohen, reinen Lebensgenuß immer unterhalten werden soll. Wie glücklich bin ich, daß ich das erkenne! Wie glücklich, daß endlich die Fesseln des Vorurtheiles, und des traurigsten Aberglaubens, die vorher meinen Geist gefangen hielten, und niederbeugten, von mir gefallen sind? Und dieses Glück habe ich jenem schönen Buche, das mir der Beichtvater gab, zu verdanken. Bin ich nicht recht in den Geist

dieſes Buchs, das auch Ihren Beyfall hat, eingedrungen, Herr Vater?

Mein Vater (mit verſtellter Freundlichkeit). Du biſt tief, ſehr tief eingedrungen, meine Tochter. Ich kann den Geiſt dieſes Buches nicht beſſer charakteriſiren, als du eben gethan haſt. Nur Schade, daß du dieſes vortreffliche Buch, wie es ſcheint, nicht auch deinen Mitſchweſtern, die morgen die Thorheit begehen wollen, Profeſſion abzulegen, mitgetheilt haſt, um ſie eines Beſſeren zu belehren, und zu machen, daß auch ihnen die Feſſeln des Vorurtheils, und des traurigſten Aberglaubens abfielen.

Meine Schweſter (haſtig.) Ich habe es allen zu leſen gegeben, beſter Vater. Ein ſolcher Schatz, dacht' ich, muß gemeinnützig gemacht werden. Und — ſie wurden dadurch alle bekehrt, wie ich; dieſelbe göttliche Geſinnung hat ſie begeiſtert.

Mein Vater. Und doch wollen ſie Profeſſion ablegen?

Meine Schweſter. Ach! daß ſie keinen Retter haben, wie ich! Sie wollen nicht, ſie verabſcheuen die Profeſſion, wie ich. — Doch Sie wollen mir vermuthlich einen Wink zu ihrer Rettung geben; Sie wünſchen, daß ich ihnen ſagen ſoll, daß ſie wenigſtens öffentlich vor dem Volke wider den Zwang, den man ihnen anthut, proteſtiren ſollen. Damit Sie ſehen, daß ich gegen jeden Ihrer Winke eine folgſame Tochter bin, will ich ihnen das heute noch ſagen.

Mein Vater. Das wird unnöthig ſeyn, meine

äußerſt gefällige, und folgſame Tochter. Der erleuchtete, gewiſſenhafte, menſchliche Beichtvater wird es ihnen ſchon geſagt haben, ſo gut, wie dir.

Meine Schweſter. Ohne Zweifel. Aber ich will es doch auch thun: es kann nichts ſchaden. Es iſt das doch eine Handlung der M[illegible]liebe, die man, ſo oft Veranlaſſung dazu da iſt, [illegible] ſoll.

Mein Vater. Was doch ein Beichtvater, ſo wie der iſt, den dieſes Kloſter zu beſitzen das Glück hat, für Gutes ſtiften kann! Er hat einen Saamen ausgeworfen, deſſen Keime ſich in dieſem Kloſter allgemein verbreiten, und die mannigfaltigſten Früchte tragen wird. Dieſer Mann kann nicht genug belohnt werden.

Meine Schweſter. Ja wohl! beſter Vater. Hätte ich ein Königreich: ich würde mit ihm theilen.

Mein Vater. Ihm auch wohl deine Hand geben?

Meine Schweſter. Ja wohl! wenn er nicht geiſtlich, und ich mein eigener Herr wäre.

Abtiſſin (ſeufzend.) Ja wohl, ja wohl! Daß Gott erbarme!

Meine Schweſter. Warum denn daß Gott erbarme? Ich weiß ſchon: Sie ſind dem Beichtvater nicht gut, Hochwürdige Mutter! weil Sie werken, daß er meinen Entſchluß, nicht im Kloſter zu bleiben, beſtätigt, und mirs ſogar zur Gewiſſenspflicht macht, mit der Kraft der ganzen Menſchheit, die mir eigen iſt, mich dem Zwang zu widerſetzen, den Sie mir anthun wollen. Aber Sie ſollen wiſſen, mein Vater, der weiß,

was Vater seyn heißt — mein bester Pater ist da. Seine Vatenhand wird mich den Nonnenhänden entreißen.

Abtissin (laut aufschreyend.) Jesus Maria und Joseph, was du doch für eine unverschämte Lügnerin bist! Hab' ich dirs nicht heute frühe gesagt, daß, wenn du keine Neigung für das Klosterleben fühltest, du ja nicht die Gelübde ablegen solltest? Hab' ich dir nicht so eben, als ich dich zu deinem Vater hieher brachte, gesagt, daß du deinem Vater unbefangen dein Herz aufdecken, und, im Falle, daß du keinen Beruf zum Kloster spürtest, ihn bitten solltest, daß er dich morgen mit sich nach Hause nehmen möchte? Hab ich dir nicht sogar versprochen, deine Bitte an deinen Vater selbst zu unterstützen?

Meine Schwester. Sie haben mich gleich anfangs aufgefodert, bester Vater, Ihnen aufrichtig mein Herz zu eröffnen, und Ihnen nichts zu verhehlen, was meine Lage im Kloster betrifft. Sie setzten noch die Trostworte hinzu, die mir die Vatergüte Ihres Herzens, und meine Rettung verbürgen, die Trostworte, daß ich von Ihnen alles erwarten könne, was sich von einem guten, vernünftigen Vater erwarten lasse. Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen nichts, als die reinste Wahrheit sage, sollte es Ihnen auch noch so unglaublich zu seyn scheinen. Es betrifft nun das Loos meines ganzen Lebens. Ich kann, ich darf Ihnen nichts verschweigen, wenn es gleich Schatten auf den Charakter solcher Personen werfen sollte, die sich vielleicht in Ihren Augen als Heilige darzustellen, und geltend zu machen

wußten. Werden Sie mir wohl glauben, daß von allem, was so eben die Hochwürdige Mutter gesagt hat, gerade das Gegentheil statt habe?

Mein Vater. Das kann ich dir nicht glauben, liebe Tochter. Die Frau Abtissin hat mir gleich bey meiner Ankunft gesagt, und mich heilig versichert, daß sie dir zwar die Beschwerden des Klosterlebens erst heute frühe vorgestellt, und dich aufgefordert habe, das Kloster zu verlassen, wenn du dich nicht dazu berufen fühltest; daß du aber gegen sie die heißeste Sehnsucht geäußert hättest, dich durch die heiligen Gelübde mit Jesu Christo, als dem einzigen Bräutigam, dem du dein Herz geschenkt hättest, auf ewig zu verbinden.

Meine Schwester. Ist's möglich, daß die Hochwürdige Mutter Ihnen das sagte? Mit welchem Gewissen kann sie das? Doch ich glaube Ihnen, bester Vater! Sie lügen nicht, so wenig, als Sie haben wollen, daß ich lüge, und zwar in einer so höchst wichtigen Sache, die mein zeitliches und ewiges Heil, und Ihre Beruhigung in Ansehung des Schicksals Ihrer Tochter, die Sie väterlich lieben, betrifft. Hören Sie mich also gütig an, bester Vater, und glauben Sie auch mir. Urtheilen Sie dann aus dem, was ich Ihnen sagen werde, selbst, ob ich nicht höchst gewissenlos handeln würde, wenn ich in einem Kloster bliebe, wo nichts, als Heucheley, Lüge, Arglist und Unmenschlichkeit herrscht.

Abtissin. Heilige Dreyfaltigkeit! Welche Lästerungen wider deine Dienerinnen, und das heilige Haus, das dir zum ewigen Tempel geweiht ist!

Novitzenmeisterin. Du undankbares Mädchen! Haben wir das um dich verdient durch die mühsame Erziehung, die wir dir bereits seit neun Jahren gaben?

Meine Schwester. Für die Mühe, die Sie sich bey meiner Erziehung gaben, für die Sorgfalt, mit der Sie jeder Gefahr, die in den Jahren meiner Kindheit in Rücksicht auf Gesundheit und Leben mir drohten, für so manche Geschicklichkeit die Sie mir beybrachten, und die mir als Mittel dienen kann, meine Bestimmung, als ein gutes Weib, zu erreichen, werde ich Ihnen ewig dankbar seyn. Aber die Mühe, die Sie sich nun geben, um mich an ewige Sklavenfesseln zu schmieden, und im Kloster, dem Grab der Menschheit, mich lebendig zu begraben — diese Mühe verdient keinen Dank, sondern ewigen Abscheu.

Mein Vater. Vergiß die Ehrerbietung nicht, meine Tochter, die du deinen Lehrerinnen und Erzieherinnen schuldig bist; sondern erzähle mir ohne alle beleidigende Anmerkung, was dir von Seiten der Frau Abtissin begegnet, und lege mir in ihrer Gegenwart deine Klagen gegen sie vor. Ich werde gerecht und unpartheyisch zwischen dir und ihr urtheilen. So achtungswürdig mir auch sonst die Frau Abtissin ist, so gehest du mir doch näher an, als sie. Ich bin dein Vater, und das muß dir genug seyn, das volleste Vertrauen auf meine Vaterliebe zu setzen, die dich gewiß gegen jeden Menschen schützen wird, wenn du des Schutzes würdig

bist. Kein Ansehen der Person soll mich abhalten, dir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Meine Schwester. So will ich Ihnen denn bester Vater, bloß die reinen Thatsachen vorlegen, und Ihnen ganz das Urtheil überlassen. Bis sechsmal habe ich während des Noviziats auf das dringendste die Frau Abtissin und die Novitzenmeisterin gebethen, mich aus dem Kloster zu entlassen. Ich erklärte meinen Abscheu gegen den Klosterstand in den bestimmtesten und stärksten Ausdrücken. Aber man setzte sich mit aller Kraft meinen Wünschen und Bitten entgegen. Man verdammte mich jederzeit zu achttägigen geistlichen Exercitien, und allerley Bußübungen. Man bot alles auf, was der Himmel Reizendes, und die Hölle Abschreckendes hat, um mich von meinem Entschluß abzubringen. Man bemühete sich, mir durch allerley Gründe — aus der Bibel, und aus den Schriften der Klosterasceten — zu beweisen, daß ich ganz gewiß verdammt seyn würde, wenn ich das Klosterleben verlassen würde. Wer einmal, rief man mir unter andern aus der Bibel zu, Hand an den Pflug gelegt hätte, und wieder rückwärts sähe, der sey ganz untüchtig zum Himmelreich. Wer den Willen seines Herrn erkenne, und dennoch denselben nicht thäte, der sey höchst strafwürdig. Der Jüngling im Evangelio, der zwar seinen Beruf, Jesu nachzufolgen, erkannt, aber aus Liebe zu zeitlichen Gütern denselben aufgegeben hätte, wäre, nach der Lehre aller heiligen Väter, verdammt worden. Wehe dir Korozaim! Wehe

dir Bethsaida! wären unter den Sodomiten die Wunder geschehen, die in euern Augen geschehen sind, längst hätten sie in Asche Buße gethan. Und was dergleichen falsch erklärte Bibelterte mehr sind. Die Legenden, wodurch man mich einzuschrecken suchte, und die ganz dazu erdichtet sind, um junge Seelen zu verstricken, will ich gar nicht anführen. Alle die Einwürfe, die man meinem Vorhaben entgegen setzte, legte ich immer meinem Beichtvater vor, der mir die Nichtigkeit auf das deutlichste zeigte. Die Frau Abtissin wendete ferner vor, sie könnte mich nicht entlassen, ohne erst die Erlaubniß dazu von meinem Vater zu haben. Ich erbot mich, an Sie, bester Vater, zu schreiben; ich schrieb auch wirklich bis zwölf Briefe an Sie. Aber vermuthlich haben Sie keinen einzigen erhalten. Denn die Frau Abtissin nahm mir jederzeit die Briefe ab, unter dem Vorgeben, daß sie dieselben selbst abschicken wollte. Ich mußte ihr die Briefe geben; ich wäre sonst schrecklich gestraft worden. Was wollte ich thun, ich armes, verlassenes Mädchen? Niemand durfte zu mir: Niemand mit mir sprechen. Ich bat zuletzt meinen Beichtvater, einen Brief von mir an meinen Vater anzunehmen und zu besorgen. Er schickte denselben, wie er mir sagte, durch einen Klosterdiener auf die Post. Aber Gott weiß, wie auch diesem Brief der Weg abgeschnitten wurde. Denn ich sah denselben erst vor einigen Tagen eröffnet, unter andern Briefschaften und Papieren in dem Zimmer der Frau Abtissin auf dem Tische liegen. Aus Versehen hatte sie diesen Brief daselbst liegen lassen, als sie mich zu sich

rufen lieſs. So gieng es, beſter Vater, bis auf dieſen Augenblick.

Mein Vater. Ich habe keinen einzigen Brief von dir erhalten, und ich weiß nicht, warum die Frau Abtiſſin deine Briefe nicht bloß nicht an mich geſchickt, ſondern immer geſchrieben hat, daß du mit dem Kloſterſtande äußerſt zufrieden, kaum den glücklichen Augenblick erwarten könnteſt, da du dich durch die feyerliche Profeſſion auf ewig dem Dienſte Gottes weihen könnteſt.

Abtiſſin. Ich habe Ihnen, gnädiger Herr, die Briefe Ihrer Tochter bloß aus dem Grunde nicht zugeſchickt, weil ich Ihnen keine vergeblichen Sorgen machen wollte. Denn theils wußte ich gewiß, daß die ſeit kurzer Zeit einſchleichende Abneigung Ihrer Tochter zum Kloſterſtand bloß eine Wirkung der Verſuchung des Teufels wäre, der zu keiner Zeit dem Menſchen heftiger zuſetzt, als wenn er ſich für immer dem Dienſte Gottes widmen will; theils kannte ich auch zu gut Ihre Abſichten in Anſehung Ihrer Tochter. Jetzt geht mir freylich noch ein Licht auf. Sie hat es ja ſelbſt geſtanden, daß das Leſen der bewußten Bücher ſie auf andere Gedanken gebracht habe.

Meine Schweſter. Die ſchönen Bücher, die mir der Beichtvater gab, haben mich bloß mit mir ſelbſt bekannt gemacht. Und ſoll man ſich nicht ſelbſt zu erkennen ſtreben, wenn man einen Lebensſtand, beſonders einen ſolchen, der unabänderlich iſt, ergreift? — Wahrlich eine ſchlechte Empfehlung für den Kloſter-

ſtand, wenn Täuſchung, Betrug und Schwärmerey einzig den Weg dazu bahnen ſollen! — Die Frau Abtiſſin hat meine Briefe unterſchlagen, und in ihren Briefen an Sie, beſter Vater, mir Geſinnungen zugeſchrieben, gegen die ſich mein Herz empört; und zwar in Anſehung eines ſo wichtigen Schrittes, als der zu einem unveränderlichen, dem Tode ähnlichen Lebensſtande iſt. Geben Sie dieſem Betragen ſelbſt den paſſenden, in der Natur der Sache liegenden Namen. Ich will mich, um Ihren Wink zu befolgen, aller eigenen Bemerkungen darüber enthalten.

Aber noch mehr. Erſt heute frühe bat ich die Frau Abtiſſin, auf den Knieen liegend, um meine Entlaſſung. Sie ſagte mir, daß noch heute mein Vater kommen würde, und verſprach, demſelben dringende Vorſtellungen für mich zu thun. Ich beruhigte mich. Aber nun hab' ich allen Grund zu glauben, daß ſie gerade das Gegentheil gethan, und Ihnen meine vorgebliche, überaus große Neigung zum Kloſterſtand vorgeſpiegelt habe, um Sie, und mich zu täuſchen. Denn in dem Augenblicke, als ſie mich ſo eben abholte, und zu Ihnen hieher führte, ſagte ſie mir, daß alles Bitten an meinen Vater, um mich aus dem Kloſter zu nehmen, vergeblich ſeyn würde; ich müßte ſchlechthin Profeſſion ablegen, es möchte mir auch noch ſo ſchwer ankommen. Sie hätte, bloß um meinem Vater, dem alles daran gelegen ſey, mich, dem göttlichen Beruf gemäß, im Kloſter zu wiſſen, keinen Kummer zu verurſachen, demſelben geſagt, ich ſey zur Ablegung der Gelübde ganz

bereit. Ich ſollte mich daher nicht unterſtehen, auch nur eine Miene von Unzufriedenheit zu machen, vielweniger ihn um die Befreyung von dem Kloſterſtande zu bitten. Würde ich ſo was wagen, ſo müßte ſie mich nicht bloß verſichern, daß jeder Verſuch, meinen Vater zur Erfüllung meiner Wünſche zu bewegen, ihn nur im höchſten Grade aufbringen, und durchaus vergeblich ſeyn würde, ſondern ſie ſey auch gezwungen, mir zumvoraus die Erklärung zu thun, daß ich dieſen Frevel mein ganzes Leben lang würde büßen müſſen. Als Oberin habe ſie Mittel genug in der Hand, mich auf das empfindlichſte zu züchtigen, und mir den Stand, der mir ohnehin verhaßt wäre, noch beſchwerlicher zu machen. Sie gab mir ſogar bedeutende Winke von einem ewigen Kerker, in welchen ſie mich zur Strafe bringen würde.

Mein Vater. Iſt das wahr, Hochwürdige Mutter?

Abtiſſin. Ja! Aber Sie können ſich leicht die Gründe, die mich zu dieſem Verfahren beſtimmten, denken.

Meine Schweſter. Nun urtheilen Sie unbefangen, beſter Vater, über die Frau Abtiſſin und über mich, und beantworten Sie ſich ſelbſt die Frage, ob ich mit gutem Gewiſſen vor den Altar treten kann, um Gelübde, gegen die ſich mein Herz empört, dem Allheiligen und Allwiſſenden vor dem ganzen verſammelten Volke zu thun, und mich noch dazu auf ewig für ein

Kloster zu bestimmen, in welchem mir so schauervolle Aussichten entgegen kommen.

Mein Vater. Du hast mir doch, da du ins Noviziat gehen wolltest, geschrieben, daß du von deinem göttlichen Beruf zum Klosterstande innigst überzeugt wärest. Du sprachst sogar von einer Erscheinung der heiligen Mutter Gottes im Traume, die dich ins Kloster gerufen, und dir den Brautring Jesu Christi überbracht hätte. Du weißt selbst, wie dringend du mich bey dieser Gelegenheit gebethen hast, daß ich deinem, selbst durch ein Wunder bestätigten, Beruf kein Hinderniß in den Weg legen möchte. So schwer mirs auch ankam, mich auf immer meiner geliebten, einzigen Tochter, die ich gern zum Brautaltar an der Hand eines guten Jünglings begleitet hätte, selbst zu berauben, so gab ich doch, wohl wissend, daß man sich Gott nicht widersetzen dürfe, meine Einwilligung dazu. Und nun soll ich zugeben, daß du deinem göttlichen Beruf, der außer allem Zweifel ist, untreu werdest? Soll selbst deine Treulosigkeit begünstigen, und realisiren? Alles, meine liebe Tochter, alles kannst du mir zumuthen, und von mir erwarten, sollte es auch Gut und Blut kosten, nur keine Handlung, die wider den Willen Gottes, und daher wider mein Gewissen, und Seelenheil ist. Omnia si perdas, animam servare memento, ist mein Wahlspruch, der zu teutsch heißt: Solltest du auch Alles zu verlieren Gefahr laufen, so suche wenigstens deine Seele zu retten.

Meine Schwester. Gott! was hör' ich aus

dem Munde meines Vaters? Aber beſter Vater! Fanden Sie denn noch als Jüngling Vergnügen an den Steckenpferden, die Sie als Kind ritten? Begleiteten Sie die Neigungen, und Grundſätze, die Sie als Jüngling beſeelten, auch in Ihr Mannesalter hinüber? Können Sie jetzt noch einen beſtimmten Zuſchnitt eines Kleides als unveränderliches Maaß für Ihren Körper wählen? Es iſt die Beſtimmung des Menſchen, von der Finſterniß zur Dämmerung, und von dieſer zum hellen Tage überzugehen. Sobald die Sonne des vollen Vernunftgebrauches aufgehet, tritt nothwendig eine durchaus veränderte Denk- und Sinnesart ein. Die Puppen der Vorurtheile verſchwinden, und die Wahrheit glänzt uns unwiderſtehlich entgegen. So lange ich Kind war, ſagte der heilige Paulus, dacht' ich, und war geſinnt, wie ein Kind. Nachdem ich aber Mann geworden bin, habe ich die Denk- und Sinnesart der Kindheit weggeworfen, und einen Charakter, der des Mannes würdig iſt, angenommen. — Beſonders gehet in uns eine höchſt wichtige Veränderung vor zur Zeit, da unſer Körper ſeiner vollkommenen Ausbildung nahe iſt. Der Baum in der Blüthe hat eine ganz andere Form, als zur Zeit, da er noch ein zarter Keim oder Sprößling war. — Blicken Sie in ſich ſelbſt, beſter Vater! gieng nicht auch in Ihnen zu einer gewiſſen Zeit eine ſolche, Ihrer vorhergehenden Denk- und Sinnesart entgegengeſetzte, Veränderung vor? Auch Sie hatten, als Jüngling, Luſt, geiſtlich zu werden, und ſtudirten daher drey Jahre Theologie, wie mir mein

Onkel erzählte. Sie waren sogar enthusiastisch, wie er mich ebenfalls versicherte, für den geistlichen Stand gestimmt. Aber unvermerkt trat ein Zeitpunkt ein, wo Sie anfiengen, den Geschmack daran zu verlieren. In diesem Zustande der mit Riesenschritten vor sich gehenden Veränderung Ihres Geistes erblickten Sie unsere gute Mutter im Brautschmuck der blühendsten und reizvollesten Natur, wie jedermann sagt, der sie damals kannte; — Sie liebten sie, die Liebenswürdige. Diese Liebe verschlang in Ihnen — den Geistlichen, und verwandelte Sie in einen gemeinnützigen Weltmann, in einen zärtlichen Gatten, und den besten Vater, dem ich — Ihre Tochter — das Leben zu verdanken das Glück habe. Wenn Sie den seligen, und für uns, Ihre Kinder höchst segensvollen Augenblick, da sie das heilige Feuer der Liebe ergriff, und Sie zu einem neuen Menschen umstaltete, wieder lebhaft sich vorstellen wollen — und was kann für Sie selbst jetzt noch beseligender seyn, als diese Rückerinnerung, diese Verjüngung der ersten Liebe? — so werden Ihnen die Schwärmereyen, die mir anfangs in dem Klosterstand ein Paradies vorgaukelten, und die in der That nichts als Träume waren, keine Gewissensbedenklichkeiten mehr machen. Denken Sie nur daran, wie Sie Gatte und Vater, und — mein Vater wurden, und ich bin gerettet.

Mein Vater. Du siehst, meine Tochter, wie geduldig ich mich von dir belehren lasse, obgleich das einem Kinde nicht geziemt. Ich stehe beschämt als

Lehrling und Schüler vor dir, einem noch unreifen Mädchen — ich, als gereifter Mann, und als dein Vater. Doch ich will darüber wegsehen, um dir zu zeigen, daß ich ein nur zu guter Vater bin, der sich gefallen läßt, was sich tausend andere nicht würden gefallen lassen. Aber um das Spinnengewebe deines Raisonnements auf einmal zu zerreissen, so brauche ich deiner Nasenweisheit nur zu sagen, daß ich nie Lust zum geistlichen Stand hatte; daß mich bloß mein Vater dazu zwingen wollte, und daß ich mir daher gefallen lassen mußte, drey Jahre lang Theologie zu studiren. Mein älterer Bruder sollte allein alle seine Güter erben. Ich sollte daher ins Kloster gehen, und ihm zu der Herrlichkeit Platz machen, die für ihn bestimmt war. Aber Gott hat mich gegen die Ungerechtigkeit meines Vaters in Schutz genommen. Er nahm ihn, nachdem ich das dritte Jahr Theologie studirt hatte, von dieser Welt weg; und ich ward mein eigner Herr, und verschmähete daher einen Stand, zu dem ich nie den geringsten Beruf fühlte. — Ich habe dir aber nie die geringste Zumuthung zum Klosterstand gemacht. Die Lust dazu erwachte in dir von selbst; und das ist der offenbarste Beweis, daß dieselbe von Gott kam. Denn es liegt in uns kein natürlicher Trieb zum Klosterleben. Wo sich derselbe zeigt, da ist er kein Werk des Fleisches und Blutes, sondern des himmlischen Vaters. Und dieser Stimme nicht gehorchen, ist Gottlosigkeit. Ich soll nun das Werkzeug zur Ausführung derselben werden! — Aber fern, ewig fern sey das von mir! Lieber will

ich ſterben, als Gottloſigkeit begünſtigen, und realiſiren. Kurz du mußt — das iſt mein unveränderlicher Entſchluß, da ich weiß, daß du von Gott zum Kloſterſtande berufen biſt — du mußt morgen die Gelübde ablegen, die du dem Himmel ſchuldig biſt.

Meine Schweſter (ſich auf die Kniee niederwerfend, und in Thränen zerfließend.) Ach! beſter Vater! retten Sie doch einen Menſchen von einem langſamen, fürchterlichen Tode — von einer irdiſchen Hölle, aus der keine Erlöſung mehr zu hoffen iſt! Retten Sie Ihre Tochter — mein Vater! — Erbarmen Sie ſich meiner um des Gottes der Liebe willen, der bloß der thätigen Menſchenliebe den Himmel öffnet, und den ewigen Fluch über Menſchenfeinde hinſchleudert. Ich war hungrig, will er den Menſchenfreunden zurufen, und ihr habt mich geſpeiſet; ich war durſtig, und ihr habt mich getränkt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich lag in Feſſeln — o mögen Sie doch hier auf mich blicken, Vater! — ich lag in Feſſeln, und ihr habt mich erlöſet! — O löſen Sie mir die Feſſeln, in welchen ich ſchmachte, Vater! — Die ſchrecklichſten Feſſeln, die es giebt. Erbarmung! Erbarmung! Vater! daß auch Sie einſt Erbarmung finden! —

Mein Vater. Keine Erbarmung, wodurch Gott beleidigt wird! — keine Erbarmung, die das Feuer der göttlichen Rache entflammt! — Du mußt. — Doch es fällt mir noch ein Rettungsmittel ein, das ſich mit meinem Gewiſſen verträgt. Sollteſt du nach ab-

gelegter Profession fortwährend mit dem Klosterstand unzufrieden seyn, auch nachdem du vergebens alle Mittel zu deiner Beruhigung versucht hast, so will ich dich dispensiren lassen. Das verspreche ich dir, als Vater, und — worauf du so viel baueſt — als Mensch.

Abtissin. Ein portrefflicher Gedanke, gnädiger Herr! Es ist nichts gewisser, als daß der ganze dermalige Gemüthszustand Ihrer Tochter in Rücksicht auf ihre Abneigung wider den Klosterstand eine Folge teuflischer Versuchung, verbunden mit einer Ihnen schon bewußten menschlichen Verführung sey. Aber man muß den Eingebungen des Teufels nicht nachgeben, man muß Ihnen vielmehr mit starkem Glauben widerstehen. Jetzt wagt der Satan den Hauptsturm, weil er weiß, daß durch die Profession sein ganzes Werk in Absicht auf die Personen, welche die Gelübde ablegen, zerstört wird. Die heilige Klara hat eine Offenbarung von Gott erhalten, daß keine ihrer Töchter verdammt werden soll. Ist's ein Wunder, wenn der Satan am meisten tobt, wenn der entscheidende Schritt zum ewigen Heil durch die Profession gethan werden soll? Hat nur Ihre Tochter einmal diesen Schritt mit Entschlossenheit gethan, dann wird der Satan beschämt zurückweichen, weil er doch weiß, daß nun nichts mehr gegen Seelen auszurichten sey, die Gott durch die Profession zugleich zur ewigen Seligkeit bestimmt hat. Dann wird ihre verlohrne Geistesruhe wieder zurücklehren, und sie wird Gott danken, daß Sie, gnädiger Herr, sie nicht aus einem Stan-

de gerissen haben, der schon in diesem Leben ein Himmel ist, und jenseits des Grabes immer himmlischer wird. Auch mir, und allen meinen Mitschwestern ist es so gegangen. Ich gieng mit Freuden ins Kloster; allein da ich Profession ablegen sollte, glaubte ich, die ganze Welt stürze über mich zusammen. Ich bat meinen Vater, der ebenfalls einen Tag vor meiner Profession hier anlangte, gerade so inständig, wie Ihre Tochter, mich in Freyheit zu setzen. Aber mein Vater war gütiggrausam gegen mich, und erhörte mich nicht. Ich mußte Profession ablegen. Aber kaum waren nach der Profession einige Wochen verflossen, da verbreitete sich eine unbeschreibliche Heiterkeit über meine Seele, die mich bis auf diesen Augenblick nie verließ. Wie unglücklich würde ich jetzt seyn, wenn sich mein Vater über mein damaliges, scheinbares Unglück erbarmt hätte! Und wie glücklich bin ich nun durch jenes Unglück geworden! Gütige Grausamkeit meines Vaters, rufe ich öfters in himmlischer Wonne aus! dir habe ich meine ganze zeitliche und ewige Glückseligkeit zu verdanken! Du hast dich meiner erbarmt durch Nichtserbarmung! Sie handeln, gnädiger Herr, wie mein Vater. Keine Erbarmung, sprechen Sie. Das ist Recht.

Meine Schwester. Es ist Ihnen Hochwürdige Mutter, vielleicht um den armseligen Wein zu thun, den mein Vater mitgebracht hat. Er wird so großmüthig seyn, und Ihnen den ganzen Vorrath lassen, wenn ich auch keine Profession ablege. Ich werde ihn selbst darum bitten.

Abtiſſin. Unverſchämtes Mädchen! Du willſt ſogar den Wein deines Vaters ſchimpfen, ſo wie du den Kloſterſtand ſchimpfeſt? Du unterſteheſt dich, den köſtlichen Wein zu nennen? — und das in Gegenwart deines Vater, der denſelben bereits dem Kloſter zum heiligen Allmoſen geſchenkt hat? — Wahrlich die Läſterung des Kloſterſtandes, die du dir erlaubeſt, empört mich nicht ſo ſehr, als die Läſterung des köſtlichſten Weines. Denn hier kann ſich jeder, der den Wein verſucht, überzeugen, daß du nur auf Läſterung ausgeheſt, und daß der — Gott ſey bey uns aus dir ſpricht. Uebrigens iſt mirs gar nicht auch um den Wein, ſondern um deine Seligkeit zu thun.

Mein Vater. Ich bin gewohnt, über Kleinigkeiten wegzuſehen. Ich gehe auf die Hauptſache zurück, die deinen Beruf betrifft, meine Tochter. Die Frau Abtiſſin hat ganz recht, wenn ſie behauptet, daß deine jetzige Unzufriedenheit ein bloßes Werk teufliſcher Verſuchung, und menſchlicher Verführung iſt. Dieſes Werk wird nach abgelegter Profeſſion ganz gewiß in Nichts verſchwinden, indem der Teufel eben ſowohl, als der menſchliche Verführer, wird abziehen müſſen. Nur Muth gefaßt, meine Tochter, und entſchloſſen den Schritt gethan, der in einen zeitlichen und ewigen Himmel führt! Du biſt zu dieſem Himmel berufen. Entſchließ dich lieber gutwillig zu dieſem Schritte: denn, wie ich dir ſchon geſagt habe, er muß geſchehen. Du magſt wollen, oder nicht: du mußt. Ihr Mädchen habt ſonderbare Launen. Ihr weinet,

wenn ihr zum Trauungsaltar gehen ſollet, und weinet wieder, wenn euch die Stimme Gottes zur Ablegung der Gelübde an den Altar der ewigen Jungfrauſchaft ruft. Wie ſoll mans mit euch machen? Wenn man ſich nach dem Wetterhan eures Herzens richten wollte, ſo würde man in Rückſicht auf das, was zu eurem Beſten iſt, nie zu einem feſten Entſchluß kommen können. Sey du nur eine folgſame Tochter, und thu morgen das, was dein Vater gethan haben will. Ich gebiete dir dieſes nur in ſofern, als ich gewiß weiß, daß du es nie bereuen wirſt mir gefolgt zu haben. Sollte aber dieſes dennoch der Fall ſeyn, ſo verſpreche ich dir Dispenſation.

Meine Schweſter. Ach! beſter Vater, entweder müſſen Sie mich jetzt retten, oder ich werde nie gerettet. Man wird immer, wie jetzt, Teufelsverſuchung vorſchützen. Man wird Niemand mit mir ſprechen laſſen. Man wird die Briefe, die ich an Sie ſchreibe, unterſchlagen. Und endlich hat mir ja die Frau Abtiſſin ſchon einen Wink vom Kerker, worin ich mein Leben hinſeufzen ſoll, gegeben. Wer wird da meine Stimme hören? Wer durch meine Thränen gerührt werden? Wer mir die Feſſeln löſen? — Ach! Vater! wenn Sie mich retten wollen, ſo retten Sie mich jetzt, da ich noch keine Gelübde abgelegt habe. Ich appellire an Ihr Vaterherz — ich rufe gegen Himmel, daß es der Allvater hört, der Sie einſt richten wird: Retten Sie mich. Wollen Sie aber nicht Vater gegen mich ſeyn, ſo danke ich Ihnen das Leben nicht, das Sie mir gegeben haben,

und das Sie jetzt dem schrecklichsten Tode, den es für mich gibt, preis geben wollen. — Doch nein, Sie sind Vater — sind mein Vater — und hören die Jammerstimme ihrer Tochter, die von der ganzen Welt verlassen, und mönchischen Unmenschen zum Raub hingegeben, Ihnen, vor Ihren Füßen liegend, zuruft: Retten Sie mich, Vater!

Mein Vater. Nun kein Wort mehr von mir, als die unveränderliche und bestimmte Erklärung: gegen die Ablegung der Gelübde kann und will ich dich nicht retten. Du mußt sie Ablegen; davor hilft nichts. Du mußt schlechthin.

Abtissin und Novitzenmeisterin (mit der Miene einer sataniſchen Schadenfreude im Gesichte zugleich ausrufend.) Bravo! Bravo! gnädiger Herr! Der Geist Gottes spricht aus Ihnen.

Die letzte Rede meines Vaters traf meine Schwester wie ein tödlicher Blitz. Sie fiel ohnmächtig zu Boden. Nun trat ich aus meinem Winkel hervor, und warf mich vor die Füße meines Vaters. Vater, rief ich mit starker Stimme aus, daß es in allen Gängen der Klausur wiederhallte, Vater, retten Sie doch meine Schwester. Da sie nicht mehr sprechen kann, so hören Sie doch meine Stimme, die Sie um die Rettung eines Menschen — Ihrer Tochter anfleht. Vater! Rettung.

Mein Vater (erzürnt.) Weg von mir, ungehorsamer Sohn! Wie kannst du es wagen, ein Zimmer zu betreten, das ich dir zu betreten für jetzt verboten hatte?

Wie wagen, die geheimen Unterredungen deines Vaters zu belauschen? Weg von mir! Weg aus dem Gemache der Heiligen! Weg! oder.

Rache schnaubend hob er die Hand gegen mich auf. Und da ich sah, daß er durchaus taub sey gegen alles Flehen, so verließ ich das Zimmer — diesen Schlupfwinkel der Unmenschlichkeit. Weihwasser her, hörte ich noch bey'm Weggehen die Abtissin rufen, vermuthlich um damit meine Schwester zu begießen, der Teufel hat sie besessen. Jawohl, dachte ich, dich, und alle deines Gleichen, Nonnen, Mönche, Pfaffen, und die es mit ihnen halten. — Was noch weiter im Sprachzimmer verabredet wurde, habe ich nicht erfahren, aber doch aus den Wirkungen vermuthen können. Ich gieng in das uns angewiesene Gastzimmer, verwünschte für immer das Mönchsthum, und faßte aufs neue den festen Entschluß, öffentlich in der Kirche aus allen Kräften zu schreyen, daß meine Schwester auf das unmenschlichste, selbst durch meinen Vater, zum Klosterstand gezwungen würde.

Was denken Sie, Freund, über solche Greuelthaten, die in den Schlupfwinkeln der Klöster vorgehen, und, wie ich vollkommen überzeugt bin, nur gar zu oft vorgehen? Es ist unmöglich, daß irgend ein Mensch einen Beruf zum Mönchsstande habe, so wenig irgend einer, der nicht verrückt ist, einen Beruf zum Tollhause hat. Es liegt immer Verführung, fein angelegter, schon in den Jahren der Kindheit angelegter Betrug, und folglich Zwang — heimlicher oder öffentlicher,

moraliſcher oder phyſiſcher, das gilt gleich — zum Grunde, wenn ein Jüngling, oder Mädchen Profeſſion ablegt. Kann die beſſere Menſchheit dieſe Unmenſchlichkeiten länger dulden? Können Fürſten, die wahre Landesväter ſind, ihre Kinder — hoffnungsvolle Jünglinge und Mädchen, die ihre Unterthanen ſind — ferner auf eine ſo ſchauervolle Art mißhandeln laſſen? O die Vernunft müßte nicht Vernunft ſeyn, wenn ſie die Nationen nicht aufſchrecken ſollte aus dem Schlummer des blinden Glaubens, in welchen ſie das Mönchsthum eingewiegt hat, um unbeobachtet Gräuel zu häufen und die Menſchheit, beſonders in der Perſon derjenigen, die es in ſeinen hölliſchen Himmel, deſſen Selige lauter Satane ſind, gelockt hat, unter die Füße zu treten! Die Fürſten müßten lauter Tyrannen ſeyn, wenn ſie dieſe Baſtillen des heiligen Sataniſmus nicht zerſtören, wenn ſie dieſelben vielmehr vertheidigen ſollten. — Erwachet, Nationen, erwachet zur Rettung der Menſchheit, die in den ſcheinheiligen Schlupfwinkeln der Unmenſchlichkeit ſchmachtet, und in Staub getreten wird! — Fürſten! Landesväter erwachet! und rächet euere mißhandelten Kinder! Ha! ich ſehe ſie im Geiſte ſchon zuſammenſtürzen dieſe gottloſen Tempel der unmenſchlichſten Heiligkeit! Die Vernunft erhebt ihre Stimme in den Nationen, und den guten Fürſten — die Stimme, die fürchterlich für das Pfaffenthum gleich einem Donner, und erfreulich für die Menſchheit, gleich einer Gottesſtimme durch die Welt rollt: **Sie ſollen**

nicht mehr seyn die heiligen Unmenschen. Und — sie stürzen zusammen, ihre Zionssitze.

So dachte ich, mit mir selbst sprechend, im Gastzimmer, als endlich mein Vater kam. Doch ich will für jetzt schließen, und Ihnen nächster Tage den ferneren Verlauf dieser Tragödie berichten. Ich bin für jetzt zu sehr gerührt, als daß ich Ihnen weiter etwas schreiben kann, als daß ich ewig bin der — Ihrige.

Wenn den Jüngling Götterkraft durchschüttert,
Mächtiger sich jede Sehne spannt,
Feuriger ihm jeder Nerve zittert,
Wüthender ein ungezähmter Brand
Durch das heiße Blut elektrisch strömt,
Die erhitzte Phantasie durchdringt,
Und der Sinn, den keine Allmacht zähmt,
Dem Genuß entgegen rinnt; —

Wenn des Mädchens volle Reize blühen,
Feuer ihm durch jede Ader fliegt,
Wünsche in den Flammenblicken glühen,
Sehnsucht sich um Rosenlippen schmiegt,
Heiße Lust den Schwanenbusen hebet,
Der die Falten des Gewandes sprengt,
Wollust durch die zarten Glieder bebet,
Und durch alle Pulse drängt:

Ach! dann wird die Wonne nicht errungen,
Der der Jüngling heiß entgegen fliegt!
Ach! dann wird das Mädchen nicht umschlungen,
Das sich froh in Wollusträumen wiegt!

Kräfte, die den Sehnenden durchdrangen,
Reißt Verzweiflung von den Gliedern ab,
Und des holden Mädchens Roſenwangen
Sinken bleich ins öde Grab.

Großer Schöpfer, ſchufeſt du die Herzen,
Zum Gefühl für Menſchenſeligkeit:
Warum wird durch ungeſtillte Schmerzen
Deiner Schöpfung hoher Plan entweiht?
Seufzer, Klagen, die zum Himmel fliegen,
Wenn die Flamme ohne Lind'rung brennt,
Schreiben wehmuthsvoll mit Feuerzügen
Ihren Fluch ans Firmament.

Z. d. H.

Neunter Brief.

So eben komme ich von einem gelungenen Verſuch, wodurch ein Verunglückter gerettet wurde, her. Ich kann nicht umhin, Ihnen, th. F., dieſe Begebenheit, die mir eine unbeſchreibliche Wonne gewähret, ſogleich mitzutheilen, um zum voraus Ihrem menſchenfreundlichen Herzen dadurch ein Labungsmittel zu geben gegen die ſchmerzhaften Wunden, die Ihnen ohne Zweifel die Erzählung der Gräuelſcenen, welche in Beziehung auf meine Schweſter noch vorgiengen, ſchlagen wird.

Der Verunglückte, der gerettet wurde, war ins Waſſer gefallen; ward als ſcheintodt aus dem Waſſer gezogen, und durch ſchickliche Mittel wieder zum Leben gebracht. Ich bin zum Theil ſein Retter — ſein Retter durch eigne nicht geringe Lebensgefahr, der ich mich ausſetzte. Ich brachte ihn aus dem Waſſer und mein vortrefflicher Lehrer, Herr Hofrath Weiſe fachte den für die Erſcheinung ſchon entwichenen, aber im Verborgenen noch glimmenden Lebensfunken wieder zur hervorbrechenden Flamme an. Nun ſehe ich erſt die Vortrefflichkeit der Anſtalt ein, die der menſchenfreundliche Arzt, Herr Hofrath Weiſe angelegt hat. Dieſe

Anſtalt betrifft den Unterricht im Schwimmen, den er theoretiſch und praktiſch umſonſt nicht bloß den ſtudirenden Aerzten, ſondern jedem ohne Unterſchied des Standes und der Perſon giebt, der dieſe menſchenfreundliche Kunſt zu lernen wünſchet. Wöchentlich hält er zwey Vorleſungen darüber, und über die Mittel, die gegen den Scheintodt ſolcher Perſonen, die ins Waſſer gefallen ſind, anzuwenden ſind. Wöchentlich wird am Sonntage, und auch an andern Feyertagen, wenn die Witterung günſtig iſt, eine praktiſche Uebung im Schwimmen angeſtellt. Der Zelotenfluß, der unſere Univerſitätsſtadt Kirchenfeld durchſtrömt, iſt, wie Sie wiſſen, ſehr gefährlich, und wenn er etwas mehr anſchwillt, reißend und wüthend. Wer nicht recht gut ſchwimmen kann, und vorzüglich zur Zeit, wo er dem Austreten nahe iſt, in denſelben fällt, iſt unwiederbringlich verlohren. Herr Hofrath Weiſe, der eine Zeitlang in Aegypten, wo es bekanntermaſſen die geſchickteſten Schwimmer und Waſſertaucher auf dem Nilſtrom giebt, war, und die Schwimmkunſt daſelbſt lernte, iſt ein Meiſter in dieſer Kunſt, die er bloß für Menſchenrettung zu benützen ſucht.

Die Veranlaſſung zu dieſem wohlthätigen Inſtitut gab die im Frühjahre 1784 geſchehene gewaltſame Ueberſchwemmung der meiſten Flüſſe in Europa, wo der häufige Schnee auf einmal ſchmolz, und zu Waſſer geworden, das ungeheuer dicke Eis, das, gleich fürchterlichen Felſenmaſſen daher ſchwamm, und die Gefahr noch vermehrte, ſprengte. Bey dieſer Gelegenheit ſind bloß in

unſerer Stadt bis 100 Perſonen durch die Fluthen verſchlungen worden; zehn aber hatte Herr Hofrath Weiſe durch ſeine Schwimmkunſt gerettet. Anfangs erregte dieſes Inſtitut äußerſt viel Lärm bey dem gemeinen Pöbel, und noch mehr — bey der Geiſtlichkeit, den Theologen unſerer Akademie, und dem geſammten Mönchs- und Pfaffenſchwarm. Der gemeine Pöbel würde ſich vielleicht ganz ruhig betragen haben, wenn er nicht durch die Mönche und Pfaffen, an deren Spitze die hieſige theologiſche Fakultät ſtand, wäre aufgehetzt worden. Der Anſtoß, den man nahm, war theils die vorgebliche Gefahr der Unmoralität, die dadurch befördert werden möchte, obgleich Herr Weiſe allen möglichen Inkonvenienzen zuvor kam, theils die Entheiligung der Feyertage. Die Theologen ſchrieen aus vollem Halſe in Verbindung mit den Mönchen und Pfaffen, der Satz, pereat corpus, ut ſalvetur anima, ſey nicht konvertibel und identiſch mit dem: pereat anima, ut ſalvetur corpus, welchen letzteren Satz man eigentlich durch das Schwimminſtitut geltend machen wollte. Welche Skandale, ſagte P. Vitulus aus dem Reichsſtift Ochſenhauſen in einer Predigt, können unter jungen Leuten bey'm Ausziehen der Kleider, und unter dem Schwimmen ſelbſt vorgehen? Wie verführeriſch iſt der Anblick ſchwimmender Jünglinge für Mädchen, und andere Frauenzimmer, die ſich gewöhnlich unter den Zuſchauern befinden? An dem körperlichen Leben noch ſo vieler Menſchen, die aus Mangel der Kenntniß im Schwimmen zu Grunde gehen

mögen, iſt unendlich weniger gelegen, als an dem Leben einer einzigen unſterblichen Seele, die durch das entſetzliche Skandal einer öffentlichen Schwimmſchule zu einer Todſünde — auch nur in Gedanken — gereizt wird. Die leidige Aufklärung zieht doch immer das Wohl des Körpers dem Heile der Seele vor. Hätte der liebe Gott haben wollen, daß der Menſch ſchwimmen ſollte, ſo hätte er ganz gewiß demſelben Floßfedern gegeben, wie den Fiſchen. Man will ſelbſt das Werk Gottes meiſtern. Iſt es ein Wunder, daß wenn man mit den Einrichtungen, die Gott gemacht hat, nicht mehr zufrieden iſt, man auch anfängt, mit den Einrichtungen der Fürſten und Obrigkeiten in Abſicht auf die Staatsverfaſſungen nicht mehr zufrieden zu ſeyn; daß folglich die Irreligion zur Rebellion führet? Alle Thiere ſind, ſeitdem ſie erſchaffen worden ſind, in der ihnen von Gott angewieſenen Ordnung geblieben; nur der Menſch, geblendet durch das hölliſche Licht der Aufklärungsſucht, wollte von ſeiner Schöpfung an bis jetzt immer die ihm angewieſenen Schranken durchbrechen. Es iſt dem Stockfiſch nie eingefallen, zu fliegen, ſo wie dem Ochſen nie, zu ſchwimmen. Bey den Thieren hat die goldene Regel immer gegolten: Sutor, ne ultra crepidam! (Schuſter, bleib bey deinem Leiſt!) Nur der Menſch übertrat von Zeit zu Zeit dieſe Regel. Der erſte Menſch wollte durch den Genuß der verbotenen Frucht Gott werden. Aber unſere jetzigen Aufklärer wollen durch das Schwimmen — Stockfiſche werden. Dort zeigte ſich Uebermuth; hier tritt Nieder-

trächtigkeit hervor. Mensch, wo geräthst du hin? Laß dich doch endlich eines Besseren belehren! Selbst die Stockfische rufen dir zu: Sutor, ne ultra crepidam! Der Prophet ruft dir zu: cognovit asinus ascensorem Suum, et bos præsepe domini sui; populus autem meus me non cognovit (der Esel erkennt seinen Reuter; der Ochse die Krippe seines Herrn: aber mein Volk hat mich nicht erkannt). — Und endlich wie schändlich wird der Sonntag sammt den übrigen Fevertagen entheiligt! Wenn an den Sonn- und Feyertagen schon jede, sonst noch so nützliche, Arbeit eine schwere Sünde ist, wie entsetzlich muß erst die Sünde seyn, die durch eine so gottlose, und ärgerliche Arbeit, als das Schwimmen ist, öffentlich begangen wird? Gott hat am Sabbath ausgeruhet von allen den Strapatzen, die ihm die Weltschöpfung, binnen einer so kurzen Zeit, als sechs Tage sind, vollbracht, verursacht hatte. Aber unsere Aufklärer haben durchaus kein Ruhefleisch, wie Gott; vor lauter Fleischkitzel wollen sie an Sonn- und Fevertagen, um das höllische Feuer, das schon in ihnen brennt, abzukühlen, schwimmen; — schwimmen zum Aergerniß des Publikums in den Flüssen, die durch Gott bloß den Fischen, und zum Theil auch den Amphibien angewiesen sind; schwimmen in Bier- und Weinfässern; schwimmen auf den Fluthen der Bälle und Maskeraden; schwimmen auf dem Faro-Tisch; schwimmen — o der Schande! — in dem Ocean — der Liebe. Aber sie werden schwimmen — in die Hölle zum Teufel, während die gutkatho-

liſchen Chriſten, die an den Sonn- und Feyertagen fleißig den Roſenkranz bethen, durch dieſe heilige Angel in den Himmel gezogen, ewig ſchwimmen werden in dem Meere aller Selig'eiten.

Solch dummes Zeug predigte P. Vitulus dem Pöbel und forderte denſelben in höchſt ſtürmiſchen Deklamationen auf, das gottloſe Inſtitut zu zerſtören. Dieſer Geiſtmann war, als Sie noch zu Kirchenfeld ſtudirten, nicht da. Er wurde kurz nach Ihrer Abreiſe als Profeſſor der Dogmatik und chriſtlichen Moral nach dieſer berühmten Univerſität berufen. Die Veranlaſſung zu dieſem Ruf gab ſeine hochgelehrte Diſſertation: de primis apoſtolis novi teſtamenti. Hier ſucht er zu zeigen, daß der Ochs und Eſel, die in dem Stalle zu Bethlehem, wo Jeſus Chriſtus gebohren wurde, gegenwärtig geweſen, als die erſten Apoſtel müßten angeſehen werden. Von dieſen Apoſteln ſagt er unter andern: „ Sie glaubten an Jeſum, ohne was zu wiſſen; ſie predigten ihn den Hirten durch ihr bloßes Geſchrey — ohne allen Verſtand.“ In derſelben Diſſertation beſchreibt er auch ſehr genau und umſtändlich die heiligen Reliquien, die ſein Stift von dieſen Thieren beſäße. Dieſe Reliquien beſtehen in einem Ochſenſchweif, und in einem ledernen Stuhle. Von dem erſteren zeigt er nun grundgelehrt, daß derſelbe eben der heilige Schweif ſey, den der Ochs, als der primus apoſtolus, in dem Stalle zu Bethlehem hatte. *) In dieſem Beweiſe liegt

*) Zu Genua in Italien wird auch der Schweif des Eſels ſehr andächtig verehrt, auf welchem Jeſus ritt. Zu Rom

ein Schatz antiquarischer — Ochsenkenntniſſe. Von dem ledernen Stuhl beweiſet er mit demſelben Aufwand von Erudition, daß das Geſtelle davon aus dem Holz der Krippe in dem Stall zu Bethlehem fabricirt, und das Leder, womit derſelbe überzogen iſt, die gegerbte Haut des Eſels ſey, der dem Ochſen in dem erſten Apoſtolat Geſellſchaft leiſtete. Hier liegt ein Schatz antiquariſcher — Eſeley. Zu der erſten Reliquie ſey aber ſein Kloſter gleich im Anfange der Stiftung gekommen, daher habe es den Namen heil. Ochſenhauſen erhalten, ſtatt daß es vorher Brummfeld hieß. Den heiligen Eſelsſtuhl habe erſt im dreyzehnten Jahrhundert ein deutſcher Ritter, Namens Herr von Pinſelberg aus Paläſtina mitgebracht. Dieſem heiligen Eſelsſtuhle habe er ſein Stift zu verdanken, daß nie ein Lichtſtrahl der verdammten Aufklärung in daſſelbe gedrungen ſey. Dieſer Stuhl ſey es, worauf der Reichsprälat zu heil. Ochſenhauſen ſogleich nach ſeiner Wahl geſetzt werde, um da den Geiſt der Weisheit zu erhalten, die in den Augen der Aufklärer Thorheit ſey. Auch werde jeder Mönch bey der feyerlichen Profeſſion auf dieſen Weisheitsſitz geſetzt. Und daher komme es,

---

wird die Eſelskrippe aufbewahrt. Selbſt die Reliquien der Beſchneidung Jeſu — und zwar 5. præputia ſind aufbewahrt. Das eine præputium iſt zu Andorf, das andere zu Rom, das dritte zu Biſanz, das vierte zu Aach, das fünfte in der Abtey zu Poitiers. Sieh Pickhards Bienkorb S. 60. wo noch verſchiedene Reliquien ähnlicher Art vorkommen. A. d. H.

daß Ochſenhauſen noch ganz unangeſteckt ſey von der Peſt der leidigen Aufklärung. „O möchte ich doch ausgerüſtet ſeyn mit der apoſtoliſchen Zunge dieſes heiligen Eſels, um alle die Wunder zu verkünden, die dieſer heilige Stuhl gewirkt hat, ruft P. Vitulus gegen das Ende ſeiner Diſſertation aus!" Ich glaube, dieſer Wunſch iſt unnöthig. „Möchten doch wenigſtens alle Theologen durch dieſen heiligen Stuhl zu der Heilswiſſenſchaft, die ſie treiben ſollen, eingeweihet ſeyn!" Auch dieſer Wunſch iſt unnütz. Die Theologen waren von jeher größten Theils das, was P. Vitulus wünſcht, daß ſie ſeyn möchten — treue Nachfolger dieſes Krippenapoſtels. — Von dem heiligen Ochſenſchweif meldet P. Vitulus, daß derſelbe an hohen Feſttagen als aſpergillum (Weihwedel) gebraucht werde. Der Herr Reichsprälat theile ſelbſt an ſolchen Tagen das Weihwaſſer an das von allen Seiten her nach Ochſenhauſen ſtrömende Volk aus; und es trage ſich ſehr oft zu, daß die Teufel ſichtbar aus den Leibern der Beſeſſenen ausführen, und — Unfruchtbare geſegnet würden. O Sancta aſineitas, ruft der Gottesmann am Ende ſeiner Diſſertation aus, tu es vera ſapientia, quae confundit ſapientes hujus ſaeculi! O Sedes abbatialis monaſterii imperialis ad ſanctum bovem tu es Sedes ſapientiae — in Lytania Lauretana; tu porta coeli, tu refugium peccatorum! Amen. (O heilige Eſeley! du biſt die wahre Weisheit, welche die Weiſen dieſer Welt zu Schanden macht! O abteylicher Stuhl des Reichsſtifts Ochſenhauſen, du biſt der

Sitz der Weisheit — in der lauretaniſchen Lytaney; du biſt die Himmelspforte, du die Zuflucht der Sünder!) —

Das Exemplar dieſer Diſſertation, das ich ſo eben vor mir habe, gehört nicht mein; ſonſt würde ich es Ihnen zuſchicken. Aber ich habe mir ſchon durch die hieſige akademiſche Buchhandlung zwey Exemplare verſchreiben laſſen. Und da ich weiß, das Ihnen dergleichen Mönchsunſinn vielen Spaß macht, ſo werde ich Ihnen eines davon zuſchicken. Nur aus dem wenigen, was ich Ihnen aus dieſer Diſſertation ausgehoben habe, können Sie ſich einen Begriff machen, was P. Vitulus für ein Mann iſt, und was die hieſige theologiſche Fakultät für einen großen Gewinn durch ihn gemacht; können ſich vorſtellen, wie derſelbe in ſeiner Predigt an das Volk über das Schwimminſtitut geraſet habe. Ich habe ſelbſt dieſe Predigt gehört. Sie iſt, ſo wie ich von guter Hand weiß, nun unter der Preſſe. Sobald ſie das Tageslicht erblickt hat werde ich Ihnen mit einem Exemplar dienen. Das Volk, durch den P. Vitulus ganz in Wuth gebracht, wollte ſchlechthin das wohlthätige Inſtitut vertilgt wiſſen. Aber der Stadtmagiſtrat nahm ſich deſſelben mit aller Kraft an, und unterſtützte es durch militäriſchen Beyſtand. Herr Hofrath Weiſe gab auch eine Schrift heraus, worin er bewies, daß durch die Vorkehrung, die er getroffen habe, durchaus jede Unordnung, und jedes Aergerniß unmöglich gemacht werde; und dann, daß Jeſus ſelbſt den Sabbath durch Handlungen der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe, die

von den Theologen ſeiner Zeit als Entheiligungen des Sabbaths wären verſchrien worden, geheiliget habe. Durch dieſe Schrift, worin die Sprache des gemeinen, unverdorbenen Menſchenverſtandes auf eine meiſterhafte Art getroffen iſt, und wovon ich Ihnen ein Exemplar beylege, wurde das Volk ziemlich beruhigt. Nur in den Schenken, wo der ſchlechteſte Pobel zuſammen kommt, wurde noch wider das Schwimminſtitut gelärmt. Aber ſelbſt dieſer Pöbel wagte keinen öffentlichen Angriff gegen das Inſtitut. Der beſſere Theil der Bürgerſchaft wurde vielmehr für daſſelbe geſtimmt. Theils durch das Anſehen des vernünftigeren Publikums, theils durch die Androhung der Zuchthausſtrafe von Seiten des Magiſtrats, und durch die militäriſche Unterſtützung wurde der durch Mönche und Pfaffen aufgehetzte Pöbel in Schranken gehalten. Durch den Vorfall, der ſich heute ereignete, wurde ſelbſt dieſer Theil des Volkes für das Inſtitut gewonnen. Wenigſtens rief es mir, und dem Herrn Hofrath Weiſe den lauteſten Beyfall zu, indem es ſich mit dem gröſten Theil der hieſigen Studenten vereinigte, welche uns beyden ein Vivat, ſo wie den Mönchen und Pfaffen, und ausdrücklich dem P. Bitulus, der eben Prorektor iſt, ein pereat brachten.

Ehe ich Ihnen noch dieſen Vorfall erzähle, muß ich Ihnen erſt die Einrichtung dieſes wohlthätigen Inſtitutes beſchreiben. Herr Hofrath Weiſe wurde durch ein anſehnliches Geſchenk, das er von den Gemeinden der Judenſchaft in Elſas erhielt, in den Stand geſetzt,

dieſes Inſtitut auf das vortrefflichſte zu organiſiren, und ſelbſt den Mönchen und Pfaffen in Rückſicht auf den Vorwurf, daß das Gefühl der Schamhaftigkeit der Jugend verletzt werden könnte, das Maul zu ſtopfen. Die Judenſchaft in Elſaß brachte eine Collekte von 40000 Liv. zuſammen, und machte dieſe große Summe dem Herrn Hofrath Weiſe zum Geſchenke. Der Grund dieſes Geſchenkes iſt folgender. Bey der großen Ueberſchwemmung im Frühjahr 1784 hatte auch ein Kind, ich weiß nicht, wie, das Unglück, von der Fluth ergriffen, und fortgeriſſen zu werden. Es ſchwamm mitten in dem reißenden, und wüthenden Zelotenfluß, auf einer ungeheueren Eisſcholle ſitzend, gegen die große und hohe Johannisbrücke zu, auf welcher eine große Menge Volkes, und auch Herr Hofrath Weiſe mit ſeiner Gattin ſtand. Das Kind, ungefähr fünf Jahre alt, ſtreckte ſeine Hände gegen die Zuſchauer in einem erbärmlichen Geſchrey aus. Es ſtanden eine Menge Schiffe an der Brücke, zum Schutz der Verunglückten bereit, da. Alle Zuſchauer wurden innigſt gerührt; aber keiner auch unter den Schiffern wollte es wagen, einen Verſuch zur Rettung dieſes unglücklichen Kindes zu wagen, weil der Fluß beſonders in der Mitte zu wüthend war, als daß man ſich einen glücklichen Ausgang verſprechen konnte. Herr Hofrath Weiſe, der ſchon an demſelben Tage neun Perſonen an ſehr gefährlichen Stellen gerettet hatte, und äußerſt ermattet war, machte allein Miene, das arme Kind retten zu wollen, als daſſelbe ſo eben näher gegen die

Brücke hinschwamm. Seine Gattin schloß ihn in ihre Arme, und bat ihn mit Thränen, daß er ein Wagestück nicht unternehmen möchte, das wegen seiner schon zu großen Ermüdung und der äußersten Gefahr in der Mitte des tobenden Zelotenstromes unmöglich gelingen könnte. Aber „es ist ein Mensch zu retten", schrie er: mit Gewalt sich aus den Armen seiner Gattin losreißend, stürzte er sich von der sehr hohen Brücke in die Mitte des Stromes. Hineingestürzt, und unsichtbar werden — war Eins. „Ach! er ist verlohren mein guter Mann", rief die verzweifelnde Gattin aus. „Er ist verlohren der Menschenfreund", schrie das Volk. Aber ungefähr nach einer Minute kam er aus der Fluth, unter welcher er schon begraben zu seyn schien, wieder zum Vorschein. Er schwamm nun gerade zu auf die Eisscholle los, auf welcher das Kind saß, das freudenvoll nach ihm die Hände ausstreckte. Alles war in banger Erwartung, ob das Wagestück gelingen würde. Es gelang. Ergriffen die köstliche Beute — ward sie durch den jeder Gefahr trotzenden Menschenfreund in das nächste Schiff gebracht. Die Luft erscholl von dem lautesten Beyfalls- und Freudengeschrey. Die Gattin des Herrn Weise eilte nun dem Schiffe zu, und fiel ihrem menschenfreundlichen Gemahl um den Hals. Der Menschenretter ließ nun das Kind in sein Haus transportiren. Man merkte an der Sprache, daß es ein Judenkind war. Nach einer Stunde erschien die Mutter des Kindes, die eine Wittwe aus Judenbuch ist, einem Dorfe, das, wie Sie wissen, eine

Stunde weit von unserer Universitätsstadt liegt. Dankvoll fiel die Mutter auf die Erde vor dem Retter ihres Kindes nieder.

Die Mutter wollte das Kind sogleich mitnehmen. Allein da Herr Hofrath Weise merkte, daß das Kind krank sey, und einen gefährlichen Ausbruch der Krankheit voraussah, so sagte er zu der Mutter, daß für jetzt das Kind nur noch halb gerettet sey; daß er es daher nicht aus seinen Händen geben könnte, biß es ganz, nämlich auch gegen die Gefahr der eintretenden Krankheit, gerettet wäre. Er versprach der Mutter, für das Kind so zärtlich zu sorgen, als wenn es sein eigenes Kind wäre. Sobald es vollkommen gesund seyn würde, sollte sie es abholen. Die Mutter, die alle Ursache hatte, in die Menschenliebe des Herrn Hofraths Weise das unbegränzteste Vertrauen zu setzen, gieng ganz getrost nach Hause.

Das Kind wurde wirklich sehr gefährlich krank, so daß es Herrn Weise selbst bange wurde, es möchte nun an der Krankheit sterben, nachdem es aus den Fluthen gerettet war. Dieß erfuhren die Pfaffen, und sogleich strömten sie haufenweise herbey, und forderten mit Ungestüm, daß das Kind getauft würde. P. Titulus bewies sich unter allen am eifrigsten. Herr Weise setzte sich mit aller Kraft diesen Foderungen entgegen. P. Titulus machte sich an den Pöbel, und stellte demselben vor, daß Herr Weise dadurch, daß er die Taufe des Kindes verweigerte, an der ewigen Verdammniß dieses Kindes Schuld wäre. Nun stürmte

auch der Pöbel in das Haus des Herrn Weiſe, und drang wüthend auf die Taufe des Kindes. Er rief den Beyſtand des Stadtmagiſtrats an, der ihm auch ſogleich Hülfe gewährte. Nur durch militäriſche Strenge konnte der Haufe auseinander gejagt werden. Alles, was zu dem Geſindel gehörte, an deſſen Spitze P. Vitulus ſtund, verwünſchte die leidige Aufklärung, die nur auf die Rettung des Körpers ſehe, aber die unſterblichen Seelen ewig zu Grunde gehen laſſe. Verfluchter Aufklärer, ſchrie P. Vitulus, möchteſt du doch mit ſammt deinem Judenkinde zum Teufel fahren!

Durch eine eben ſo geſchickte, als ſorgfältige Behandlung ward jedoch das Kind bald wieder beſſer, und nach vierzehn Tagen war es vollkommen hergeſtelt. Herr Weiſe ließ es der Mutter wiſſen. Sie kam, um das Kind abzuholen. Da ſie aber ziemlich bemittelt iſt, ſo wollte ſie ihren Dank nicht bloß durch Worte, ſondern auch durch die That beweiſen. Sie machte ihm ein Geſchenk mit einer goldenen Tabatier mit Louisdor's gefüllt, 1000 Liv. am Werthe. Aber der edle Menſchenfreund war nicht zu bewegen, auch das Geringſte anzunehmen. Ich bin überſchwenglich belohnt, ſagte er, daß das Kind gerettet iſt. Es war meine Pflicht, es zu retten, da ich es retten konnte. Und eine ſolche Pflicht, deren Nichterfüllung mich zum Unmenſchen machen würde, laſſe ich mir nicht bezahlen. Mit Thränen in Augen, worinn ſich ihr dankvolles, und innigſt gerührtes Herz abſpiegelte, gieng ſie nun mit ihrem Kinde

nach Hauſe. Noch im Weggehen wendete ſich das Kind auf den Armen ſeiner Mutter wieder gegen Herrn Weiſe, der die Mutter bis an die Thüre ſeines Hauſes begleitet hatte, um, und rief ihm zu: „Der Gott Abrahams vergelte dir's, du guter Mann, was du an mir gethan haſt — mein Vater und Retter du!“

Aber die Witwe ließ die edle That in allen Zeitungen, die in Elſas herauskamen, bekannt machen, und ſpoderte die ganze Judenſchaft zur Belohnung derſelben auf. Das war nun die Veranlaſſung zu einer Kollekte für Herrn Weiſe. Es kam, wie ich ſchon geſagt habe, eine Summe von 40000 Liv. zuſammen. Die Judenſchaft ſchickte dieſe Summe, begleitet mit einem ſehr verbindlichen Dankſagungsſchreiben, an Herrn Weiſe, mit der feyerlichſten Erklärung, daß man dieſelbe in keinem Falle zurücknehmen würde. Herr Weiſe nahm dieſes anſehnliche Geſchenk an, aber nur in der Abſicht, daſſelbe zum Beßten der Menſchheit zu verwenden. Durch eine ſo anſehnliche Summe unterſtützt, machte er den Plan zu dem Schwimminſtitut. Zehntauſend Liv. beſtimmte er für die Erziehung armer Kinder, deren Väter durch die Waſſerfluth umgekommen ſind, und übergab dieſe Summe dem Magiſtrat, mit der Bitte, für die Erziehung dieſer Kinder zweckmäßige Anſtalten zu treffen. Die noch übrigen 30000 Liv. verwendete er ganz zur Organiſirung jenes nur auf Menſchenliebe abzweckenden Inſtituts. Nahe an dem Zelotenfluß auf einem Hügel, deſſen oberſte Fläche die überſtrömende Fluth nie erſteigt, baute er ein

groſſes Haus, mit 60 kleinen Zellen, und einem groſſen Saale verſehen. Die Zellen ſind bloß für die Mitglieder des Schwimminſtituts beſtimmt. Sie dienen nämlich dazu, daß ſich dieſelben aus- und anziehen können, ohne daß der Wohlſtand, und die Schamhaftigkeit junger Leute beleidigt wird. Jedes Mitglied hat nämlich ſein eignes Zimmerchen, und es dürfen darin nie zwey, oder mehrere junge Leute zuſammen kommen, wenn man ſich aus- und ankleidet. In jeder Zelle ſind zwey Schränke. In dem einen ſind die Kleider zum Schwimmen aufbewahrt; in dem andern aber werden die Kleider, die dem Schwimmkandidaten eigenthümlich zugehören, und die er beym Schwimmen ablegt, aufgehoben. Die Kleider, die zum Schwimmen gebraucht werden, ſind theils von Leinen- theils von groben wollenen Zeug. Durch dieſe Kleidungsſtücke wird der ganze Körper bis auf die Beine bedeckt. Die Kleider vom Leinenzeuge werden zuerſt gebraucht. Hat aber der Schwimmer ſchon eine groſſe Fertigkeit und Geſchicklichkeit im Schwimmen erreicht, ſo wagt er ſich mit ſchweren wollenen Kleidern ins Waſſer. Es iſt in jedem Falle die Einrichtung getroffen, daß keiner der Schwimmer verunglücken kann. Jeder Schwimmer hat ſeinen beſondern Aufſeher und Beſchützer, ſo daß derſelbe, ſo bald er zu ſinken anfängt, durch einen um den Leib gewundenen Strick wieder empor gezogen werden kann. Der letzte Grad der Schwimmer beſteht in der Kunſt, ſich, auch mit ſchweren Kleidern, unterzutauchen, einen andern Schwimmer, der ſich ganz paſ-

ſo verhalten muß, zu ergreifen, und auf dieſe Art ans Ufer zu bringen. Man verfolgt die Schwimmer überall mit Schiffen, die Herr Weiſe aus der Abſicht machen ließ, damit die Sekundanten bey eintretender Gefahr den unterſinkenden Schwimmer ſogleich in Sicherheit bringen können. — Der groſſe Saal iſt erſtens zum allgemeinen Verſammlungsort beſtimmt. Hier kommen alle die Schwimmer, die zu einer beſtimmten Stunde praktiſchen Unterricht zu erhalten wünſchen, und die von Herrn Weiſe ein eignes Billet dazu einen Tag vorher bekommen, zuſammen. Herr Weiſe weiſet jedem ſeine Zelle an, wo ſie ſich aus- und ankleiden. Dann hat dieſer Saal ferner die Beſtimmung, daß die Geſellſchaft daſelbſt viermal im Jahre ein Freudenmahl und einen Ball hält. Wird aber von irgend einem Mitglied ein Menſch, der ins Waſſer gefallen war, durch Schwimmen gerettet, ſo wird eine beſondere Zuſammenkunft, begleitet mit einem Balle, gehalten. Herr Weiſe hält dann eine paſſende Rede an die Verſammlung, und ruft den Retter des Unglücklichen aus der Verſammlung hervor. Ein ſchönes Mädchen der Stadt, oder auch der benachbarten Gegend, das von Herrn Weiſe ausdrücklich zur Verherrlichung und Verſchönerung dieſes Aktus eingeladen wird, ſtehet mit einem Blumenkranz bereit, und krönt den hervortretenden Jüngling mit einer kurzen, und paſſenden Anrede. Hierauf nähert ſich Herr Weiſe dem gekrönten Menſchenfreund, umarmt und küßt ihn. Daſſelbe thun dann alle gegenwärtige Mit-

glieder. Wenn unſer menſchenfreundlicher Lehrer weiß, daß der Jüngling, der gekrönt werden ſoll, ein Mädchen als vorzügliche Freundin und Geliebte hat, ſo wird von ihm dieſes Mädchen eingeladen, wenn anders daſſelbe von einem guten Charakter iſt. Ein ſolches Feſt wurde nun ſchon einmal gefeyert. Nächſtens ſoll daſſelbe Feſt auch zu meiner Ehre gefeyert werden. Herr Weiſe hat mir ſchon geſagt, daß er mein Adelheidchen in Begleitung ihres Vaters, des Paſtors Ehrenmann zu Lichtheim, zu dem feyerlichen Krönungsakt einladen werde. Ha! ich werde von Adelheidchen, dem ſchönſten, menſchenfreundlichſten Mädchen gekrönt, und zum Menſchenfreunde eingeweiht werden! Göttlicher Genuß! — O ihr Großen der Welt, die ihr auf den Thronen glänzet, ich vertauſche den Blumenkranz, den mir Adelheidchen aufſetzen wird, nicht mit euern Kronen! Möchtet ihr doch in demſelben Momente, als euch die Nationen die Herrſcherkrone geben, euch ſelbſt zu Menſchenfreunden einweihen! O dann würden euere Thronen unerſchütterlich feſt ſtehen. Dann würden euch die Nationen liebend fürchten, und fürchtend lieben, wie Kinder ihren Vater.

O werdet nur Menſchen, dann wanket kein Thron;
Dann ſchützet euch kindlicher Sinn.
Doch ſprecht ihr der Menſchheit nur frevelnden Hohn,
Dann ſtürzt ihr, wie Wildpret dahin.

Nun will ich Ihnen kurz die Begebenheit erzählen, die mir Veranlaſſung ward, einen armen Menſchen,

der, am Ufer des Zelotenflusses Holz machend, aus Unvorsichtigkeit ins Wasser stürzte, zu retten. Der Fluß war eben etwas stark angeschwollen, und drohte auszutreten. Ich gieng heute frühe spazieren, und als ich an die Johannis Brücke kam, merkte ich etwas weiter ober derselben einen großen Auflauf des Volkes und einen starken Lärm. Ich gieng der Volksmenge nach, weil ich sogleich vermuthete, es möchte ein Mensch ins Wasser gefallen seyn. Als ich näher kam, hörte ich einige rufen: „Dort, dort läßt er sich wieder sehen." Ich blickte in die Mitte des Stromes, und sah einen Menschen durch die Fluthen gehoben, der aber bald wieder verschwand. Ich stürzte mich ohne Bedenken in den Strom, und heftete schwimmend immer die Augen auf die Linie hin, nach welcher der Körper des Unglücklichen zu schwimmen schien. Endlich sah ich den Körper wieder nahe vor mir durch die Fluthen empor gehoben. Pfeilschnell schwamm ich hin, und ergriff ihn. Das Volk jubelte. Ich hatte alle Kraft, und Geschicklichkeit aufzubieten, um mich, beschwert mit dieser köstlichen und heiligen Beute, gegen die Wuth des Stromes zu behaupten. Einigemal sank ich bey gefährlichen, Wirbel bildenden, Stellen unter. Allein da ich in der Kunst, mich unter zu tauchen, und wieder empor zu kommen, schon ziemlich geübt war, so gelang mirs endlich, an's Ufer zu kommen. Mit dem lautesten Beyfall wurde ich von dem zuschauenden Volk aufgenommen. Alles schrie: es lebe Herr Hofrath Weise! Es lebe dieser junge edle

Mann aus seiner Schule! Es lebe der Gerettete!

Aber ach! es zeigte sich keine Spur des Lebens mehr in dem armen Mann. Ohne alle Bewegung lag er vor meinen Füßen. Man sagte mir, er sey schon bereits vor einer viertel Stunde ins Wasser gefallen; und habe, weil er wenig schwimmen konnte, mit abwechselndem Glück gegen die Fluthen gekämpft. Ich ließ den Verunglückten sogleich zum Herrn Weise tragen. Es kam uns die Gattin des unglücklichen Mannes mit sechs Kindern entgegen, die ein erbärmliches Jammergeschrey anstimmten. Ich tröstete sie mit der Hoffnung des wieder zurückkehrenden Lebens. Zum Glück war Herr Weise gerade zu Hause. Es wurden sogleich die zweckmäßigsten Mittel angewandt. Aber für dießmal schien alle Kunst vergeblich zu seyn. — Doch ungefähr nach einer halben Stunde zeigten sich einige sprühende Funken des Lebens, die sorgfältig angefacht, wieder zur hervorbrechenden Flamme wurden. Die Augen des Scheintodten wurden lebendiger; auf einmal warf er dieselben auf seine nahe vor ihm stehende Gattin, und Kinder. Er gebärdete sich, als wenn er vom Traume erwachte, und fragte, was man denn mit ihm mache? Ich kann Ihnen das Freudengeschrey der Gattin, und Kinder des Geretteten, so wie des ganzen Volkes, das im Zimmer, und außer demselben war, und die ganze Straße, worin das Haus des Herrn Weise liegt, einnahm, nicht genug schildern. „Er lebt wieder auf", schrieen die hier versammelten Menschen einander zu.

„Er iſt gerettet", erſcholl es von Straße zu Straße. Die Gattin fiel mir mit ihren ſechs Kindern zu Füßen, und ſtammelte, wonnetrunken, mit denſelben ihren Dank. Herr Weiſe ſagte zu dem verſammelten Volke: „Seht gute Leute! das ſind die Folgen des angelegten Schwimminſtituts, wider welches ſich einige Unverſtändige anfangs ſo ſehr empörten." Nun ſchrie alles: „Es lebe das Inſtitut! Es lebe Herr Hofrath Weiſe! Es lebe der edle Jüngling, der dieſen Verunglückten gerettet hat. Fluch den Mönchen und Pfaffen, die uns wider das Inſtitut einzunehmen ſuchten." Als ich nach Hauſe gehen wollte, ſchloß ſich eine ungeheure Menge Volkes an mich an, und begleitete mich unter einem ähnlichen Zuruf, der ununterbrochen fortgeſetzt wurde, bis in mein Quartier. Ich dankte nun dem Haufen für die mir erwieſene Ehre, und bat diejenigen, die ſelbſt in mein Quartier eindringen wollten, mich für jetzt allein zu laſſen, weil ich, ganz durchnäßt, mich umkleiden müßte. Ich überließ mich dann in der Stille dem Wonnegefühl, das das Bewußtſeyn, einen Menſchen gerettet zu haben, und nur für die Menſchheit zu leben, gewährt. Als ich mich dieſem ſeligen Gefühl eine Zeitlang überlaſſen, und durch daſſelbe mich zu ferneren guten Geſinnungen und Thaten geſtärkt hatte, benützte ich die noch übrige Zeit des Tages zur freundſchaftlichen Unterhaltung mit Ihnen durch dieſen Brief. Den Reſt der Schuld, den ich Ihnen noch in Betreff der Profeſſionsgeſchichte meiner Schweſter abzutragen habe, ſollen Sie nächſtens erhalten. Sie werden mir

vergeben, daß ich heute, da mein Herz ganz voll von einem andern Gegenſtande iſt, mich auf die Fortſetzung jener niederſchlagenden Geſchichte nicht einlaſſen konnte. Wenn ich Ihnen heute ſage, daß ich auf immer der Ihrige bin, ſo weiß ich zum voraus, daß Ihnen dieſe Verſicherung theuerer, als ſie Ihnen je war, iſt, weil Sie, ſelbſt der edelſte Menſchenfreund, nur den Freund ſchätzen und lieben können, der ſich zugleich als Menſchenfreund beweiſet. Ich werde mich immer mehr beſtreben, durch Handlungen der Menſchenliebe mich Ihrer Freundſchaft, Achtung und Liebe würdig zu machen.

Laſſet uns fröhlich die Schöpfungen ſehen:
Gottes Natur iſt entzückend und hehr!
Aber auch ſtillen der Dürftigen Flehen,
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr!
Liebet! die Lieb' iſt der ſchönſte der Triebe,
Weihet nur Unſchuld die heilige Glut.
Aber dann liebt auch mit göttlicher Liebe
Alles, was ſchön iſt und edel und gut:

Handelt! durch Handlungen zeigt ſich der Weiſe;
Ruhm und Unſterblichkeit ſind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die ſchwindenden Gleiſe
Unſerer flüchtig entrollenden Zeit!
Den uns umſchließenden Zirkel beglücken,
Nützen ſo viel, als ein jeder vermag:
O das erfüllet mit ſtillem Entzücken!
O das entwölket den düſterſten Tag!

Mönche, Pfaffen! lernt von Layen
Nicht aus vollem Hals zu schreyen
Lieblos von Wohlthätigkeit!
Schämt euch eurer Gurgelstärke,
Wenn ihr nicht auch zeigt im Werke,
Daß ihr Menschenfreunde seyd.

Z. d. K.

Zehnter Brief.

Heute will ich, th. F., meinem Versprechen gemäß, die Erzählung von der Professionsgeschichte meiner Schwester fortsetzen. Sie werden recht herzlich wünschen, daß es mir eben so gut gelungen seyn möchte, sie zu retten, als es mir erst vor wenigen Tagen gelang, einen armen Mann aus den Fluthen des Zelotenstromes zu retten. In wiefern mir die Rettung meiner Schwester gelungen sey, mögen Sie selbst beurtheilen.

Ich sagte Ihnen th. F., in meinem vorletzten Briefe, daß ich mich auf Befehl meines Vaters aus dem Sprachzimmer entfernen mußte. Ich war ungefähr eine Viertelstunde in dem uns angewiesenen Gastzimmer, als mein Vater von seiner geheimen Konferenz, die er mit der Äbtissin gehalten hatte, zurück kam. Er war sehr stürmisch, und machte mir sehr bittere Vorwürfe, theils daß ich wider sein Verbot in das Sprachzimmer gekommen, theils daß ich ihm durch mein unverständiges Flehen zugemuthet hätte, eine Handlung zu begehen, die wider sein Gewissen wäre, die Handlung nämlich, meine Schwester aus dem Kloster zu nehmen, und dadurch ihrem göttlichen Berufe zu entreißen. Ueberzeugt, daß durch keine Vorstellungen etwas auszurichten sey,

und entschlossen, den menschenfreundlichen Auftrag des Beichtvaters auf den folgenden Tag in der Kirche zu vollziehen, schwieg ich. Wir wurden sogleich zu Tische geladen. Wir trafen in dem Speisezimmer mehrere Gäste, die Anverwandte der Novitzinnen waren, an. Die Abtissin ließ von dem Weine, den mein Vater mitgebracht hatte, auftragen. Alles wurde munter, und gesprächig: auch mein Vater; er wurde sogar auf eine ungewöhnliche Art jovialisch, vermuthlich, weil er sich bewußt war, alle die Maaßregeln, um meine Schwester auf immer zu fesseln, nun auf das vollkommenste getroffen, und das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, so gut, als schon erreicht zu haben.

Aber ein für ihn höchst fataler Zufall brachte ihn auf einmal in die größte Unruhe. Die Abtissin hatte sogleich nach dem Regulärtische*) ein Billet an den Beichtvater geschrieben, worin sie an demselben Tag noch das Predigtbuch von Zollikofer, das er meiner Schwester gegeben, und dann der Abtissin vorgelesen hatte, zurükfoderte. Allein sie erhielt die Nachricht, daß der Beichtvater bereits vor einer Stunde zu dem Kloster hinausgegangen sey. In der Vermuthung, daß derselbe entwischt sey, berichtete sie in einem Billet diesen Vorfall sogleich meinem Vater. Mein Vater machte

*) Regulärtisch (mensa regularis) wird in Klöstern das gemeinschaftliche Zusamenspeisen der Mönche oder Nonnen, wo nichts gesprochen werden darf, sondern nur durch ein dazu bestimmtes Mitglied etwas aus einem ascetischen Buche vorgelesen wird, genannt. A. d. H.

groſse und schreckliche Augen, als er das Billet zu lesen anfieng, und schrie endlich auf: ein verdammter Streich! Der Klosterbeichtvater ist entwischt! Was? der Klosterbeichtvater? rief alles nach: der Klosterbeichtvater? — Ja! der Klosterbeichtvater, sagte mein Vater, — dieser Erzketzer, der die jungen Nonnen, besonders die Novitzinnen, und vorzüglich meine Tochter zur Ketzerey und zur Treulosigkeit gegen ihren heiligen Beruf zu verführen suchte, und zum Theil wirklich verführt hat. Darüber noch mehr erstaunt schrie die ganze Gesellschaft, wie ein Echo nach: Der Klosterbeichtvater — ein Erzketzer und Verführer der Nonnen? — Ja! erst heute kam man, und zwar durch mich, hinter das ganze Geheimniß der Bosheit. Einem solchen verderblichen Menschen sollte man doch sogleich nachsetzen, sagte eine Bethschwester aus der Gesellschaft; er möchte sonst in ein benachbartes Kezernest entschlüpfen, und durch die gefälligen Hände der Ketzer in Sicherheit gebracht werden. Ja wohl, sagte mein Vater. Ich will mich sogleich zu Pferde setzen, und dem Fuchse nachsetzen; ich erwische ihn gewiß. — Johann! rief er sogleich seinem Bedienten zu, der eben hinter seinem Stuhle stand, sage meinem Vorreuter, er soll auf der Stelle mein Pferd satteln. Johann gieng, und binnen wenigen Minuten war der Vorreuter da, und meldete meinem Vater, daß das Pferd gesattelt, und für ihn bereit stehe. Mein Vater stand sogleich vom Tische auf, und sagte zu der Gesellschaft: verzeihen Sie, daß ich Sie für jetzt verlassen muß. Ich muß für die Ehre Gottes noch einen Ritt machen. Ich

hoffe, in einer Stunde wieder zurückzukommen, und den scheinheiligen Fuchs gefangen mitzubringen. — Das gebe Gott! rief die fromme Gesellschaft. Er gieng. — Das muß doch ein sehr eifriger, und gottseliger Herr seyn, raunte einer dem andern zu. Dieser junge Herr da, sagte einer auf mich deutend, ist der Sohn dieses würdigen Mannes. Nun so werden Sie auch wissen, sagte ein anderer zu mir, was der Beichtvater begangen habe, wodurch er sich den Verdacht der Ketzerey und der Verführung Gott geweihter Jungfrauen auf den Hals zog. Ich weiß weiter nichts war meine Antwort, als daß der Beichtvater ein äußerst rechtschaffener und aufgeklärter Mann ist, und daß es Menschen giebt, die einen Sinn mehr haben, als die übrigen, den Sinn nämlich, Ketzer zu wittern wo — keine sind. Ach! die leidige Aufklärung, seufzte die Bethschwester, macht nur gar zu viele Menschen blind, daß sie das nicht sehen, was jedem vor Augen liegt. Ich würdigte die Pfaffendirne keine Antwort, sondern nahm meinen Hut, und gieng fort. Ich bat einen Klosterbedienten, mir ein Licht zu bringen, und verfügte mich in mein Zimmer. Hier bemerkte ich nun einen großen Auflauf des Volkes aus dem Städtchen Gänseheim, wo das Kloster liegt. Mehrere kamen zu Pferde. Von diesem Pöbel erwählte nun die Abtissin eine Menge Boten zu Fuß und zu Pferde, um dem flüchtig gewordenen Beichtvater nachzusetzen. Sie unterredeten sich in Rücksicht auf die verschiedenen Wege, die einzuschlagen wären, damit der Fuchs erwischt würde. Es gesellten sich immer zwey bis

drey, und noch mehrere zusammen, die einen besondern Weg nehmen wollten. Nachdem alle möglichen Wege an die Parthien vertheilt waren, schwärmten sie sämmtlich zum Klosterthor hinaus. Die Abtissin hatte der Parthie, welche den Beichtvater ausspüren, und zurückbringen würde, 20 Thaler versprochen. Ich hatte mir vorgenommen, mich nicht zu Bette zu legen, bis mein Vater zurückgekommen seyn würde. Da es nun sehr kalt war, so ließ ich das Zimmer gut heizen, und auch noch einen Vorrath von Holz herbeytragen, damit mein Vater bey seiner Zurückkunft ein gut erwärmtes Zimmer finden möchte. Denn, dachte ich, wenn er gleich diesen nächtlichen Ritt macht, um einen rechtschaffenen Mann unglücklich zu machen, so ist es doch deine Pflicht, für seine Gesundheit und Bequemlichkeit zu sorgen. Selbst in dem Menschenfeind muß der Mensch geehrt werden; und in diesem Menschen muß noch dein Vater betrachtet, und respektirt werden. — Es kam eine Streifparthie um die andere zurück: aber keine konnte dem Flüchtling auf die Spur kommen. Alle haben den geraden Weg, den dieser in diesem Vorfall nur zu gerade Mann eingeschlagen hatte, verfehlt, wie sich's den andern Tag zeigte. Erst gegen 12 Uhr hörte ich meinen Vater fluchend zum Klosterthor herein reiten. Der verfluchte Pfaff, schrie er, muß schon ein Ketzernest gefunden haben! Er stürmte in das uns angewiesene Zimmer hinein mit blutigem Kopfe. Er sagte, daß er vom Pferde gestürzt, bald den Hals gebrochen hätte, nebst dem, daß er beynahe erfroren wäre. Der Teufels-

kerl, rief er aus, ist nicht so viel Werth, als daß ein ehrlicher Mann ihn aufsucht, und, um ihn zu verderben, sein Leben wagt. Ich sprang sogleich fort ins Speisezimmer, und holte eine Flasche Wein. Es war nämlich die ganze Gesellschaft der Gäste noch beysammen, theils um zu zechen, theils vor Begierde, den Beichtvater zurückgebracht zu sehen. Als ich zu meinem Vater zurück kam, und er die Flasche Wein in meiner Hand sah, war er äußerst über meine Dienstfertigkeit erfreut, und schien alles, was ich zuvor seinem Willen zuwider gethan hatte, vergessen zu haben. Du bist ja recht besorgt um mich, mein Sohn, sagte er, indem du die Heizung des Zimmers unterhielst, und nun auch für mich Wein holtest. Der Wein wird mir wohl bekommen; denn ich bin äußerst ermattet. Ich sagte ihm, ich hielte es für meine Pflicht, auf alle mir mögliche Art für das Wohlseyn und Glück meines Vaters zu sorgen. Ich schenkte dann etwas Wein in ein Glas, und stellte es auf den Ofen. Wozu das, lieber Sohn, fragte er? Um Ihnen einen warmen Ueberschlag auf die Wunde Ihres Kopfs zu machen, war meine Antwort. Er umarmte mich vor Freude, und sagte: laß dich nur nicht von den Aufklärern anstecken, so wirst du immer mein lieber Sohn bleiben, und ich werde dir die Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, die du mir so eben erweisest, zu vergelten wissen. Auch ich werde es für meine Pflicht ansehen, auf alle mir mögliche Art für dein Wohlseyn und Glück zu sorgen. Als er die Flasche Wein ausgetrunken hatte, machte ich ihm einen Ueberschlag auf die Stelle

des Kopfes, wo er leicht verwundet war, und wir legten uns zu Bette. Mein Vater verrichtete noch vorher ein kurzes Nachtgebeth, und am Ende schickte er folgenden Stoßseufzer gegen den Himmel: „allmächtiger Gott! laß den entflohenen Ketzer keine Ruhe finden, wo er immer hingeflohen ist, oder noch hinfliehen mag. Laß ihn in die Schlingen der Rechtgläubigen fallen, und erhöre das Flehen deiner Kirche, daß sie zu Grunde gehen mögen — die Ketzer und Ungläubigen." Ich bat meinen Vater, nicht mehr an den Beichtvater zu denken, um ruhig zu schlafen. Du hast Recht, mein Sohn, war seine Antwort, ich will mich auch in der Zukunft nichts mehr um ihn bekümmern. Was geht mich dieser Pfaff an? Mögen die Pfaffen ihn verfolgen, wie sichs gehört und gebührt. — Hätte er doch Wort gehalten!

Ich schlief sehr sanft. Nur wurde ich bisweilen durch einen Fluch meines Vaters, der dem Beichtvater galt, vom Schlafe aufgeschreckt. „Möchte doch der Teufel den ketzerischen Pfaffen schon geholt haben", hörte ich ihn im Traume aufschreyen. Frühe morgens gegen sieben Uhr wachte ich auf, und kleidete mich an. Mein Vater schlief noch tief. Um halb acht Uhr weckte ich ihn, weil um 9 Uhr der Gottesdienst seinen Anfang nehmen sollte. Als er hörte, daß es schon so weit in der Zeit sey, stieg auch er vom Bette, und machte sich zum Kirchengehen fertig. Die dumpfen Klosterglocken verkündigten um halb acht Uhr die unmenschliche Feyer-

lichkeit, die im Kloſter vorgehen ſollte. Eine ungeheure Menge Volkes ſtrömte in die Kloſterkirche, theils um des Spektakels, der hier zu ſehen, theils um des Ablaſſes willen, der zu gewinnen war.*) Schauer packte mich, als das Kloſtergeläute in meinen Ohren erſcholl. Ich dachte mir nun das Unglück, das meine Schweſter treffen ſollte, und das die dumpfen Glocken der ganzen Gegend im Trauertone zu verkündigen ſchienen, in ſeiner ganzen Rieſengröſſe. — Der ſchreckliche Moment nähert heran, ſagte ich zu mir ſelbſt, und iſt beynahe ſchon da, wo deine geliebte Schweſter in dem ſchönſten Frühlinge ihres Lebens auf einem Male entſagen ſoll allen Freuden der Welt; — kalt verlaſſen die Roſenſpur der Menſchenbeſtimmung, tauſchen das Glück der Menſchheit gegen einen langſamen Tod, gegen Moder und Verweſung bey lebendigem Leibe; — verlaſſen die blühende Natur auf ewig in den ſchauervolleſten Gefilden des Todes; — vergeſſen des höchſten Glückes der Freundſchaft und Liebe in den Schlupfwinkeln der ewigen Zwietracht, und des Menſchenhaſſes; — in kalten Kloſtermauern ſich unwiderruflich hingeben den Schlangenbiſſen der verzweifelnden Schwermuth und des nagenden Grams, und kämpfen mit unverſöhnlichen Furien; — aus eiſernen Gittern wehmüthig hinausſchauen in die blühende Natur, ſehen den wiederkehrenden Frühling, der, ach! nur für ſie, und ihres Gleichen nicht

*) Bey jeder Kloſterprofeſſion iſt für die Zuſchauer vollkommener Ablaß zu gewinnen. A. d. H.

wiederkehrt; — taub gegen die Zaubersstimme der Liebe, taub auf ewig für den reinsten Zauberklang im Schöpfungschor — für den süßen Muttersnamen — unbetrauert dahin sterben, ohne gelebt zu haben. In diesen Abgrund von Elend soll sich meine Schwester stürzen — mit vollem Bewußtseyn, und der lebendigsten Ueberzeugung von der Größe desselben stürzen! Tausende stürzen sich hinein, umgaukelt von täuschenden Grazien, die dieser Hölle den Zauber des Himmels zu geben wissen, und nicht selten den glücklichen Wahnsinn bis zu dem letzten Momente des Lebens unterhalten. Zwar ein schrecklicher Wahn, der die bessere Menschheit empört, aber doch noch wohlthätiger Balsam für wunde Herzen! — O ihr glücklich getäuschten, für die sich in einem ununterbrochenen Traume des religiösen Wahnes die fürchterlichste Hölle in einen Himmel verwandelt, denen die klirrenden Fesseln zu Blumenkränzen, die sie von allen Seiten zu umwinden scheinen, werden! — Ihr seligen Verdammten, denen das Geheul der Verzweiflung der Freudenhymnus der ganzen Schöpfung ist, o wie glücklich seyd ihr in Vergleich mit meiner Schwester! Ach! diese kennt die Hölle, die ihr entgegen lodert. Keine wohlthätige Täuschung des Fanatismus begeistert sie zu dem Salto mortale, den sie eben thun soll, und trägt sie auf den Flügeln einer träumenden Phantasie. Keine erbarmende Gottheit aus dem Reiche des Irrthumes wird sie je einwiegen in den für sie erwünschlichen Schlummer der Selbstvergessenheit, und ihr Leben vorzaubern, wo Tod,

Licht, wo Finsterniß, Menschheit, wo Satanismus, Himmel, wo Hölle ist. Giebt es denn keinen Menschenfreund, den ich um ihre Rettung anflehen könnte, und der sich mit mir vereinigte? Ach! warum verläugnet doch dein Vater den Menschen und — Vater?

So eben, als ich dieses dachte, sah ich am Fenster stehend, einen Franciskaner ins Kloster kommen. Gleich darauf kam der Bischof gefahren. Der Franciskaner, dachte ich, ist vermuthlich der neue Klosterbeichtvater. Vielleicht findest du unter dem Gewande der Unmenschlichkeit, das dieser Mann trägt, noch einige Funken, die sich zur Flamme anfachen lassen — einige Funken dessen, was in deinem Vater durchaus erstorben zu seyn scheint, — des Menschen- und Vatersinnes! Und der Bischof — ist ja den Damen hold, und — wie man allgemein sagt — nur zu hold! Wird ihn die Schönheit deiner Schwester nicht rühren, nicht bezaubern? Wird er's, wenn er noch zur rechten Zeit von dem höchsten Abscheu meiner Schwester gegen den Klosterstand, und von dem unmenschlichen Zwange, den man ihr anthun will, unterrichtet wird — wird er's wagen, seine heiligen Hände, die so gerne weibliche Blumen umfassen, und pflegen auf dem fruchtbaren Boden der Liebe, auszustrecken nach den Rosen und Lilien dieses göttlichen, in dem Brautschmuck, den ihr die Natur gab, da stehenden, und jeden, der Menschengefühl hat, entzückenden Mädchens, um über sie gefühllos den Segen zu sprechen, den Segen — zur Hölle, wo der Wurm der Verzweiflung nie stirbt, und

alle Knospen, Blüthen und Keime der Humanität langsam abnaget, und ertödet? Das läßt sich von einem Manne, der im Arme der Liebe sich schon so oft selig fühlte, nicht denken. Der Bischof liebt das schöne Geschlecht; er ist daher gewiß — Mensch. Und beweißt er sich als Menschen, und rettet meine Schwester, dann soll er auf der heiligen Rota meines Herzens sammt allen seinen Maitressen kanonisirt werden. Ich will sogleich hingehen, um ihn zu sprechen.

Ich sagte zu meinem Vater, der eben mit Anziehen beschäftigt war, daß ich einen Kaffee für ihn bestellen wollte. Er war über meine Dienstfertigkeit äußerst erfreuet, und lobte mich wegen derselben. Als ich zum Zimmer heraus war, begegnete mir so eben ein Klosterdiener, dem ich die Besorgung des Kaffees auftrug. Ich gieng daher sogleich in das Sprachzimmer, wo ich den Bischof sammt dem neuen Beichtvater antraf. Er war so eben im Begriff — durch eine versteckte und maskirte Thüre in der Mauer, die das Sprachzimmer von der Klausur scheidet — in die Klausur zu gehen. Ich ergriff ihn gleichsam noch bey dem heiligen Saum seines bischöflichen Kleides, und bat ihn in lateinischer Sprache — weil die Abtissin sammt dem ganzen Konvent zugegen war — mir nur auf einen Augenblick sein gnädiges Gehör zu leihen. Mit einer äußerst freundlichen, und nichts als Menschenrettung verkündigenden Miene zog er den schon in die Klausur gesetzten Fuß zurück, und gieng in die Mitte des Sprachzimmers. Ich stellte ihm — ebenfalls in lateinischer Sprache, damit

mich die Nonnen nicht verſtehen möchten — ſo kurz, als möglich, vor, daß die Nonnen hier, und mein Vater meine Schweſter, ungeachtet des höchſten Abſcheues gegen den Kloſterſtand, den ſie hegte, und ſchon zum öfterſten geäußert hätte, zur Ablegung der Gelübde zwingen wollten. Ich flehte daher ſeine biſchöflichen — und menſchlichen — Gnaden an, meine Schweſter zu retten von dem ſchrecklichſten Elende, in welches man ſie ſo eben ſtürzen wollte, und bat ihn zugleich auf das dringendſte, da er ſo eben in die Klauſur gienge, meine Schweſter ſelbſt über ihre Geſinnung zu ſprechen, um ſich von der Wahrheit deſſen, was ich ihm ſo eben ſagte, zu überzeugen. Hier haben Sie meine Hand, ſprach er in einem äußerſt humanen Tone, und mit der Miene eines Schutzgeiſtes, — hier haben Sie meine Hand — er reichte mir ſie hin, und ich küßte ſie ehrfurchtsvoll, wie die Hand eines guten Vaters — als das Unterpfand meiner Verſicherung, daß, wenn ſich die Sache ſo verhält, wie Sie ſagen, ich Ihre Schweſter ganz gewiß retten werde. Durch mich ſoll kein Mädchen, das zur Liebe geſchaffen iſt, lieblos verbannt werden aus den frohen Kreiſen der Menſchheit, die ſich durch Freundſchaft und Liebe glücklich fühlt, in das Kloſter, als das Grab der Liebe und Humanität. Thränen der Freude und Dankbarkeit träufelten aus meinen Augen auf ſeine Vaterhand, die ich umfaßte. Ich war zu tief gerührt, als daß ich noch ein Wort ſprechen konnte; er drückte mir ſanft die Hand, und gieng — zu dem heiligen Federvieh, das ſeiner er-

wartete, und ein frohes Schnattern erhob. Der neue Kloſterbeichtvater begleitete ihn.

Nun iſt deine Schweſter ganz gewiß gerettet, ſagte ich zu mir ſelbſt. Es iſt doch unendlich beſſer, daß unſere Biſchöffe Maitreſſen halten, um auf Koſten einer barbariſchen Heiligkeit Menſchen zu werden, als daß ſie ehemals in Wüſten unter wilden Thieren lebten, um auf Koſten der Humanität Heilige zu werden. Magſt du auch, du menſchenfreundlicher Biſchoff, noch ſo viele Maitreſſen halten, ſo biſt du mir doch bey deinem humanen Charakter weit ehrwürdiger, als alle die ſich ſelbſt ausbälgenden, heiligen Selbſttyrannen, die vor lauter Heiligkeitswuth alle Gefühle der Humanität unter die Füße getreten haben! Warum iſt die katholiſche Kirche, die ſich immer eine zärtliche Mutter nennt, ſo grauſam, daß ſie ihren Dienern den geſetzlichen Genuß der Liebe verſagt? Giebt es kein anderes Mittel, die Prieſter human zu machen, ſo mögen ſie meinetwegen Humanität ſtudiren — ſelbſt in Bordellen. — Solche übertriebene Gedanken drängten ſich mir in dieſem Momente der Geiſtesberauſchung auf, ſo ſehr ich auch ſonſt eine vage Befriedigung des Geſchlechtstriebes verabſcheue, und nur die unzertrennliche Vereinigung zweyer harmoniſch geſtimmter Perſonen beyderley Geſchlechtes Liebe nennen kann. Aber die heilige Kirche, welche den Genuß der Liebe, wodurch man ſich einzig heiligen kann, verbietet, mag die Ausſchweifungen verantworten, in welche gerade die gefühlvolleſten Menſchen durch ein unmenſchliches Geſetz geſtürzt wer-

den. In den Augen der Vernunft verdienen diese, an sich guten, Menschen Entschuldigung, und sogar noch weit mehr Achtung, als die heiligen — Unmenschen unter der Priesterschaft, die durch geistige Selbstkastration zugleich alle Keime der Humanität abschneiden, und die zarte Pflanze mit der Wurzel ausreissen.

Mit solchen Gedanken kam ich äußerst heiter zu meinem Vater zurück. — Wird der Kaffee bald kommen, mein Sohn? fragte er. Kaum hatte er ausgesprochen, als ein Bedienter mit dem Kaffee ins Zimmer trat. Aber nun fiel meinem Vater erst ein, daß es für die Anverwandten, die der Zeremonie einer Klosterprofession beywohnen, Sitte sey, zugleich bey diesen Akte zu kommuniciren. Er sagte daher zu mir: wir dürfen keinen Kaffee trinken, lieber Sohn, weil wir zum Abendmahle gehen müssen. Wir wollen beyde sogleich in die Kirche gehen, uns zur Beichte vorbereiten, und sehen, daß wir dem neuen Klosterbeichtvater beichten können. Ich nahm diesen Vorschlag gerne an, indem ich mir sogleich vornahm, die Menschlichkeit des Beichtvaters in der Beichte zu prüfen, und ihn dringend zu bitten, zur Rettung meiner Schwester das Seinige mit beyzutragen. Wir giengen daher gegen halb neun Uhr in die Kirche, die festlich geschmückt, und bereits mit einer großen Menge Volkes angefüllt war. Ich sah sogar an den heiligen Bildern, daß sie größten Theils neu angestrichen, oder neu gemahlt, und vergoldet waren. Um neun Uhr kam der Bischoff in die Kirche, und fieng,

nachdem er sich am Altar *) angekleidet hatte, das Hochamt an. Nun ermahnte mich mein Vater, mit ihm in die Sakristey zu gehen, wo wir den Beichtvater antreffen würden. Das war auch der Fall. Mein Vater bat ihn, daß er ihn, und seinen Sohn beichthören möchte. Er setzte sich in den Beichtstuhl, und nahm zuerst meinen Vater vor. Als mein Vater mit seiner Beichte fertig war, gieng ich in den Beichtstuhl. Nachdem ich ihm einige Fehltritte eröffnet hatte, stellte ich ihm das bevorstehende Unglück meiner Schwester vor, und bat ihn, sie vor dem unmenschlichen Zwange zu schützen, den man ihr so eben anthun wollte. Ihre Schwester, sagte er, ist nicht darum unglücklich, daß sie nun Profession ablegen soll — das ist vielmehr das größte Glück, das einem Menschen begegnen kann; sondern nur darum, weil sie zur Ketzerey verführt ist. Aber, Gottlob! ihr Verführer sitzt schon im Kerker. Sie sollen wissen: der alte Gott lebt noch, der schon in diesem Leben die Ketzer und Ungläubigen zu züchtigen weiß. Es scheint, Sie sind auch schon angesteckt von den Grundsätzen der heutigen Aufklärer, die auf nichts anders, als auf Ketzerey und Unglauben ausgehen: sonst würden Sie mir nicht zumuthen, zu der Treulosigkeit gegen Gott, die Ihre Schwester eben ausführen will, behülflich zu seyn. Nur das Wenige, was mir die Frau Abtissin von Ihrer Schwester gesagt hat, ist mir schon ein handgreiflicher Beweis, daß sie einen

*) Nur die Bischöffe haben das Recht, sich am Altare anzukleiden. A. d. H.

göttlichen Beruf zum Kloſterſtande, dem man ſich ohne Gottloſigkeit auf keine Art widerſetzen darf, habe. Zudem iſt bey dem Gemüthszuſtande, in welchem Ihre Schweſter iſt, der Kloſterſtand für ſie ſchlechthin nothwendig. Sie hat ſchon Ketzergift eingeſogen; und um ſie gründlich davon zu heilen, iſt für ſie nichts wirkſamer, als — ewige Klauſur. Sollten Sie den gottloſen Wunſch hegen, daß Ihre Schweſter der verderbten Welt zurückgegeben würde, ſo muß ich Ihnen erklären, daß ich Ihnen die Abſolution nicht ertheilen kann. Wie ſind Sie geſinnt? Eröffnen Sie mir aufrichtig Ihr Herz. Sollten Sie mir, der ich an Gottes Statt hier ſitze, eine falſche Geſinnung vorheucheln, ſo ſollen Sie wiſſen, daß Sie nicht ſowohl einen Menſchen, als vielmehr den heiligen Geiſt, ſo viel an Ihnen iſt, belügen, und daß die Abſolution, die Sie auf eine ſakrilegiſche Art erſchleichen, Ihnen nur zur größeren Verdammniß wird. Reißen Sie mich aus dieſer Verlegenheit.

Ich antwortete ihm, ich ſey gar nicht geſinnt, ihn in Verlegenheit zu ſetzen. Er möge daher meine aufrichtige Erklärung hören, die Erklärung, daß ich nicht bloß keinen ſehnlicheren Wunſch hege, als daß meine Schweſter von den Sklavenfeſſeln befreyet würde, in welche man ſie nun auf immer werfen wollte, ſondern daß ich auch im Nothfall entſchloſſen wäre, dem ganzen in der Kirche verſammelten Volke mit lauter Stimme zu erklären, daß man ihr den unmenſchlichſten Zwang anthun wollte; und ſie dann mit Gewalt, durch den Beyſtand des Volks unterſtützt, zu retten. Hier kreuzte ſich der Pfaff, murmelte

unter heftigem Ausſpücken einige Flüche aus den Pſalmen wider die Gottloſen her, und — ich gieng unabſolvirt aus dem Beichtſtuhle. Als ich aus der Sakriſtey in die Kirche kam, ſah ich in der Nähe des Presbyteriums bis zehn Soldaten, die das zudringende Volk in Schranken hielten. Ich ſagte dem einen Soldaten, daß eine von den Nonnen, die Profeſſion ablegen ſollten, meine Schweſter wäre, und daß ich daher wünſchte, in das Presbyterium zu kommen, um den Profeſſionsakt genau beobachten zu können; ich drückte ihm zugleich einen halben Laubthaler in die Hand. Er machte mir durch derbe Rippenſtöße, die er manchen Perſonen von dem Pöbel gab, Platz, ſo daß ich in die gewünſchte Stelle vordringen konnte. Ich freute mich nun recht ſehr über die Gegenwart der Soldaten, indem ich voraus ſetzte, daß wenn meine Schweſter doch vor den Altar geſchleppt, und ſie dem menſchenfreundlichen Biſchofe ihren Abſcheu gegen den Kloſterſtand am Altare erklären würde, derſelbe — im höchſten Nothfall — dem Militär einen Wink geben würde, ſie zu retten.

Als der Biſchof in dem Hochamt das Credo angeſtimmt hatte, wurden die Novitzinnen unter Trompeten und Paukenſchall vorgeführt. Die Kirche hat zwey Orgeln. Eine iſt in dem Chor der Nonnen, wohin kein Profaner kommt; und eine in der Nähe des Hochaltars, wo die Muſikanten ſtanden, und einen entſetzlichen Lärm durch eine Menge Trompeten, mit Pauken begleitet, machten. Unter den Novitzinnen ſah ich, leider! nun auch meine Schweſter. Ich hatte mir Hoffnung

gemacht, daß die Nonnen, durch die Vorſtellungen des menſchenfreundlichen Biſchofes bewogen, meine Schweſter zurückbehalten würden. Ohne Zweifel, dachte ich, hatte ihnen der humane Biſchof befohlen, meine Schweſter nicht mit den übrigen Novitzinnen vor den Altar zu bringen. Aber in der Hoffnung, den Biſchof am Altare zu täuſchen, indem er glauben ſollte, meine Schweſter ſey nicht unter dieſer Zahl, haben ſie vermuthlich dieſelbe mit hergebracht, um ihr die Ablegung der Gelübde abzuzwingen. Es waren ſechs Mädchen an der Zahl; an ihrer Spitze ſtand der neue Beichtvater. Nachdem das Credo abgebethet war, wandte ſich der Biſchof um, ſetzte ſich auf einen Stuhl, und forderte die Novitzinnen, eine nach der andern, vor ſich, um ſie auf das ihnen vorgehaltene Meßbuch das Glaubensbekenntniß ablegen zu laſſen*). Standhaft und entſchloſſen legte meine Schweſter ihr Glaubensbekenntniß ab. Die Würde, womit ſie ſich dabey benahm, erhöhte ihre Schönheit, und erregte die Aufmerkſamkeit der ganzen Verſammlung. Schade für das göttliche Mädchen, flüſterten einige junge Leute einander zu, daß ihre Roſen im Kloſter dahin welken ſollen. — Sie werden nicht dahin welken, dachte ich. Frömmelnde Matronen weinten Thränen der Freude und der — falſchen — Andacht.

*) Die Ceremonien, die bey der Ablegung der Gelübde ſtatt haben, ſind in verſchiedenen Bisthümern verſchieden. Dieß zur Berichtigung für manche Leſer, denen die hier beſchriebenen Ceremonien etwas fremd ſeyn mögen. A. d. H.

Das Hochamt gieng nun fort. Je näher es zur Wandlung und Kommunion kam, deſto düſterer ſchien meine Schweſter zu werden; deſto deutlicher ſah ich ihr den gewaltſamen Kampf, den ſie mit ſich ſelbſt beſtand, an. Nun war die Kommunion der Meſſe vorüber. Der Biſchof wendete ſich wieder um, und forderte die Nonnen vor ſich, um ihnen die feyerliche Ablegung der Gelübde abzunehmen. Da meine Schweſter unter den Novizinnen die erſte war, ſo wurde ſie auch zuerſt vorgefodert. — Nun ward meine Aufmerkſamkeit auf das höchſte geſpannt; nun erwartete ich aus dem Munde des menſchenfreundlichen Biſchofs den Ausſpruch ihrer Erlöſung. Ha! noch eine Minute: und du biſt frey, geliebte und gekränkte Schweſter, frey von den ſchändlichen Banden, die dir die Nonnen und mein Vater anlegen wollten — frey auf immer, ſprach ich im Geiſte zu ihr. Sogleich will ich dich in meine Arme ſchließen, und wegführen von einem Altar, wo Menſchen geopfert werden! — Mit wankendem Fuße, als wenn ſie auf den Richtplatz geführt würde, um den tödlichen Streich der Miſſethäter zu empfangen, ſchlich ſie hin zum Biſchof meine geängſtigte Schweſter. Ich nahete mich dem Biſchofe, ſagte ihm auf lateiniſch, daß das meine Schweſter wäre, und bat ihn, das mir gegebene Wort zu halten. Der Biſchof ſah mich mit Flammenblicken, wie eine beleidigte Gottheit an; der Beichtvater gab mir einen derben Stoß mit dem Arm, daß ich zurück ſank. Daß dieſer Gottesbengel ſich ſo betrug, befremdete mich nicht. Aber unerklärbar war mir der Flammenblick, den der

ſo menſchenfreundliche Biſchof auf mich geworfen hatte. Was ſoll das? ſagte ich zu mir ſelbſt. Iſt etwa der Biſchof mit der Abtiſſin einverſtanden? — Doch ein ſolcher Engel des Lichtes kann kein Satan ſeyn. Er iſt ganz gewiß Menſchenfreund, und wird ſich ſogleich als ſolchen zeigen. — Vielleicht wurde er dadurch beleidigt, daß ich, als ein Laye, ihn bey ſeiner geiſtlichen Funktion anredete, und durch meine Anrede ein Mißtrauen auf ſein mir gegebenes Wort zu ſetzen ſchien. Ich faßte mich ſogleich wieder, und verhielt mich ruhig.

Der Biſchof legte nun meiner Schweſter die Frage vor: ob ſie freywillig, und ohne allen Zwang dieſen Stand erwählte? Vor Freude hüpfte mir das Herz bey dieſer Frage. — „Ich habe es Euer biſchöflichen Gnaden ſchon in Gegenwart der Frau Abtiſſin erklärt, und erkläre es Ihnen hier feyerlich vor dem ganzen verſammelten Volk, daß ich den Kloſterſtand verabſcheue, und daß man mich mit Gewalt vor den Altar hieher geſchleppt habe, um mich zur Ablegung der mir ewig verhaßten Gelübde zu zwingen", war die feſte, entſchloſſene Antwort meiner Schweſter. So recht! beſte Schweſter, dachte ich. Aber zum Unglück konnte das außer dem Presbyterium verſammelte Volk dieſe ſehr laut und deutlich ausgeſprochene Erklärung nicht vernehmen. In dem Presbyterio waren lauter Pfaffen — Diaconus, Subdiaconus, Ceremoniarius, Accolythi, der Beichtvater — und ich. Sobald meine Schweſter zu ſprechen anfing, und der Beichtvater merkte, daß meine Schweſter nicht gleich mit Ja, wie es gewöhnlich

ist, antwortete, gab er den Musikanten ein Zeichen: worauf dann dieselben einen schrecklichen Lärm mit Trompeten und Pauken machten, und immer fortsetzten. Nur weil ich meiner Schwester sehr nahe stand, konnte ich ihre Worte verstehen. Aber noch mehr. Nun zeigte sich der Engel des Lichtes, auf den ich alles baute, in seinem wahren Lichte — als Satan. Das kann nichts helfen, meine Tochter, sagte der Heuchler in bischöflichem Ornat; du hast ganz gewiß einen göttlichen Beruf zum Klosterstande, wovon mir die Frau Abtissin die offenbarsten Beweise gegeben hat: Du bist bloß verführt. Ich kann nicht zulassen, daß du Gott untreu wirst; vielweniger kann ich die Treulosigkeit, die dir der Verführer eingeflüstert hat, begünstigen und unterstützen. — Und ich kann nicht, sagte meine Schwester laut aufschreyend, ich kann nicht Gelübde ablegen. (Die Musikanten stürmten noch immer fort, so daß das Volk nichts verstehen konnte, sondern glaubte, daß meine Schwester wirklich die Gelübde ablegte). Du mußt, sagte der Bischof, und gab dem Beichtvater ein Zeichen, der dann statt meiner Schwester die Formel der Profession hermurmelte. Meine Schwester, die vor dem Bischofe kniete, sank in Ohnmacht. Einige Pfaffen eilten sogleich herbey, und hielten sie fest, daß sie nicht fallen konnte. Nun schrie ich aus vollem Halse: Hochansehnliche Versammlung! (bey diesen Worten gab der Beichtvater den Musikanten ein Zeichen, daß sie noch weit mehr tobten, als zuvor, zugleich gab auch der Bischof dem Diaconus Befehl, die Soldaten herbey zu

rufen, und mich aus der Kirche zu ſchleppen), man will meine Schweſter auf die unmenſchlichſte Art zum Kloſterſtand zwingen: ſie proteſtirt durch mich feyerlich dagegen. Ich hatte kaum ausgeſprochen, als mich ein paar Soldaten packten, und mich mit Gewalt zur Kirche hinaus ſchleppten. Sie führten mich beynahe bewußtlos in die Thorſtube des Kloſters, wo noch mehrere Soldaten ſammt einem Officier lagen. Der letztere fragte, was vorgefallen wäre. Die Soldaten ſagten, daß ich mich auf das unanſtändigſte zum Aergerniß des ganzen Volkes betragen hätte. Der Officier übernahm mich ganz trotzig, und ſagte, dagegen würde ja der Korporalſtock helfen können. Ich konnte anfangs vor lauter Unmuth kein Wort ſprechen. Korporal! ſagte der Officier, vielleicht kriegſt du etwas zu verdienen. (Der Korporal war eben gegenwärtig und griff ſogleich nach dem Stocke.) Ich muß erſt genauen Bericht erwarten, ſetzte der Officier hinzu.

Da ich ſo eben zu einem Patienten gerufen werde, und die Poſt abgeht, ſo muß ich den Arreſtanten einſtweilen ſitzen laſſen. Wenn ihm mittlermeile Stockſchläge zu Theil werden, ſo mag er Ihnen in dem nächſten Briefe ſelbſt erzählen, wie ſie ihm bekommen ſind, und was ferner aus ihm und ſeiner Schweſter geworden iſt.

Hart und fürchterlich war mit Aberglauben und Dummheit
Durch Jahrhunderte ſchon der Kampf. Sie trotzten mit Hohne

Dem gebietenden Fürſten, und unterrichtenden Weiſen,
Achteten weder Wahrheit noch Macht, noch heilige Würde,
Schonten weder Freyheit, noch Glück der Menſchen, und raubten,
Ihre Herrſchaft ewig zu machen, bald Qualen des Abgrunds,
Bald erfanden ſie Liſt, und ſchmiedeten feinere Feſſeln
Für die Geiſter der Erdenbewohner. Und ihrer Geſandten
Waren tauſendmal tauſend von hundert Geſtalten und Farben.
Sie durcheilten, geſchäftige Diener, die Lande, durchſchlichen
Alles bis in die innerſten Winkel des Hauſes, erforſchten
Jedes Geheimniß, und hielten die Seelen in ewiger Kindheit,
Leiteten ſie umher an Gängelbanden, und lockten
Bald ſie mit Schmeicheln, und ſchrecken ſie bald mit Drohungen: Alles
Hieng an ihrem Willen; und ſie, die Götzen des Volkes
Aßen des Landes Mark. — Heil euch ihr Fürſten von Deutſchland,
Wenn ihr eure Kinder befreyt, und fremder Tyrannen
Ausgeſandte Knechte verjagt! *) — Zerreißet die Feſſeln,

*) Des Pabſtes, der Ordensgenerale u. ſ. w.

Durch die geschäftige Hand der Pfaffen und Mönche geschmiedet,
Ach geschmiedet für blühende Mädchen und Jünglinge, daß sie,
Eure Kinder, verbannt vom Kreise glücklicher Menschen,
Unter Satanen in Menschengestalt in irdischer Hölle
Langsam verseufzen ein Leben, bestimmt zum Wonnegenusse,
Der den Sterblichen krönt aus Thätigkeit, Freundschaft und Liebe.
Fürsten erwacht, und höret die Klagen, die Himmelan tönen,
Höret, Väter das Jammergeschrey der verzweifelnden Menschheit —
Eurer Kinder, die des Pfaffenthums klirrende Fesseln
Schüttelnd, heben empor zu euch im Vertrauen die Hände.
Fürsten, täuschet sie nicht ihre Hoffnung! Ihr nennt euch ja Väter,
Väter des Vaterlandes; o macht euch würdig des schönsten
Namens, den es für Sterbliche giebt! Seyd Väter auch ihnen!
Schaffet sie um die Verführer zu Weisen und Menschenbeglückern:
Oder, ist dieß nicht möglich — denn Pfaffengeist ist nicht zu bessern —
O so entreißt den Verführern die Stütze des Staates — die Jugend.
Werft sie stürmend zu Boden die hochweisen Schulen — der Dummheit,

Macht der Erde ſie gleich die glänzenden Burgen — des Elends
Stürzet ſie ein die Tempel — des widernatürlichſten Laſters.
Führt ſie heraus in den Tempel des freyen Lebensgenuſſes
Eure mißhandelten Kinder, heraus in den Tempel der Freundſchaft,
In den Tempel der Liebe heraus, und des häuslichen Glückes,
Daß auch ſie die Rechte der heiligen Menſchheit genießen,
Und im Schooße des eigenen Hauſes die ſüßeſten aller
Erdennamen, dich, Name des Vaters, dich Name der Mutter
Hören, und Gott, dem Geber unendlicher Seeligkeit danken.

Z. d. H.

Eilfter Brief.

Dem Schluſſe meines letzten Briefes zu Folge werden Sie, th. F., ohne Zweifel in Rückſicht auf meine Perſon ſehr bange geworden ſeyn. Die Stockſchläge waren ſchon angekündigt. — Doch die Sache fiel in Anſehung meiner ſehr vortheilhaft aus, wie Sie aus folgender Erzählung erſehen werden. Ich ſaß in der Thorſtube des Kloſters bereits eine Viertelſtunde, ohne daß auch nur ein Wort geſprochen wurde. Der Offizier ſchien von lauter Bedenklichkeit nicht reden zu können; mich machte Aerger, und Ingrimm ſtumm. Endlich unterbrach der Offizier das Stillſchweigen, und ſagte in einem etwas freundlichen Tone zu mir: können Sie, mein Herr, etwas zur Entſchuldigung Ihres unanſtändigen und ärgerlichen Betragens in der Kirche vorbringen? Ich bin zwar unerbittlich ſtreng in Rückſicht auf die Handhabung öffentlicher Ruhe, Sicherheit und Ordnung; aber nicht ungerecht. Nicht ſelten habe ich gefunden, daß die Störung derſelben auf Seiten der Kläger zum Theil, oder ganz ſtatt hatte. Ich will Ihnen, ſagte ich, den Vorfall nach der reinſten Wahrheit erzählen, und dann mögen Sie ſelbſt urtheilen, auf welcher Seite die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ord-

nung gestört worden sey. Ich erzählte ihm dann so kurz, als möglich, die Hauptthatsachen, die meine Schwester betrafen, und setzte vorzüglich das heuchlerische und betrügerische Betragen des Bischofes ins Licht. Als ich zu Ende war, sagte der Offizier in einem lebhaften, und die Empörung seines Gemüthes hinreichend verkündigenden Ton: Sie sind ein edler junger Mann; Sie haben recht gethan, und ich würde Sie verachten, wenn sie nicht so gehandelt hätten. Die verdammten Pfaffen! sie werden doch nicht ruhen, bis sie der Teufel holt. Ich kenne den infulirten Heuchler: was Sie mir so eben von ihm erzählt haben, sieht seinem Charakter ganz gleich. Es sind mir mehrere dergleichen Thatsachen von ihm bekannt. Er ist ein Unmensch und Böswicht der ersten Größe, und doch weiß er sich das Ansehen eines Menschenfreundes und Heiligen zu geben, und zwar so geschickt, daß er anfangs die scharfsinnigsten Menschenkenner täuscht. Nur kann er seine Rolle nicht lange behaupten: ehe man sichs versieht, fällt er in Handlungen zurück, die eines solchen Ungeheuers, desgleichen er ist, würdig sind. Ich bin vollkommen überzeugt, daß in demselben Momente, als er in einem höchst scheinheiligen Ton Ihre Schwester zur Ablegung der Gelübde zwingen wollte, er, wenn er allein gewesen, einen Angriff auf die Ehre und Schamhaftigkeit Ihrer Schwester gewagt haben würde. Ist Ihre Schwester schön? fragte er. Man hält sie für eine Schönheit der ersten Größe. Sie ist erst 16 Jahre alt, und gerade in dem ersten jungfräulichen Schmuck des

aufblühenden Frühlings, sagte ich. Nun so setze ich meinen Kopf zum Pfande, fuhr er fort, daß dieser infulirte Hund in demselben Augenblicke, da er Ihre Schwester auf ewig Gott zu heiligen schien, einen Plan zur Entheiligung derselben gemacht habe. Warnen Sie Ihre Schwester, wenn es Ihnen möglich ist.

Sie irrten sich sehr, indem Sie glaubten, der Bischof liebe das schöne Geschlecht, und sey daher Menschenfreund. Wäre jenes der Fall, so würde ohne Zweifel auch die Folge statt haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß kein Mann wahrhaft das schöne Geschlecht lieben kann, ohne zugleich Menschenfreund zu seyn. Durch eine vernünftige Liebe gegen ein gutes Weib wird der Mann an die ganze Menschheit und Natur gefesselt. In einer geliebten Person umarmt er das ganze Universum. Aber der Bischof liebt nicht das schöne Geschlecht, sondern nur die Befriedigung seiner viehischen Lüste. Mit hündischer Geilheit jagt er jeder Dame nach, die seine Begier so eben entflammt hat. Daraus läßt sich nun seine Unmenschlichkeit erklären. — Thierische Befriedigung des Geschlechtstriebes macht den Menschen eben so zum Unmenschen, als gänzliche, durch Mönchsheiligkeit erzwungene Verläugnung und Nichtbefriedigung desselben. Der selbsttyrannische Cölibateur, und der leichtfertige Maitressenknecht — sind beyde Unmenschen in gleichem Grade. Da es nun von jeher der Zweck der Hierarchie war, über die gesammte Menschheit unmenschlich zu herrschen, so mußte sie vorzüglich

dafür sorgen, ihre Diener zu entmenschen. Sinnreich und scharfsinnig wurde als das tauglichste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes der Cölibat entdeckt, und daher zum allgemeinen Gesetze für alle Priester gemacht. Durch dieses Gesetz werden theils Selbstyrannen, an denen sich das Sprüchwort bewährt: qui sibi nequam, cui bonus? — theils Wollüstler von einer ganz viehischen Art gebildet. *) Der abscheulichen

---

*) In Beziehung auf die letzteren passet ganz das, was Conrad Celtes und Kempen singen.

Nulla Sacerdotum luxu nunc casta puella est; —
Nullus enim pudor est, teneras violare puellas,
Et neque legitimas sollicitare faces.
Quique uno quondam fuerat contentus amore,
Ille modo plures rite fovere potest.
Inde Pater Sanctus, numerosa prole beatus,
Legitimans nummis pignora spurca suis:
Pignora, quæ luxus semperque superbia patris
Et sacræ matris sæva libido coquit.
Cumque Dei soboles pater est, se se ille nepotem
Prædicat, et summi progeniem esse Jovis.
Quodque magis turpe est, sacratæ filius ædis
Laudes a stupris gestit habere suis.

Vivitur hic frustra; Veneris sunt pessima lustra...
Ut ferrum magnes, Monachos sic attrahit Agnes,
Vesteque sub pulla pietas non delitet ulla,
Subque toga nigra latitant abdomina pigra,
Concubituque vago Monachis sacra mixta Virago...
Sunt Monachi vani, rigida sub veste profani,
Inque choro balant, et Bachum Faucibus halant,

Wirkung dieſes unmenſchlichen Geſetzes entgehen nur einige wenige höchſt verehrungswürdige Menſchen unter der Prieſterkaſte, die um ſo mehr Achtung verdienen, je größer und mannigfaltiger die Hinderniſſe ſind, die ſie zu überwinden haben, um ſich als Menſchen im höchſten Sinne des Wortes zu behaupten. O ich habe das ſeltene Glück gehabt, mehrere dergleichen würdige Religionslehrer kennen zu lernen, mit denen ich die vertrauteſte Freundſchaft ſchloß. Die katholiſchen Prieſter ſind entweder ſehr gute, oder ſehr ſchlechte Menſchen. Sie müſſen ſich entweder durch ein ſehr lebhaftes Gefühl von Menſchenwürde, und durch außerordentliche Selbſtthätigkeit über die meiſten Menſchen erheben, oder ſie ſinken, wenn ſie nicht mit voller Kraft dem gewaltſamen Strom des Verderbens, der das Land des gebotenen Cölibats durchſtrömt, entgegen arbeiten,

---

Quosque plenos nævo præſenti cernimus ævo.
Et cerebro moto vano ſe ſtringere voto
Fruſtra contendunt, et inania ſomnia vendunt.

Die ſchwarzen Pfaffen und die braunen,
Mit platten und mit langem Schopf,
Die Inſelträger ohne Kopf,
Als Stutzer hier, und dort als Faunen,
Die ihre tiefen Gaunerey'n
Dem Volk mit gimpelhaften Launen
Hochheilig in die Ohren raunen,
Sind von dem Ganges bis zum Rhein
Der unterdrückten Menſchheit Pein.

Z. d. L.

noch tief unter den Schlamm des ſchlechteſten Pöbels hinab.

Von dieſer letzteren Art iſt der heuchleriſche Biſchof, der Ihrer Schweſter Gewalt anthat, um ſie zur Ablegung des Gelübdes der ewigen Jungfrauſchaft zu zwingen, und, wenn er Gelegenheit findet, ihr ganz gewiß Gewalt anthun wird, um ihr, wo möglich, dieſelbe mit frecher Hand zu entreiſſen. Die Affektation der Humanität iſt bloß eine Folge der hündiſchen Jagd, die er unaufhörlich, und unerſättlich auf Damen macht. Der Heuchler weiß, daß die Vorſpiegelung eines menſchenfreundlichen Charakters die gefährlichſte Lockſpeiſe für ein Geſchlecht iſt, das von Natur aus ganz zur Menſchenliebe gebildet iſt. Gerade die unverdorbenſten, und gefühlvolleſten Damen weiß er zu locken, und zu fangen. Seyn Sie daher in Betreff Ihrer Schweſter auf Ihrer Hut.

Aber obgleich dieſer Inſelpfaff ſeinem wohlgemäſteten Abgotte täglich eine ungeheure Menge Speiſen, und des köſtlichſten Weines zum Opfer bringt, und durch Verführung und Schändung unſchuldiger Mädchen den an ſich heiligſten Naturtrieb auf eine viehiſche Art befriedigt und entheiligt, um dadurch den über Aufklärung ergrimmten Gott zu verſöhnen: ſo ſtrebt er doch auch durch die äußerſte Strenge gegen andere das Anſehen eines Heiligen, nach dem hierarchiſchen Begriffe, zu erſchleichen. In ſeinen biſchöflichen Verordnungen, in ſeinen Hirtenbriefen an ſeine Diöceſanen, beſonders aber in ſeinen Vorſchriften und Verhaltungsregeln, die er bey Gelegenheit der Kloſtervisitationen den

Mönchen, die er wieder in die enge und schneidende Form der alten Mönchszucht pressen will, zuschickt, führt er eine so scharfe Bußsprache, und einen so frömmelnden Ton, daß man glauben sollte, der heilige, durch immerwährendes Bethen, Wachen, Fasten, Geißeln, und andere Kasteyungen ausgehärtete Geist der alten Bischöfe, die sich in Wüsten unter wilden Thieren bildeten, und aller ägyptischen Mönche und Einsiedler sey in ihn gefahren, habe in seinem Schmeerbauch seine Wohnung aufgeschlagen, und ergieße sich zum Heil der seinem Hirtenstabe anvertrauten Seelen von Zeit zu Zeit aus seinem Munde. Dergleichen Dickgläubige, schwelgend büßende, Bauchbegeisterte, Venusreligiöse, Lasterheilige Bischöfe kenne ich mehrere in Frankreich; und von demselben Schlage eine ungeheuere Menge unter dem gemeinen Pfaffenheere. Was soll, was kann endlich daraus werden? Gänzlicher Verfall der Moralität und Religion, und ein Geist der Zügellosigkeit, die keine Schranken der bürgerlichen Ordnung mehr kennen, und den Staat und Thron erschüttern wird.

Nun wird der gottlose Gottesdienst, wodurch man arme, verlassene Mädchen an ewige Fesseln der Unmenschlichkeit schmiedet, und dem Gott der Liebe Menschen opfert, ein Ende haben, fuhr der edeldenkende Officier fort. Ich will sogleich zu dem verwünschten Pfaffen gehen, und ihn als ein Mann, der zum Besten der Menschheit alle Augenblicke bereit ist, sein Leben aufzuopfern, — als Soldat im eigentlichsten Sinne des Wortes, unsers Herrn lehren. Ich will ihn einschrecken — den geweihe

ten Hund, der nur bellt, wo er nichts zu fürchten hat, aber bey dem geringsten Widerstand zitternd in seine Höhle schleicht. Er muß Ihnen Satisfaktion geben, und — Ihre Schwester freylassen. Weigert er sich, beydes zu thun, so werd' ich ihm seine Schandthaten, wovon mir eine Menge so gut bekannt ist, daß ich sie bis zur höchsten Evidenz beweisen kann, vorhalten, und ihm drohen, dieselben nicht nur höheren Orts anzuklagen, sondern sie auch öffentlich durch eine Schrift bekannt zu machen. Ich bin versichert, er kriecht zum Kreuz. — Bleiben Sie einstweilen hier ruhig, bis ich wieder komme.

Mit diesen Trostworten verließ mich der edle Mann. Nun lebte meine Hoffnung in Rücksicht auf die Rettung meiner Schwester aufs neue auf. Auch wenn mir dieser brave Officier Stockschläge hätte geben lassen, würde ichs für ein Glück geschätzt haben, in seine Hände zu fallen. Und zudem war mir auch kein Opfer zu theuer, das ich der Rettung meiner Schwester bringen sollte. Nun bist du, dachte ich, an den rechten Mann gekommen. Edel und gut, und keine Gefahr scheuend wird er die Rettung deiner Schwester — erstürmen. Ha! sie ist gerettet, deine geliebte Schwester! Der Pfaff von dem Schlage, wie dieser Bischof, gebrandmarkt für sich selbst, und in Staub geworfen durch das Bewußtseyn seiner Schandthaten, und aufgelöset durch den faulen Schlamm der Wollust, ist keines Widerstandes fähig. Vielleicht bringt der edle Mann sogleich deine Schwester hieher. Stolz auf den schönsten Sieg,

den er je erfechten kann, wird er sich die Ehre dieses Triumphes ganz gewiß nicht selbst versagen. — Korporal! vielleicht kriegst du heute was zu verdienen, sagte der Edle bey der ersten aufbrausenden Hitze, weil er Verletzung der öffentlichen Sicherheit und Ruhe vermuthete. Ja, Herr Korporal! (indem ich mich an ihn wendete, da er noch gegenwärtig war), Sie sollen wirklich etwas zu verdienen kriegen. Hier (ich langte ihm einen Laubthaler hin) eine kleine Pränumeration auf die angenehmsten, und ehrenvollesten Schläge, die ich je erwarten kann. Wird meine Schwester gerettet, so soll das, was mir Ihr Herr Hauptmann zudachte, und wozu Sie so vielen guten Willen bezeigen, gewiß recht theuer bezahlt werden. Aber der Korporal wollte durchaus nichts einnehmen. Ich bin Soldat, sagte er und muß thun, was mir meine Obrigkeit befiehlt. Hätte mir mein Hauptmann befohlen, Ihnen ein Dutzend ad posteriorum zu geben, so würde ich es Ihnen kräftig, wie sichs gehört und gebührt, aufgezählt haben. Aber für etwas, das Sie nicht empfangen haben, nehme ich keine Zahlung an. — Nun, so nehmen Sie es, sagte ich, als don gratuit zu Ehren meiner Schwester, die so eben Ihr Herr Hauptmann den Klosterfesseln entreißen wird, an, um auf ihre Gesundheit zu trinken. Sie ist ein schönes Mädchen, und Sie werden selbst, wenn sie der Herr Hauptmann hieher bringt, sehen, daß sie ein Freudenopfer, von einem biederen Mann, wie Sie sind, gebracht, verdient. Ha! das ist ein anders. Ich nehme das Geschenck mit Dank an, sagte der Soldat. Um zu

des ſchönen Mädchens willen leere ich nicht bloß gern Weinflaſchen, ſondern ſcheue auch keine Prügelſuppe. Mein Hauptmann bringt Ihre Schweſter ganz gewiß. Er iſt ein taktfeſter Mann; und weiß beſonders gegen die Pfaffen einen Takt zu geben, der ſie ſogleich nach dem von ihm angeſtimmten Liedchen tanzen lehrt. Nach einer Viertelſtunde kam der Hauptmann, vom Beichtvater begleitet, zurück. Der Beichtvater machte einen tiefen Bückling und ſagte: „Ihro biſchöflichen Gnaden laſſen Ihnen abbitten, mein Herr, wegen der Unehre, die ſie Ihnen aus Mißverſtand in der Kirche anthun ließen. Sie wußten nicht, daß Sie die Stelle Ihrer in Ohnmacht geſunkenen Schweſter vertreten, und gegen ihre Profeſſion proteſtiren wollten. Sie haben den Muſikanten auf der Orgel ſchon einen derben Verweis geben laſſen, daß ſie ganz zur Unzeit einen ſo ſchrecklichen Lärm machten, daß Niemand von Ihrer Proteſtation etwas verſtehen konnte, Ihro biſchöflichen Gnaden erkennen, nachdem ſie von der Sache genauer unterrichtet worden ſind, Ihre Proteſtation für gerecht, und lobenswürdig, und geben Ihnen ihr heiliges biſchöfliches Wort, daß Ihre Schweſter längſtens in ſechs Monaten durch den Papſt dispenſirt ſeyn ſoll. Sie ſind zwar überzeugt, daß die Profeſſion Ihrer Schweſter an ſich nichtig ſey, und daß daher dieſelbe juxta forum internum ſogleich auf freyen Fuß geſtellt werden könnte. Allein da wegen des Lärmens der Muſikanten Niemand Ihre Proteſtation verſtand, und das Volk in dem Wahne ſteht, daß Ihre Schweſter wirklich Profeſſion abgelegt habe, ſo muß ſie

durch eine päpſtliche Dispenſation gegen die zu befürchtenden Vorwürfe des Volkes, und gegen Unehre geſchützt werden. Die Dispenſation iſt daher bloß pro foro externo nothwendig. Ihro biſchöflichen Gnaden ſind durch die Vorſpiegelungen der Frau Abtiſſin getäuſcht worden, ſo wie auch ich. Aber es wird dieſes Vergehen der Frau Abtiſſin von Hochdenſelben ſtreng geahndet werden. Um Ihnen einen Beweis ihrer Achtung zu geben, laden Sie Ihro biſchöflichen Gnaden auf Mittag zu ihrem Tiſche ein, den ſie bloß aus der Abſicht, um Ihnen einige Satisfaktion zu geben, in dem refectorio der Nonnen halten wollen, wo Sie ungeſtört mit Ihrer Schweſter ſprechen und das weitere verabreden können. Dieſe Dispenſation, Weltleuten die Klauſur zu öffnen, und ſie da in Geſellſchaft der Nonnen unter ihrem praeſidio ſpeiſen zu laſſen, ſoll Ihnen das Unterpfand der Dispenſation, wodurch Ihre Schweſter auf immer dem Kloſterſtande entriſſen werden ſoll, ſeyn. Uebrigens ſoll dieſelbe auch die kurze Zeit, als ſie noch, bloß um ihrer Ehre und Sicherheit willen, im Kloſter bleiben wird, nur als Koſtgängerin, keinesweges aber als Profeſſin des Kloſters angeſehen und behandelt werden. Das iſt ſchon der Frau Abtiſſin ſtreng anbefohlen worden. Das iſt es, was Ihro biſchöflichen Gnaden Ihnen, mein Herr, durch mich zu wiſſen zu thun für Pflicht hielten." Nach einem tiefen Bückling entfernte ſich der Beichtvater wieder.

Ich war zwar mit dieſer Satisfaction in Rückſicht auf meine Perſon ſehr wohl zufrieden. Aber ich äußerte

dem Offizier meine Unzufriedenheit in hohem Grade, daß er nicht sogleich auf die Loslassung meiner Schwester bestanden habe.' Der Pfaff, sagte er, hat mich durch seine Distinktion zwischen forum internum et externum gerade von der Seite angegriffen, von der ich sehr leicht anzugreifen und zu besiegen bin. Ich bin so sehr Freund der Ordnung, daß wenn ein noch bestehendes, und in allgemeine praxis übergegangenes Gesetz auch vernunftwidrig ist, ich dennoch die öffentliche Verletzung desselben durch einzelne Glieder der Gesellschaft, für die dasselbe gegeben ist, nicht billigen kann. Ich weiß wohl, daß die Ordnung, welche die Hierarchie eingeführt hat, größten Theils Unordnung ist. Allein da diese Unordnung noch beynahe allgemein als Ordnung, die heilig beobachtet werden müsse, angesehen wird, so darf es der Vernünftige einzeln nicht wagen, von seinen bessern Einsichten öffentlichen Gebrauch zu machen, und die noch allgemein respektirten und beobachteten Vorschriften über den Haufen zu werfen. Was würde es helfen, wenn ich Ihre Schwester mit Gewalt auf freyen Fuß setzen würde? Man würde mich als einen Nonnenräuber anklagen, und behandeln, und Ihre Schwester würde vielleicht auf immer verlohren seyn. Das Volk hat nichts von Ihrer Protestation verstanden wegen des Lärmes, den die Musikanten machten. Die Pfaffen und Nonnen würden wider uns zeugen: und so würde unser Zweck nicht bloß nicht erreicht, sondern die Sache wegen der Rettung Ihrer Schwester noch weit schlimmer werden, als sie jetzt ist. Ich sehe

es in der That für nothwendig ein, daß Ihre Schweſter durch die päpſtliche Diſpenſation gegen alle Schikanen ſicher geſtellt werde. Daß der Pfaff Wort halte, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Er muß Wort halten, oder er iſt verlohren. Ich habe ihm bewieſen, daß mir mehrere ſeiner Schandthaten durchaus bekannt ſind, und daß ich dieſelben auf das vollkommenſte beweiſen kann. Er wurde dadurch ſogleich eingeſchreckt, und ſagte mir ſelbſt, daß wenn binnen ſechs Monaten die Diſpenſation nicht erfolgte, er mir dann ſein Amt und ſeine Ehre preis gebe. Es iſt alſo nichts gewiſſer, als die zu erfolgende Diſpenſation. Ob Ihre Schweſter, die nun bereits neun Jahre lang im Kloſter lebt, ſechs Monate länger oder kürzer in demſelben iſt, daran wird ihr nichts liegen. Durch dieſen Aufenthalt von noch einigen Monaten im Kloſter gewinnt ſie den wichtigen Vortheil, daß ihre Ehre ſichet geſtellt wird, und ihre Freyheit keinen neuen Angriff von Seiten der Pfaffen zu beſorgen hat. Durch dieſe Vorſtellungen wurde ich vollkommen beruhigt, weil ich auf die Redlichkeit des Officiers das vollſte Vertrauen zu ſetzen Urſache hatte. Ich bat ihn nun, mich zu entlaſſen, weil ich entſchloſſen wäre, ſogleich, ohne von meinem Vater Abſchied zu nehmen, nach Kirchenfeld zurück zu reiſen. Das rathe ich Ihnen nicht, war ſeine Antwort. Nehmen Sie vielmehr die Invitation des Biſchofes an. Es iſt das eine öffentliche Satisfaktion, die er Ihnen giebt. Es iſt zugleich eine Widerlegung des Wahnes, als wenn Ihre Schweſter freywillig Gelübde abgelegt hätte. Denn

wäre das wirklich der Fall, ſo hätten Sie wegen des Lärmes, den Sie in der Kirche machten, in der That ſehr grob gefehlt, und verdient, aus der Kirche geſchleppt zu werden. Sieht man Sie aber an dem Tiſche des Biſchofes, ſo muß jeder Ihre Unſchuld und gerechte Sache vermuthen. Ich ſelbſt habe dem Biſchof dieſe Art von Satisfaktion, die er Ihnen geben ſoll, auferlegt, und ſogar den Ort beſtimmt, den Sie einnehmen ſollen. Sie werden ihm zur Seite ſitzen. Sie haben ferner Gelegenheit, zu beobachten, was weiter im Kloſter vorgeht, Ihre Schweſter zu ſprechen, ſie zu tröſten mit der zuverſichtlichen Hoffnung einer bald zu erfolgenden Dispenſation, und ſie vor den liſtigen Angriffen des Biſchofes gegen ihre Ehre zu warnen. Sie haben Recht, ſagte ich zu dem eben ſo redlichen, als klugen Officier: ich darf die Invitation nicht ausſchlagen. Und damit ich meinen Zweck um ſo ſicherer erreiche, will ich ſogleich einen Brief an meine Schweſter ſchreiben, worin ich ihr ſo kurz als möglich das Nöthige berichten will. Es wird mir nicht ſchwer ſeyn, zur Zeit, da ich im refectorio mit ihr ſpreche, einen Augenblick zu benützen, um ihr den Brief in die Hand zu drücken, ſo daß es andere nicht merken. — Ich war ſo eben mit dem Briefe fertig, als ein Bedienter des Biſchofes kam, der im Namen ſeines Herrn mich und den Hauptmann aufs neue zu Tiſche lud, und ſagte, daß es nun eben Zeit dazu wäre. Der Hauptmann nahm die Invitation nicht an; ich aber ging

mit dem Bedienten sogleich in die Klausur und in den Speisesaal der Nonnen.

Ich traf den Bischof schon daselbst sammt der ganzen Tischgesellschaft an, die aus den Anverwandten der jungen Professinnen bestund. Der Bischof nahm mich äußerst freundlich auf, und ließ mich nach vollendetem Tischgebethe, das er selbst anstimmte, zur linken Seite neben sich sitzen. Mein Vater saß ihm zur rechten Seite. Diese Ehre, wodurch mich der Bischof öffentlich auszeichnete, machte vor der ganzen Gesellschaft großes Aufsehen. Ich hörte es selbst, daß einer dem andern in die Ohren raunte: „das ist ja der junge Mensch, den der Bischof heute frühe durch Soldaten aus der Kirche schleppen ließ. Der Bischof muß doch erkennen, daß ihm Unrecht geschehen sey." Der Bischof mochte selbst dieses Gelispel gemerkt, und verstanden haben, und um demselben ein Ende zu machen, sagte er: es ist diesem jungen Herrn heute früh in der Kirche Unrecht geschehen. Er wollte etwas in Betreff seiner Schwester erinnern, wozu er berechtigt war. Da ich aber wegen des Lärmens, den die Musikanten machten, nichts von dem, was er sagte, verstehen konnte, so glaubte ich, es sey ein Stutzer, der in der Kirche Unfug treiben wollte. Und wegen dieses Mißverstandes ließ ich ihn durch Soldaten aus der Kirche schaffen. Aber ich habe sogleich nach dem Gottesdienst die wahre Beschaffenheit der Sache erfahren. Und da ich Niemanden Unrecht thun kann, und selbst das Unrecht, das ich aus Unwissenheit thue, sogleich wieder gut zu machen suche, so hielt ichs für mei-

ne Pflicht, ihm durch den P. Lacryma Chriſti, als den neuen Kloſterbeichtvater, abbitten zu laſſen. — So viel hatte die Drohung des braven Officiers gewirkt. — Dieſe Ehrenerklärung war mir äußerſt erfreulich, weil ſie mir ein ſicherer Beweis zu ſeyn ſchien, daß der Inſelpfaff, geſchreckt durch die Drohung des braven Hauptmanns, auch in Rückſicht auf die Dispenſation meiner Schweſter Wort halten würde. Meine Schweſter ſaß an einem andern Tiſche unter den Nonnen, an deren Spitze die Frau Abtiſſin ſaß. Die Erklärung des Biſchofes verurſachte bey ihr die ſichtbarſte Freude, die ſich auf ihrem Geſichte abſpiegelte. Aber als der Biſchof bemerkte, daß man ſich unter den Gäſten einander fragte, was doch die Urſache des ſonderbaren Betragens ſey, das ich mir in der Kirche erlaubt hätte, und das nun der Biſchof ſelbſt billigte, ſo erklärte ſich der letztere noch beſtimmter auf folgende Art: Die Schweſter Klara — das war der Kloſtername meiner Schweſter — hatte, wie mir die Frau Abtiſſin bezeugte, immer den ſehnlichſten Wunſch nach der Ablegung der Gelübde geäußert. Als ſie aber heute vor den Altar geführt wurde, ſchien ſie eine ganz entgegen geſetzte Neigung zu verrathen. Sie war übrigens ſo verwirrt im Gemüthe, daß ſie ſich nicht beſtimmt erklären konnte. Wenigſtens konnte ich ihre Erklärung nicht verſtehen. Der Fall iſt mir aber noch gar nicht vorgekommen, daß ein Mädchen erſt am Altare eines andern Sinnes wurde. Wer einmal zum Altare, wo die Gelübde abgelegt werden ſollen, geht, von dem läßt ſich auch mit Recht vorausſetzen, daß er ſie ablegen wolle.

Ich konnte also das zweydeutige Betragen der Schwester Klara für nichts weiter, als für eine ganz natürliche Gemüthserschütterung, oder auch für eine Versuchung des Teufels halten, besonders da mir die Frau Abtissin ihren Eifer zum Klosterstande unmittelbar vor dem Gottesdienste zuversichtlich bezeugt hatte. Das bewog mich, auf die Ablegung der Gelübde von Seiten der Schwester Klara zu dringen. Aber dieser junge Herr da, ihr Bruder, mochte von ihrer wahren Gesinnung besser unterrichtet seyn, als die Frau Abtissin. Daher war er so menschenfreundlich und edel, daß er seine Schwester von dem Zwange, die Gelübde abzulegen, befreyen wollte. Da nun die Zunge seiner Schwester vor lauter Betäubung wie gelähmt war, so faßte er den Entschluß, ihre Stelle zu vertretten, und der ganzen Versammlung ihre Abneigung zum Klosterstande mit lauter Stimme zu erklären. Die Musikanten machten gerade einen so entsetzlichen Lärm, daß ich von seiner Erklärung kein Wort verstehen konnte; ich wußte auch nicht, daß der junge Mann, der sich auf eine in der Kirche gewiß sehr sonderbare und auffallende Art betrug, der Bruder der Schwester Klara war; ich glaubte vielmehr, es sey ein Jüngling, der aus Aerger, daß ein schönes Kind sich Gott weihen wollte, Unfug in der Kirche zu treiben wagte. Unter diesen Umständen konnte man mirs daher gewiß nicht verdenken, daß ich einigen Soldaten einen Wink geben ließ, der vermeinten Unordnung ein Ende zu machen. Allein da ich nach geendigtem Gottesdienste von der wahren Beschaffenheit der Sache durch einen

guten Freund auf das genaueſte unterrichtet wurde, und ich auch aus dem Munde der Schweſter Klara ſelbſt, die ich deßwegen abſichtlich in ihrer Zelle beſuchte, ausdrücklich die feyerliche Erklärung vernahm, daß ſie die Proteſtation ihres Bruders als die ihrige anerkennen, indem ſie gegen den Kloſterſtand eine unüberwindliche Abneigung ſpürte, ſo ſehe ich mich gezwungen, die Handlung dieſes jungen Herrn, die mir in der Kirche als Unfug vorkam, als durchaus rechtlich, ja als pflichtmäßig und edel zu erklären. Denn da der Bruder von der Abneigung ſeiner Schweſter gegen den Kloſterſtand hinreichend unterrichtet war, ſo war es ſeine Pflicht, ſeiner Schweſter dem Zuſtande der Betäubung zu Hülfe zu kommen, und an ihrer ſtatt wider eine nicht mit voller Freyheit abzulegende Profeſſion zu proteſtiren. Die Kirche iſt als eine zärtliche Mutter weit entfernt, ihre Kinder zu einer Verbindung, wider die ſich ihr Herz empört, zu zwingen. Daher löſet ſie auch jedes Band wieder auf, wovon irgend eine Art des Zwanges erweislich iſt. Da es nun am Tage liegt, daß dieſes der Fall in Rückſicht auf die Profeſſion der Schweſter Klara iſt, ſo ſehe ichs als Pflicht an, den Vorfall an Ihro päpſtliche Heiligkeit zu berichten, und auf Dispenſation anzutragen, die auch ganz gewiß erfolgen wird. Ich gebe daher der Schweſter Klara hier öffentlich mein heiliges biſchöfliches Wort, daß ich ihr wenigſtens binnen 6 Monaten die erwünſchte Dispenſation verſchaffen werde, es müßte denn ſeyn, daß ſie binnen der Zeit den Kloſterſtand wieder lieb gewinnen, und ſich mit voller Freyheit dazu

verpflichten würde. Denn wie mir die Frau Abtissin sagte, so ist bloß eine Verführung, die am Ende des Novitiats vorfiel, der Grund ihrer jetzigen Abneigung gegen die Klostergelübde. Es ist also sehr leicht möglich, daß, da der Stein des Anstoßes entfernt ist, die erste Liebe zum Klosterstande bald wieder in ihrem Herzen erwacht. Die Frau Abtissin ist daher zu entschuldigen, daß sie auf eine Abneigung, die sich erst seit kurzem zeigte und die noch dazu die Wirkung einer mißverstandenen Aufklärung ist, nicht so viel Rücksicht nahm, als sie hätte thun sollen. Denn die Abneigung mag einen Grund haben, welchen sie will, so macht sie zur Ablegung der Gelübde schlechthin unfähig. Wenn daher diese Abneigung bleibt, so ist die Dispensation von Seite der Kirche Pflicht, weil die Profession in diesem Gemüthszustande abgelegt schlechthin ungültig ist.

Diese öffentliche Erklärung des Bischofes machte, daß sich die vollkommenste Heiterkeit über das ganze Wesen meiner Schwester sichtbar verbreitete. Auch ich hatte nun alles vergessen, was vorgefallen war, und die lebhafteste Freude bemächtigte sich meiner ganzen Seele. Nur mein Vater saß ganz bedenklich da; er hatte jedoch den Muth nicht, etwas dagegen zu sagen. Aber ein für ihn höchst erwünschlicher Vorfall, der ihm wenigstens für jetzt, da er sich im Kloster, und am Tische der Nonnen befand, ganz unerwartet kam — ein Vorfall, der das Ziel aller seiner Wünsche zu seyn schien — brachte auch ihn zu der frohesten Gemüthsstimmung. Es kam ein Expresser, von meiner Mutter gesandt, der einen

großen Brief überbrachte. Es war — das Adelsdiplom, wodurch mein Vater mit seiner ganzen Familie als in den Baronenstand erhoben erklärt wurde. Mein Vater konnte seine Freude nicht bergen, und überreichte dem Bischof das Diplom. Der Bischof hatte es kaum gelesen, so schenkte er ein Glas von dem acht und vierziger Rheinwein, den mein Vater mitgebracht hatte, und womit die ganze Tafel besetzt war, ein, und rief: „Es lebe der Herr Baron von Hartenfels (das war der neue Name, den mein Vater im Diplom wegen eines seiner Güter, das diesen Namen führt, erhalten hatte), es lebe der neue gnädige Herr, der mir zur Seite sitzt, und der durch gegenwärtiges Diplom vom Könige zu dieser wohlverdienten Ehre erhoben wurde! Alles schenkte ein, und schrie: es lebe der neue gnädige Herr, der Herr Baron von Hartenfels! Hierauf wurde auch auf meine, und zuletzt auf meiner Schwester Gesundheit das Glas geleeret. Niemand schrie aber mehr, als der P. Lacryma Christi, der neue Beichtvater. Und nachdem er seinen Geistesverwandten den acht und vierziger Rheinwein versucht hatte, so konnte er nicht oft genug einschenken, und Vivat! rufen. Endlich ließ die Äbtissin einen großen Pokal, in welchen eine ganze Flasche Wien gieng, bringen, und gefüllt auf den ersten Tisch setzen. Niemand wollte es mit diesem großen Tröster aufnehmen; P. Lacryma Christi allein hatte den eines Mönchs ganz würdigen Muth, den Kampf mit dem Gesundheitspokal zu wagen. Er war jedoch so fromm vorsichtig, daß er zum

voraus den Feind durch das Zeichen des heiligen Kreuzes entwaffnete. Nachdem er also über den vollen Pokal das Kreuz geschlagen, und laut „in Gottes Namen" gerufen hatte, setzte er den Pokal an, und mit einigen Zügen, die der ganzen Gesellschaft den Untergang droheten — war der Wein hinabgestürzt — in den mönchischen Abgrund. Alles bewunderte die Zechkraft des P. Lacryma Christi. Der Bischof sagte scherzend: P. Lacryma Christi nehmen Sie sich in Acht, daß der Feind, nachdem er total geschlagen zu seyn scheint, Sie nicht wirft. Das habe ich nicht zu befürchten, sagte der Bachusheld. Ich bin in diesem Kampfe schon so sehr geübt, daß ich unbesiegbar bin. Noch nie bin ich geworfen worden, ob ich gleich oft einen solchen Pokal, gefüllt mit dem stärksten Wein, dreymal nach einander ausgetrunken habe. Ich weiß genau, wann ich den Kampf mit Ehre zu endigen habe. Für jetzt ist nur der Anfang gemacht. —

Und ich will für jetzt endigen. Nächstens sollen Sie den Schluß alles dessen, was an dem vorgeblichen Professionstag meiner Schwester noch vorfiel, erhalten.

Zwölfter Brief.

Es wird Ihnen nicht uninteressant seyn, th. F., eine Charakteristik des neuen Klosterbeichtvaters, zum Theil von ihm selbst dargestellt, zu vernehmen. In der Bachusbegeisterung fieng P. Lacryma Christi an, sich ganz in dem ihm eignen Charakter zu zeigen, vorzüglich als Zecher der ersten Größe, als eine lebendige Stadt- und Landglocke, die jedes Gerücht, jede Neuigkeit nachtönet, und als Possenreißer. Von seiner Zechkunst wußte er allerley lächerliche Geschichten zu erzählen. Unter diesen war vorzüglich eine, die mir gefiel. Als ich in Kölln war, sagte er, waren die größten Zecher daselbst zwey Zwillingsbrüder, und diese waren — der P. Lacryma Christi, und ein Tischlermeister Martin Tränk. Dieser Tischlermeister, mein Zwillingsbruder, sah mir so gleich, daß bloß die Kleidung für die meisten Menschen zwischen uns den Unterschied bestimmte. Selbst in Rücksicht auf Sprache waren wir einander sehr gleich. Daß bey derselben Kleidung ich mit ihm verwechselt wurde selbst von solchen Personen, die mich recht genau kannten, das beweiset folgender Vorfall. Da mein Bruder die ärgerliche Gewohnheit an sich hatte, daß er sich bis zur völligen Bewußtlosig-

keit beſoff, welches ich aber nie that — denn ich trinke als ein guter Chriſt und Religios nicht mehr, als ich vertragen kann — ſo benützten einige Spottvögel der Stadt dieſen Umſtand, um dem Franciskaner-Kloſter zu Kölln, das gröſtentheils aus tapferen Männern in der Zechkunſt beſtand, und vor allen übrigen Klöſtern der Stadt in der ganzen Rheingegend rühmlichſt bekannt war, — und vorzüglich mir eine Poſſe zu ſpielen. Ich wurde ſo eben auf das Land zu einem Pfarrer berufen, um ihm in prieſterlichen Funktionen beyzuſtehen. Das erfuhren einige Freunde meines Bruders. Sie luden ihn während meiner Abweſenheit zu einem Nachtſchmaus ein, und ſetzten ihm im Trinken ſo zu, daß er Verſtand, Bewußtſeyn, und den Gebrauch ſeiner Glieder verlohr. Ich hatte kurz vorher gerade einen ganz neuen Ordenshabit bekommen. Die Spötter hatten ebenfalls vorher einen neuen Franciskanerhabit machen laſſen. Sie kleideten daher meinen Bruder mit dieſem Habit ein, und ſchoren ihm den Kopf, wie einem Franciskaner. Gegen eilf Uhr trugen ihn einige aus der Trinkgeſellſchaft an das Franciskaner-Kloſter, und ſetzten ihn bey der Pforte nieder. Hierauf zogen ſie wiederholtermaßen, und ſehr lebhaft die Schelle der Pforte an, bis der Pförtner kam. Zu dieſem ſagten nun die Spottvögel: wir haben hier nahe am Kloſter einen Franciskaner, und zwar, ſo viel wir in der Dunkelheit bemerken können, den P. Lacryma Chriſti gefunden, der ſo beſoffen iſt, daß er gar nichts von ſich weiß, und wie ein Stock und Block da liegt. Es

würde ein Aergerniß für die ganze Stadt seyn, wenn er bis morgen frühe hier liegen bliebe. Aus Eifer für die Ehre Ihres Klosters und Ordens haben wir uns daher entschlossen, es Ihnen anzuzeigen, damit der besoffene Mönch ins Kloster transportirt, und den Augen des Publikums entzogen, daselbst seinen Rausch ausschlafen kann. Der Pförtner dankte den losen Vögeln recht sehr für ihre gute Gesinnung, die sie für die Ehre des Klosters bewiesen hätten, und bat sie nur so lange zu verziehen, bis ers dem P. Guardian gemeldet hätte. Der Pförtner kam sogleich wieder, und sagte, der P. Guardian dankte ihnen zwar für ihre Vorsicht für die Ehre des Klosters und des heiligen Ordens; übrigens könnte er sie auf seine Ehre versichern, daß der besoffene Franciskaner nicht aus seinem Konvent wäre. Denn alle seine Patres wären zu Hause; und von dem P. Lacryma Christi wüßte er gewiß, daß er noch bey dem Pfarrer zu Gurgeldorf wäre. Er hätte erst heute Abends gegen acht Uhr durch einen Expressen einen Brief von ihm erhalten, worin er ihm berichtete, daß er morgen frühe kommen würde. Uebriges aber sollte doch der besoffene Franciskaner ins Kloster gebracht werden, damit kein ärgerlicher Spektakel, zum Nachtheil des heiligen Ordens, entstünde. Allein die Bürger, die den vorgeblichen Franciskaner an das Kloster getragen hatten, bestunden auf der Behauptung, daß es der P. Lacryma Christi wäre. Der Pförtner sollte nur ein Licht bringen, um sich selbst davon zu überzeugen. Das geschah auch. Als der Pförtner den vorgeb-

lichen Franciskaner bey'm Lichte betrachtet hatte, sagte er: es ist, leider, nur zu wahr, daß es der P. Lacryma Christi ist. Ich weiß gar nicht, setzte er hinzu, wie er zu diesem fürchterlichen Rausch gekommen ist. Denn, ob er gleich am meisten in unserm ganzen Konvent trinkt, so habe ich ihn doch nie besoffen gesehen. Er trinkt nie mehr, als er vertragen kann. Es muß ihm eine Posse gespielt worden seyn. Vielleicht that man etwas Betäubendes in den Wein, um dem, nach seinem Temperament, sehr mäßigen Manne einen Rausch anzuhängen. Er bat endlich die Patrioten des Klosters, den vermeinten P. Lacryma Christi in seine Zelle zu transportiren. Sie thatens auch gern. Als sie bey der bestimmten Zelle angekommen waren, gieng der Pförtner wieder zum P. Guardian, und sagte ihm, daß der besoffene Franciskaner wirklich der P. Lacryma Christi wäre. Betroffen und erstaunt stand der Guardian von seinem Nachtlager auf, um sich durch den Augenschein selbst zu überzeugen. Er fand an dem Besoffenen ebenfalls den P. Lacryma Christi. Voll Unmuths schloß er die Zelle auf, und ließ ihn auf seinen Strohsack werfen. Ich werde diesen Exceß, der dem Kloster und dem ganzen Orden zur Schande gereicht, exemplarisch bestrafen, sagte er. Uebrigens dankte er den guten Bürgern, wie er glaubte, auf das verbindlichste, daß sie das öffentliche Skandal verhütet hätten, und bat sie recht inständig, den Vorfall in der Stadt nicht bekannt zu machen. Die Schelme versprachen es auf ihre Ehre.

Des andern Tages um sechs Uhr kam der Guardian wieder in die Zelle des P. Lacryma Christi, um zu sehen, ob er seinen Rausch noch nicht ausgeschlafen hätte. Allein er schnarchte noch so tief, daß er nicht zu erwecken war. Der Guardian ließ den Vikarius und die Diskreten zu sich kommen, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun sey. Alle stimmten auf achttägige Kerkerstrafe mit Wasser und Brod. Sie verfügten sich dann sämtlich in die Zelle des Besoffenen, um den Augenblick zu erwarten, da er aus dem Lande der Selbstvergessenheit zum Bewußtseyn zurückkehren würde. Der Guardian hatte sich schon mit einer scharfen Strafpredigt versehen. Gegen acht Uhr that der Besoffene die Augen auf, und rief staunend aus: „wo bin ich?" Der Guardian brannte sogleich das schwere Geschütz der strafenden Aëcetik los. Aber der vermeinte P. Lacryma Christi that so fremd, daß er sich durchaus in nichts finden konnte. Er sah die Franciskaner mit stierem Blicke, als Wunderthiere, an; er betastete seinen Habit, seinen geschornen Kopf, und sagte endlich nach stummem Staunen: „ich weiß nicht, was aus mir geworden ist. Wo ist denn meine Frau?" Der Guardian hierüber noch mehr aufgebracht, überhäufte den armen Mann mit Schimpfnahmen, und sagte, er wollte ihn sogleich zu seiner Frau (er meinte den Kerker) führen lassen. Warte nur, du Bengel, ich will dir schon dafür einschenken, daß du dein Kloster, und deinen heiligen Orden so sehr prostituirt hast. In Kerker mit dir! da magst du Wasser saufen, wie ein Stier. Der arme, ge-

folterte Mann fieng an, zu seufzen, und sagte: ich bin ja kein Franciskaner. Sie haben mir nichts zu befehlen. Wenn ich mir einen Rausch trinke, so geht Sie's nichts an. Der Guardian nun ganz in Wuth gebracht, schrie aus vollem Halse: in Kerker mit ihm! in Kerker! Da sollst du Lacryma Christi aus unserm Brunnen so lange, und viel bekommen, bis du zur Selbstbesinnung kommst. Es scheint, sagte der Erwachte, Sie halten mich wirklich für einen Franciskaner, und zwar für den P. Lacryma Christi. Ich habe Ihnen schon gesagt, und versichere sie hoch noch einmal und theuer, daß ich kein Franciskaner bin. Ich weiß nicht, wie ich zu diesem Bettel- und Lumpensack — er deutete auf den Habit — gekommen bin. Wer bist du denn, wenn du kein Franciskaner bist? fragte der Guardian in einem bebenden Tone, indem er sich zugleich mit dem heiligen Kreuze bezeichnete. Denn er glaubte nun ganz gewiß, der Erwachte sey der leidige Satan, der die Gestalt des P. Lacryma Christi angenommen hätte, um das Kloster und den heiligen Orden, wodurch ihm soviel Abtrag geschehe, in Schand und Spott zu bringen. Schicken Sie in die Domgasse, sagte jener, und lassen Sie in dem Hause Nro. 376 zwey Treppen hoch nachfragen, ob der Tischlermeister Martin Tränk zu Hause ist. Ist das der Fall, so weiß ich selbst nicht, wer ich bin. Denn gestern, und seit 20 Jahren war ich der Meister Tränk; und seit 40 Jahren war ich Martin Tränk, der vor 20 Jahren Meister geworden ist. Ich wußte nie anders, als daß ich dieser Mensch sey —

Der Klosterbeichtvater machte hier die Bemerkung, daß er seinem Bruder, der erst seit 1 Jahre nach Kölln gezogen wäre, strenge verbothen hätte, in's Kloster zu kommen, weil er vorausgesehen, daß er ihm bey seinen Mitbrüdern Schande zuziehen würde. Er sey daher im Kloster noch gar nicht bekannt gewesen. Ich kam, sagte endlich der Beichtvater, gerade im Kloster an, als der Inquisitionsproceß gegen den P. Lacryma Christi aufs höchste gestiegen war. Ich wollte zum Guardian, um ihm meine Reverenz zu machen; allein ich traf ihn nicht in seiner Zelle an. Ich gieng darauf meiner Zelle zu; und als ich an dieselbe kam, hörte ich gerade meinen Bruder sprechen: „wenn der Tischlermeister Tränk zu Hause ist, so weiß ich selbst nicht, wer ich bin." Als er ausgesprochen hatte, trat ich in die Zelle. Nun hätte man das Staunen sehen sollen von Seiten des Guardians, und der übrigen Franciskaner, als sie den P. Lacryma Christi in zwey Personen vor sich sahen. Alle machten das Kreuz, indem sie Teufelsspuckerey witterten, und vor Angst und Furcht zitterten. Alles war stille. Endlich fieng der Guardian, aufs neue gegen sich und mich das Kreuz schlagend an: „Ich beschwöre Sie, P. Lacryma Christi, bey dem lebendigen Gott — Gott Vater, Sohn und heiligen Geiste, und bey dem heiligen Erzvater Franciskus, uns zu sagen, ob Sie wirklich der P. Lacryma Christi sind? Diese Frage, in einem höchst feyerlichen, aber mit den sichtbarsten Zeichen des Schreckens begleiteten Tone war für mich so lächerlich, daß ich, um den Spaß voll

zu machen, sagte: Ich bin der leidige — Teufel, und dieser Franciskaner hier (auf meinen Bruder deutend) ist mein Geselle. Durch diese Spaßrede in den größten Schrecken versetzt, fielen die Franciskaner sämtlich zu Boden, während mein Bruder aus vollem Halse lachte. Ich hatte Noth, ihnen wieder Muth zu machen, und den Teufelsschrecken zu vertreiben. Verstehen Sie denn keinen Spaß? sagte ich. Ich bin nichts mehr und nichts weniger, als der ihnen sehr wohlbekannte P. Lacryma Christi, der mit Ihnen schon so manchen Kampf mit Weinflaschen glücklich bestand, und dem man in der Profession wegen seiner schon im Novitziat bewiesenen Zechkraft diesen Namen gab; — dieser vermummte Franciskaner aber ist der Tischlermeister Martin Trank, mein Bruder. Wie er zur Franciskaner-Uniform gekommen ist, weiß ich nicht. Fragen Sie ihn selbst, wenn er Ihnen anders darüber Auskunft geben kann. Denn in Rücksicht auf Mäßigkeit ist er mir gar nicht ähnlich; er besäuft sich so sehr, daß er gar nichts von sich weiß. Vermuthlich ist er in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit von einigen Spaßvögeln eingekleidet, hieher transportirt worden. Als aber die Franciskaner noch immer wegen des sonderbaren Duplets des P. Lacryma Christi bedenklich waren, rieth ich dem Guardian, Jemanden zu seiner Frau, wohnhaft in der Domgasse Nro. 376 zwey Treppen hoch zu schicken, und dieselbe selbst kommen zu lassen. Der Guardian thats.

Nach einiger Zeit wurde dem Guardian, der mit ſeinen Diskreten, und dem Vikarius noch immer in meiner Zelle war, gemeldet, daß die Frau Tiſchlermeiſterin Trink an der Pforte ſtehe. Der Guardian befahl uns ſämmtlich, ihn an die Pforte zu begleiten. Dem vermummten Franciskaner aber, meinem Bruder, befahl er, um hinter die reine Wahrheit, wie er ſagte, zu kommen, die Tiſchlermeiſterin nicht ſelbſt anzureden, ſondern ihre Anrede abzuwarten. Als wir an die Pforte kamen, wurde mein Bruder an die Spitze geſtellt; ich aber mußte auf Befehl des Guardians zuletzt ſtehen, ſo daß mich die Tiſchlermeiſterin nicht ſehen konnte. Als die Tiſchlermeiſterin meinen Bruder in Franciskaner-Uniform ſah, rief ſie aus, um Gottes willen, Hochwürdiger Herr Schwager, können Sie mir denn nicht ſagen, wo mein Mann iſt? Er iſt die verfloſſene Nacht nicht nach Hauſe gekommen; ich habe heute frühe ſchon überall in der Stadt herum geſchickt, wo ich ihn nur immer vermuthen konnte. Aber er iſt nirgends zu finden. Ach! Hochwürdiger Herr Schwager, geben Sie mir doch einen Rath. Mein ſchlauer Bruder ſpielte nun die Rolle des Herrn Schwagers, des P. Lacryma Chriſti. Unter dieſen Umſtänden, ſagte er, iſt es ſchwer, Frau Schwägerin, einen Rath zu ertheilen. Das Schlimmſte iſt, daß ſich Ihr Mann, mein unwürdiger Bruder, oft ſo beſäuft, daß er den Gebrauch des Verſtandes und der Gliedmaßen verliert. Es iſt daher ſehr zu beſorgen, daß er ins Waſſer gefallen iſt. Uebrigens,

wenn das der Fall seyn sollte, haben Sie, wie ich glaube, eben nicht Ursache, sich wegen des Verlustes eines Mannes, der der ganzen Stadt zum Spektakel war, und Ihnen weder Ehre noch Freude machen konnte, so sehr bekümmert zu seyn. Sie können als eine noch junge, schöne Frau Anspruch auf einen besseren Mann machen. Ach! daß Gott erbarme, rief die arme Frau weinend aus, Euer Hochwürden geben mir einen schlechten Trost. Ich würde mich nicht zufrieden stellen können, wenn mein Mann — mein guter Mann verlohren wäre. Ich verlange keinen bessern Mann. Denn wenn er sich gleich hie und da so betrinkt, daß er nichts mehr von sich weiß, so ist er doch sonst sehr ordentlich, fleißig, haushälterisch, und hat mir noch kein böses Wort gegeben. Seine Geschicklichkeit, und Gutmüthigkeit gegen Jedermann hat ihm eine große Kundschaft zuwege gebracht. Auch hat uns seine Trinklust, die er wöchentlich nur einmal, an Sonn- und Feyertagen, wo nichts versäumt wird, befriedigt, noch keinen Schaden zugefügt. Meistentheils zecht er auf Kosten seiner guten Freunde, die ihn wegen seines munteren Charakters, und seiner witzigen Einfälle gern um sich haben. Auch kommt er selten von der Schenke nach Hause, ohne neue Bestellungen erhalten zu haben. Er läßt in den Trinkgesellschaften seine neuen Zeichnungen herumgehen; und da findet sich, besonders wenn die Köpfe warm geworden sind, so mancher Liebhaber zu den neuen Modewaaren, die mein Mann erfindet. Auch geschiehet es nur selten, daß sich mein Mann bis zur gänzlichen Bewußtlosigkeit betrinkt.

Gewöhnlich trägt er nur einen Franciskaner Spitz mit nach Hause. Und dann ist er äußerst artig, lustig, scherzhaft, und zärtlich, so daß was mit ihm anzufangen ist. — In diesem Zustande ist er mir weit lieber, als sonst. Ist er aber ganz besoffen, dann schläft er seinen Rausch aus, und geht des andern Tages, mir nichts, dir nichts, wieder an seine Arbeit. — Nein, ich verlange keinen andern Mann.

Diese Charakteristik seiner selbst aus dem Munde seiner Frau gefiel meinem Bruder sehr wohl. Er gieng daher auf sie zu und wollte sie küssen. Aber entrüstet, trat sie zurück, und sagte: Hochwürdiger Herr Schwager, das schickt sich nicht für Sie, als einem Geistlichen; auch lasse ich mich von Niemand küssen, als von meinem Manne. Schaffen Sie mir lieber meinen Mann, und versparen Sie Ihre Küsse für Ihre schönen Beichtkinder, und Bethschwestern. Ich schaffe Ihnen Ihren Mann, Madame, in meiner Person, sagte mein Bruder, und wollte sie aufs neue küssen. Sie stieß ihn zurück mit den Worten: ich mag Sie nicht zum Manne, so lieb Sie mir auch als Hochwürdiger Herr Schwager sind. Wollen Sie mich nicht als Mann haben, sagte mein Bruder, so erhalten Sie nie Ihren Mann wieder. Nun trat ich aus dem Hintergrunde hervor, und sprach: so bin ich vielleicht Ihr Mann, Madame, wenns dieser nicht ist. Die Frau, indem sie ihren Schwager in duplo vor sich zu sehen glaubte, schlug das Kreuz, und rief aus: Jesus Maria und Joseph! was ist das? Mein Herr Schwager doppelt? Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Gehen Sie nur nach Hauſe, Madame, ſagte ich, und holen Sie Kleidungsſtücke für Ihren Mann, und zwar vollſtändig vom Hemde bis zum Rocke; dann wird ſich das Räthſel bald aufklären: und was Ihnen jetzt Hexerey zu ſeyn ſcheint, wird Ihnen ganz natürlich werden. Ihr Mann iſt in dieſer Nacht nicht ins Waſſer, ſondern — ins Weinfaß gefallen, und muß, da er ganz durchnäßt iſt, auch ganz friſch angekleidet werden. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen in einer Viertelſtunde Ihren Mann ſtellen werde. Das helfe Gott! war ihre Antwort, und gieng. Kommen Sie ja bald wieder, Frau Schwägerin: Ihr Mann wartet ſehnſuchtsvoll auf Sie, ſchrieen wir beyde, ich und mein Bruder, ihr nach. Sie ſchlug im Gehen einmal über das anderemal das Kreuz.

Während dieſer ganzen Unterredung ſtunden die übrigen Franciskaner, wie verſteinert da, und wußten nicht, was ſie denken und ſagen ſollten. Als meine Schwägerin fort war, brach endlich der Guardian das Stillſchweigen, und ſagte: nun was ſoll denn endlich aus dieſer Komödie werden? Was daraus werden ſoll? erwiederte ich. Dieſer verkappte Franciskaner hier, der Meiſter Tiſchler Martin Tränk, mein Bruder, ſoll den Franciskaner-Habit ablegen, und ſeine ordentlichen Kleider wieder anziehen; dann wird ihn ſeine Frau ſchon als ihren Mann anerkennen. Endlich kam die Frau und brachte die Kleider. Mein Bruder zog ſich in einer Zelle aus und an, und dann wurde er, den Hut auf dem Kopfe aufs neue durch mich und dieſelben Fran-

ciskaner, wie vorher, an die Pforte, wo ſeine Frau ihn erwartete, begleitet. Als die Frau ihn nur von ferne ſah, ſchrie ſie ſchon voll Freude aus: ja das iſt mein Mann — mein lieber Mann. Sie eilte mit offenen Armen auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, ſprechend: von dir will ich mich küſſen laſſen, lieber Mann, aber von keinem Franciskaner. Nun mags mit der Hexerey ſeyn, wie es will; ich bin nun froh, daß ich dich wieder habe. Adieu! ſagte ſie zu den Franciskanern, nun mögen Sie heren, ſo viel Sie wollen; ich habe meinen guten Mann wieder. Sie nahm ihn bey'm Arm, und gieng.

Die Erzählung dieſer Geſchichte, deren Wahrheit der P. Lacryma Chriſti hoch und theuer verſicherte, erregte unter der ganzen Tiſchgeſellſchaft viel Lachens. Am wenigſten konnte der Biſchof das Lachen mäßigen; er hielt von Zeit zu Zeit ſeinen Schmeerbauch, um ſich keinen Bruch zu lachen. Alles wurde immer höher zur Fröhlichkeit geſtimmt. P. Lacryma Chriſti fuhr fort, eine lächerliche Anekdote um die andere zu erzählen, wovon eine mehr, als die andre zum Lachen reizte. Aber mit jeder Anekdote war auch zugleich von ihm eine Flaſche Wein geleert. Er bewies in der That ſeine unüberwindliche Heldenkraft im Kampfe mit dem edelſten Rebenſaft. Zuletzt endigte ſich der Tiſch mit einem neuen, mir höchſt lächerlichen Schauſpiele. Die Nonnen machten nämlich Tafelmuſik. Anfangs wurde eine Sinfonie producirt, dann ließ ſich die Mutter Priorin mit einer Baßarie hören. Ich kann Ihnen die

Grimassen nicht genug beschreiben, die sie machte, um den Baßton zu erzwingen. Bald riß sie den Mund so weit auf, daß man bis in den Abgrund hinab sehen konnte; bald verzerrte sie denselben auf eine monströse Art. Der Text der Arie bestand aus den schlüpfrigsten Stellen des Hohenliedes in einer ziemlich guten deutschen Uebersetzung. Der Gesang lautete, wie der eines alten Katers, der im März auf den Dächern sein Brautlied singend, aufs neue Hochzeit macht. Als die Musik zu Ende war, stunden wir vom Tische auf. Ich ging gleich zu meiner Schwester hin, die mir um den Hals fiel. Ich drückte ihr auf eine geschickte Art meinen Brief in die Hand. Der Bischof merkte, daß wir uns gerne allein sprächen, daher sagte er zu meiner Schwester. Gnädiges Fräulein, Sie haben von mir die Erlaubniß, Ihren Bruder in Ihre Zelle zu führen, und daselbst ohne allen Zeugen zu sprechen. Wir dankten dem Bischofe für diese Güte, und giengen. Als wir in der Zelle waren, erzählte ich ihr alles, was vorgefallen war. Nichts schmerzte sie mehr, als das Schicksal des vorigen Beichtvaters, der nach der Erzählung des P. Lacryma Christi bereits im Klosterkerker saß. Der ehrliche Mann gieng nämlich, seiner Unschuld bewußt, an dem vorhergehenden Tag gerade seinem Kloster zu, statt, wie ich hoffte, sich in Sicherheit zu setzen. Er sagte seinem Guardian selbst, daß die Abtissin einen andern Beichtvater wünschte, weil sie mit ihm nicht mehr zufrieden wäre. Kurz nach seiner Ankunft im Kloster kam ein Expresser, von der Abtissin

geschickt, mit einem Briefe, worin er der Ketzerey und der Verführung der Nonnen beschuldigt wurde. Der barbarische Guardian ließ ihn noch dieselbe Nacht bey der größten Kälte in den Klosterkerker setzen, und gab ihm nichts, als einen Strohsack. Hier soll er sein weiteres Schicksal erwarten. Meine Schwester und ich weinten untröstlich über das schreckliche Unrecht, das diesem vortrefflichen Mann bereits zugefügt wurde, und noch ferner bevorstand. — Für ihre Person war nun meine Schwester herzlich zufrieden, und erklärte, daß sie gerne noch einige Jahre im Kloster bleiben wollte, wenn sie nur gewisse Hoffnung, erlöset zu werden, hätte. Ich sagte ihr, daß nun unter diesen Umständen diese Hoffnung nicht trügen könnte. Ich bat sie daher, allen Gram, und Kummer zu verscheuchen, um ihrer Gesundheit nicht zu schaden. Sie sagte mir, daß heute vor Tische der Bischof selbst bey ihr gewesen sey, und ihr in den zärtlichsten, theilnehmendsten Mienen Dispensation versprochen hätte. Mit Freudenthränen im Auge hätte sie ihm die Hand geküßt; er aber hätte sie umarmt, und geküßt, sprechend: dieser väterliche Kuß, meine Tochter, soll das Siegel Ihrer Dispensation seyn. Sie sagte mir ferner, er hätte ihr versprochen, sie heute noch einmal, — sollte es auch zu Nacht vor dem Schlafengehen seyn, wenn er nicht eher Zeit fände — zu besuchen, um mit ihr noch das Nöthige wegen der Dispensation zu verabreden, weil er morgen mit Frühestem abreisen müßte. Ich warnte meine Schwester vor seinen Nachstellungen, und Bubenstreichen. Nachdem wir das Nö-

thige einander eröffnet hatten, giengen wir wieder in das Refectorium zurück. Der Bischof gieng gleich auf sie zu, nannte sie nicht mehr mit ihrem Klosternamen, sondern immer mit dem Prädikat, gnädiges Fräulein, und konnte sich nicht satt mit ihr unterhalten. — Der Abendtisch war wieder im Refectorio. Der P. Lacryma Christi führte größtentheils das Wort, und operirte, wie zu Mittag. Nach dem Tische rief der Bischof meine Schwester in ihre Zelle, um mit ihr wegen der Dispensation allein sprechen zu können. Aber meine Schwester schlug es standhaft ab. Der schlaue Bischof, beschämt, gab der Sache eine andere Wendung, und sprach: Ich wollte Sie nur probiren, gnädiges Fräulein, um zu sehen, ob Sie gerne Mannspersonen in Ihre Zelle lassen. Ich sehe nun, daß Sie einen vortrefflichen Charakter haben, und daß nicht Hang zu Ausschweifungen Ihnen den Klosterstand verhaßt macht. Das soll mir ein neuer Grund seyn, Ihre Dispensation sobald, als möglich, auszuwirken. Des andern Tages reiste der Bischof ab; und auch ich mit meinem Vater, der als gnädiger Herr wegen seiner Tochter nicht mehr bekümmert zu seyn schien. Er sagte mir vielmehr, daß es ihm recht wäre, wenn sie dispensirt würde. Er hätte ihr ja selbst Dispensation versprochen.

Das ist, th. F., die wahre Geschichte der vorgeblichen Profession meiner Schwester; — eine Geschichte, die nur gar zu oft, obgleich unter andern Modifikationen, in Absicht auf junge Leute, die man auf allerley

Art ins Kloſter zu locken ſucht, ſich ereignet; eine Geſchichte, worin der ſataniſche Mönchsgeiſt alle die Rollen, die ſeiner Abkunft und ſeines Charakters würdig ſind, meiſterlich geſpielt hat; eine Geſchichte endlich, die meinen Haß gegen das Mönchs- und Pfaffenthum auf das äußerſte gebracht hat. Nun verſtehe erſt ganz das Lied, das der P. Hilarius zu Pfaffenhauſen unter dem Titel: Rückkehr von Mönchsheiligkeit, gemacht, und das mir Herr Paſtor Ehrenmann mitgetheilt hat. Da ich nicht zweifle, daß Ihnen dieſes Lied eben ſo viel Vergnügen machen werde, als es mir gemacht hat, ſo will ich meinen Brief mit demſelben ſchließen.

Als Jüngling brannt' ich vor Begier,
Ein groſer, heil'ger Mönch zu werden:
Ich gieng ins Kloſter, fraß Beſchwerden,
Und ward ein groſer — Narr dafür.

Mein Meiſter in dem Probejahr
War aller heil'gen Mönche Muſter;
Er ſchnitt mich zu gleich einem Schuſter
Nach ſeinem Leiſten auf ein Haar.

„Folg wie ein Stier, rief er mir zu!
„Vernünftig ſehen iſt Verbrechen."
Ich ließ die Augen mir ausſtechen:
Und brüllt' — Aegyptens Gott — mein Muh.

Stolz auf die Apisheiligkeit,
Fraß ich das Stroh, das man mir ſtreute,
Verſchmähte jede gute Weide,
Und dünkte mich dabey geſcheid.

Mich zu entmenschen mit Gewalt,
Das war das Ziel, wornach ich strebte;
Ich ward, eh' ich ein Jahr verlebte,
Ein Satan, ach: in Mönchsgestalt.

Lang suchte ich Gewissensruh':
Jedoch ich suchte sie vergebens
Die größte Wonne dieses Lebens
Ich schloß mein Herz der Wahrheit zu.

Die Hölle, ach! die auf mir lag,
War fürchterlich, wie Satans Hölle.
Ich trank des Leidensbechers Völle
Bis auf den Grund an jedem Tag.

Wie oft hört' ich der Weisheit Ruf:
„ Werd' wieder Mensch! nur Thoren streben
„ Hier nach erträumtem Engelleben:
„ Sey das, wozu dich Gott erschuf!

„ Folg' blindlings blinden Führern nicht!
„ Nichts darf der Prüfung sich entziehen:
„ Drum ist dir die Vernunft verliehen;
„ Du folgest sicher ihrem Licht.

„ Verlaß die Pfaffenheiligkeit,
„ Und mach' dich nicht aus Gottes Liebe
„ Zum schändlichsten der Tagediebe,
„ Zum Räuber deiner Lebenszeit.

„ Verlaß das Pestland, sieh die Trift,
„ Wo stirbt die Saat, verwelkt die Traube,
„ Kein Vogel singt aus frischer Laube,
„ Und aus dem Oehlbaum rieselt Gift.

„ Das Land, wo Bonzenluſt nur weht,
„ Das angefüllt von faulen Bäuchen,
„ Und mit abgöttiſchen Gebräuchen
„ Belaſtet — ſchwankt und untergeht.

„ Wo ſelbſt der Weisheit wird geflucht;
„ Wo ſchwindet alle Menſchenwürde,
„ Den Nacken drücket Sklavenbürde,
„ Die Menſchheit peiſcht Tyrannenzucht."

Ich kreuzte mich, ich armer Thor.
„ Das iſt, dacht' ich, des Satans Stimme:
„ Er ſtellt dir nach in ſeinem Grimme:"
Und ſo verſchloß ich fang mein Ohr.

Nach tauſend Kämpfen ward ich klug,
Riß dann die Binde von dem Auge,
Die ich nach dummem Mönchsgebrauche,
Am Gängelband geleitet, trug.

Nun bin ich wieder Menſch und frey. —
Wohl mir! zertrümmert ſind die Bande,
Die ich ſonſt der Vernunft zur Schande
Geküſt aus heil'ger Raſerey.

Weg iſt der Schwärmer Heiligkeit
Mit ſelbſtgewählten Tyranneyen,
Die wahre Tugend nur entweihen,
Vergällen unſre Lebenszeit.

Die wahre Tugend ſtöret nie
Der Sterblichen ſchuldloſe Freuden;
Sie ſüßet zärtlich jedes Leiden,
Verbreitet Geiſtesharmonie.

Sie iſt das Echo der Vernunft,
Verabſcheut Opfer und Beſchwerden,
Durch welche wir nicht beſſer werden,
Haßt Mönchereyn und Pfaffenzunft.

Mit mir machſt du, o Rom kein Glück:
Durch mich ſollſt du die Welt nicht preſſen;
Du magſt dir and're Narr'n beſtellen
Für deine Heiligkeitsfabrik!

Ende des erſten Theiles.

Das Paradies der Liebe.

Ein Kloster-Roman.

Herausgegeben

von

J. B. Schad,

Doktor der Philosophie zu Jena, ehmaligem Mönch zu Kloster Banz.

Zweytes und letztes Bändchen.

Erfurt, 1804.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dreyzehnter Brief.

Auch ich bin nun ein Seliger, theuerſter Freund! Adelheid iſt mein, — ewig mein. Sie hat mir vor drey Tagen in einer öffentlichen Verſammlung, wo nicht nur alle Mitglieder unſeres Schwimminſtituts, ſondern auch die angeſehenſten Perſonen beyderley Geſchlechts aus unſerer Stadt, und der ganzen Gegend zuſammen kamen, den Blumenkranz der Menſchenliebe aufgeſetzt, und mich mit der Verſicherung und Verpfändung ihrer ewigen Liebe gekrönt. O dieſer Tag wird mir ewig unvergeßlich — wird mir ſelbſt in der Hölle irdiſcher Leiden, in welche die gütige Hand der Vorſehung oft die edelſten Menſchen führt, Himmel ſeyn. Ich freuete mich ſehr auf den Tag, den Herr Hofrath Weiſe wegen der guten That, daß ich mit Lebensgefahr einen armen Menſchen aus dem Waſſer gerettet habe, zu meiner Krönungsfeyer beſtimmt hatte. Ich konnte mir leicht vorſtellen, daß die Menſchenfreundlichkeit dieſes mir mit dem edelſten Enthuſiasmus der Freundſchaft ergebenen Mannes ſinnreich ſeyn würde, um in meiner Perſon Menſchenliebe zu belohnen, und zu verherrlichen. Hätte ich aber nur von ferne geahnet, was an dieſem Tage alles vorgehen ſollte, ſo würden

mir die Augenblicke, die, bis der erwünschte Tag kam, verflossen, zu Jahren geworden seyn.

Schon der Umstand, daß Herr Hofrath Weise wide. seine Gewohnheit das Krönungsfest von dem Tage an, da ich den Unglücklichen gerettet habe, gerechnet, über sechs Wochen hinausschob, ließ mich vermuthen, daß er zur Verherrlichung desselben etwas Besonderes im Sinne habe. Aber noch andere Umstände vermehrten meine Vermuthung. Als ich gleich des andern Tages nach dem gelungenen Versuch der Menschenrettung in seinem Hause war, trat ein sehr geschickter Portraitmahler unserer Universitätsstadt in die Stube. Herr Weise bat mich so dringend, zu erlauben, daß er zu seinem Gebrauche mich abbilden lassen dürfte, daß ich es nicht abschlagen konnte. Ich fragte vergebens nach dem Zweck, den er sich dabey vorgesetzt hätte. Ich fragte ihn ferner, ob er Adelheid sammt ihrem Vater zum Krönungsfest einladen würde. Er sagte, er hätte schon an beyde geschrieben, und würde mir von ihrem Entschluß Nachricht geben, sobald er würde Antwort erhalten haben. Nach einigen Tagen kam er selbst zu mir, und zeigte mir einen Brief von dem Vater, mit dem Inhalt, daß er es höchstens bedauerte, daß er nicht bey diesem Feste erscheinen könnte. Theils wäre er nicht wohl, theils hätte er für jetzt so viele Amtsgeschäfte, daß es ihm unmöglich wäre, sich auf einige Tage von seinem Hause zu entfernen. Seine Tochter aber allein zu entlassen, dazu könnte er sich wegen verschiedener Gründe nicht entschliessen. Ich

schrieb sogleich an Adelheid, um sie zu bitten, daß sie alles anwenden möchte, um ihren Vater zu dieser Reise zu bewegen. Ich erhielt von ihr den schmeichelhaftesten Brief, worin sie mir Glück wünschet zu der edlen That, die ich vollbracht hätte, und zu dem Fest, das zur Belohnung derselben gefeyert werden sollte; mir aber zugleich dieselbe Nachricht giebt, die Herr Weise schon von ihrem Vater erhalten hatte. Es waren bereits sechs Wochen verstrichen, und ich bemerkte noch immer keine Anstalt zu diesem für mich bestimmten Ehrenfeste. Endlich sagte mir Herr Weise, daß der fünfte August dazu bestimmt wäre. Was die Dame betrifft, die Ihnen den Blumenkranz aufsetzen soll, sagte er ferner, so überlassen Sie mir die Wahl. Wenn auch Adelheid nicht kommen kann, so werden Sie doch mit der Ehrendame, die ich für Sie bestimmt habe, sehr wohl zufrieden seyn. Sie ist ganz so, wie Adelheid. Ich bezeugte ihm vorläufig meine gänzliche Zufriedenheit mit allem, was er veranstalten würde.

Endlich brach der erwünschte Tag an. Der Himmel selbst schien dieses Fest verherrlichen zu wollen durch den heitersten Tag, der in diesem ganzen Sommer und Frühjahr war, und der gleichsam aus dem Schooße des schrecklichsten Sturmes in verjüngter Schönheit hervorgieng. Denn den Tag vorher war ein so fürchterliches Gewitter, deßgleichen ich hier noch keines erlebt habe. Es dauerte den größten Theil der Nacht fort. Jeder Donner schien fluchend das Verderben zu verkünden, das der alles erhellende Blitz ange-

richtet hätte. Aber es kam des andern Tages kein Unglück, das sich ereignet hätte, zum Vorscheine. Es hatte zwar einmal eingeschlagen, und — was das Sonderbarste ist — in dem Hörsaale, wo P. Vitulus seine Vorlesungen über Moral und Dogmatik hält; aber der Blitz zündete nicht. P. Vitulus hatte die Eitelkeit, sich eine sehr prächtige Kanzel machen zu lassen, ähnlich den Kanzeln in den Kirchen. Der größte Theil derselben nach oben zu war vergoldet, und mit allerley Zierrathen von Bildhauer-Arbeit geschmückt. Ganz oben stand der unheiligste Heilige, den je die katholische Kirche auf den Altar erhoben hat, nämlich der Heilige Hildebrand, Gregor der siebente. Aus seinem Munde giengen zwey große Strahlen; auf dem einen waren die Worte, mit goldenen Buchstaben bezeichnet, zu lesen: Vivat sacro sancta theologia! auf dem andern: Vivat sanctissimus Cœlibatus! Der Heilige sah freylich mit diesen zwey Schwerdtern, die aus seinem Munde giengen, sehr hanswurstenmäßig aus. Aber man kann doch daraus auf den Feuereifer des P. Vitulus für den satanischen Hildebrandismus schliessen. Das gestrige Gewitter mag nun ebenfalls mit der Pestluft der leidigen Aufklärung behaftet gewesen seyn. Denn es bewies sich so wenig als einen Verehrer des Heiligen Hildebrands, der hochheiligen Theologie, und des heiligsten Pfaffencölibats, daß es vielmehr die gottlose Gottseligkeit begieng, diesen Heiligen mit sammt der hochheiligen Theologie, und dem heiligsten Pfaffencöli-

hat — dieſen Furien, die aus ſeinem Herzen ſtiegen — vom Throne zu ſtürzen, und zu zertrümmern. Auch die Kanzel ward zerſplittert. Die Studenten, welche die Vorleſungen des P. Vitulus beſuchen müſſen, weil ſie ſonſt keine Hoffnung haben, als Geiſtliche angeſtellt zu werden — denn P. Vitulus ſtehet bey dem Diöceſanbiſchofe, der die geiſtlichen Aemter gröſtentheils zu vergeben hat, im gröſten Anſehen — ſahen mit der lebhafteſten Schadenfreude zuerſt dieſen Spektakel, als ſie frühe Morgens in den Hörſaal kamen. Man ſagte es ſogleich dem P. Vitulus. Er ſchlug jämmerlich die Hände über dem Kopf zuſammen, als er den Gräuel der Verwüſtung ſah. Er ſchimpfte ſogleich auf die Aufklärer, und behauptete, daß das kein Werk des geſtrigen Gewitters, ſondern ohne Zweifel einiger verfluchter Aufklärer ſey, denen die hochheilige Theologie, und der heiligſte Prieſtercölibat, ſo wie auch der groſe Heilige, der für beydes ſo heldenmäſig gekämpft habe, der Gegenſtand des höchſten Haſſes ſey. Dieſe Unſeligen hätten ſich bloß des nächtlichen Gewitters bedienet, um hier ihre teufliſchen Abſichten auszuführen. Gott hätte unmöglich dem Gewitter die, obgleich blinde, und bewuſtloſe Macht — geſtatten können, einen der gröſten Heiligen von dem ihm hier errichteten Throne zu ſtürzen, und dadurch zugleich den Segen für die hochheilige Theologie, und den heiligſten Cölibat, der aus dem Herzen jenes Heiligen hervorgegangen, zu zertrümmern. Gott müſte mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſtehen, und ſein eignes Reich vernichten,

wenn er so etwas zulassen wollte. Er hätte aber selbst erklärt, daß auch die Pforten der Hölle seine Kirche, die vorzüglich auf den Grundsätzen jenes Heiligen beruhete, nicht überwältigen würden. Wer giebt denn dem Gewitter die fürchterliche Gewalt, wodurch es theils die Sünder auf eine heilsame Art erschüttert, theils bestraft, — wer giebt ihm diese Gewalt anders, als Gott? Hätte nun Gott dem gestrigen Gewitter die Macht gegeben, den größten Heiligen, der bis zum Rasen (ja wohl!) für die Ehre Gottes und sein Haus entflammt gewesen, und durch das Gesetz des heiligsten Cölibats die zuvor, leider! so oft zurechtgemachte Jungfrauschaft der Kirche wieder hergestellt hätte, von seinem Throne zu stoßen, so würde dieses eben so viel gewesen seyn, als wenn er das Gewitter selbst mit Waffen zur Zerstörung seines Reiches ausgerüstet hätte. Und wenn auch Gott aus Versehen so etwas hätte thun können (es stehet wenigstens ausdrücklich in der heiligen Schrift, setzte er hinzu, daß der liebe Gott hie und da schlummere), so würde doch das Gewitter nimmermehr sich an jenem großen Heiligen, der wahrhaft der Repräsentant und Stellvertreter Gottes sey, (denn Gott hätte selbst in der Person des Petrus zu allen seinen Nachfolgern gesagt: Dir will ich die Schlüssel des Himmels geben u. s. w.) vergriffen haben. In der ganzen Natur sey nämlich ein gewisser Instinkt zur Erfüllung des Willens Gottes, und zur Beförderung seines Dienstes, wodurch jedes Ding zu lauter Gott gefälligen Wirkungen, obgleich be-

wußtlos, beſtimmt werde; nur der Menſch ſey zum Böſen geneigt von ſeiner Empfängniß an, und daher ſchon im Mutterleibe ein Gegenſtand des göttlichen Zornes. Alſo, ſchloß er endlich, iſt es ſchlechthin unmöglich, daß das Gewitter jene Gräuelthat vollbracht hat; ſie iſt vielmehr das Werk der Finſterniß unſerer Aufklärer, deren es eine Menge in unſerer Stadt giebt, und die vorzüglich jene verfluchte Rotte ausmachen, die ſich erſt ſeit kurzem zu einem ärgerlichen Schwimminſtitut, das ich lieber Schweininſtitut nennen möchte, gebildet hat, an deſſen Spitze ein Thor ſtehet, der mit Unrecht den Namen Weiſe führt. Aber du Natternbrut, du! Ich werde dich aus deinen Schlupfwinkeln, wo du Seelen tödeſt, indeſſen du das körperliche Leben zu retten vorgiebſt, ans Licht zu ziehen, und durch den Hauch eben des großen Heiligen, den du mit verruchter Hand von ſeinem Throne geſtürzt haſt, zu vernichten wiſſen. Et via impiorum perebit.

Nach dieſer Strafpredigt des P. Vitulus wider die Aufklärer ſtürzten die Studenten, unter denen auch eine Menge Juriſten, Mediciner und Philoſophen, ſogleich bey dem erſten Gerüchte dieſes Vorfalls herbeygelockt, waren, mit kaum verbiſſener Schadenfreude aus dem Hörſaale hinaus, in der Abſicht, ſich nun ihrer Leidenſchaft zu dem muthwilligſten Spotte über P. Vitulus, und über ſeine Sacroſancta theologia, und ſanctiſſimus cœlibatus auf öffentlicher Straſſe ganz zu überlaſſen. Zu dieſem Zwecke konnte ihnen nichts erwünſchter ſeyn, als das Freudenfeſt des

Schwimminſtituts, das ſo eben ſeinen Anfang nahm. Es waren nämlich frühe um 7 Uhr den 5. Auguſt alle Mitglieder des Schwimminſtituts in dem Hauſe des Herrn Hofraths Weiſe verſammelt, um von da aus in einem feyerlichen Aufzug unter dem Trompeten- und Paukenſchall und vieler anderer muſikaliſcher Inſtrumente in das Haus zu wallen, das Herr Hofrath Weiſe außer der Stadt für das Inſtitut hatte bauen laſſen. Um acht Uhr gieng der Zug aus dem Hauſe. Zwey der angeſehenſten Mitglieder führten mich an der Spitze deſſelben. Eine große Menge Volkes, worunter ſelbſt die angeſehenſten Bürger waren, hatte ſich ſchon ſeit 7 Uhr vor dem Hauſe des Herrn Weiſe verſammelt. Als die Mitglieder aus dem Hauſe giengen, und mich das Volk erblickte, ſchrie es wie durch Eine Stimme: „Es lebe der edle Jüngling, Hermann — der Menſchenretter! Es lebe ſein Lehrer, und Präſes des Schwimminſtituts Herr Hofrath Weiſe! Es lebe der ganze Chor dieſer Menſchenfreunde, denen Menſchenleben heilig iſt!" Dieſer Freudenzuruf verbunden mit einer Herz- und Geiſterhebenden Muſik (Herr Weiſe hatte nämlich von einem der größten Tonkünſtler zu dieſer Feyerlichkeit einen Marſch komponiren laſſen, und zur Produktion deſſelben die vorzüglichſten Muſikanten der Stadt und der ganzen Gegend auserleſen — es waren bis 30 Muſikanten, die alle Arten von Blasinſtrumenten ſpielten —) machte auf mich einen Eindruck, den ich Ihnen auf keine Art beſchreiben kann. Aber ich wurde bis zum höchſten Grad ge-

rührt, als einige Schritte von Herrn Hofraths Weiſe Hauſe ein Zug von Kindern beyderley Geſchlechtes, alle feſtlich gekleidet, Hand in Hand uns entgegen kam, ſich mir näherte, und ausrief: „Auch wir wollen Menſchenfreunde werden, wie du edler Jüngling! Sey unſer Bruder und Freund!" Nachdem ſie mit einer Art von Enthuſiasmus, der, bey Kindern hervortretend, über alles entzückt, dieſen Ausruf gethan hatten, ſtreuten ſie Blumen auf den Weg, den ich gieng. Die Mädchen hatten kleine ganz neu, und niedlich gemachte Körbchen am Arme, worin dieſer ſchöne Vorrath war. Gefällig gab jedes dem Knaben, der es führte, und mit freygebiger Hand von Zeit zu Zeit einen Theil davon, und ſtreute abwechſelnd ſelbſt einen Theil aus. Ich wurde durch das, was dieſe Kinder ſagten und thaten, ſo innigſt gerührt, daß mir Freudenthränen aus den Augen ſtrömten. Ich konnte mich auch nicht enthalten, ihren Zuruf durch folgende Worte öffentlich zu erwiedern: „Ja, gute Kinder! es iſt mein höchſtes Glück, das Bewußtſeyn, aller Menſchen, und vorzüglich guter Kinder Bruder und Freund zu ſeyn." Was mich noch mehr freute, war, wie ich nachher erfuhr, der Umſtand, daß dieſer Zug der Kinder nicht von Herrn Hofrath Weiſe veranſtaltet, ſondern eine Folge der eignen Erfindung mehrerer gutgeſinnter Bürger, die ihre Kinder durch die Theilnahme an dieſem Feſte frühezeitig zur Menſchenliebe zu bilden ſtrebten, war.

Wir paſſirten ſo eben durch den Markt, als beynahe alle Studenten, die ſich jetzt auf der Akademie be-

finden, bis 600 an der Zahl, wild jauchzend, uns entgegen kamen, und ſich an uns, an die Kinder und das übrige zahlreich verſammelte Volk anſchloßen. Nun ſtieg nicht nur das Vivatgeſchrey immerwährend, und tobend Himmel an, ſondern es wurde auch mit kräftigen Flüchen, die dem P. Titulus, ſeiner hochheiligen Theologie, und ſeinem heiligſten, in dem Grabe der Hurerey und der widernatürlichſten Wolluſt modernden Cölibat galt, vermengt. Als wir vor dem Rathhauſe vorbey gingen, drängten ſich die Senatoren unter der Anführung des erſten Bürgermeiſters, alle in ihrem feyerlichen Anzuge, aus demſelben heraus. Der erſte Bürgermeiſter redete uns mit folgenden Worten an: „Erlauben Sie, meine Herren, daß wir Ihren ſchönen Zug begleiten dürfen, um Ihnen einen Beweis zu geben, wie ſchätzbar uns die edle That, wodurch unlängſt das Leben eines Menſchen gerettet wurde, und das ganze Inſtitut, das einzig auf Menſchenrettung abzweckt, iſt.“ Er näherte ſich dann mir, und hängte mir ein großes Medaillon von Gold, an einem ſchönen, mit Gold geſtickten Bande, um den Hals, ſprechend: „Nehmen Sie, edler junger Mann, dieſes Geſchenk, das Ihnen in meiner Perſon die hieſige Bürgerſchaft zur Belohnung Ihrer edlen That überreichen läßt, als das Unterpfand ihrer ewigen Achtung gegen Sie an.“ Ich dankte auf das verbindlichſte, und ſagte, daß es mein einziges Beſtreben ſeyn würde, mich der Achtung ſo würdig geſinnter Männer, als die Senatoren und Bürger der hieſigen Stadt wären, im-

mer würdiger zu machen. Dieſes Medaillon hat den Werth von 40 Dukaten in Rückſicht auf Schwere. Auf der einen Seite iſt mein Bildniß, ſehr gut getroffen, gerade in der Situation, wie ich den Unglücklichen ans Ufer brachte. Oben ſchwebt ein Genius, den Kranz der Unſterblichkeit in der Hand haltend, und mit ſchützendem Blick die That beobachtend. Auf der andern Seite ſtehet folgende Aufſchrift! Hermann, dem edlen Jüngling, und Menſchenretter geweiht von der Bürgerſchaft zu Kirchenfeld. 1785.

Nun gieng der Zug ungeſtört fort. Als aber die Studenten, und zum Theil auch die Bürger der Stadt, und übrigen Menſchen, die ſich an den Zug angeſchloſſen hatten, zu ſtürmiſch, und zu oft das Vivatgeſchrey mit Flüchen gegen P. Titulus, und Konſorten vermiſchten, ſchickte Herr Hofrath Weiſe ein Mitglied des Inſtituts an die Studenten, und ließ ſie bitten, dieſen Freudentag durch beleidigende Flüche gegen den Herrn Prorektor (P. Titulus war nämlich eben Prorektor) und die Geiſtlichkeit überhaupt nicht zu trüben, weil aus dieſem Betragen, das zwar wohlgemeint, aber doch unſchicklich wäre, nothwendig nachtheilige Folgen für ſie, und vielleicht auch für das Inſtitut, das ſie mit ſo hohem Enthuſiasmus zu beeheren ſtreben, entſtehen müßten. Einer von den Studenten ſagte: „Bey'm Teufel! wie kann man denn die Menſchheit ſegnen, ohne den Pfaffen zu fluchen? Der Teufel muß ſo gewiß die Pfaffen hohlen, als es die Beſtimmung der Menſchheit iſt,

daß es ihr wohl ergehe." Doch sahen die meisten die Vernunftmäßigkeit der Bitte des Herrn Weiſe ein, und verſprachen, zu verhindern, daß durch kein lautes pereat mehr das Freudengeſchrey unterbrochen würde. Sie hielten auch Wort, und wußten ſowohl die Stürmer unter den Studenten, als auch unter dem Volke zu bereden, daß ſie ſich alles unanſtändigen Betragens enthielten. Als wir bey dem Hauſe des Inſtituts angekommen waren, ſo lud Herr Weiſe ausdrücklich die Herren Senatoren ein, den Verſammlungsſaal durch ihre Gegenwart zu zieren, die übrige Geſellſchaft aber, die nicht zum Inſtitut ſelbſt gehörte, bat er, zurück zu bleiben, weil der Saal ſo viele Menſchen auf keine Art faſſen könnte, und daher der ganze Zweck der Feyerlichkeit wegfiele. Folgſam blieb alles, ſelbſt die Studenten, zurück. Nun gieng der Zug der Mitglieder, bloß von den Senatoren begleitet, in den großen Verſammlungsſaal, an den noch einige ziemlich geräumige Zimmer ſtoßen. Hier trafen wir eine große Menge der auserleſenſten Damen aus der Stadt und der Gegend bereits verſammelt an. Alle waren auf das geſchmackvolleſte gekleidet. Es war mir, als wenn ich auf einmal in ein Paradies verſetzt würde, wo mir von allen Seiten Huldgöttinnen begegneten, deren Anblick den ſeligſten Genuß, der hier der Tugend zu Theil werden ſollte, verbürgte. Herr Weiſe hatte dieſelben in der Zwiſchenzeit, als die Mitglieder des Schwimminſtituts ſich in ſeinem Hauſe befanden, in eigens dazu beſtellten Wagen dahin bringen laſſen. Der Sekretär der Geſellſchaft empfieng ſie. Das war

der Grund, warum derselbe sich nicht mit den übrigen Mitgliedern in dem Hause des Herrn Weise einfand, welches mich sehr befremdete. Es war ein sehr guter Gedanke, des Herrn Weise, daß er jene Anstalt traf. Nur durch die schönen Damen, die schon im Saale versammelt waren, gewährte derselbe gleich Anfangs den Anblick des Himmels. Wo keine Damen sind, da ist kein wahrhaft humaner Genuß — keine Seligkeit. Und wenn auch der Himmel jenseits des Grabes sonst noch so himmlisch, aber Damenleer wäre, so würde mir ein solcher Himmel die Residenz des Todes seyn. Ich danke für jeden Himmel, wo keine Damen sind. Der Mann ist nur Halbmensch, von dem schönen Geschlecht abgesondert. Die Totalität und Fülle der Menschheit ist in der innigsten Verbindung beyder Geschlechter. Hier rauschet die Quelle des frohesten, mannigfaltigsten, vollesten Lebensgenusses, die kein Deus ex machina auch in dem reitzvollesten Paradies, wo aber kein Mädchen wächst, ersetzen kann. Ueberall, wo eine gute Dame ihren Fuß hinsetzt, sproßt Seligkeit für den unverdorbenen Jüngling und Mann. Der Mensch sucht nothwendig Gott, als die Urquelle aller Schönheit, Wahrheit, Harmonie, und Güte, Er sehnt sich, Gott, als besonderes Objekt, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. O suche ihn, guter Jüngling, in der Gesellschaft guter Damen; suche ihn, unverdorbenes Mädchen in der Gesellschaft guter Männer, und ihr werdet den Allheiligen beyde finden, so fern er zu finden ist! Unter den Blumen weiblicher Schönheit, Anmuth und Güte thronet

die ewige, nie verwelkende Schönheit; in der Kraftfülle des zur vollen Humanität gebildeten Mannes ſtrömt die nie verſiegbare Quelle der Wahrheit, Weisheit und Macht. Nur in der In — Eins — Bildung beyder Geſchlechter, verſchmolzen durch Tugend und Wahrheit, iſt der ſelige Genuß des Göttlichen von Angeſicht zu Angeſicht.

Als mich, in den Saal tretend, die guten Damen, die hier verſammelt waren, erblickten, riefen ſie, wie durch einen Einen Geiſt, der ſich durch Eine Stimme offenbarte, belebt, entgegen: „Es lebe Hermann, der edelſte Jüngling!“ Eine von den Damen näherte ſich dann mir, und überreichte mir ein Meiſterſtück von Stickerey, worauf die Geſchichte, die zu dieſem Feſt Anlaß gab, dargeſtellt iſt. Was am meiſten Bewunderung erregen muß, iſt mein Portrait, das ſich auf dieſer Stickerey befindet, bis zum Sprechen getroffen, wie alle behaupten, die mich kennen. Ich hätte nie geglaubt, daß Nadel und Seide den Pinſel und die geſchmeidige Farbe erſetzen könnten. Bey der Ueberreichung dieſes Meiſterſtücks ſagte die Dame: „In meiner Perſon überreicht dir, menſchenfreundlicher Jüngling, die ganze Geſellſchaft der hier verſammelten Damen, und das ganze Geſchlecht überhaupt, das durch Handlungen der Menſchenliebe ſo leicht entzückt wird, dieſes kleine Geſchenk zum Unterpfand ihrer ewigen Achtung und Liebe.“ Meine Antwort war: „Es wird immer mein höchſtes Beſtreben ſeyn, mich des Beyfalls des ſchönen Geſchlechts würdig zu machen, in der feſten Ue-

herzeugung, daß ich nur inſofern auf das Wohlwollen guter Damen Anſpruch machen kann, als ich mich als Menſchenfreund erweiſe." Es war eine äußerſt ſchöne, artige und geiſtvolle Dame, die mir dieſes, ewig ſchätzbare Kunſtſtück der Stickerey, überreichte. Wie eine Göttin ſtand ſie da, mit hochſchlagendem Buſen, dem Verkünder des Enthuſiasmus für das Schöne und Gute, der auf dem Altare ihres Herzens loderte. Ihr Blick war wie der Blick der Sonne, in dem Momente, als ſie in dem heiterſten Frühlingsmorgen hinter einer erhabenen Bergſpitze hervorſpringt, und Huld, Freude, Leben und Segen den Sterblichen, und allen Geſchöpfen verkündet, und zugleich mit einem Freudenhymnus der ganzen Natur empfangen wird. Kaum hatte ſie und ich ausgeſprochen, als der Muſikchor in eine entzückende Melodie ausbrach. Nun nahmen die Damen auf den zahlreichen Stühlen, womit der Saal beſetzt war, Platz. Mir ward von Herrn Hofrath Weiſe eine Art von Thron angewieſen. Er ſelbſt beſtieg eine Kanzel, und las eine vortreffliche Rede über die Würde des Menſchen vor. Ich glaubte nun ganz gewiß, daß die Dame, die mir jenes Meiſterſtück von Stickerey überreicht hatte, mich auch mit dem gewöhnlichen Blumenkranz krönen würde. Ich wurde in dieſer Erwartung noch mehr beſtärkt, als ich das Kunſtſtück genauer betrachtete, und das Portrait derſelben Dame darauf fand. Sie iſt nämlich auf dieſer Stickmahlerey vorgeſtellt, mir, als ich eben den Geretteten ans Ufer brin-

ge, entgegen kommend, einen herrlichen Blumenkranz in den aufgehobenen Händen tragend, und mich damit zu krönen bereit. Sie saß mir gerade gegenüber, und war die erste unter der Reihe der Damen. Ich warf von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf dieses göttliche Mädchen, und wurde immer mehr durch sie entzückt. Ja wohl, dachte ich, hat mein guter Lehrer und Freund eine gute Wahl getroffen. Kein Mädchen hätte mir den Verlust meiner geliebten Adelheid, die wegen Hindernisse ihres Vaters heute nicht gegenwärtig seyn kann, so vollkommen ersetzen können, als dieses. Sie ist in der That ganz so, wie Adelheid.

Nun gieng die Rede des Herrn Weise zu Ende. Er zeigte bloß noch, wie ich meine lebendige Ueberzeugung von der Würde des Menschen durch die schönste That selbst bewiesen, durch die That nämlich, daß ich einen armen Mann mit Lebensgefahr aus den Fluthen gerettet hätte. „Dieser edle junge Mann, schloß er, hat sich der Ehre auf eine vorzügliche Art würdig gemacht, die unser Institut dem zuerkennt, der mit Gefahr seines eigenen Lebens fremdes Leben rettet, und dadurch zeigt, daß seine Individualität nur in Allheit des Menschengeschlechts lebt; er verdient daher durch die Hand einer Dame, die in diesem Akte das ganze schöne Geschlecht, dessen Hauptcharakter Menschenliebe ist, repräsentirt, als Menschenfreund öffentlich gekrönt zu werden. Ich fodere daher die Dame, die auf mein Bitten so gefällig war, sich zu diesem Akt zu entschließen, feyerlich auf, hervorzutretten, und Herrn Hermann

die Blumenkrone aufzusetzen.“ Nun war meine Aufmerksamkeit auf das höchste gespannt. Ich hatte ganz gewiß erwartet, daß die Dame, die mir das Kunststück von Stickerey überreicht hatte, mir auch den zugedachten Blumenkranz auf das Haupt setzen würde. Aber sie rührte sich nicht. Es drängte sich mir in demselben Augenblick, als Herr Weise ausgesprochen hatte, und jenes göttliche Mädchen, das ich schon bereits in meine Adelheid metamorphosirt hatte, ganz ruhig sitzen blieb, eine äußerst unangenehme Empfindung — der Ausdruck der getäuschten Erwartung — hervor. Nun bin ich zweymal getäuscht, dachte ich; einmal in Rücksicht auf Adelheid, die nicht kommen konnte, und dann in Rücksicht auf dieses Mädchen, das ganz ihr Ebenbild ist. Nun mag auch eine Göttin vom Himmel kommen, so kann sie mir wegen dieser doppelten Täuschung keine Befriedigung, keinen Ersatz geben. Ich merkte, daß sich ganz im Hintergrund der Damengesellschaft ein Mädchen hervordrängte. Aber verdrüßlich, wie ich war, hielt ichs nicht der Mühe werth, das ankommende Mädchen ins Auge zu fassen; ich war entschlossen, mich ganz passiv bey der Krönung zu verhalten, die durch eine Hand vollzogen werden sollte, die mich unter diesen Umständen nicht mehr reitzen konnte. Mit niedergeschlagenen Augen erwartete ich das Mädchen. Sie kam mir endlich zunächst, ohne daß ich sie anblickte, (es bemächtigte sich meiner in diesem Augenblicke ganz meine ehemalige Mönchsfitte, und Ungezogenheit gegen das schöne Geschlecht), und setzte mir den Blumenkranz auf,

ſprechend: „Edler Jüngling! du haſt dich als Menſchenfreund bewieſen. Nimm von meiner Hand dieſen Kranz zur Belohnung der edlen That, und laß dich dadurch ermuntern, bey jeder Gelegenheit und für immer Menſchenfreund zu ſeyn.“ Ha! es iſt die Stimme deiner Adelheid, erſcholl es in meinem Innerſten, als das mir, wie ich glaubte, ganz unbekannte Mädchen kaum zu ſprechen angefangen hatte. Plötzlich, wie aus einem Schlummer erweckt, ſchlug ich meine Augen auf. Und — ſie wars, meine Adelheid — ſie wars. Unfähig, ein Wort ſprechen zu können, mich ſelbſt und die ganze Geſellſchaft vergeſſend, ſtürzte ich in die offenen Arme Adelheids, umarmte, und küßte ſie ſo herzlich, als wenn wir allein, oder nur unter den Augen ihres guten Vaters wären. Die ganze Geſellſchaft, die meinen unmittelbar vorhergehenden Verdruß, und meine Gleichgültigkeit gegen das ſich mir nähernde Mädchen mußte bemerkt haben, durch dieſen äußerſt raſchen Uebergang zu dem höchſten Enthuſiasmus der Liebe ganz entzückt, beklatſchte dieſe Scene auf das lebhafteſte. „Es lebe dieſes edle Paar, Hermann und Adelheid (viele nämlich aus der Geſellſchaft kannten dieſes göttliche Mädchen)! Nichts in der Welt ſoll ſie von einander trennen,“ erſcholl es im Saale. Durch dieſen Zuruf noch mehr begeiſtert fiel ich aufs neue in die ausgeſtreckte Arme dieſer, wie vom Himmel herabgeſtiegenen Göttin. Der Muſikchor begleitete die Stimmung von Begeiſterung, die in dem ganzen Saale herrſchte. Als es wieder ſtille geworden war, ſagte Adelheid in ei-

nem meine ganze Seele durchdringenden Tone: „Du haſt dich, guter Hermann, durch die ſchöne That, wodurch du einem armen Menſchen das Leben, einer bedrängten Gattin ihren Mann, und verlaſſenen Kindern ihren Vater wieder gegeben haſt, mit der ganzen Menſchheit vermählt. Es iſt billig, daß du auch öffentlich das Zeichen dieſer Vermählung trägſt." Sie reichte mir hierauf einen goldenen, mit Brillanten beſetzten, und mit ihrem Portrait geſchmückten Ring dar, und ſteckte mir denſelben ſelbſt an den Finger. „Ich weiß, ſagte ſie ferner, daß du Adelheid, deren Bildniß an dieſem Ring iſt, liebſt. Der Anblick dieſes Bildniſſes ſoll dich ſtets ermuntern, die geſammte Menſchheit zu lieben, und deine menſchenfreundliche Geſinnung durch lauter Thaten, die derſelben entſprechen, auszudrücken." In demſelben Augenblicke näherte ſich mir Herr Weiſe, und gab mir einen andern ähnlichen Ring mit meinem Portrait, ſprechend: „Ihr guter Genius wird Ihnen ſelbſt ſagen, was ſie mit dieſem Ringe anzufangen haben." Ich verſtund dieſen Wink ſogleich, und ſteckte den Ring Adelheid an den Finger, ſprechend: „Nichts wird mich mehr ermuntern, Menſchenfreund zu ſeyn, als wenn ich in dieſem Momente aus dem Munde Adelheids vernehmen werde, daß ſie ewig mein ſeyn wolle, und daß der Ring, der nach ihrer Erklärung das Zeichen meiner innigſten Verbindung mit der geſammten Menſchheit ſeyn ſoll, zugleich das Unterpfand ihrer ewigen Liebe gegen mich und der künftigen wirklichen Vermählung zwiſchen uns ſey. Der Ring wenig-

ſtens, den ich dir, theuerſte Adelheid, ſo eben an den Finger geſteckt habe, ſoll von meiner Seite keinen andern Sinn haben, als dieſen. Du haſt mich ſo eben als Menſchenfreund gekrönt; dieſer Krone wirſt du erſt dadurch die Krone aufſetzen, daß du mir deine Hand zuſagſt. In meinem ganzen Leben wird kein Moment mehr eintreten, da dieſe Zuſage für mich ſo entzückend ſeyn möchte, als eben jetzt. Ich bin ewig dein, Hermann; hier haſt du vor dieſer ganzen anſehnlichen Geſellſchaft meine Hand," war ihre Antwort. Ich küßte dieſe theure Hand mit einer Empfindung, für die ich vergebens Worte ſuche. Thränen der Freude träufelten auf dieſelbe. Wir umarmten uns aufs neue, und küßten uns, wie vielleicht nur die Seligen ſich küſſen. Nun ertönte erſt das Jubelgeſchrey der Geſellſchaft mit dem Ausbruch des Enthuſiasmus. „Es lebe Hermann und Adelheid," rief alles im Saale aus. „Es lebe Hermann und Adelheid," tönte es in allen Gängen des Hauſes, und außer dem Hauſe auf dem Freyen, wo die Studenten der Stadt ſammt einer unzähligen Menge Volkes verſammelt waren, nach. In demſelben Momente, als dieſer Freudenzuruf und Glückwunſch von allen Seiten erſcholl, ließ ſich auch der feyerliche Donner der Kanonen hören. Der erſte Bürgermeiſter der Stadt hatte nämlich den Herrn Kommandanten derſelben gebeten, zur Verherrlichung dieſes Feſtes einige Kanonen herzugeben; welches derſelbe gern verwilligte. Der Herr Kommandant war ſelbſt gegenwärtig; er war mit ſeiner Gemahlin und

Tochter ſchon im Saale, als der Zug des Inſtituts ankam. Ich bemerkte, daß derſelbe bey dieſem Freudengeſchrey ans Fenſter trat, und (vermuthlich den Artilleriſten) ein Zeichen gab, nach welchem ſogleich die Kanonenſchüſſe erfolgten. —

Wie mir da zu Muthe war, kann ich Ihnen, th. Fr., unmöglich beſchreiben. Ich hatte in dieſem Moment das höchſte Glück, deſſen ich fähig bin, und das in der feyerlichen Erklärung Adelheids beſteht, daß ſie ewig mein ſeyn wolle, erreicht, auf eine ſo überraſchende, unerwartete Art überreicht. Alle Umſtände waren wie durch die gütige Natur ſo harmoniſch veranſtaltet, daß das Gefühl dieſes Glückes bis auf den höchſten Grad geſtimmt wurde. Alles traf von ungefähr, und doch ſo zweckmäßig zuſammen, als wenn es durch einen eben ſo ſinnreichen, als menſchenfreundlichen Verſtand entworfen geweſen wäre. Adelheid dachte an nichts weniger, als daß in dem Augenblicke, als ſie mir den Blumenkranz aufſetzen würde, das Verlöbniß zwiſchen ihr und mir vor ſich gehen ſollte. Den Ring, den ſie mir gab, hatte Herr Weiſe machen laſſen, und ihr gegeben. Er reiſte nämlich vier Wochen vor dieſem Feſte ſelbſt nach Lichtheim zu dem Paſtor Ehrenmann, um ihn zu bereden, mit ſeiner Tochter bey dieſem Feſte zu erſcheinen. Und um es dem vortrefflichen Paſtor möglich zu machen, verſprach er, das Feſt ſo lange zu verſchieben, bis alle die Hinderniſſe, die ihn jetzt feſſelten, beyſeitigt wären. Herr Ehrenmann verſprach endlich, mit ſeiner Tochter zu kom-

mer. Herr Weiſe hatte als Begleiter denſelben Porträtmahler bey ſich, der auch von mir einen Abriß genommen hatte. Er bat daher Adelheid, dem Künſtler zu erlauben, daß er ſie abbilden dürfte. Sie wollte anfangs nicht. Als aber Herr Weiſe ihr die Verſicherung gab, daß dieſe Abbildung keinen andern Zweck habe, als mir ein Vergnügen zu machen, willigte ſie gerne ein. Herr Weiſe wußte, daß wir uns innigſt liebten, und daß Adelheids Vater dieſe Liebe im höchſten Grade billigte, ſo hatte er den geheimen Plan gemacht, in ſeinem Hauſe bloß unter den Augen des Vaters der Adelheid, und ſeiner eignen Gattin ein förmliches Verlöbniß zwiſchen uns zu Stande zu bringen. Als er mir Frühe Morgens vor dem Auszug in das Haus des Inſtituts den für mich beſtimmten Ring, auf welchem mein Porträt, umfaßt mit Brillanten iſt, zeigte, ſagte er mir, er würde mir denſelben heute Abends nach der Zurückkunft in ſein Haus geben, und zugleich ſagen, zu welchem Gebrauch und Zweck er beſtimmt ſey. Seine Abſicht war nämlich, wie er ſelbſt nachher verſicherte, noch denſelben Abend nach der Zurückkehr in ſein Haus das Verlöbniß zwiſchen Adelheid und mir zu Stande zu bringen. Er hatte ſchon bereits die Einwilligung dazu von dem guten Vater meiner Adelheid. Aber er geſtand ſelbſt, daß er durch den raſchen Uebergang von Verdruß und Gleichgültigkeit, die ich ſichtbar zeigte, als Adelheid auf mich zuzieng, zu dem höchſten Enthuſiasmus der Freude, als ich an dem ſcheinbar unbekannten Mädchen

Adelheid entdeckte, und durch den sogleich erschallenden Zuruf der ganzen Versammlung: „Es lebe dieses edle Paar Hermann und Adelheid! Nichts in der Welt soll sie von einander trennen!" so hingerissen worden, daß er sich in dem Momente, da mir Adelheid den Ring, als ein Zeichen meiner Vermählung mit der Menschheit an den Finger steckte, nicht habe enthalten können, mir den andern Ring mit dem bestimmten Wink zu geben, daß auch ich denselben Adelheid an den Finger stecken sollte, zum Unterpfand der künftigen Vermählung zwischen uns beyden. Wer hier etwas Unschickliches zu finden glaubt, der bedenke, daß die Umstände alle so zusammentrafen, daß theils die Unschicklichkeit wegfiel, theils jede bedächtliche Deliberation unmöglich wurde. Das Publikum gab seinen Wunsch, dieses Paar auf immer vereinigt zu sehen, mit den Zeichen des höchsten Enthusiasmus zu erkennen. Warum sollten wir vor einer so menschenfreundlichen Gesellschaft nicht laut bekennen, daß wir uns ewig einander lieben wollten? Es ist nichts Göttlicheres, als zwischen zwey harmonisch gestimmten Seelen das öffentlich ausgesprochene Gelübde der ewigen Liebe.

Nachdem wir uns öffentlich ewige Liebe geschworen hatten, trat Herr Pastor Ehrenmann hervor, näherte sich uns, und küßte mich, und seine Tochter, die glänzende Thräne der erhöhten Vaterfreude im Auge. „Ihr guten Kinder, sprach er, ihr habt mir heute eine Freude gemacht, die Himmel in meiner Seele ist. Es

iſt das ſchönſte Feſt, das ich je erlebte, das Feſt, Sie, theurer Hermann, ſo eben durch die Hand meiner Tochter als Menſchenfreund, und meine Tochter durch die Erklärung Ihrer ewigen Liebe gegen ſie als Ihre künftige Gattin gekrönt zu ſehen. Nun kann ich ruhig und getroſt ſterben, zu jedem Augenblicke, als es der gütigen Vorſehung gefallen wird, mich von der Schaubühne dieſes Lebens abzurufen, da ich meine Tochter in der Hand eines Jünglings weiß, den ich über alles zu ſchätzen Urſache habe. Ich erkenne Sie von nun an mit dem Hochgefühl der Vaterfreude als meinen Sohn. Gott ſegne euch, ihr guten Kinder." Ich wollte ſo eben ſprechen, und meinem guten Vater danken, als ſich eine andere Stimme erhob mit den Worten: „Gott ſegne Sie, edler junger Mann." Ich ſah mich ſogleich um, und es ſtand der arme Mann, den ich aus dem reißenden Strom gerettet habe, mit ſeiner Gattin, und ſeinen Kindern vor uns. „Sie haben mir das Leben gerettet, fuhr er fort. Ich kann Ihnen dieſe Wohlthat nicht vergelten; aber Gott wird ſie vergelten, ſo wahr als Gott lebt. Ja wohl, ſagte ſeine Gattin, zeitlich und ewig wird es Ihnen Gott vergelten, daß Sie dieſen armen Kindern ihren Vater und mir meinen guten Mann, Ernährer und Verſorger erhielten." Als ſie das geſprochen hatten, warfen ſie ſich ſammt ihren Kindern vor meine Füße, um mir ihre höchſte Dankbarkeit zu bezeigen. Betroffen durch dieſes ſprechende Merkmal der unverfälſchten Humanität in den Herzen dieſer gemeinen Menſchen, bat ich ſie mit Thränen auf-

zuſtehen, und hob ſie ſelbſt auf. Ich küßte die Eltern, und die Kinder, eins nach dem andern. Das kleinſte Kind, das ungefähr drey Jahre alt, und ein Mädchen iſt, war das einzige, das etwas ſprach, als ich es küßte, und theils durch die Worte, die es ſprach, theils durch ſein zärtliches Benehmen mich auf das innigſte rührte. Es ſagte zu mir: „Du guter Mann! haſt meinen Vater wieder lebendig gemacht! Gott vergelte dir.“ Es ſchlang dann ſeine Aermchen ſo feſt um meinen Hals, und küßte mich ſo herzlich und innig, als wenn es ſich nicht mehr von mir trennen wollte. Auch Adelheid küßte die ganze Familie. Als ſie das kleine Mädchen küſſen wollte, ſagte dieſes: „Nicht wahr? Du biſt dem guten Mann gut, der meinen Vater wieder lebendig gemacht hat?“ Herzlich gut, war Adelheids Antwort. Das Mädchen: „Auch ich dir gut.“ Die tiefſte Stille herrſchte in der ganzen Geſellſchaft, ſo aufbrauſend vorher die Freude war. Die innigſte Rührung, die nur in ſich ſelbſt zurückgehet, und ſich im Mittelpunkt des Geiſtes konzentrirt, hatte ſich aller Zuſchauer bemächtigt, und trat bey vielen nur durch ſtille Thränen, dieſe Perlen der humanſten Gefühle, hervor.

Bey dieſer Stimmung der Zuſchauer will ich für jetzt meinen Brief ſchließen. Es ſchlägt ſo eben zwölf Uhr zu Nacht. Ich bin heute theils durch Studiren, theils durch häufige Beſuche der Patienten, wovon einige mich ſelbſt aufs Land riefen, ſo ermüdet worden, daß ich mich vor Schlaf nicht mehr halten kann. Nächſ-

ſtens will ich mit neu belebtem Geiſte Ihnen die fer-neren Auftritte erzählen, die an dieſem mir ewig merk-würdigen Tage, an welchem mein Krönungsfeſt ge-feyert wurde, vorfielen. Sie werden ohne Zweifel in dieſem Momente ſchon in dem Schooſe der ſanften Nachtruhe ſchlummern, dem ich ſo eben zueile. Ohne Zweifel werde ich von den Vorfällen dieſes Tages, die, da ich ſie Ihnen erzählte, mich aufs neue rührten, und von meiner geliebten Adelheid, die eine der Haupt-rollen dabey ſpielte, träumen.

Vierzehnter Brief.

Nichts beseliget mehr, als Handlungen der Menschenliebe. Kein Bewußtsein ist himmlischer, als das von demselben begleitet ist. Auch erwirbt uns nichts sicherer die Achtung und das Wohlwollen gutgesinnter Menschen, als ein menschenfreundlicher Charakter, der sich durch Thaten ausspricht. Das habe ich vorzüglich bey dem Feste erfahren, dessen fernere Darstellung ich Ihnen schuldig bin. Auch Adelheid hat mir gestanden, daß vorzüglich die edle Handlung, wodurch ich mit eigener Lebensgefahr einem armen Manne das Leben gerettet, sie bewogen hätte, dem Antrag des Herrn Hofrath Weise, den er ihr, als er unlängst ihren Vater zu Lichtheim besucht, gemacht hätte, Gehör zu geben, dem Antrag nämlich, sich nächstens in seinem Hause in ein förmliches Eheverlöbniß mit mir einzulassen. Bey ihrem Vater hätte dieselbe Handlung ebenfals eine so gute Wirkung gehabt, daß er dem Herrn Hofrath Weise sogleich bey der Bitte um seine Einwilligung die Versicherung gegeben, daß er nichts sehnlicher wünsche, als eine unauflösliche Verbindung seiner Tochter mit mir. Also ward mir Adelheid, als Preis dieser Handlung zu Theile. Sie mögen selbst beurtheilen th. Fr., was das

für ein Preis ist. Mir ist er wenigstens so wichtig, daß ich die ganze Welt mit allen ihren Herrlichkeiten um denselben nicht eintauschen möchte. Adelheid ist mir alles in allem. Selbst der himmlichste Himmel würde mir zur Hölle werden, wenn ich Adelheid nicht in demselben fände: so wie ich in Gesellschaft mit Adelheid jeder Hölle trotzen und sie in einen Himmel umzuschaffen wissen werde. Doch was ists nöthig, das einem Manne zu sagen, der selbst in dem seligsten Genusse der Liebe lebt? Ich will Ihnen lieber die Erzählungen von den Vorfällen jenes Tages fortsetzen.

Ich ließ in meinem letzten Briefe die ganze Gesellschaft, die zur Verherrlichung des für mich bestimmten Ehrentages zusammen gekommen war, in der tiefsten Rührung, die in absolute Ruhe übergeht, zurück. Es war unter den Zuschauern kein Laut zu hören, keine Bewegung zu bemerken. Nur glänzende Thränen geleiteten still von den Wangen, ohne daß es die Begeisterten selbst merkten. Es war das eine Stille gleich der Stille, die, nach dem Zeugniß der heiligen Bücher, bisweilen in dem Himmel statt hat, zur Zeit, da die Entzückung der Seligen ihr Maximum erreicht. Es ist das keine Ruhe aus Mangel an Kraft, sondern aus unendlicher Fülle von Kraft; eine Ruhe, mit der höchsten Thätigkeit des Geistes identisch. Selige Ruhe, du vollkommenes Bild des Göttlichen, das ein Abgrund der Ruhe in absoluter Thätigkeit, und der unbeschränkten Thätigkeit in absoluter Ruhe ist! Du Ziel, nach welchem alles Ringen und Streben, und Sehnen des Menschen gehet! Du Urquelle des

Bewußtseyns ohne bestimmtes Bewußtseyn, nach welcher alle Ströme des Bewußtseyns zurückrauschen, und, nur sich selbst hörbar, nicht mehr gehört werden. Nur in dir ist der göttliche Genuß von absoluter Harmonie, Wahrheit und Schönheit. Nur in dir ist das Paradies, wo die Würde der Menschheit nie gefährdet wird, wo die Seligen nicht zurückfallen können in die Abgründe der Nichtswürdigkeit und des Verderbens, die auf dem Gebiete der Reflexion und des klügelnden Verstandes sich von allen Seiten eröffnen, und den Menschen, der nicht von Zeit zu Zeit in deinem Heiligthum zum göttlichen Seyn wiedergebohren wird, und so neu gebohren in die wirkliche Welt der Geschäftigkeit zurückkehrt, zu verschlingen drohen. Von dir gieng, so lange Menschen sind, jede gute Gesinnung, jede schöne, edle, über die Menschheit Segen verbreitende Thätigkeit aus. Aus deinem Gebiete ist selbst die Möglichkeit des Irrthums, oder einer Gesinnung und Handlung, die des Menschen unwürdig ist, verbannt. Hier ist der Mensch, in unmittelbarer Gemeinschaft stehend mit dem absoluten Göttlichen, und in allen seinen Gesinnungen und Handlungen durch dasselbe inspirirt, der wahre Sohn Gottes und der ewige Priester desselben. Hier herrschet absolutes, nie zu trübendes Licht, das unversiegbar aus sich selbst strömend, und in der Fülle der absoluten Ruhe absolut thätig alles erleuchtet, belebt und erquickt, statt daß der räsonnirende Verstand auch auf der höchsten Stufe nichts als ein verführerisches Irrwischlicht ist, stets schwingend die Mordfakel des Irrthums, Aberglaubens

und einer verfolgungssüchtigen Aufklärerey, die um so verderblicher ist, jemehr sie wähnt, in dem Reiche, wo nichts als ewige Nacht herrscht, auf der Jagd nach entzündeten Dünsten, die sich aus faulem Schlamme entwickeln, die absolute Sonne ergriffen zu haben. Hier herrschet die Freyheit, die mit absoluter Nothwendigkeit schlechthin identisch, sich an sich selbst bindet, durch diese absolute Selbstsklaverey zur absoluten Herrschaft und Gotteswürde erhebt, und auf solche Art das Göttliche auf das vollkommenste repräsentirt, das nur als absolute Identität der Freyheit und Nothwendigkeit — der Ausdruck der absoluten Vernunft, wodurch alles ist, was ist — gedacht werden kann. Hier ist der Mensch sich selbst vollkommen Einheit und Totalität, so wie ihm die ganze Menschheit, und die ganze Natur nichts, als Einheit und Totalität ist, statt daß der Mensch auf dem Gebiete des klügelnden Verstandes (der sich von der absoluten Vernunftform getrennt hat,) auch wenn er die höchste Stufe desselben erreicht hat, nur Halbmensch, Zweyheit und Widerspruch ist. Hier herrscht der Friede, den die ganze Welt, und das unendliche Gebiet des bloß reflektirenden, nicht in die Vernunftanschauung versenkten Verstandes nicht geben kann, Friede in Rücksicht auf alles, was ist, verbunden mit dem Hochgefühl absoluter Selbstständigkeit, und Kraftäußerung. Hier ist die Geburtsstätte und Heimat des Dichters, Künstlers und Philosophen. In diesen Ocean der absoluten Thätigkeit und Ruhe zugleich, der absolut intelligenten Selbstvergessenheit, und be-

wußtlosen Intelligenz stürzt sich jedes Genie, und gehet durch seine Schöpfungen wieder zum verherrlichten Leben hervor.

Ich habe nicht zu besorgen, th. Fr., daß Sie diese Ergießung meines Geistes, die durch jene heilige und feyerliche Stille der Gesellschaft, von der die Rede ist, veranlaßt wurde, als das Produkt einer schwärmerischen, von den Fesseln der Vernunft losgerissenen Phantasie halten werden. Selbst mit den Seligkeiten des höchsten Vernunftenthusiasmus vertraut, ist Ihnen das alles absolute Wahrheit, was geistlosen Menschen Thorheit und Ueberspannung ist. Ich komme nun auf den Gegenstand meiner Erzählung zurück. Der eigentliche Krönungsakt, der wider meine und Adelheids Vermuthung durch ein feyerliches Verlöbniß zwischen uns beyden selbst gekrönt wurde, — der Krönungsakt, vollzogen durch die theure Hand Adelheids, war nun vorüber.

Herr Weise lud die ganze Gesellschaft, die im Saale versammelt war, zu dem Mittagmahl, das in demselben Saale sollte gehalten werden, ein, auch die arme Familie, deren Haupt ich gerettet hatte. Herr Weise hatte die Kinder derselben aus der Kassa des Instituts von Fuß bis zum Kopfe ganz neu kleiden lassen. Diese guten Kinder, die vorher nur Lumpen bedeckten, sahen sich selbst als Selige an in ihrem neuen und niedlichen Gewande. Besonders war das kleine Mädchen ganz entzückt über die neuen Kleidungsstücke. Es besah sich nicht nur selbst immer, sondern foderte auch die Umstehenden auf,

seine schönen Schuhe, und übrigen schönen Sachen zu betrachten. — Herr Weise schlug jetzt der Gesellschaft einen Spaziergang in einen benachbarten Wald vor, der nicht bloß gegen die Sonnenhitze erquickende Kühlung spendete, sondern auch sehr schöne Parthien enthielt. Dieser Vorschlag wurde mit Vergnügen von der ganzen Gesellschaft aufgenommen. Jedes Mitglied wählte sich eine Dame; alles gieng Hand in Hand. Aber Niemand konnte sich seliger fühlen, als ich an der Hand Adelheids, und an der Seite ihres guten Vaters, der nicht Ausdrücke genug finden konnte, um die seligen Gefühle, die sein gutes Herz durchströmten, zu schildern. Alles war so froh, so freudentrunken, daß ich in meinem Leben keine Gesellschaft sah, die so wie durch Einen Geist des Frohsinnes, und der ungetrübten Heiterkeit belebt war, wie diese. Auch die Natur harmonirte mit dieser allgemeinen Gemüthsstimmung. Es war doch kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Das gestrige Gewitter hatte die Atmosphäre abgefrischet, und gefällige Zephyre mäßigten von Zeit zu Zeit die zunehmende Sonnenhitze. Es war gerade Erndezeit. Von allen Seiten her hörte man die Lieder froher Schnitter, mit Mädchenstimmen vermischt, ertönen. Der Gesang der Vögel war so lebhaft, so vollstimmig und mannigfaltig, als wenn sie im Frühjahre durch Brautlieder ihr Hochzeitfest feyern wollten. Alles verschönerte sich an der Hand Adelheids, und verwandelte sich durch den Gedanken; „Adelheid ist ewig dein," in ein Paradies um. O hätten Sie, th. Fr., hätten Sie doch bey dieser Gesellschaft

mit Ihrer liebenswürdigen Gattin gegenwärtig seyn können! Gewiß es würde für Sie der Wonnetag in seiner ganzen Fülle zurückgekehrt seyn, wo Ihnen Karolinchen die Hand reichte, und sprach: „Ich bin ewig dein." Aber ich hoffe, daß selbst meine Erzählung Sie in jenen seligen Augenblick zurück versetzen werde.

Der Herr Oberbürgermeister bot sich, als Anführer, an; er hatte seine besondere Absicht, wie Sie sogleich sehen werden. Er war es eigentlich, der, wie ich nachher erfuhr, dem Herrn Weise zuerst im Geheim den Vorschlag zu diesem Spaziergang machte, und ihn bat, denselben der Gesellschaft zu eröffnen. Wir folgten dem Herrn Oberbürgermeister, ohne daß wir eine andere Absicht, als die eines bloßen Spazierganges vermutheten. Er führte uns in einen mit allerley Bäumen dicht besetzten Wald durch einen Weg, auf dessen beyden Enden die hervorragenden, und über den Weg hin hängenden Aeste abgeschnitten waren, so daß man durch das wilde Gebüsche zwar kühlenden Schatten zu genießen, aber nicht die geringste Unbequemlichkeit zu besorgen hatte. Die ganze Gegend des Waldes, durch welche uns der Herr Oberbürgermeister führte, ist, wie er uns selbst sagte, sein Eigenthum, und er war so gefällig, einige Tage vorher den Weg, durch welchen er uns führen wollte, recht bequem und angenehm machen zu lassen. Endlich führte er uns auf einen Berg, von welchem aus man eine sehr weite, rings herum sich ziehende, und entzückende Aussicht genießt. Auch hier hatte er einen großen Theil des Gebüsches abhauen, und verschiedene Durchschnitte

nach den vier Weltgegenden machen lassen, so daß man bey jedem Durchschnitte durch eine neue Aussicht überrascht wird. Endlich bat er uns, nachdem wir uns durch diese himmlischen Aussichten gelabt hatten, ihm weiter zu folgen. Er führte uns in ein sehr geräumiges Thal, rings herum mit Wald umgeben, und zu einer Wiese angelegt. Erst vor einigen Tagen hatte der menschenfreundliche Mann die ganze Wiese abmähen, und das Gras ernden lassen, so daß man recht bequem auf derselben spazieren gehen konnte. Alles sprang Arm in Arm Freudenvoll in diesen neuen Lustort. Aber wie wurden wir überrascht, als wir uns in der Mitte der Wiese befanden! Eine sehr schöne, und sinnrich angelegte Kaskade sprang auf einmal wie aus dem Todtenreich hervor, und hüpfte durch hundert Veränderungen von allen Seiten her mit einer Art des freyesten Lebensenthusiasmus in die Lüfte. Der Herr Oberbürgermeister hatte zwar dieses Werk schon im Frühjahre angelegt; als er aber erfuhr, daß das Fest der Rettung des armen Menschen, den ich aus den Fluthen gezogen hatte, gefeyert werden sollte, so bat er selbst den Herrn Hofrath Weise, das Fest so lange zu verschieben, bis er mit einer gewissen Arbeit fertig seyn würde, wodurch er das Fest zu erhöhen gedächte. Er sagte aber Herrn Weise durchaus nichts Bestimmtes von jenem Werke. Wir standen alle in höchster Ueberraschung da; aber noch mehr wurden wir überrascht als von allen Seiten Mädchen, auf das niedlichste gekleidet, wie Göttinnen aus dem Gebüsche hervorsprangen, sehr zier-

lich gearbeitete, und von Bändern flatternde Körbchen am Arm. Ein Freudenlied, das auf dieses Fest besonders verfaßt, und in Musik gesetzt war, singend, flogen sie auf uns zu. Sie schloßen um mich herum einen halben Kreis, und sangen, indeß sie zugleich ihre Körbchen, gefüllt von den schönsten Früchten aller Art, öffneten, folgende Strophe.

Bis zum Himmel hob sich das Gerüchte
Hermann! deiner edlen That.
Nimm aus unsrer Hand die süßen Früchte
Dir bestimmt vom Götterrath.
Fasse, Hermann, neuen Muth!
Alle Götter sind dir gut.

Dankvoll nahm ich einige von den Früchten. Nachdem diese Grazien des Waldes meiner Adelheid ihre Körbchen präsentirt hatten, vertheilten sie sich unter die ganze Gesellschaft, und boten ihren süßen Vorrath an. Sobald die Körbchen leer waren, sprangen sie wieder in das Gebüsche zurück, wo ihre Niederlage war, und holten neuen Vorrath. Nachdem sich alles durch diesen Genuß der Früchte hinreichend gelabt hatte, machte Herr Oberbürgermeister den Vorschlag zum Tanze auf der abgemähten Wiese. Unsere Musikanten, die von Ferne auf der Anhöhe von Zeit zu Zeit Musik machten, wurden herbey gerufen. Nun fieng ein Tanz von mehr, denn hundert Paaren an. Sie vertheilten sich in verschiedene Reihen. Ich tanzte mit Adelheid größtentheils. Nie war für mich ein Tanz entzückender; nie sah ich in einer Tanzgesellschaft die Göttin der Freude so allge-

mein, so gleichförmig alles in Begeisterung setzend. Selbst der Chor der Vögel, geweckt durch die schöne Musik, und von allen Seiten herbeygelockt, stimmte in die allgemeine Freude mit ein, und jauchzte aus tausend Kehlen sein Entzücken. Die Mädchen, die aus dem Gebüsche hervorspringend, uns durch ihr Freudenlied, und die schönsten Früchte aller Art überrascht hatten, tanzten auch. Es waren ihrer bis 20 an der Zahl, groß und klein. Sie waren die Töchter des Oberbürgermeisters, und der Senatoren, die zwar Herr Weise zu dem Krönungsfest einladen ließ, aber nicht erschienen, um das schöne Schauspiel im Walde produciren zu können, und uns auf die angenehmste Art zu überraschen. Was diesen Tanz im Freyen äußerst erquickend und angenehm machte, war die Kühlung, die uns der Wasserfall von allen Seiten her zuströmte. Auch das Gemurmel des in verschiedenen Formen herabstürzenden Wassers trug sehr viel zur Vergrößerung des Vergnügens bey. Wir tanzten bis zwölf Uhr, und traten alsdenn unter dem beständigen Wechsel der schönsten Musikstücke, die auf dem Wege producirt wurden, unsere Rückreise an. Als wir dem Hause des Instituts nahe waren, empfieng uns der Donner der Kanonen, und der Freudenzuruf des versammelten Volkes, und des größten Theils der Studenten der hiesigen Akademie, wovon uns viele auf dem Spaziergang begleitet hatten. Als wir in den großen Saal kamen, war der Tisch schon gedeckt. Nicht bloß in dem großen Saale war der ganze Raum zum Speisen benützt, sondern auch in den

daran ſtoßenden Nebenzimmern, und in den langen Gängen des Hauſes. Dieſes große Gaſtmahl würde zu koſtſpielig geweſen ſeyn, als daß es die Kaſſa des Inſtituts hätte ertragen können, wenn nicht der Herr Oberbürgermeiſter, die Senatoren, und viele von den angeſehenſten Bürgern ſehr reichlich dazu beygetragen hätten. Der Herr Oberbürgermeiſter hatte in Verbindung mit Herrn Weiſe in Rückſicht auf die Bedienung eine ſo vortreffliche Ordnung veranſtaltet, daß von allen Speiſen, die aufgetragen wurden, jeder Gaſt ſo viel genießen konnte, als ihm beliebte. Ich ſaß neben Adelheid, und ihrem Vater in der Mitte. Noch nie war ich bey einem Gaſtmahle ſo froh; noch nie ſchmeckten mir die Speiſen ſo gut: ſie waren heute durch die Liebe gewürzet. Das vertraute Geſpräch mit Adelheid und ihrem Vater, der Anblick ſo vieler fröhlichen Menſchen, die nur Ein Geiſt zu beſeelen ſchien, die Geiſt- und Herzerhebende Muſik, der Donner der Kanonen, der ſich von Zeit zu Zeit hören ließ, der Genuß des köſtlichſten Weines, das laute Vivatrufen bey dem Anſtoß der Gläſer, Adelheid und mir gebracht — das alles erhöhete die ſelige Gemüthsſtimmung, in welche ich ohnehin ſchon verſetzt war. Es wurden bis 20 eigentliche Speiſen aufgetragen, ſämmtlich ſehr ausgeſucht, und vortrefflich zubereitet. Zuletzt kamen alle Arten von Konfektur, und Obſt. Es wurde beſchloſſen, von den übriggebliebenen Speiſen, die ſich länger hielten, einen großen Theil dem armen Manne, deſſen Leben ich gerettet hatte, und der, wie ich ſchon

erinnert habe, mit seiner ganzen Familie mit speiste, zu schenken, damit er sich zu Hause sammt seiner Familie in Ruhe damit erquicken könnte; den ganzen Ueberrest aber an Hausarme, besonders Kranke, die einer stärkenden Labung bedürfen, aber sich dieselbe nicht anschaffen konnten, austheilen zu lassen. Da Herr Weise die meisten damaligen Patienten der Stadt von der ärmeren Klasse kannte (denn der edle Mann diente unentgeldlich den Armen eben so eifrig und gefällig, als den Reichen, die noch so gut bezahlten), so wurde für jeden ein gewisser Vorrath von Speisen bestimmt, die in größtem Ueberflusse, aus eben dieser Absicht, herbeygeschafft waren.

Was mich aber, so wie auch die ganze Gesellschaft, aufs neue entzückte, war ein äußerst menschenfreundliches Projekt, das der Herr Bürgermeister gemacht hatte, gegen das Ende des Tisches vortrug, und das sogleich durch die ganze Gesellschaft realisirt wurde. Der Herr Bürgermeister zog nämlich einen schriftlichen Aufsatz aus der Tasche, worin er darauf antrug, den Geretteten sammt seiner ganzen Familie glücklich zu machen. Er sagte darin, daß derselbe, seinem Metier nach ein Tuchmacher, zwar einer der ordentlichsten und fleißigsten Bürger wäre, aber doch immer mit seiner Familie darben müßte, ohne daß es ihm unter den Umständen, in welchen er sich befände, gelingen könnte, sich zu einigem Wohlstande zu erheben. Die Ursache davon wäre, daß er aus Geldmangel sich keinen Vorrath von Wolle anschaffen könnte, und daher größten Theils für andere Meister zu arbeiten gezwungen wäre, die seine Dienste auf eine

recht jüdiſche Art mißbrauchten. Würde dieſer Mann nur mit einer Summe von hundert Thalern unterſtützt, ſo wäre er verſichert, daß er ſich wegen ſeines Fleißes, ſeiner Geſchicklichkeit, und ſeiner ordentlichen, mäßigen Lebensart in kurzer Zeit zu einem ziemlichen Wohlſtande erſchwingen, und ſogar in mehreren Jahren ein reicher Mann werden würde. Er ließ nun dieſen Aufſatz erſt in der ganzen Geſellſchaft herumgehen, damit jeder, von den Umſtänden dieſes Mannes unterrichtet, überlegen könnte, was er geben wollte. Der arme Mann ſpeiſte mit ſeiner Familie in einem andern Zimmer. Die meiſten Gäſte ſtimmten vor der Mahlzeit darauf, daß derſelbe mit ſeiner Familie an dem Haupttiſche mit eſſen ſollte. Aber der Herr Bürgermeiſter wendete dagegen ein, daß er in Abſicht auf dieſen Mann ein Projekt gemacht hätte, deſſen Ausführung mit jener an ſich ſehr humanen Beſtimmung nicht wohl verträglich wäre. Denn der arme Mann ſollte durch das Geſchenk überraſcht werden, und daher gar nichts von dem Projekte deſſelben wiſſen. Daher bat auch der Herr Bürgermeiſter den Bedienten, der den Aufſatz unter allen Gäſten herum trug, zu verhüten, daß der arme Mann nichts davon erführe. Als das Papier in der ganzen Geſellſchaft cirkulirt war, und das Projekt mit dem lebhafteſten Beyfall aufgenommen wurde, wurde es dem Herrn Bürgermeiſter wieder zurückgegeben. Er ließ dann einen großen ſilbernen Kredenzteller herbey bringen, und legte für ſeine Perſon zwölf Laubthaler darauf. Die Reihe kam nun an mich. Ich hatte nicht mehr, als einen

Louisd'or bey mir; ich gab ihn hin. Herr Pastor Ehrenmann gab für sich und seine Tochter zwey Louisd'or her. Herr Weise ebenfalls zwey Louisd'or. Auf die Geschenke der übrigen gab ich nicht Acht. Als die Kollekte vollendet war, zählte der Herr Bürgermeister das Geld, und waren netto 600 Lio. theils in Silber theils in Gold, und ein Dukaten. Herr Bürgermeister zog nun zwey Beutel hervor, wovon der eine leer, aber ganz neu, und mit Gold gestickt, der andere aber ziemlich angefüllt von Louisd'ors war. Er sagte, er wollte das Silbergeld sämmtlich in Gold verwechseln. Er thats, und füllte dann den neuen Beutel mit dem Golde, für den armen Mann bestimmt, an. Als dieses geschehen war, gab er den Vorschlag, vom Tische aufzustehen. Sogleich nach dem aufgehobenen Tische ließ Herr Bürgermeister den armen Mann mit seiner ganzen Familie herbey rufen. Herr Bürgermeister sagte zu ihm: „Dieser junge edle Mann (indem er auf mich deutete) hat euch lieber Mitbürger, das Leben gerettet. Aber die ganze Gesellschaft dieser Menschenfreunde wünschte euch in der Folge recht glücklich zu sehen. Ich stellte derselben vor, daß Ihr ein geschickter, fleißiger, und ordentlicher Mann wäret; daß ihr aber aus Mangel am Gelde, und unfähig, hinreichende Vorräthe an Wolle anzuschaffen, euer Handwerk nicht zu eurem Vortheil benützen könntet. Dadurch wurden diese Menschenfreunde bewogen, eine Summe Geldes für Euch zusammen zu schießen, die hinreichend ist, den Grund zu eurem künftigem Wohlstande zu legen, wenn Ihr anders der fleißi-

ge, und ordentliche Mann, wie ihr bisher waret, bleibend, von dem Geschenke einen Gebrauch machet, der der Absicht der großmüthigen Geber entspricht. Hier dieser Beutel (indem er denselben dem Armen überreicht) enthält das Geschenk dieser Menschenfreunde, das sie euch zugedacht haben. Eröffnet denselben. Der Mann sank vor lauter Freude, und unfähig, ein Wort zu sprechen, auf die Seite. Als er sich erholt hatte, machte er mit zitternder Hand den Beutel auf. Als er die vielen Goldstücke sah, rief er mit gegen den Himmel erhobenen Händen aus: Gott, du hast mir durch einen edlen jungen Mann das Leben wieder gegeben; und nun giebst du mir durch die wohlthätige Hand dieser Menschenfreunde hier ein glückliches Leben — mir und meiner ganzen Familie. Du bist unerschöpflich reich an Wiedervergeltung! Gieb ihnen alles, was ich ihnen zu geben von ganzem Herzen wünsche, aber nicht geben kann. Das Einzige, was in meinem Vermögen stehet, ist das redliche Bestreben, durch Fleiß und Ordnung diese grosse Wohlthat nach der Absicht der Wohlthäter zu benützen. Und dieses Streben werde ich, das gelobe ich dir heilig, durch alle meine Handlungen ausdrücken. Ich werde unermüdet in dem Greise der Wirksamkeit, den du mir angewiesen hast, arbeiten; und du wirst meine Arbeit zur Freude dieser Menschenfreunde, die sich als deine würdigen Kinder bewiesen, und ihre Seligkeit in der Beglückung der Dürftigen finden, segnen. Die Gattin des Armen konnte vor lauter Ueberraschung kein Wort sprechen; sie stund, wie bewußtlos, da. Die

Kinder ſahen mit neugierigen Augen auf die ſchönen Goldſtücke hin. Das dreyjährige Mädchen zeichnete ſich auch hier aus. Nachdem es das Geld und den ſchönen Beutel mit großen Augen angeblickt hatte, gieng es zum Herrn Bürgermeiſter, umfaßte ſeine Kniee, und ſprach: „Du guter Mann, haſt dem Vater ſchöne Thaler gegeben! Und der Beutel — auch dem Vater?" Als der Herr Bürgermeiſter dieſe naive Frage mit Ja beantwortete, gab das Mädchen ſeinen größten, koſtbarſten Schatz, den es in den Händen hatte, nämlich eine ſehr ſchöne Nelke, die ihm Adelheid gegeben hatte, dem Menſchenfreunde, ſprechend: „Da haſt du eine ſchöne Blume dafür."

Nun ſchien auch die Gattin zu ſich ſelbſt zu kommen. Sie dankte in gebrochenen Worten. Deſto beredtſamer waren ihre Thränen, die wie ein Frühlingsſegen aus ihren Augen ſtürzten. Ihr Mann wand ſich nun an Herrn Bürgermeiſter, und ſprach: „Eine einzige Bitte hätte ich noch an Sie, edler Menſchenfreund, und Vater meiner ganzen Familie! Das viele Geld wäre in meiner ſehr baufälligen, und nicht gut mit Thüren verſehenen Wohnung nicht gut verwahrt. Nichtswürdige Menſchen, wenn ſie von meinem Reichthum Nachricht erhielten, möchten Jagd darauf machen. Auch könnte mich der Anblick einer ſo großen Summe, die ich noch nie zugleich in Händen hatte, zur Unregelmäßigkeit, und zum Wohlleben reizen. Denn ich bin Menſch, und kann bey allen meinen guten Vorſätzen leicht auf Abwege gerathen: Wollten Sie daher nicht die Güte haben, das

Geld in Verwahrſchaft zu nehmen? So oft ich zur Anſchaffung der zu meinem Metier nothwendigen Materialien etwas brauche, werde ich mir die Freyheit nehmen, zu Ihnen zu kommen, und Sie um die Summe, die ich gerade für einen ſolchen Fall brauche, bitten. Ich werde Ihnen dann von Zeit zu Zeit Rechnung ablegen, und beweiſen, was ich damit gewonnen habe." — Bravo! Bravo! rief die ganze Geſellſchaft. Der gute Mann zeigt, daß er keiner Wohlthat unwürdig ſey. „Ich werde morgen gleich, fuhr der brave Mann fort, Anſtalt treffen, einen ziemlichen Vorrath von Wolle einzukaufen. Ich kenne in der Gegend einige reiche Gutsbeſitzer und anſehnliche Pächter, die große Niederlagen von Wolle haben." Herzlich gern, ſagte der Herr Bürgermeiſter, will ich das Geld in Verwahrung nehmen, und euch immer ſo viel geben, als Ihr zu euern Bedürfniſſen brauchet. Ich erkenne mit Vergnügen in dieſer guten Geſinnung, die Ihr ſo eben geäußert habt, euren aufrichtigen Eifer, das zu werden, was dieſe edle Geſellſchaft wünſcht — ein glücklicher Mann. Ich will euch noch einen Vorſchlag thun. Ich habe ſo eben einen kleinen, aber für euren jetzigen Geſchäftgang hinreichenden Vorrath von Wolle, den ich zu verkaufen gedenke. Wenn Ihr zu mir Zutrauen habt, und euch bey mir einen vortheilhaften Kauf verſprecht, ſo ſteht euch die Wolle zu Dienſten. Kommt alſo morgen zu mir; wir werden ſchon Handels Eins werden. Auch der Herr Stadtkommandant, und einige Senatoren trugen ihm ihre Wollenvorräthe an um einen Preis, der ein Drit-

theil weniger betrug, als der eben gangbare. Aber, ſetzte der Herr Stadtkommandant dazu, wir müſſen auch dafür ſorgen, daß der gute Mann ſogleich auf einen beſtimmten Abſatz rechnen kann, und nicht vergeblich arbeitet. Das unter mir ſtehende Militär wird nächſtens neu montirt werden. Ich beſtelle daher ſogleich das dazu nöthige Tuch bey ihm. Iſt dieſe Probe gut ausgefallen, ſo werde ich ihn auch bey den Chefs anderer Regimenter empfehlen, und dafür ſorgen, daß bey ihm Beſtellung im Großen gemacht werden; und für mein Militär ſoll er immer die Arbeit haben. Der gute Mann durch dieſe neuen Wohlthaten, die ihm zugedacht waren, in die höchſte Verwunderung verſetzt, verſprach die Arbeit ſo fleißig und gut zu machen, daß ſie gewiß den Beyfall des Herrn Stadtkommandanten ſeines hohen Gönners, haben ſollte. Nun machte der Herr Bürgermeiſter noch eine ſehr großmüthige Anerbietung für dieſen jetzt glücklichen Mann. Da ſein Haus, ſagte er, zu ſeinem jetzigen ausgebreiteten Wirkungskreis weder bequem, noch ſicher genug iſt, ſo will ich ihm mein ziemlich geräumiges, und gut verwahrtes Gartenhaus auf drey Jahre unentgeldlich zu beziehen geben. Er kann mittlerweilen ſein Haus vermiethen; und ich hoffe, daß er binnen drey Jahren ſich zu einem ſolchen Wohlſtand empor arbeiten wird, daß er ſich ein, zu ſeinem Gewerb taugliches Haus, kaufen kann. Nun ward der Plan dieſer Menſchenfreunde vollkommen vollendet. Der beglückte Mann konnte mit ſeiner Gattin nicht ſowohl durch Worte, als durch Gebährden ſeine innigſte Dankbarkeit

zu erkennen geben. Mit Thränen in den Augen, als den Zeugen seines tief gerührten Herzens, nahm er nun von der ganzen Gesellschaft Abschied, indem er sagte, er müsse sogleich Anstalt zu seinem nun so sehr erweiterten Wirkungskreise machen. Was noch heute geschehen könne, dürfte nicht bis morgen verschoben werden. Die ganze Gesellschaft, mit der geäußerten Gesinnung dieses Mannes äußerst zufrieden, entließ ihn mit tausend Segenswünschen für seine neue Laufbahn.

Auf allen Gesichtern war die hohe Selbstzufriedenheit zu lesen, welche das Bewußtseyn, einen Menschen beglückt zu haben, gewährt. Alle freuten sich schon zum voraus auf die glücklichen Fortschritte, die dieser Mann ganz gewiß auf seiner neuen Laufbahn machen würde. Alle erblickten an ihm bereits einen wohlhabenden, und gemeinnützigen Mann. Nachdem man sich eine Zeitlang durch dergleichen menschenfreundliche Gespräche erquickt hatte, gieng er wieder zum Tanze, der bis acht Uhr fortgesetzt wurde. Man genoß nun einige Erfrischungen, und es wurde Anstalt zum Rückzug in die Stadt gemacht. Denn es war ein Gesetz des Instituts, daß man nicht bis über neun Uhr in diesem Hause bleiben sollte. Herr Hofrath W e i s e hatte dieses Gesetz vorzüglich aus der Absicht gemacht, um den Pfaffen alle Veranlassung zu Vorwürfe, als wenn nächtlicher Weile unter jungen Leuten in diesem Hause Unfug getrieben würde, zu rauben. Und dennoch ließen sie nicht nach, dergleichen Lästerungen zu verbreiten. Allein es kehrte sich nun Niemand mehr an ihr infames Geschwätze. Selbst der

ſchlechteſte Pöbel fieng ſeit einiger Zeit an, in ihre Orakelſprüche, ihre heiligen Flüche, und in alles, was ſie ſagten und thaten ein Mißtrauen zu ſetzen. Herr Hofrath Weiſe wollte nun Wägen kommen laſſen, wodurch die Damen nach Hauſe gefahren werden könnten. Allein da es das heiterſte Wetter war, ſo verbat man ſich allgemein dieſe Bequemlichkeit. Es ſchloß ſich vielmehr alles Arm in Arm, und ſo gieng der Zug nach der Stadt. Als die Geſellſchaft aus dem Hauſe des Inſtituts gieng, wurden noch einmal die Kanonen abgefeuert. Die Muſikanten producirten denſelben ſchönen Marſch, den ſie frühe morgens producirt hatten. Und ſo erreichten wir unter dem Jubel des herbeyſtrömenden Volkes, und der Studenten die Stadt. Jeder begleitete die Dame, die er führte, bis an ihr Quartier. Herr Hofrath Weiſe, der Herr Paſtor Ehrenmann, Adelheid, und ich kamen nun ganz allein in des erſteren Hauſe an, wo wir uns in dem vertrauteren Zirkel der Freundſchaft nach Luſt erquicken konnten. Die Gattin des Herrn Hofraths Weiſe, die ſchon einige Stunden vorher nach Hauſe zurück gekehrt war, hatte ein frugales Abendeſſen zubereitet, das wir nun unter dem freundſchaftlichſten Geſpräche genoſſen. Nach dem Tiſche erneuerten wir, Adelheid und ich, unter den Augen unſerer vertrauteſten Freunde, die heilige Verbindung, die wir bereits öffentlich eingegangen hatten, und ſchwuren einander ewige Liebe. Es wurde darauf delliberirt, wann und wie die wirkliche Ehe geſchloſſen werden könnte. Alle ſahen ein, daß mein Vater die größten

Hinderniſſe in den Weg legen würde. Aber Niemand konnte davon lebendiger überzeugt ſeyn, als ich. Nach allem dem, was ich von dem Charakter, und den Abſichten meines Vaters wußte, konnte ich mir leicht vorſtellen, daß er auf keine, in Rückſicht auf ihn honnette, Art zur Einwilligung würde zu bewegen ſeyn. Herr Weiſe glaubte, daß ich gegen das Ende des nächſten Jahres mit Ehre promoviren, und dann gegen den darauf folgenden Frühling heirathen könnte. Da ich allgemein geliebt und geachtet wäre, ſo würde mirs an Patienten aus allen Ständen, die ſich mir anvertrauen würden, durchaus nicht fehlen. Und da er zuverläßig wüßte, daß wenigſtens binnen zwey Jahren eine Profeſſurſtelle in der mediciniſchen Fakultät der hieſigen Akademie leer werden würde, ſo könnte er die Verſicherung geben, daß ich durch ſeine Vermittelung dieſe Stelle erhalten ſollte. Wenn daher auch mein Vater aus Verdruß über dieſe Verbindung mir alle Unterſtützung entzöge, ſo würde ich doch in jeder Rückſicht hinreichend gedeckt ſeyn. Das läßt ſich alles gut hören, ſagte Herr Paſtor Ehrenmann; auch ich zweifle keinesweges, daß der geſchickte, und gute Hermann, auch ohne alle väterliche Unterſtützung, eine Frau wird ernähren, ja ſogar ſeine Rolle mit Ehre ſpielen können. Was mich anlangt, werde ich gewiß alles thun, was in meinen Kräften ſtehet, damit dieſes Paar nicht gleich Anfangs einen Dornenweg zu betreten habe. Ich verſpreche 12000 Liv., als Mitgabe für meine Tochter. Dieſe

Summe ist hinreichend zur Begründung des Glückes meiner beyden geliebten Kinder. Zudem ist meine Tochter sehr haushälterisch, und weiß alles zu Rath zu halten. Auch giebt es keine weibliche Arbeit, die ihr fremd wäre; und sie macht alles gern selbst, was zum Hauswesen gehört. Sie liebt zwar weiblichen Schmuck, aber mit Bescheidenheit; sie ist nichts weniger, als eine Sklavin jeder thörigten Mode. Sie weiß mit sehr richtigem Geschmack unter den Modeartikeln das zu wählen, was sie schön kleidet, und was sie selbst aus ihrem schon vorhandenen Kleidervorrath verfertigen kann. Ich führe alles dieses nur an, um zu zeigen, daß dieses Paar keines großen Aufwandes wird bedürftig seyn. Also von allen diesen Seiten betrachtet, hat die Vollziehung der Ehe zwischen unsern guten Kindern gar keine Schwierigkeit. Aber die Einwilligung des Vaters ist mir von höchster Wichtigkeit. Wir müssen alles anwenden, diese zu erhalten, es geschehe mit gutem, oder erzwungenem Willen desselben. Was denken Sie, guter Hermann? Sollte Ihr Vater auf keine Art zu bewegen seyn, seine Einwilligung dazu zu geben? Eröffnen Sie mir mit der gewohnten Aufrichtigkeit Ihre Gedanken. Es ist besser, wir fassen jetzt die Hindernisse, die uns im Wege stehen, scharf und ohne alle Leidenschaft ins Auge, und betrachten sie, wie sie an sich sind, als daß wir dann daran stoßen, und uns große Wehen, die vielleicht nicht mehr zu heilen sind, verursachen.

Es ist, aufrichtig gesprochen, ein einziger Weg übrig, die Einwilligung meines Vaters zu erhalten, war meine Antwort. Und dieser ist — die feyerliche Verzichtleistung auf den Theil der väterlichen Erbschaft, der mir nach seinem Tode zufallen möchte. Das Hauptsteckenpferd, das mein Vater reitet, und durch welches er mich gern ins Kloster bringen möchte, ist — sein erst unlängst erhaltenes Adelsdiplom durch meinen Bruder möglichst geltend zu machen. Sein Vermögen beträgt zwar für jetzt, gering angeschlagen, bis sechs Millionen Livres. Aber er glaubt doch, daß wenn dieses Vermögen unter seinen drey Kindern vertheilt würde, seine Nachkommen keine bedeutende Rolle spielen könnten. Daher soll mein älterer Bruder alles haben. Mit dem Kloster, für welches er mich bestimmt hat, will er sich durch eine bestimmte Summe, die er einmal für allemal giebt, abfinden. Ich weiß sogar zuverläßig, daß er mit dem Prälaten von Pfaffenhausen wegen dieser Sache schon in Unterhandlungen stehet. Wenn ich nun gänzlich Verzicht leiste nicht bloß auf alle väterliche Unterstützung, so lange mein Vater lebt, sondern auch auf jeden Anspruch in Ansehung der mir zufallenden Erbschaft nach seinem Tode, so bin ich versichert, daß er mit Vergnügen in meine Verbindung mit Adelheid einwilligen werde. Denn er geizt mit ganzer Seele auf jeden Vortheil, den er erhaschen kann, um sein Vermögen täglich zu vermehren. Die Triebfeder dieses Geizes ist bloß sein thörigter Adelstolz. Es ist daher nichts gewisser, als daß er selbst das Opfer,

das er dem Götzen des Mönchthumes entrichten muß, um meiner los zu werden, mit höchstem Widerwillen darbringt; also auch nichts gewisser, als daß, wenn er von Ferne ein Mittel erblickt, wodurch er auch von diesem Opfer befreyt werden, und doch seine Absicht erreichen kann, er mit beyden Händen, und ganzer Seele darnach haschen wird.

Aber, guter Hermann, fuhr mir Herr Pastor Ehrenmann in die Rede, einige Millionen wirft man nicht um eines Mädchens willen weg. — Und ich, antwortete ich hastig, wäre fähig, die ganze Welt, wenn ich sie besäße, wie eine Handvoll Staub wegzuwerfen, wenn ich Adelheid unter keiner andern Bedingung besitzen könnte, als unter dieser. Hier sprang Adelheid mit offenen Armen auf mich zu, und schloß mich fest an ihren hochschlagenden Busen, sprechend: „O mein Hermann! ich bin ewig dein. Ich bedarf nichts, als meines Hermanns." Und ich nichts, als meiner Adelheid, war meine Antwort. Nichts in der Welt soll uns trennen. Unsere Thränen vermischten sich bey dem Kusse der feurigsten Liebe. Unsere Zeugen stunden stumm da; nur Thränen, die auch ihren Augen entquollen, sprachen ihre Empfindungen aus. — Doch will ich einen Versuch machen, fuhr ich nach einigen Pausen fort, ob mein Vater auf eine andere Art zu gewinnen sey. Ich will ihm nächstens schreiben, und ihm meine mit Adelheid eingegangene Verbindung aufrichtig eröffnen. Ich werde alles anwenden, sein Vaterherz zu rühren. Auch bitte ich

Herrn Hofrath Weiſe, und den Herrn Paſtor, meinen beſſeren Vater, zu gleicher Zeit an ihn zu ſchreiben, und ihm wegen dieſer Sache die nöthigen Vorſtellungen zu thun. Herzlich gern, ſagte Herr Hofrath Weiſe. Ich werde auch die ſtattlichſten Zeugniſſe von Seiten der Akademie, des Stadtraths, und der ganzen Bürgerſchaft mit beylegen. Ich werde ihm ſagen, daß das ganze hieſige Publikum, wie durch Gottes Stimme belebt, dieſe Verbindung öffentlich und ſehnlichſt gewünſcht habe; daß alle guten Menſchen dieſes Paar, als durch Gott verbunden, bereits anſehen, u. ſ. w. Ich hoffe, er wird ſich bewegen laſſen. Er müßte Barbar, nicht ein gebildeter Mann, nicht Ihr Vater ſeyn.

Und ich zweifle ſehr, war meine Antwort, ob ihn dieſes alles, und was immer in dieſer Hinſicht ausgedacht, und angewendet werden mag, auch nur im Geringſten rühren werde. Ich war ſelbſt Zeuge ſeines mehr, als barbariſchen Herzens bey der Profeſſion meiner Schweſter. Es thut mir leid, daß ich ſo von meinem Vater ſprechen muß. Aber es muß uns allen daran gelegen ſeyn, ihn zu nehmen, wie er iſt, und uns mit keinen leeren Hoffnungen zu täuſchen. Doch, wie geſagt, iſt es billig, daß man die Probe mache. Gelingt ſie wider all mein Vermuthen, deſto beſſer; gelingt ſie nicht, ſo werde ich ihn auf die nächſten Michaelisferien ſelbſt beſuchen, und ſchriftlich Verzicht leiſten auf alles, was er ſein nennt. Ich werde ihm dadurch die größte Freude machen; und er wird nicht das geringſte Bedenken tragen, mir auch ſchriftlich ſeine

Einwilligung zur ehelichen Verbindung mit Adelheid zu geben. Es liegt mir gar nichts an seinem Geld und Gut; aber es liegt mir alles an Adelheids Besitz. Mag nun mein Bruder ein noch so gnädiger Herr werden; mich belebt kein anderer Ehrgeiz, als in Verbindung mit Adelheid Mensch zu seyn, und in einem immer höheren Grad Mensch zu werden. Mein Adelsdiplom ist, das von ihr ausgesprochene Wort: „Hermann ich bin ewig dein." Mein Rittergut ist ihr Herz. Mein Universum ihre theure Person. Das ist meine unveränderliche Gesinnung. Ich küßte sie aufs neue, und sagte ihr, daß dieser Kuß das Unterpfand dieser unveränderlichen Gesinnung seyn solle. Gott, und alle guten Menschen sollen meine Zeugen seyn, rief ich dabey aus.

Unsere Zuschauer waren innigst gerührt, und billigten alle meine Vorschläge und geäußerten Gesinnungen. — „Nun so segne euch Gott, ihr guten Kinder, Gott, der euch offenbar verbunden hat, sagte Herr Pastor. Und was Gott verbunden hat, wird kein Mensch trennen können, und wenn ihm auch alle Kräfte der Natur zu Gebot stehen sollten. Ich bin wegen eines glücklichen Ausganges der Sache ganz beruhigt. Meine Ruhe wird nicht erschüttert werden, und wenn sich auch noch so fürchterliche Gewitterwolken aufthürmen sollten. Gott wird an euch, ihr guten Kinder, die Wahrheit bewähren, daß denen, die das Gute wahrhaft lieben, alles zu ihrem Besten ausschlägt. Auch Herr Weise bezeugte in jedem Falle einen zuversichtlichen Muth.

Durch dergleichen Gespräche wurde unvermerkt die zwölfte Stunde herbeygeführt. Es war schicklich, daß ich mich trennte, um meinen theuern Freunden, und meiner geliebten Adelheid, die an dem künftigen Morgen mit ihrem Vater wieder abreisen wollte, die nöthige Ruhe nicht zu entziehen. Ich nahm daher Abschied, und gieng in mein Quartier zurück.

Nun werde ich auch von Ihnen, th. Fr. auf eine Zeitlang Abschied nehmen. Sie werden selbst es billig finden, daß ich die wenige Zeit, die mir vom Studiren, und dem Besuchen der Patienten zum Briefschreiben übrig bleibt, meiner geliebten Adelheid widme. Ich werde jedoch nicht ermangeln, Ihnen bey wichtigen Vorfällen die Nachricht zu geben, die ich Ihnen als Freund schuldig bin.

Freude wandelt, wie ein Engel
Durch den weiten Erdensprengel.
Acht und Bann
Jedem Mann,
Dessen Herz die Holde
Nimmer lieb gewann!
Bey der Höll' im Solde
Spinnt er Unheil an.

Gar mancher hegt den Dünkel,
Daß Frau Philosophey
In seinem Bücherwinkel
Allein zu Hause sey.

Stolz ſpäht er durch die Scheiben,
Was andre Menſchen treiben,
Und ſetzt ſich hin zu ſchreiben,
Ihr Thun ſey Narrethey.

Laßt den Pedanten brummen!
Er ſey von uns verlacht!
So wie der Filz, der Summen
Mit Drachenblick bewacht.
Einmüthiglich erklären
Wir alle finſt're Bären,
Die Weltluſt in ſich nähren
Hiermit in Bann und Acht.

Kein ſolcher überſchreite
Das heilige Gebiet,
Wo man nur Biederleute
Geſellig wandern ſieht.
Ein Kerker iſt die Erde
Für den, der ſich nie freut.
Zum Paradieſe werde
Sie uns durch Fröhlichkeit!

Müſſen Thränen wir vergießen,
Trifft uns aller Menſchen Loos:
Laß ſie mild und kindlich fließen,
O Natur in deinen Schoos!

Unſerm Geiſt und Herzen quille
Licht und Liebe, Kraft und Ruh'
Aus der reinen Lebensfülle
Hoher Erdenſchönheit zu.

Tief beseelt vom großen Triebe,
Gut, wie die Natur, zu seyn,
Wollen wir der reinsten Liebe
Unsre besten Kräfte weihn.

Ewig Halleluja ihm zu singen,
Ihm, den nie ein Hymnus würdig preist:
Bloß nach diesem Ziele sollt' ich ringen?
Darum höbe sich auf Adlerschwingen
Himmelan mein freygebohrner Geist?

Laß mich, Gott, der liebe Himmel finden!
Jenen, den der Priester Wahn verspricht.
Menschen, die der Menschheit sich entwinden,
Ewig sich zum Fluch des Weibs verbinden:
Diesen Höllenhimmel mag ich nicht.

Fünfzehnter Brief.

(An Adelheid.)

Sie ſind nun meinen Umarmungen auf einige Zeit entriſſen, meine Einzige! Aber Ihr Wort, daß Sie ewig mein ſeyn wollen, umſchwebt, und begleitet mich unzertrennlich, und ertönet immer in meinem Innerſten. Vergebens würde ich Worte ſuchen, um das Beſeligende auszudrücken, das in dem Gedanken liegt: „Adelheid iſt mein.“ Wäre ich auch Beherrſcher der ganzen Erde, und könnte ich ſagen: „Die ganze Erde iſt mein:“ ſo würde ſich vielleicht eine wilde Empfindung des Stolzes in mir regen, aber lange nicht jenes himmliſche Entzücken, welches meine ganze Seele ausfüllt, wenn ich an Adelheid das Wörtchen mein anknüpfe. O meine Adelheid! Sie ſind mir alles, was meine kühnſten Wünſche, auf den Flügeln der ſchöpferiſchen Phantaſie getragen, erzielen können. Sie ſind mein Univerſum, und mein Paradies mitten auf dieſer Pilgerreiſe; ich ſuche Sie, ſo oft mirs gefällt, in meinem Herzen, und finde Sie da mit unausſprechlichem Vergnügen; finde überaus wahr, was jener göttliche Mann aus Nazareth ſagte: „Das Himmelreich iſt in Euch; es kommt nicht von außen.“ Nur ein gutes, tugendhaftes Herz iſt ein-

pfänglich alles des Guten und Schönen, das in dem groſsen Schauplatz der ganzen Natur verbreitet iſt; nur dieſes empfindet die göttlichen Reize, die von allen Seiten her demſelben zuſtrömen, weil die Quelle derſelben urſprünglich in ihm ſelbſt rauſcht; nur ein ſolches Herz iſt der wahren Liebe fähig, und hat Raum genug für die unendliche Fülle von unverwelklichen, immer in höherer Schönheit ſich verjüngenden Blumen, die in dem Paradieſe der Liebe der Schmuck eines ewigen Frühlings ſind. Nur dieſes kann den Gegenſtand ſeiner Liebe in ſich ſelbſt, nicht auf flüchtige Augenblicke, ſondern für die Ewigkeit aufnehmen, wodurch es in ſich ſelbſt ein Paradies ſchaffet, wo keine argliſtige Schlange zum Genuſs einer verbotenen Frucht reizt; wo keine Blöſse beſchämt; kein Vorwurf des Gewiſſens ſchreckt; kein ſtrafender Gott donnert, ſondern nur der Gott des Friedens wandelt, und Freude und Seligkeit verbreitet. Ich ſuche Sie, Herzensmädchen, in mir auf, um Sie auſſer mir wieder zu finden. Wären Sie nicht in mir, ſo wären Sie für mich gar nicht, ich würde Sie daher nie auſser mir finden. Der Menſch trägt urſprünglich die ganze Welt in ſich ſelbſt; es wird ihm nur inſofern eine Auſsenwelt, als er ſie aus ſich herausträgt, und als Objekt vor ſich ſelbſt hinſtellt. Die wirklichen Dinge ſind endlich; nie würden ſie zum Bewuſstſeyn kommen, wenn der Menſch ſie nicht der Welt, die in ihm iſt, unendlich an Raum und Zeit, entgegenſetzte, und durch dieſen Gegenſatz als einzelne Dinge erkennte. Wer hat je den unendlichen Raum, die unendli-

liche Zeit empfunden? Und doch sind diese Ideen in dem Menschen. Sie kamen nicht von außen in denselben; sie sind ursprünglich in ihm. Nur unter der Bedingung, daß er die unendliche Welt ursprünglich für sein Bewußtseyn selbst schafft, kann er die wirkliche, endliche Welt in sich aufnehmen, und selbst unendlich machen. Denn er kann das einzelne Ding nur insofern denken, als er dasselbe über alle Gränzen der Endlichkeit hinausrückt, es ins Unendliche fort als produktiv denkt, und ihm den Charakter der Unsterblichkeit, und Göttlichkeit aufdrückt. Alles ist nur insofern etwas, als es Repräsentant des Göttlichen ist. Das Herz des Menschen, vorzüglich der Sitz und Tempel des Göttlichen, ist zugleich das Centrum des ganzen Universums, von welchem aus die Strahlen des Göttlichen nach allen Richtungen hin ausströhmen, so daß ihm alles, als Gegenstand des Bewußtseyns, Ausdruck der ewigen Liebe, die Gott ist, wird.

Der Mensch ist aber nicht Mensch als Mann, oder als Weib, insofern er nämlich in der ersten oder zweyten Form isolirt da stehet, sondern der Mann ist nur im eigentlichsten Sinne Mensch in der innigsten Verbindung mit dem Weibe, und umgekehrt. Der Mensch in der Totalität gedacht (und es giebt keine Einheit ohne Totalität), also der wahre Mensch ist Mann — Weib, und Weib — Mann. Da nun der Mensch der Repräsentant des Göttlichen in der höchsten Stufe, und das Centrum aller erscheinenden Göttlichkeit ist, so findet und umarmt der Mensch in der Liebe das ganze Universum, und

wird mit dem Göttlichen Eins. Nur seitdem ich dem ungöttlichen Wesen des Mönchsthums, das von Jugend auf für immer Besitz von meinem Herzen zu nehmen strebte, Abschied gegeben, und mein Innerstes der Liebe geweiht habe; seitdem ich Sie, meine Theuerste, kennen lernte, und aus Ihrem Munde vernahm, daß Sie ewig mein seyn wollten: stehet das Universum, als wahrer Tempel des Göttlichen, als unverwelkliches Paradies, in seiner ganzen Majestät und entzückenden Schönheit vor mir da. Ehemals war mein Herz so voll von einer pöbelhaften, nichtswürdigen Welt, wie die katholischen Kirchen, wenn vollkommener Ablaß zu gewinnen ist; nun ist diese ganze Welt hinausgejagt.. Kein hoher und niederer Pöbel wird mehr eingelassen. Es ist mir eine ganz neue Welt aufgegangen, die durchaus göttlich, und in Adelheid koncentrirt ist. Da ich Adelheid liebe, so liebe ich in ihr nicht das Individuum, das meinen Sinnen vorschwebt, sondern die absolute Totalität, und Göttlichkeit, wovon die sichtbare Welt in allen Individualitäten nur ein Widerschein ist, und die nur dem Auge der Vernunft sichtbar ist, dem Auge des Verstandes aber, der nur das Gegebene aufhascht, und als Realität erkennt, ewig unzugänglich bleibt. Mir ist nichts wahrhaft real, als Gott, und was in Gott, als dem innigsten Geist aller Geistigkeit und Körperlichkeit, erblickt wird.

O Adelheid! welch eine beseligende, himmlische Empfindung ist die Liebe mit reiner Religion, so wie sie aus der Vernunft strömt, vermählt! Nur dann

finden Liebende das Paradies, das einzig in der Liebe iſt, wenn Gott — die ewige Liebe — mitten unter ihnen iſt; wenn er der Geiſt ihres Geiſtes, im Glück die Quelle ihrer Freude, im Unglück ihr Troſt und Vertrauen, im Tode ſelbſt ihre Stärke, und die Sonne eines beſſeren Lebens, die von ferne in einer entzückenden Morgenröthe aufgeht, iſt. Ohne abſolute Ueberzeugung des Göttlichen, das ſelbſt die Seele der Erſcheinungswelt, als des körperlichen Seyns, iſt, folglich nicht außerhalb derſelben als ein iſolirtes Weſen geſucht werden darf (wer es anderwärts, als in der Erſcheinungswelt ſelbſt, ſucht, wird es nie finden; er wird vielmehr bey reiferem Nachdenken an der Realität deſſelben verzweifeln), — ohne dieſe unerſchütterliche Ueberzeugung, die ein abſolutes Wiſſen, und der Grund alles Wiſſens iſt, iſt gar keine Liebe; ſie iſt dann bloß thieriſcher Trieb, deſſen Befriedigung nur auf Augenblicke, und wenn es hoch kommt, auf dieſes ſpannenlange Leben berechnet iſt. Das Weib hört dann auf, für den Mann Menſch zu ſeyn; ſie wird ihm Sache, wie jede andere Sache, die in ſeinen Augen ſo lange einigen Werth hat, als ſie zu irgend etwas nützlich iſt; ohne Gott ſieht er ſeine Gattin, die nur als Spiegel des Göttlichen in der höchſten Stuffe, auf der ein Individuum der Erſcheinungswelt ſtehen kann, ſeine Gattin (mit ihm ſchlechthin Eins — Mann — Weib —) iſt, bloß als Werkzeug zur Stillung eines heftigen Naturtriebs an. Gefällt ihm dieſes Werkzeug nicht mehr, ſo wirft er's weg, und bedienet ſich eines andern, das er eben-

falls wieder nach Belieben wegwirft. So geht es immer fort, ohne daß seine Begierlichkeit je Ziel und Maaß kennt. Das beweiset die Lebensart aller ungöttlichen Menschen.

Aber in den Augen des Vernünftigen, der nur allein wahrhaft religiös ist (der Gott des Verstandes ist ein Götze, und bleibt es auch auf der höchsten Stuffe der Aufklärerey,) ist das Weib, wie er, Kind und Ebenbild Gottes in dem höchsten Sinne; das Weib ist, wie er, Mitglied eines überirdischen Reiches, bestimmt zur Aeußerung der höchsten Gotteswürde durch Wahrheit und Harmonie, in allen Gesinnungen und Handlungen ausgedrückt; bestimmt zu einem Leben jenseits des Grabes, das an sittlicher Vollkommenheit und Seligkeit unbegränzt ist. Die Gattin ist für ihn die unzertrennliche Gefährtin auf allen noch so verworrenen Pfaden dieses Lebens, dieser Pilgerreise zur Ewigkeit; sie ist für ihn der Schutzengel seiner Unschuld und Tugend; die schönste Zierde im Glücke; die Quelle der reinsten, humanesten und göttlichsten Freuden; der solideste Trost in jeder Trübsal; an ihren Busen schmieget er sich, wenn er gekränkt, verfolgt, und gedruckt wird; im Schoose seiner Herzensfreundin weint er seine Kummerthränen aus; legt seine geheimsten Klagen nieder, vergißt durch einen einzigen, durch Liebe entflammten Kuß sein Leiden, und schöpft neue Kraft, und erhöhten Muth. Dem Vernünftigen ist die Gattin in seinen Augen vollkommen gleich; nur mit ihr ist er selbst Einheit und Totalität. Sie hat daher im Punkt der Ehe gleiche Rechte und An-

ſprüche mit ihm; es ſteht alſo nicht in ſeiner Willkür, ihr ſeine Gunſtbezeugungen zu erweiſen, oder zu entziehen, und einer andern zuzuwenden; er verabſcheuet vielmehr dieſes als die größte Wegwerfung ſeiner ſelbſt, als die Verläugnung des Göttlichen, das nur ewige Liebe, und Wahrheit, unfähig jeder Disharmonie, jedes Wiederſpruches iſt.

Dem Vernünftigen iſt die Liebe der kräftigſte Sporn zur reinſten Moralität, durch welche alle Geſinnungen und Handlungen belebt werden. Die Liebe iſt nämlich unzertrennlich verbunden mit Freundſchaft, Freundſchaft mit Achtung, Achtung mit Tugend und Wahrheit. Der gute, vernünftige Gatte alſo wird ſich aus allen Kräften beſtreben, immer beſſer zu werden, und alles zu vermeiden, was Verachtung verdient, um ſich der Freundſchaft und Liebe ſeiner Gattin immer würdiger zu machen. Eben das wird eine gute Gattin thun. Und ſo wird unter Liebenden der edelſte Wettſtreit entſtehen; ſo wird die Liebe die Mutter der Tugend, und durch dieſe der wahren Glückſeligkeit. Die Liebe vereinigt alles, was den Menſchen veredeln und beglücken kann, ſie legt dem Menſchen, der von Natur aus egoiſtiſch geſinnt iſt, einen ſüßen Zwang an, aus ſich ſelbſt herauszutretten, ſich an die große Menſchenfamilie, die unter den ſegnenden Augen des Allheiligen, und Allgütigen lebt, anzuſchließen, für ſie zu wirken, an dem großen Plane der Verſehung mitzuarbeiten, ſich, ſo zu ſagen, auszuſtrömen für die Menſchheit, um in den Ocean der Vernunftweſen einzufließen, und ſo die ganze Würde, Menſch

zu ſeyn; im Hochgefühl der Gottähnlichkeit zu behaupten. Hier legt der Mann ſeine natürliche Härte, und trotzige Wildheit ab; ſeine furchtbare Körpers- und Geiſteskraft verſchmilzt mit dem ſanften und liebenswürdigen Charakter der Weiblichkeit, der Achtung und Liebe zugleich einflößt, und zum Entzücken hinreißt. Die Zärtlichkeit des Weibes, mit Mannskraft vermählt, und zu einem Ganzen verbunden, erhebt ſich zum Charakter einer weiblichen Gottheit, aus deren Auge Majeſtät und Güte ſtrahlt, und das ganze Herz des Mannes feſſelt. Gleich einem Weinſtocke breitet die gute Gattin ihre ſchlanken, fruchtbaren Aeſte aus, und umſchlingend die männliche Kraft, trotzt ſie, wie die ſtärkſte Eiche, den heftigſten Stürmen. Ganz, und auf das innigſte hängt ſie ihrem Manne an, und verliert ſich ſelbſt, um ſich nur in ihm wieder zu finden. Der gute Gatte opfert ſich mit Großmuth für ſeine theuere Herzenshälfte auf, und wird nur dann ſeines Lebens froh, wenn er ſich bewußt wird, daß er nur für ſie lebt. Es geſchieht hier ein wahrer Umtauſch der Perſönlichkeit, wodurch jeder egoiſtiſche Trieb erſtickt, und von Grund ausgerottet wird. So werden gerade die edelſten Seiten des menſchlichen Charakters durch die Liebe ausgebildet: die ſich hingebende, nur in dem Manne lebende, Liebe des Weibes; die alles für ſeine Geſellin aufopfernde Großmuth des Mannes; die Nothwendigkeit, ehrwürdig zu ſeyn, wenn man es auch nicht um ſein ſelbſt willen wollte, um des Gatten willen; die wahre

Freundschaft, die nur, auf der höchsten Stufe der Reinheit gedacht, in der durch wahre Liebe geschlossenen Ehe möglich ist, und hier nothwendig erfolgt; die Grazien der Humanität, die aus den reinen Vater- und Mutterempfindungen hervorgehen, die Liebenden in allen ihren Handlungen begleiten, und sie jedem Beobachter liebens- und ehrwürdig machen; endlich das Gediegene, Totale, Harmonische des Charakters, zu dem sich Liebende erheben, wodurch sich dieselben vor den übrigen Menschen, wie die edlen Metalle vor den unedlen, auszeichnen, und geltend machen. Wer die Liebe fliehet, bleibt ewig nur Halbmensch, mit sich selbst, und mit der ganzen Schöpfung im Widerspruch. Die Liebe ist daher die erste Pflicht der Menschheit; wer wahrhaft liebt, der umfaßt in der Liebe die Pflichten in absoluter Totalität. Liebe, und thu, was du willst, sagt ein alter Kirchenvater, dem bey seinen unzähligen finsteren Schwärmereyen oft ein sehr wahres Wort entschlüpfte.

Wie sehr freue ich mich, daß ich auf dem Wege bin, diese höchste Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, und sie wirklich schon zum Theil erfülle! Aber diese Freude würde nicht vollkommen seyn, wenn noch die bange Besorgniß eintreten könnte, ob auch die Gattin, die mir zu Theil werden soll, so beschaffen sey, daß ich durch sie die Zwecke dieser heiligen Verbindung zu erreichen gegründete Hoffnung habe. Diese Besorgniß kann bey mir nicht eintreten. Denn Adelheid liebt mich auf eine ganz der Vernunft entsprechende Art; sie

liebt mich auf das zärtlichſte und innigſte, ſo daß ſie nur in meiner unbegränzten Gegenliebe ihr höchſtes Glück findet. Dafür iſt mir ihr ganzer Charakter, den ich ſchon länger, als ein Jahr, kennen zu lernen Gelegenheit hatte, Bürge. Adelheid liebt mich. Nur mein Herz kann es faſſen, was in dieſem Gedanken liegt. O Adelheid! wie verwerflich müßte ich vor meinem eignen Gewiſſen, und vor allen guten Menſchen ſeyn, wenn ich gegen Ihre, ſich gänzlich an mich hingebende Liebe gleichgültig, wenn ich derſelben durch Treuloſigkeit ſpotten könnte; wenn ich dieſelbe nicht vielmehr durch eine alles aufopfernde Gegenliebe zu belohnen ſtrebte! Aber nein, fern iſt von mir, ewig fern eine ſo unwürdige Geſinnung. Auch ich liebe Sie, Theuerſte! ich liebe Sie einzig, und über alles, was mir die Welt bieten, oder entreißen kann. Nur im Bewußtſeyn dieſer unbegränzten Gegenliebe kann ich das Beſeligende fühlen, das in der Verſicherung Ihrer Liebe gegen mich liegt. Ihre Liebe erhält erſt für mich ihr Daſeyn durch das Bewußtſeyn, daß ich Sie liebe. Ich hätte ſonſt gar keinen Sinn und Begriff für die Ausdrücke derſelben. Es iſt auch meine Beſtimmung — das ſagt mir laut das innigſte Gefühl — zu lieben, meine ſeligſte Beſtimmung, Adelheid zu lieben, die ſich von keinem Ungefähr herſchreibt, ſondern von der Hand der ewigen Liebe kommt. Ja Gott iſt es, der es ſo fügte, daß ich die Bande der verabſcheuungswürdigſten, und unter der Maske der Heiligkeit verſteckten Unmenſchlichkeit, womit mich das Mönchs- und Pfaffenthum ſchon

gefangen hielt, zerriß, um mich in die heiligen und beseligenden Fesseln einer gränzenlosen Liebe gegen Adelheid zu werfen. Gesegnet, ewig gesegnet sey der Augenblick, da ich Adelheid das erstemal erblickte, und durch diesen Anblick den heiligen Geist empfing, der in mir die Flamme der Liebe anfachte, und in diesem göttlichen Lichte alle heilsame Wahrheit erkennen ließ; gesegnet der Augenblick, da Adelheid zu mir sagte: „Ich bin ewig dein!" Fluch, ewiger Fluch dem Mönchs- und Pfaffenthum, das, die Liebe fliehend, die Menschheit unter die Füße tritt, und mit tausend Furien umgeben, Gräuel auf Gräuel häufet! — Gott ist's, der Sie bald in meine offnen Arme führen wird. Aus seinen Händen werde ich Sie, Herzensmädchen, nehmen, und nie vergessen, daß ich Sie von daher erhalten habe; nie vergessen, was ich ihm, unserm gemeinschaftlichen Vater, der mir Adelheid schenkt, und was ich Adelheid, diesem Engel, von ihm mir zugesandt, schuldig bin. Am Altare, wo wir uns zum Zeichen der ewigen Verbindung einander die Hand geben werden, werde ich ihm die Gelübde auf das feyerlichste zum Opfer bringen, die meine Seele durchglühen. Da will ich dem Allvater sagen: Vater, ich lebe hinfüro nur für Adelheid; nie soll die heilige Flamme der Liebe gegen sie verlodern, die du selbst in meinem Herzen angezündet hast.

Endlich wird die Liebe durch die Religion gekrönt, insofern sie ihr Unsterblichkeit verheißt. Ja, Theuerste, nur durch die unerschütterliche Ueberzeugung von der

absoluten Realität der Idee des Göttlichen wird es möglich, daß die Liebe unsterblich ist, so wie der Geist, dessen edelster Funke sie ist; daß folglich das Band, das unter Liebenden geknüpft ist, durch den Tod nicht abgerissen, sondern nur fester für die ganze Ewigkeit geknüpft wird. O Adelheid! unsere Liebe ist unsterblich! Welch ein erhabener Gedanke ist das! Nichts, auch der Tod nicht — kann uns trennen. Welchen Antrieb muß uns das geben, so zu leben, wie es für Unsterbliche gebührt! Wie wird dadurch jede Anregung der Liebe, jeder Kuß, jede Umarmung veredelt, vergöttert! Für den thierischen Menschen ist alles eitel; für den geistigen ist alles unsterblich. Auch seine Freuden sind unsterblich, weil sie in Unschuld, im Bewußtseyn der Pflicht, und Gotteswürde genossen sind. Nur für den wahrhaft Liebenden giebt es nie verwelkende Blumen der Freuden. Ihr Andenken ist für sein Herz immer ein süßes Labsal; auch am Rande des Grabes verlieren sie ihre reizende Gestalt nicht, sondern blühen vielmehr in verjüngter Schönheit auf, und folgen dem Liebenden in die Gefilde der Seligen, um da, auf einen bessern Boden versetzt, sich zu veredeln, und, ohne je zu verwelken, für ihn in immer neuen Reizen, in immer wachsender Schönheit zu blühen.

Das ist, meine Theuerste, der Begriff, den ich von Liebe habe; der Begriff, den ich einst in der vollkommensten Verbindung mit Ihnen realisiren werde. Ich habe diese Gedanken in einem Liede, das ich Ihnen zugleich mit beylege, koncentrirt. — Gott, Adelheid,

und ich — wir wollen die Dreyeinigkeit bilden, von der die Theologen nur mit Unvernunft ſchwätzen; wir drey unzertrennlich Eins! — Adelheid, Gott mit Ihnen — wie liebenswürdig ſind Sie mir! Gott mit mir — mit welcher Selbſtzufriedenheit, mit welchem Gefühl von Würde ſtehe ich vor mir ſelbſt da! — O Adelheid! Gott mit Ihnen, und mit mir — das ſey unſer Looſungswort, die Quelle unſerer Seligkeit auf immer. Nur in der zeitlos ewigen Liebe, die Gott iſt, können wir uns in jedem Momente, und in einer Ewigkeit, die an dem unendlichen Faden der Zeit fortläuft, einander lieben! So eben wird es Nacht, die zum ſanften Schlummer gute Menſchen einladet. Gott mit Ihnen, Adelheid, Sie erquickend durch einen ſüßen Schlaf! Er führe für uns bald den Abend herbey, der für uns ewig heiterer Tag iſt!

Lied an das ſchöne Geſchlecht.

O Weib, des Schöpfers Meiſterſtück,
Du Spiegel ſeiner Vaterliebe,
Du hold Geſchöpf, voll ſanfter Triebe,
Gebildet ganz dem Mann zum Glück,
Dir ſey mein Lied geweiht!

Heil dir! auf dieſer Pilgerſchaft
Biſt du des jungen Mannes Sonne,
Erfüllſt mit tauſendfacher Wonne
Sein Herz; an dir reift ſeine Kraft
Und wird an Früchten reich.

Des rohen Jünglings Felsenherz
Wie schmilzt er hin von dir durchglühet!
Auf seinen Rosenwangen blühet
Nun Menschenlieb', und froher Scherz,
Von Grazien umschwebt.

Durch deine Zauberey entzückt
Schmeckt er die Freuden seiner Jugend:
Sein Herz wird offen jeder Tugend;
Er fühlt sich kraftvoll und beglückt,
Beglückt durch deine Hand.

Der große Schauplatz der Natur
Strömt Freud' ihm zu von allen Seiten
Und nie empfund'ne Seligkeiten;
Und jede Gegend, jede Flur
Wird ihm zum Paradies.

Geführet durch deine sanfte Hand,
Wallt er voll Muthes und gerade
Durch dieses Lebens dunkle Pfade,
Und über's Grab ins Vaterland,
Wo nie die Liebe stirbt.

Nur in der Gottheit Heiligthum
Rauscht stets der Silberbach der Freuden
Für Liebende; und Trauerweiden
Gestalten sich in Rosen um,
Von Zephyren bewegt.

So wie der Mond durch Wolken dringt,
Und in den Trauerflor der Haine
Mit seinem milden Silberscheine
Ruh', Heiterkeit und Wonne bringt,
Und Sicherheit gewährt:

So strahlt aus deinem Auge Licht
In sanftem Schein dem theuern Gatten;
Verscheuchend jeden Unglücksschatten,
Der sich auf seinem Wege bricht,
Vor dem der Halbmensch bebt.

Du machst ihm milde jeden Schmerz;
Du hilfst ihm seine Lasten tragen,
Erfrischest ihn nach schwülen Tagen,
Und träufelst Balsam in sein Herz,
Und Trost und Heiterkeit.

Wer kann beschreiben, was er fühlt,
Wenn er sein kleines Ich erblicket!
Gleich Seligen wird er entzücket,
Wenn er an deinem Busen spielt,
Und lächelnd Vater lallt.

O Weib, des Schöpfers Meisterstück!
Der Unmensch nur — der kann dich scheuen;
Nur der, den Satans Streiche freuen;
Nur der, dem Qual ist fremdes Glück —
Der Bösewicht und — Mönch.

Sechzehnter Brief.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Ihrem Herrn Vater, Theuerſte! der mir äußerſt angenehm iſt. Er ſchrieb mir, daß mich Adelheid von ganzer Seele liebe; daß dieſe Liebe keineswegs durch ſein, oder irgend eines Menſchen Zureden veranlaßt worden, ſondern, gegründet auf perſönliche Achtung gegen mich, ſich ſelbſt aus ſich ſelbſt, wie der Ewige, Göttliche erzeugt habe; daß ſich Adelheid noch nie ſo ſelig gefühlt habe, als ſeit unſerer feyerlichen Verbindung; daß er nun ſelbſt Adelheid um ſo zärtlicher und väterlicher liebe, weil ſie ihm einen Sohn zugeführt habe, auf den er ſtolz ſey.

Ich weiß, daß mich Adelheid liebt, von ganzer Seele liebt; die Beweiſe, die ſie mir davon bereits gegeben hat, ſind die unzweydeutigſten, und zuverläßigſten. Ich weiß ferner, daß mich unſer guter Vater liebt. Inſofern erfuhr ich alſo nichts Neues: aber es macht mir doch ein unausſprechliches Vergnügen, dieſe Verſicherungen aus ſeinem Munde zu hören. Ich kann Ihnen, meine innigſtgeliebte Adelheid, nicht genug beſchreiben, wie glücklich ich mich fühlte, wenn ich aufs neue höre, was ich ſchon weiß — daß mich Adelheid

liebt. Bey dieser Versicherung, die mir unser beßter Vater gab, wurde ich auf's neue zu einer ernstlichen Betrachtung getrieben, die ich schon oft angestellt habe, und nicht oft genug anstellen kann, um meinem Herzen ein Fest zu machen — zur Betrachtung nämlich, wie glücklich ich durch die vollkommene Verbindung mit Adelheid zu werden mit der möglichsten Gewißheit erwarten kann,

Nachdem ich die Vorurtheile des unmenschlichen Mönchs- und Pfaffenthumes abgeworfen, und mich entschlossen hatte, mein Herz der Liebe zu weihen, wodurch der Mensch einzig Mensch werden kann, kam ich in verschiedener Rücksicht in die ängstlichste Verlegenheit. Denn ich war theils durch wirkliche Erfahrungen, theils durch eigenes ernsthaftes Nachdenken, theils durch die Lektüre gründlicher Schriften auf die Ueberzeugung gekommen, die ich noch immer fest halte, daß, obgleich der Ehestand, an und für sich, die Quelle der reinsten, humanesten, und vollesten Glückseligkeit zu werden, durch die Natur selbst bestimmt ist, doch die allerwenigsten Ehen ganz glücklich; sondern daß vielmehr sehr viele in einem hohen Grade unglücklich, und die meisten bloß erträglich sind. Ich bringe hier die unverschuldeten Unglücksfälle gar nicht in Anschlag, sondern nur die, welche durch Thorheit und Selbstverschulden eines oder des andern Theiles, oder beyder zugleich unter den Ehegatten herbeygeführt, und unterhalten werden. Vielmehr rechne ich ein durch bloßen Zufall noch so unglückliches Paar unter die glücklichen Eheleute, als solche,

wenn beyde Theile Klugheit und Tugend genug beſitzen einander ihre Leiden zu mildern, und durch Theilnahme und zärtliche Liebe jede noch ſo drückende Laſt leicht zu machen. Ich nenne nur diejenige Ehen eigentlich unglücklich, wo man entweder durch Mangel an Klugheit, oder durch ein böſes Herz, ſelbſt den Grund zur Unzufriedenheit, und zur widerlichſten Disharmonie, die es unter Menſchen geben kann, legt, und einander das Leben vergällt, ſtatt es zu verſüßen. Und wie oft iſt dieß mehr oder weniger der Fall? Welch' eine zarte Pflanze iſt die Liebe! Wie leicht verwelkt ſie, ſelbſt wenn wir ſie noch ſo ſorgfältig zu pflegen wähnen! Der Grund davon iſt, weil die allerwenigſten Menſchen von ihrer feyerlichen, und unauflöslichen Verbindung die höchſt wichtige Kunſt gelernt, oder auch nur ernſtlich darüber nachgedacht haben, wie dieſe ſo liebliche, aber auch zugleich ſo zarte, und leicht verletzbare Pflanze zu behandeln ſey, wenn ſie die ſüßen Früchte zur vollen Reife bringen ſoll, die von ihr bey einer klugen und aufmerkſamen Behandlung zu erwarten ſind.

Wie viele folgen hier mehr einem blinden Inſtinkt, als den wohlüberlegten Regeln einer durch Vernunft und Erfahrung geleiteten Klugheit! Wie verkehrt iſt größten Theils die heutige Erziehung der Jugend, vorzüglich des ſchönen Geſchlechtes unter den Ständen, die ſich vor dem gemeinen Pöbel mehr oder weniger auszeichnen! Wie wird ſchon in der zarteſten Jugend alles darauf angelegt, den Charakter des beſten, weiblichen Geſchöpfes zu verderben, und wie wird in demſelben der

Grund zu allen den Untugenden gelegt, wodurch das eheliche Glück mehr oder weniger in Gefahr kommen, und untergraben werden muß! Eitelkeit, Stolz, Modesucht, Verzärtelung, Koquetterie, Vielwisserey, Abneigung zu häuslichen Geschäften, ja oft gänzliche Unwissenheit in denselben, unersättliche Begierde zu Zerstreuungen, zu kostspieligen, und geräuschvollen Lustbarkeiten, Verschwendungssucht in Rücksicht auf alle Artikel des weiblichen Luxus, und ein ungeheueres Heer von unerträglichen, weiblichen Launen — sind großentheils die Eigenschaften unserer heutigen Damen aus den höhern Ständen.

Dergleichen Betrachtungen, die ich öfters anstellte, und von denen ich wußte, daß sie nicht aus der Luft gegriffen wären, sondern in der wirklichen Erfahrung, die ich, besonders in Beziehung auf den in unsern Tagen herrschenden Charakter des schönen Geschlechtes, seit, der Zeit, als ich auf vernünftigere Grundsätze gekommen bin, durch einen nie ruhenden Beobachtungsgeist kennen zu lernen suchte, — machten mich äußerst bedenklich, und angstvoll, und das um so mehr, da ich zugleich überzeugt war, daß unter tausend Frauenzimmern, wodurch andere noch so ziemlich beglückt werden könnten, vielleicht kein einziges zu dem besondern Zustande passen würde, in den ich ohne Zweifel zu treten gezwungen bin. So glücklich auch das Loos seyn könnte, das mir in Rücksicht auf Glücksgüter, und eine von Nahrungssorgen freye Lebensart zu Theil werden würde, wenn mein Vater mich nicht zum Opfer seines Ehr-

geizes ausersehen, und unwiderruflich zum Mönchsthum bestimmt hätte, so kann ich doch keinen andern Zustand erwarten, als einen solchen, wo ich im Schweisse meines Angesichtes mein Brod verdienen muß. Da mein Vater den unveränderlichen Plan gemacht hat, meinem Bruder sein ganzes Vermögen zuzuwenden, um durch denselben seinen neuen Adel glänzend zu machen, so weiß ich mit höchster Gewißheit zum voraus, daß er zu keiner ehelichen Verbindung, die ich eingehen mag, und wenn mir auch das reichste Mädchen die Hand bieten wollte, einwilligen wird, als unter der Bedingung, daß ich auf alle künftige Erbschaft seiner Güter, und auf alle Unterstützung von seiner Seite, so lange er lebt, Verzicht leiste. Meine künftige Bestimmung ist also die eines praktischen Arztes, und eines Schriftstellers, der nicht von einem großen Erbgut, sondern von den Früchten seines Fleißes leben muß; der folglich seine künftige Gattin nicht durch müßiges Tändeln, durch immer abwechselnde Zerstreuungen, und Lustbarkeiten, durch Herumführen von einer Gesellschaft in die andere, durch Befriedigung aller der auf Luxus und Wohlleben abzielenden Begierden; sondern bloß durch ein biederes, ganz der Liebe geweihtes Herz, durch unermüdeten Fleiß in seinen Berufsgeschäften, durch weise Sparsamkeit und Frugalität in allen Bedürfnissen des Lebens, durch zärtliche Sorgfalt nicht bloß für den gegenwärtigen, sondern auch für den zukünftigen Unterhalt, durch ein eingezogenes, mehr auf häusliche Glückseligkeit, als auf rauschende Ergötzlichkeiten berechnetes Leben — beglücken kann.

Aus welchem Stande, dachte ich oft, soll ich meine künftige Gattin wählen? Aus dem gemeinen Bürgerstande? Aber eine solche Gattin würde für dich zu wenig Geisteskultur besitzen, als daß du nach anstrengenden Arbeiten in ihrem Umgange diejenige Erhohlung, und Erquickung finden könntest, die dir nothwendig, und deinem Herzen so behaglich ist. Oder soll ich ein Mädchen aus den höheren Ständen wählen? Ach! wie verdorben sind hier die meisten weiblichen Geschöpfe; und wie wenig passen auch die besten zu deinem künftigen Zustande? Sie haben weit zu viele Bedürfnisse, als daß du sie befriedigen könntest. Und wie leicht könnte es geschehen, daß dir gerade eines von den verwerflichsten Geschöpfen aus diesem Stande zu Theil würde? Wie groß ist hier die Verstellungskunst! Wie unglücklich würdest du seyn, wenn die Früchte deines Fleißes durch den ungeheuern Rachen des unersättlichen Luxus eines durch Erziehung, durch Beyspiele, und Verwöhnung verschrobenen Weibes verschlungen würde; wenn sie unerfahren in häuslichen Geschäften, oder ohne Lust dazu, in einem kostspieligen Müßiggange ihre Tage dahin träumen wollte, und nur dadurch ihre Thätigkeit beweise, daß sie aufzehrte und verschwendete, was der Mann mit saurer Mühe verdient hat, ohne daran zu denken, daß auch sie zu dem gemeinschaftlichen Unterhalt ihre Kräfte zu benützen verpflichtet sey? Wenn sie nur angebethet, und den ganzen Tag gefächelt seyn wollte, da doch der Beruf eines Mannes, der keine andere Nahrungsquelle, als die aus seinem Fleiße hervor-

gebet, hat, eine ernſthafte, und täglich fortgehende Geſchäftigkeit fodert, und nur gewiſſe Erholungsſtunden zuläßt, wo er an der Seite ſeiner Gattin wieder neue Kräfte ſammeln, und den Ergießungen der Freundſchaft und Liebe einen freyen Lauf laſſen kann? Sagen Sie mir ſelbſt, Theuerſte, ob Sie nicht in gröſter Verlegenheit wären, wenn Sie, als meine bloße Freundin, und nicht als meine Verlobte, von mir den Auftrag hätten, unter den gebildeten Ständen für mich ein Mädchen zur künftigen Gattin zu wählen, und zwar mit genauer Rückſicht auf die Lage, die mir höchſt wahrſcheinlich zu Theil werden wird, ſo daß Sie mit Grund hoffen könnten, daß ein ſolches Mädchen mit mir, und ich mit ihm zufrieden ſeyn würde? — Freylich ſenkte ſich gleich Anfangs der erfreuliche Strahl der Hoffnung in mein Herz, daß mir Adelheid ihre Hand nicht verſagen würde. Denn von dem erſten Augenblicke an, als ich ſie kennen lernte, gab ſie mir unzweydeutige Beweiſe ihrer Zuneigung und ihres Wohlwollens. Aber, dachte ich, wenn das bloße Zeichen der Freundſchaft, und der Achtung ſind, die man wohl geben kann, ohne daß man gerade das fühlet, was man im eigentlichſten Sinne Liebe nennt? Wenn ihr Vater, dem ſie in keinem Falle zuwider zu handeln fähig iſt, ganz andere Abſichten in Rückſicht auf ihr künftiges Glück gefaßt hat, als die durch eine Verbindung mit mir zu erreichen ſind? Wenn er ſie ſchon wirklich einem andern Jüngling zugedacht oder gar, ſo viel von ihm abhängt, zugeſagt hat? Wenn beyde ſich durch die Inhumanität meines Vaters, und

durch allerley Besorgnisse, die der Haß von Seiten desselben erregen kann, zurückschrecken lassen? Das alles ist ja leicht möglich. Wenn ich nun diese Möglichkeiten überdachte, dann sank mir der frohe Muth, den die süße Hoffnung, zu dem glücklichen Besitz Adelheids zu gelangen, in mir erweckt hatte, wieder zu Boden; dann verwirrten tausend Besorgnisse in Rücksicht auf meine künftige eheliche Verbindung meinen Geist. Allich! es giebt nur wenige so gute Erzieher, als der ist, der Adelheid von ihrem ersten Werden an gebildet hat. Und es giebt noch weit wenigere so gute Kinder, wie Adelheid, die sich selbst von innen heraus bilden, und jedem Zug einer durchaus auf Vernunft gebauten, äußeren Bildung entgegen kommen. Der Mensch ist von Natur aus frey. Es kann ihm kein Charakter durchaus angebildet werden. Eine gute Erziehung kann bloß die Veranlassung, nicht aber der absolute Grund eines guten Charakters seyn. Eine vernünftige Erziehung kann nur unter der Bedingung gedeihen, daß der Mensch, in sofern er äußerlich gebildet wird, sich innerlich sich selbst bildet, und zu allen dem macht, was er seyn soll.

Ihr Ihnen, theuerste Adelheid, durch deren heiliges Wort in Rücksicht auf die Wahl Ihres künftigen Gatten ich nun so vollkommen beruhigt, und beseligt bin, noch mehr begreiflich zu machen, wie schwer Ihnen, unter andern Umständen zwischen uns, das Geschäft seyn würde, wenn Sie als bloße Freundin für mich eine Gattin wählen sollten, will ich Ihnen auf-

richtig meine Herzenswünſche entdecken, die ich von dem Augenblicke an hegte, als ich mich entſchloß, mich auf keine Art, es möge koſten, was es wolle, in die entehrenden Feſſeln des Mönchs- und Pfaffenthumes, ſondern in die göttlichen Bande der Liebe zu werfen, um meine Menſchenwürde zu behaupten. Ich habe ein ſehr lebhaftes Gefühl für alles, was ſchön iſt. Dieſes Gefühl wurde durch die Pflege der ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders der Muſik und Dichtkunſt, durch das fleißige Leſen der alten Klaſſiker, und der beſten Schriften ſchöner Geiſter unſerer Zeiten, durch Philoſophie, und durch den Umgang mit der ſchönen Welt (ſeit der Zeit, als ich die wüſten Steppen des Mönchsthums, wo keine Pflanze des Schönen gedeiht, und dem Schönſten, was in dem ganzen Weltall zum Vorſchein kommt — dem Weibe — geflucht wird, verlaſſen habe) noch mehr ausgebildet. Vorzüglich aber hatte weibliche Schönheit immer die größten Zauberreize für mein Herz, ſelbſt zur Zeit, als ich noch den Mönchsſchwärmereyen nachhieng. Das Göttliche, Himmliſche verwandelte ſich mir in lauter Grazien der entzückendſten weiblichen Schönheit. Dem lieben Gott, in ſofern er als Mann vorgeſtellt wird, ſchien ich nur gut zu ſeyn, war ihm aber in der That nicht gut. Gott konnte mich nur entzücken, nicht als Gott, ſondern als Gottheit. In dem ganzen himmliſchen Heere feſſelte mich nichts ſo ſehr als die heilige Maria, mit der ich mich förmlich im Geiſte vermählte. Mit Entzücken hieng ich an den

Bildern, durch Meisterhände verfertigt, wodurch die Braut des heiligen Geistes, die Königin Himmels und der Erde charakterisirt wird. Vorzüglich aber rissen mich die Abbildungen derselben hin, wo sie, die Botschaft von dem Engel, daß sie die Mutter des ewigen Sohnes Gottes werden sollte, empfangend, und bey gegebener Einwilligung, Mutter zu werden, von dem heiligen Geiste überschattet, vorgestellt wird. Heiligste Ahnung der Ueberschattung, und Beschattung in der Umarmung liebender Seelen! du warst der geheime Zauber, der mich bey dem Anblick solcher, mit Recht der Religion geweihten, Gegenstände begeisterte, und die auf dem Altar meines Herzens lodernde, mir noch selbst verborgene, Flamme bis zur höchsten Lebendigkeit anfachte! — Auch rührten mich besonders die Schilderungen, wo die heilige Jungfrau als wirkliche Mutter dargestellt wird, in der Situation, in welcher sie das göttliche Kind auf dem Schooße sitzen, oder an ihrem vollen Busen schwelgen läßt, und einen zärtlichen Mutterblick mit dem Ausdruck des Hochgefühls der Mutterschaft auf dasselbe wirft. Gott in dieser trauten Verbindung mit der Menschheit, und mit dem schönen Geschlecht — das Göttliche aus sich selbst erzeugt, und geboren durch den ewigen Akt der Selbstüberschattung (Subjekt-Objektivisirung), auf dem Schooße der Menschheit ruhend, hängend an den Brüsten des Schönen, und in diesem Genusse selig, welch' eine göttliche Idee ist das, wenn sie göttlich gedacht wird! O ruhe immer in dem Schooße der Menschheit, du Urquelle al-

les Seyns! Schwelge an den Brüſten einer weiblichen Grazie, du ewige Schönheit! Umarme ſie in der Form der Kindheit du ewige Liebe! Sey ſelig in dem Segen, den dir die Menſchheit bey jeder Mutterſchaft bringt, du fruchtbarer Abgrund alles Segens! Entzücke die finſteren Schwärmer, die Gott werden wollen, ohne Menſchen zu ſeyn, durch deine Menſchwerdung und innigſte Verbindung mit der Menſchheit! Laß die unſeligen Bernarde, die mir durch Menſchenhaß, und Verfluchung der Liebe des Weibes, dich lieben zu können wähnen, lüſtern werden nach dem himmliſchen Buſen der ſchönen Mariens, durch die ſchöpferiſche Phantaſie geſchaffen, oder durch Meiſterhände dargeſtellt, daß ſie wenigſtens im Taumel frömmelnder Träume, auch wider ihren Willen, menſchlich, und göttlich werden! — Mir giengs mit meiner eingebildeten, bloß himmliſchen Liebe, gerade ſo, wie einem gefühlvollen Nönnchen:

— — — Je reiner
Des Nönnchens Seele iſt; je feiner
Sie denkt und fühlt, je minder läßt
Durch Geiſseln, Wachen, Faſten, Bethen
Der Liebe Neigung ſich ertödten.
Im Tempel ſelbſt, am höchſten Feſt
Schwebt des Geliebten Bild ihr immer
Vor. — — — Im Speiſezimmer
In jedem Kreuzgang, jedem Saal,
An jeder Wand hängts überall. — —
Kurz, was im Nönnchen leibt und lebt,
Iſt durch und durch mit ihm verwebet;
Und ihm ſeh'n alle Heil'gen gleich.

Eh' konnte sie sich selbst verlieren,
Als dem geliebten Bild entfliehn.
Vertieft sie sich im Meditiren,
Unwissend meditirt sie — ihn. —

Selbst in meiner zartesten Jugend fühlte ich mich schon durch weibliche Grazien angezogen. Schon in meinem dritten und vierten Jahre befand ich mich nirgends froher, als im Kreise schöner Mädchen, die ich als meine Freundinnen und Gesellschafterinnen aufsuchte. Ich erinnere mich noch genau, daß ich keinen sehnlichern Wunsch hegte, als selbst Mädchen zu seyn. Ich beneidete jedes schöne Mädchen, daß ich es nicht selbst seyn konnte. Gern hätte ich meine ganze Mannheit sammt Steckenpferden, und allen Kostbarkeiten, die die Insignien meiner damaligen Mannheit waren, dahin gegeben. Es war mir immer, als wenn ich nur als Mädchen glücklich, und mit mir selbst zufrieden seyn könnte. Besonders hatte mich unter den Töchtern des Pachters meines Vaters eine gefesselt, die unter meinen übrigen Freundinnen gleichsam den Charakter einer Sultanin hatte. Unsere meisten Spiele hatten auf eheliche Verbindung Beziehung. Einst wagte ich's, über den Zaun ihres Gartens zu steigen, und ward, aus Versehen, durch eine Grasfichel von ihr ziemlich stark verwundet. Aber die Liebe zu ihr hatte mir so viel Selbstverläugnung eingeflößt, daß ich den Schmerz verbiß, und meinen Eltern nicht das Geringste von der Wunde, die mir die Hand der Liebe versetzt hatte, merken ließ. Das gute Mädchen verband selbst die Wunde, und heilte sie

durch den Saft eines Krauts, das man Spitzewegwart nennt. Ich war stolz darauf, um meines geliebten Mädchens willen etwas geliitten zu haben, ob ich gleich damals noch nicht von Ferne ahnete, was eigentlich Mädchenliebe zu bedeuten habe. Der Amor war in mir noch ganz blind, aber doch lebhaft genug. Wie wohl behagte mirs, wenn mich die sanfte Hand meines Mädchens verband! Beynahe war ich böse, daß die Wunde so geschwind heilte, und ich der Wonne, durch die Hand eines geliebten Mädchens bestrichen, und gepflegt zu werden, entbehren mußte. Was mir besonders an diesem Mädchen gefiel, war ihre ausgezeichnete Schönheit vor den übrigen Dorfmädchen ihres Alters; und dann zweytens ihr sanfter, gütiger Charakter. Sie war im Kleinen das, was mich jetzt an Adelheid entzückt. Ich schien ihr zu gefallen wegen meiner Lebhaftigkeit, wegen meines erfinderischen Geistes in Rücksicht auf allerley Kurzweilen, und auch oft zu muthwilligen Streichen, wegen meines Muthes, den ich vorzüglich gegen andere Kinder bewies, wenn es darauf ankam, mich oder meine Freundin gegen sie zu vertheidigen. Ich hatte mich durch meine Entschlossenheit, und wenn es nöthig war, durch meine Faust, so respektabel unter den Dorfkindern meines Alters gemacht, daß, wenn sie meine Dulcinea in die Enge trieben, und sie mich auch nur von Ferne zu ihrem Beystande herbey eilen sahen, sie sogleich auseinander liefen, und meine Freundin fahren ließen. Dieses gute Mädchen wurde vor einigen Jahren eine glückliche Gattin — und Mutter.

Ich habe Ihnen, meine innigſt geliebte Adelheid, bloß darum die Anekdoten meiner Kindheit erzählt, weil ſie über meine Gemüthsart das unzweydeutigſte Licht werfen. Das menſchliche Herz liegt nie offener da, als in den Jahren der unbefangenen, und von aller Verſtellungskunſt entfernten Kindheit. Daraus erhellet klar, daß ich von Natur einen ſehr lebhaften Sinn für weibliche Schönheit und Anmuth habe, indem ſich derſelbe ſchon in den Jahren der Kindheit ſo ſtark, und zugleich ſo richtig äußerte. Daraus werden Sie den Schluß machen, daß, nachdem ich mich entſchloſſen hatte, mich, von den Klauen des Mönchsthumes frey, in jedem Falle einem Mädchen in die Arme zu werfen, mein erſter Gedanke auf ein ſchönes Mädchen gerichtet geweſen ſey. Sie haben freylich in ſofern Recht, als mich körperliche Schönheit, mit Tugend vermählt, weit mehr feſſelt, als Tugend in einer der Natur mißlungenen Auſſenform. Die Identität des Weſens und der Form iſt mir das Bild des Göttlichen, das mich zur Anbethung hinreißt. Sie haben ferner inſofern Recht, als Sie, bey meiner Rückkehr aus dem Peſtland des Pfaffenthums in das Paradies der Humanität, das erſte Mädchen waren, das ich kennen lernte, und bey welchem die Schönheit des Geiſtes mit der Schönheit des Körpers wetteifert, und in Eins verſchmolzen iſt. Sie waren bey meiner Geiſtesregeneration das erſte Mädchen, auf welches alle meine Herzenswünſche gerichtet waren. Aber wenn Adelheid aus irgend einem Grunde mir ihre Hand nicht geben könnte, ſo war beſchloſſen, nicht gerade auf

ein ſchönes, ſondern vorzüglich auf ein gutes Mädchen, wenn ſie nur nicht häßlich wäre, Jagd zu machen. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß mit körperlicher Schönheit nur ſelten Tugend und Rechtſchaffenheit, und überhaupt ſolche Eigenſchaften des Geiſtes verbunden ſind, die einen vernünftigen Mann einnehmen, und dauernd feſſeln, und daher zu einer glücklichen Ehe weit mehr beytragen, als alle noch ſo bezaubernde Reize des Körpers. Die Erfahrung lehrt, daß gerade die ſchönſten Mädchen, beſonders unter den gebildeten Ständen, ſehr oft die verzogenſten, eitelſten, übellaunigſten, verzärtelſten, zu allen Arten des Luxus geneigteſten, nicht ſelten ausſchweifigſten, und daher zum häuslichen Glück unfähigſten Geſchöpfe ſind, die ſich höchſtens nur für ſolche Männer noch einigermaßen ſchicken, welche Einkünfte, Luſt und Muſe genug haben, alle thörigten Begierden ſolcher Damen zu befriedigen, und den ganzen Tag darauf zu ſinnen, ihnen immer neue Zeitvertreibe und Beluſtigungen zu verſchaffen; keinesweges aber für Männer, die ihren Lebensunterhalt aus keinen andern Quellen ſchöpfen können, als aus ſolchen, die ſie ſich ſelbſt durch tägliche Mühe und Arbeit graben müſſen. Auch die beſten unter ihnen haben gewöhnlich noch ſo viele erkünſtelte Bedürfniſſe, daß ein ſolcher Mann ſelten im Stande iſt, dieſelben ſämmtlich, ohne Zerrüttung des Hausweſens, zu befriedigen. Aus dieſen Gründen alſo habe ich gleich anfangs, als ich mich entſchloß, ſtatt der Mönchsbande mich an die Bande der heiligen Ehe zu feſſeln, falls meine Hoffnung auf Adele

heid ſcheitern ſollte, auf ein vorzüglich ſchönes Mädchen, als meine künftige Gattin, Verzicht geleiſtet, und nur meine Rechnung auf ein Mädchen gemacht, das zwiſchen ſchönen und häßlichen in der Mitte ſtünde, nicht zwar, als wenn mein Gefühl für weibliche Schönheit nicht laut geſprochen hätte, ſondern weil ich es für ſehr ſchwer hielt, außer Adelheid ein Mädchen zur Gattin zu finden, das eben ſo ſchön, als tugendhaft, und eben ſo tugendhaft, als ſchön wäre, und ganz zu meiner künftigen Laufbahn paßte. Schönheit des Körpers blieb mir immer ſchätzbar, aber ſie ward mit Recht untergeordnet einer tugendhaften Seele, die mir über alles galt.

Ich traute mir wohl zu, mit einem Mädchen, zwar nur von einer mittelmäßigen Schönheit des Körpers, aber von ausgezeichneter Tugend, und Stimmung zum häuslichen Glück, recht vergnügt leben zu können; weil die Eigenſchaften des Geiſtes in einem Frauenzimmer, die vorzüglich zur weiblichen Beſtimmung, als Gattin, als Mutter, als Hausfrau, als Geſellſchafterin gehören, einen vernünftigen Mann für immer zu feſſeln fähig ſind: aber mit dem ſchönſten, weiblichen Teufelchen glücklich zu leben, dazu glaube ich gehöre mehr, als die ſogenannte ſakramentaliſche Gnade, welche die Pfaffen bey der Trauung mitzutheilen wähnen, vermag. Was hilft, dacht' ich, der ſchönſte Buſen, unter welchem ein böſes Herz ſchlägt? Kein vernünftiger Mann wird da Erquickung finden. Was hilft ein Engelgeſicht, das nur eine Maske für die Satans-

geſtalt der Seele iſt? Wer ſollte Luſt haben, die ſchönſte Purpurlippe zu küſſen, die von tödlichem Gifte triefet? wer eine in Engelgeſtalt traveſtirte Schlange zu umarmen? Nur die Tugend hat eine Schönheit, die nie verwelkt; nur ſie gewährt den Roſen und Lilien auf der weiblichen Wange die Reize, die jeden rechtſchaffenen Mann zur Bewunderung, Verehrung und Liebe hinreiſſen, ſo wie ſelbſt die Tugend wieder durch körperliche Schönheit einen neuen Glanz erhält, und in göttlicher Geſtalt erſcheint. Tugend unter einer ſchönen Hülle iſt, mir ein koſtbarer Edelgeſtein, durch eine Meiſterhand in Gold gefaßt. Es iſt daher ein Beweis des guten Geſchmackes der Griechen, daß ſie ihre wohlthätigſten Gottheiten in der ſchönſten Form weiblicher Schönheit darſtellten. O wie oft ſchmachtete im ſtillen mein Herz nach einer ſolchen nicht todten, ſondern lebendigen Gottheit, die meine unzertrennliche Gefährtin auf den verworrenen Pfaden dieſes Lebens, der Gegenſtand meiner zärtlichſten Liebe, und der Mittelpunkt aller meiner Wünſche und Beſtrebungen ſeyn möchte! Aber ach! verſagt dir Adelheid ihre Hand, dachte ich, ſo iſt ein ſolches weibliches Geſchöpf für dich nicht zu finden. Sollteſt du auch hie und da ein ſolches Herzensmädchen entdecken, ſo iſt es vielleicht ſchon von andern erobert, wenn du glaubſt, die Vorpoſten ihres Herzens beſiegt, und die äußerſten Schanzen eingenommen zu haben. Aber wie glücklich bin ich nun, da mir Adelheid ihre Hand zugeſichert hat; — Adelheid, wodurch mein Sinn für körperliche Schönheit eben ſo voll-

kommen, als der für Tugend in aller Rückſicht befriedigt wird; — Adelheid, ein Mädchen, von dem ich nicht weiß, ob Körper, oder Seele ſchöner iſt — eine Ungewißheit, die ich vielleicht nie zu löſen im Stande ſeyn werde. Göttliche Identität des Weſens und der Form, du biſt der wahre Charakter meiner Adelheid; die unverſiegbare Quelle meines höchſten Glückes in ihr und durch ſie!

So eben läßt mich Herr Hofrath Weiſe bitten, auf das Land zu einem Verunglückten zu gehen, der einen gefährlichen Fall gethan hat, und Hülfe ſucht. Herr Hofrath Weiſe iſt krank, und kann daher die Kur nicht ſelbſt übernehmen. Ich lege daher ſogleich die Feder nieder, um Ihnen zu zeigen, wie ſehr ich mich beſtrebe, Ihrem feyerlichen, unlängſt bey der Krönungsfeyer an mich gethanen Aufruf zu folgen, dem Aufruf, bey jeder Gelegenheit mich als Menſchenfreund zu beweiſen. In meinem nächſten Briefe will ich den Faden wieder da anknüpfen, wo ich ihn fallen ließ.

Siebenzehnter Brief.

Ich hatte Ihnen verſprochen, theuerſte Freundin, in meinem nächſten Briefe das Ideal, das ich mir von meiner künftigen Gattin entworfen hatte, weiter auseinander zu ſetzen. Ich gehe ſogleich an die Erfüllung dieſes Verſprechens.

Die andere Eigenſchaft, die ich von meiner künftigen Gattin foderte, war ein gewiſſer Grad von Geiſteskultur, unter deſſen erfriſchendem Schatten ich zu den beſtimmten Erhohlungsſtunden, und beſonders Abends, nach überſtandener Hitze und Laſt des Tages behaglich ruhen, und erquickt werden könnte. Dieſe Foderung war ebenfalls ſtrenger und unnachläßiger, als der Wunſch, der Körperſchönheit betraf. Aber dieſe Eigenſchaft hat wieder in meinem Sinne ſo verſchiedene, ganz beſondere und ſeltſame Beſtimmungen, daß man ſie höchſt ſelten in einem weiblichen Geſchöpfe antrift. Die meiſten Weiber, die auf Geiſteskultur Anſpruch machen, wollen gelehrt ſeyn, und ich haſſe nichts mehr, als ein Frauenzimmer, das Gelehrtheit affektirt. Ich weiß nur gar zu wohl, wie weit der weibliche Verſtand reicht, wenn es eigentlich auf tiefere Unterſuchungen im Betreff irgend eines wiſſenſchaftlichen Ge-

grundes, und auf die Entdeckung und Darstellung der ersten Erkenntnißgründe des menschlichen Wissens ankommt. Die Damen haben zwar vortreffliche Anlagen zu gewissen Kenntnissen, die zu ihrer Bestimmung gehören, und in dem Kreise der täglichen Erfahrung liegen; sie haben ein sehr feines Gefühl für alles, was in physischer, oder moralischer Rücksicht schön ist, für Wohlstand, Schicklichkeit, gute Lebensart, u. s. w. Diese Naturanlage für allerhand nützliche Kenntnisse, und Kunstfertigkeiten; dieser Sinn für das Gute und Schöne aller Art kann und soll noch mehr ausgebildet werden. Das kann unter andern auch durch eine bescheidene Lektüre geschehen.

Ein Frauenzimmer, das alles das weiß, was zu ihrer Bestimmung als Weib, als Gattin, als Mutter, als Führerin des Hauswesens gehört, und noch dazu einen gesunden Verstand, und offenes Herz für alle die Wahrheiten hat, die zur gemeinen Lebensweisheit und zur bessern Erfüllung unserer Berufspflichten gehören, — ein solches Frauenzimmer wird auf die Hochschätzung eines jeden guten, und vernünftigen Mannes Anspruch machen können. Mit einem solchen Weibe wird sich auch der gelehrteste Mann auf die angenehmste Art stundenweise unterhalten können. Er wird selbst von tiefer liegenden Kenntnissen mit ihr sprechen können, wenn er nur die Gabe der Popularität im Vortrage hat. Aber eine Dame, die ihre höchste Bestimmung in Gelehrtheit setzt, und daher schlechthin gelehrt seyn will; die mit Vernachlässigung ihrer Berufsgeschäfte immer über

Wächern liegt, die in das Gebiete des männlichen Tiefsinnes eindringen zu können wähnt, und diesem Zweck alles übrige subordinirt — ein solches weibliches Geschöpf ist das widerlichste, unnatürlichste, verstimmteste von der Welt. Wenn der Mann ihren wunderlichen Grillen, und verkehrten Vorstellungen über Dinge, die sie nicht fassen kann, oder wenigstens nicht gefaßt hat, nicht immer huldigt, so wird das als Beleidigung angesehen, als wenn man auf ihren gesunden Verstand ein Mißtrauen setzte. Und welcher Mann kann es aushalten, die thörigsten Mißgeburten des Geistes, womit seine Frau immer schwanger geht, und wovon sie täglich entbunden wird, als ächte Kinder der Wahrheit anzusehen? Zudem wird weibliche Gelehrtheit gewöhnlich durch eine die Sinnlichkeit aufregende, immer in widernatürlicher Spannung haltende Lektüre und durch den Verlust der schätzbarsten weiblichen Tugenden erhalten. Daß dabey dennoch alles bloß oberflächlich ist; alle Begriffe verwirrt durch einander laufen, sobald die weibliche Eitelkeit sich an die höhere Erkenntnißart wagt, und in die ersten Gründe des Wissens eindringen will, das wissen alle gründlich gelehrte Männer, die mit dergleichen weiblichen Gelehrtheitsgespenstern Umgang gepflogen haben. Was dergleichen Weiber bey soliden Männern gewinnen, besteht darin, daß sie im Herzen verlacht, und verachtet werden.

Ich wünsche mir daher nie ein gelehrtes Weib, sondern ein Weib von einem gesunden, und bis zu einem ihrer Bestimmung angemessenen Grad ausgebildeten

Verstande. Diese Ausbildung des Verstandes bey dem Weibe geschiehet nicht durch allerley Leserey, sondern durch eigne Beobachtung, durch Erfahrung, durch Umgang mit guten, lichtvollen Menschen, durch ein geschäftiges Leben innerhalb der Sphäre der weiblichen Bestimmung. Daß eine bescheidene Lektüre vieles zu Bildung des weiblichen Charakters, so wie er seyn soll, beytragen kann, und daher zu empfehlen ist, läugne ich keinesweges. Ich nenne aber in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht die Lektüre bescheiden, wenn sie ohne Vernachlässigung der Berufspflichten geschieht; zweytens, wenn das Frauenzimmer nur in der Absicht liefet, um sich zur Erreichung ihrer Bestimmung als Gattin, Mutter, Haushälterin, Freundin desto fähiger und geschickter zu machen, und nicht sowohl durch Wissen, als durch gute, eines braven Weibes würdige Handlungen zu glänzen. Aber wie selten ist diese Eigenschaft unter Mädchen aus höhern Ständen? Was nützt einem arbeitsamen Manne ein schnippiges, nasenweises Weib, das über Philosophie, über die Theorie der Dichtkunst, der Musik, der Mahlerey, Bildhauerey, und tausend anderer Dinge, die nicht gerade in ihr Fach gehören, mit Diktatorten abzusprechen wagt, und ihre Orakelsprüche angebethet wissen will; aber dabey die häuslichen Geschäfte, die einem Weibe zustehen, entweder gar nicht verstehet, oder die Lust dazu bey lauter Bücherlesen verliert, und daher ihre eigentlichen Berufspflichten versäumet? —

Wie glücklich bin ich auch in dieser Rücksicht! Mei-

ne Adelheid iſt mit einem ſo ausgebildeten Verſtande ausgerüſtet, daß ich mich immer auf die Erholungsſtunden freuen darf, die ich nach anſtrengenden Geiſtesarbeiten an ihrer Seite zuzubringen das Glück haben werde. Man merkt es aus allen ihren mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen, daß ſie für alles Sinn hat, wofür ein braves Weib Sinn haben ſoll; daß ihre Kenntniſſe mehr aus eigener Beobachtung, und aus Umgang mit guten, erleuchteten Menſchen entſprungen ſind, als aus der unſinnigen Leſeſucht der Weiber, die zum größten Unglück des ehelichen Glückes heut zu Tage herrſcht. Man merkt's ihr an, daß ſie geleſen hat, aber nie leſeſüchtig war. Die zarten Saiten der Empfindungen ihres Herzens ſind durch die unſelige Leſeſucht der bloß auf Empfindeley abzweckenden Romane noch nicht verſtimmt. Man darf nur einen Ton angeben, mit dem ein gutes, und gebildetes Weib ſympathiſiren kann, und Adelheids Herz wird den natürlichſten, angenehmſten Wohlklang von ſich geben. Sie empfindet lebhaft, aber ſie empfindelt nicht. Sie weiß alles, was ein braves, nützliches Weib zur Führung des Hauſeweſens bedarf; ſie hat ſogar einen recht gebildeten Geſchmack für manche Kenntniſſe, die über die weibliche Oekonomie, inſofern dieſe bloß mechaniſch getrieben wird, erhaben ſind, und die ſich auch im Kreiſe der Gelehrten ſchätzbar machen, aber die Tendenz dieſer Kenntniſſe iſt nur auf die Sphäre der weiblichen Beſtimmung gerichtet. Sie ſind ihr nur Mittel zum Zweck. Adelheid weiß, ohne zu wiſſen, oder

durch Wissen zu prahlen, sondern nur um zu nützen, und zu beglücken. Die Strahlen ihres Verstandes sind, wie die Strahlen der aufgehenden Sonne, die erleuchtet, und alles um sich her beseligt, ohne daß sie es weiß. Adelheid will nicht wissen, was sie nicht wissen soll; und was sie wirklich weiß, das scheint sie nicht zu wissen.

Die dritte Eigenschaft, die ich von meiner künftigen Gattin federte, betrift nicht bloß alle die Kenntnisse, und Kunstfertigkeiten, die zur Bestimmung eines guten Weibes gehören; sondern auch die herrschende Stimmung, von denselben bey jeder sich im Hause darbietenden Gelegenheit wirklich Gebrauch zu machen, und so viel zum Besten der häuslichen Wohlfarth beyzutragen, als möglich ist. Wie viele Weiber giebt es, die, wenn sie auch mit den zu ihrer Bestimmung nöthigen Kenntnissen ausgerüstet sind, dennoch nichts besorgen, als die Angelegenheiten ihrer Nachttische, und ihres Putzes? Ich wurde vor kurzem zu einem Edelmann auf Mittag geladen. Ich kam, der Edelmann empfieng mich sehr höflich, und führte mich dann zu seiner Frau, als ich den Wunsch äußerte, ihr meine Aufwartung zu machen. Ich fand sie auf dem Sofa sitzend, sehr geschmackvoll angekleidet. Ich machte ihr mein Kompliment, und unterhielt mich einige Zeit mit ihr. Der Edelmann zeigte mir dann die Einrichtung seines Schlosses, und was noch sonst merkwürdiges außer demselben zu sehen war. Als ich mit ihm wieder in das Schloß zurück kam, sah ich von ungefähr seine Frau in

einem ganz andern Anzuge, als vorher. Sie hatte eine Art von Schlafrock, deſſen ſich Männer bedienen, von leinenem Zeug um ſich geworfen, nur mit dem Unterſchiede, daß alles feſter zuſammen hieng. In dieſem Uebergewande legte ſie ſelbſt Hand an bey allen häuslichen Geſchäften, die ſich für eine Hausfrau ſchicken. Sie war in der Küche und in dem Keller zu Hauſe. Als ſie in dieſem Anzuge meiner gewahr wurde, wollte ſie fliehen; aber ich hielt ſie durch meinen Zuruf zurück. Ich ſagte ihr nämlich! „Fliehen Sie nicht, gnädige Frau! Gönnen Sie mir das Vergnügen, Sie in der Erfüllung Ihrer Berufsgeſchäfte zu ſehen, deren ſich die meiſten Damen Ihres Standes ſchämen.“ Ich näherte mich ihr, und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, mit dem Beyſatze: „Als ich Sie auf dem Soffa erblickte, hielt ich Sie bloß für eine Edle der Geburt nach; nun ſehe ich aber, daß Sie edel ſind durch weiblichen Verdienſt.“

Wie ſchätzbar iſt mir auch in dieſer Hinſicht meine theuerſte Adelheid! Wie glücklich bin ich durch ſie! Sie verſteht nicht nur alle häußliche Arbeiten; ſondern ſie findet auch ihr Vergnügen daran. Sie würde unglücklich, wenn man ſie aus dieſem ſo würdigen Wirkungskreiſe reißen wollte; wenn ſie, nach dem Beyſpiele ſo vieler anderer Damen, ihre Lebenstage in einem geſchäftigen Müſſiggang hintändeln ſollte. Wie glücklich können wir einſt ſeyn! Wir haben beyde keine lange Weile zu beſorgen, welche müßige, und vereitelte Menſchen beyderley Geſchlechts foltert, und ihnen allen Geſchmack

zu einem froheren Lebensgenuß benimmt. Meine Adelheid wird als eine geschäftige Hausmutter immer etwas Nützliches zu thun finden; und ich werde mich theils mit Besuchung und Pflege der leidenden Menschheit, theils mit gelehrten Arbeiten beschäftigen, und nicht nöthig haben, die langsamen Pulsschläge der nur für Müssiggänger langen und lästigen Zeit zu zählen. In den bestimmten Erhohlungsstunden kommen wir dann zusammen, und genießen einander um so froher, je lebhafter das Bedürfniß, einander zu sehen, zu sprechen, und zu genießen, geworden; je süßer die Ruhe nach der Arbeit ist. Dann will ich meine Adelheid in meine Arme schließen, und ihr erzählen, was ich für sie den Tag hindurch gearbeitet habe. Ein Kuß ihrer Purpurlippen, ein Lächeln ihres Engelmundes wird mir dann der schätzbarste Taglohn seyn, den ich hoffen kann. Auch sie wird mir sagen, was sie zum besten des Hauses gewirkt hat; und ich werde wissen, ihr etwas angenehmeres, als klingende Münze zur Belohnung zu geben. So werden Tage, Wochen, Monate, Jahre dahin fliegen, ohne daß wir je durch lange Weile geplagt werden. Wie ein Quellenbach, der sich durch blumigte Auen schlängelt, und nie stille steht, um seinen Segen immer weiter zu verbreiten, wird unser Leben in eben so froher, als gemeinnütziger Geschäftigkeit dahin fließen.

Die vierte Eigenschaft, die ich von Seiten meiner künftigen Gattin erwartete, ist die edle Verläugnung einer thörichten, und verderblichen Modesucht. Wie oft sind die Moden so widerlich, daß sie die weibliche Schön-

heit mehr in Schatten ſtellen, als erheben. Was einmal den Menſchen ſchön kleidet, kann nicht auf einmal ſeinen Werth verlieren. Es gibt Formen, wodurch die Schönheit immer gewinnt, ſo wie es Gedichte giebt, die immer ſchön bleiben, weil in denſelben die ewige, unwandelbare Schönheit der Natur ausgedrückt iſt. Wahre Schönheit leidet keine Ziererey; je einfacher das Gewand iſt, das ſie umflattert, deſto mehr gefällt ſie. Wahre Schönheit will nicht ſchön ſcheinen; ſondern ſich in ungekünſtelter Natur zeigen; die Kunſt muß mit der Natur identiſch werden, wenn ſie derſelben zum paſſenden Gewand dienen ſoll. Die Schönheit will ſogar nicht einmal das Anſehen haben, daß ſie ihre Reize kenne, und abſichtlich zur Schau ausſtelle; ſondern ſie pflegt am meiſten zu gefallen durch eine ſcheinbare Unwiſſenheit, daß ſie ſchön iſt. Die Dame, die ſich immer in neuen Formen, welche die Modeſucht erfunden hat, zeigt, erreget bey jedem vernünftigen Manne den Verdacht, daß ſie für ihre Schönheit zu viel eingenommen ſey, und abſichtlich darauf aufmerkſam machen wolle. Und dieſe Affektation, durch Schönheit zu blenden, macht ſie bey ſoliden, und vernünftigen Männern verächtlich und lächerlich. Die modeſüchtigen Schönen verſtehen daher ihren Vortheil am allerwenigſten; ſie mißfallen, weil ſie die Abſicht, zu gefallen, zu deutlich verrathen. Sie würden gefallen, wenn ſie nicht zu gefallen affektirten; man würde ihnen Weihrauch ſtreuen, wenn ſie ihn nicht ſelbſt foderten; ſie würden Männerherzen feſſeln, wenn ſie nicht mit den Feſſeln zu viel Ge-

ränsch machten. Der männliche Trotz behauptet auch hier seine Rechte; er sträubt sich gegen jede Art von Sklaverey, die ihm zugemuthet wird; er liebt nur Fesseln, in die er sich selbst zu werfen glaubt. — Ich habe von Ihnen, Theuerste, nicht zu befürchten, daß ich so verstanden werde, als wenn ich ein Feind einer vernünftigen Mode wäre. Veränderung, Abwechselung mit Formen ist ein Gesetz, das die Natur selbst aufstellt, und durch dessen Beobachtung sie ihre Schönheit behauptet. Ich liebe daher alles, was ein schönes Weib wirklich schmücket. Daher soll sich auch meine künftige Gattin durch einen unsern Vermögensumständen verhältnißmäßigen Kleiderschmuck auszeichnen; sie soll glänzen, aber nur den Gesetzen der Natur getreu, und nicht nach den immer abwechselnden, die schöne Natur verläugnenden, das häusliche Glück zerstörenden Grillen der Mode.

Meine Adelheid verräth auch in diesem Stücke einen vortreflichen Geschmack. Sie ist schön; aber sie scheint es nicht zu wissen. Sie weiß ihre Körperreize mehr dadurch ins Licht zu stellen, daß sie die Kunst mit der Natur vereinigt, als daß sie dieselben durch eitle Ziererey zur Schau auszustellen strebt. Sie hat die wirklich schönen, und körperliche Schönheit erhebenden Moden aus dem Buche der Natur, und aus keinem Modejournal gelernt. Sie weiß, wie die Mutter Natur, aus allem alles zu machen, und das Veraltete aus dem Grabe der Vergessenheit zum neuen, verjüngten, verherrlichten Leben zu erwecken. Aus wenigen Stoffen

gehet eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Formen durch ihre ſchöpferiſche Hand hervor.

Die fünfte Eigenſchaft, die in Rückſicht auf meine künftige Gattin der Gegenſtand meines innigſten Wunſches war, beſteht in dem Geſchmack an einem ſtillen, eingezogenen Leben, an häuslicher Glückſeligkeit. Dieſer edle Sinn eines Weibes ſchließt die Freuden des geſellſchaftlichen Lebens außerhalb des Bezirkes des eigenen Hauſes gar nicht aus. Ein gutes Weib haſchet nur nicht darnach, ſondern bedient ſich derſelben als eines ſehr wirkſamen Mittels zur nöthigen Erholung von häuslichen Geſchäften. Es iſt mit dem Gebrauche dieſes Mittels beſchaffen, wie mit andern, z. B. mit dem Spatzierengehen bey heiterer Witterung, um die Annehmlichkeiten der Natur zu genießen. Wer immer ſpatzieren gehen will, und unwillig wird, wenn er wegen obliegender Geſchäfte, oder wegen ſchlechten Wetters nicht ſpatzieren gehen kann, der zeigt, daß er ein Müſſiggänger iſt. Auch wird der unmäßige Gebrauch irgend eines Mittels zum Vergnügen für den Thoren alle ſeine Reize verlieren. Jeder Menſch iſt Müſſiggänger, deſſen ganzer Sinn nach abwechſelnden Geſellſchaften gerichtet iſt. Ich haſſe nichts mehr, als Trübſinn, und Einſiedeley. Nur unter Menſchen werden wir Menſchen, und freuen uns, es zu ſeyn. Auch in dem Falle, wo wir der Geſellſchaft nicht bedürfen, ſondern durch unſere häuslichen Geſchäfte ganz zufrieden geſtellt werden, bleibt es Pflicht für uns, in den Kreis anderer Menſchen zu gewiſſen Zeiten zu treten, um auch unſern

Tribut zum gesellschaftlichen Leben, und zum Besten der großen Menschenfamilie, wovon wir Glieder sind, beyzutragen. Aber immer außer sich, und nie in sich leben; den Sinn für häusliche Glückseligkeit durch das ununterbrochene Geräusch der Welt gänzlich abstumpfen; mit Vernachläßigung seiner Berufspflichten den Gesellschaften nachjagen, ist Thorheit und Sünde.

Wie viel gewinn ich auch in dieser Rücksicht durch Adelheid, die von Jugend auf zur häuslichen Geschäftigkeit, zu einem stillen, eingezogenen Leben gewöhnt, ihren höchsten Werth in durchgängiger Rechtschaffenheit, in Erfüllung ihrer Berufspflichten setzt; deren Herz ganz gestimmt ist zu dem edlen Genuß stiller, reiner Freuden, deren Quelle in dem Schoose des häuslichen Lebens rauschet; die zwar menschenfreundlich und gesellschaftlich ist, aber mehr Vergnügen findet in den engeren Kreisen auserlesener Freunde und Freundinnen, als in den geräuschvollen Sammelplätzen der großen, in Verwirrung durch einander laufenden Welt.

O meine Theuerste! mit Eckel habe ich schon oft mein Auge abgewendet von den Verderbnissen der höheren Ständen, um mich mit dem Anblicke derjenigen Menschenklasse, die in ländlichen Hütten wohnend, und tausend erkünstelte Bedürfnisse nicht kennend, bey allem Mangel an Kultur, worauf die Menschen aus höheren Ständen stolz sind, noch die unverdorbenste und glücklichste ist. Ja hier findet man noch Menschen, vom Lasterhauch unentweiht. Gleich der jungen, frischen Rose, die sich eben an einem heiteren Frühlingsmorgen auf-

geschlossen hat, glänzt sie noch in ländlichen Hütten die unverdorbene Tugend — diese Himmelstochter, diese Beglückerin der Sterblichen in ihrer natürlichen, sittsamen Schönheit, und entzückt durch ihren bezaubernden Anblick den weisen, aufmerksamen Tugendfreund, der diese Göttin in geräuschvollen Städten, in glänzenden Palästen, in den Gesellschaften der galanten, abgeschliffenen Welt oft vergebens gesucht hat. Hier wüthet noch nicht das tödliche Gift, wodurch eine höchst ausschweifende Wollust so viele Menschen, die sich dem Müssiggange ergeben, ansteckt, ganze Generationen verderbt, alle Kräfte und Säfte verzehrt, Verstand und Herz verpestet, und den Körper mit Krankheiten und Uebeln übersäet, deren Anblick schon Schaudern erregt. Hier sieht man noch nicht so häufig Jünglinge und Mädchen, die vor Kurzem noch ein so munteres, so blühendes Ansehen hatten, wie lebendige Todtenschatten, wie halb verwesene Leichname umherschleichen, die von dem giftigen Stachel einer schwelgenden, widernatürlichen Wollust entnervt, wie junge Pflanzen vom Wurme zernagt, und abgeknickt, in der Blüthe ihrer Jahre, in den Tagen der Freude, mit eingesenktem Haupte dahin welken. Hier ist es den Künsten der Ueppigkeit, der Schwelgerey, und der sogenannten feinen Lebensart noch nicht gelungen, ihre Buden aufzuschlagen, durch tausend glänzende Blendwerke, und erkünstelte Reize die Menge herbeyzulocken, und ihre verpesteten Waaren in Ansehen und Kredit zu bringen. Es ist ihnen noch nicht gelungen, alle Wege und Gegenden mit

Anstößen und Schlingen zu besetzen, und sich aller Zugänge der Herzen unverdorbener Menschen zu bemeistern, um ihnen ihr süßes Gift einzuflößen, um Tugend und Unschuld zu tödten, und Vernunft und Gewissen unter das drückende Sklavenjoch schändlicher Begierden zu beugen. Es ist ihnen noch nicht gelungen, das heilige Band der Ehe zu zerreissen, eheliche Treue als Schwäche eines abergläubischen Geistes zu brandmarken, und ein wüstes Leben, und die flatterhafte, thierische Befriedigung des heiligsten Naturtriebes als eine Art von Geistesgröße zu adeln, und überhaupt dem Laster durch künstliche Schminke die Reize der Tugend zu leihen, und auf diese Art Sittsamkeit, Unschuld und Tugend aus den gesellschaftlichen Zirkeln der Menschen zu verscheuchen. Hier werden noch nicht Gespräche zum herrschenden Tone gemacht, welche das Zartgefühl der Schamhaftigkeit verletzen, schlüpfrige, unreine Bilder vor die Einbildungskraft führen, und thierische Begierden entflammen. Hier ergötzt man sich noch nicht mit der Lesung solcher Schriften, die voll sind von den Ausgüssen einer unlauteren, von den Fesseln der Vernunft losgerissenen Phantasie, ganz dazu gemacht, Leib und Seele zu vergiften; Schriften, die das Gebiet der höheren Stände, gleich einer Sündfluth, überschwemmt haben. Hier kennt man noch nicht die tausenderley Genussesarten, wodurch der Mensch dem Geist und Körper nach verstimmt, geschwächt, entnervt, und so empfindlich gemacht wird, daß er keinem lebhafteren Eindruck, keinem stärkeren Stoß und Reize der äußern

Dinge zu widerſtehen vermag; daß er folglich zu einem Sklaven der Sinnlichkeit in allen ihren Zweigen, zum Sklaven des Zufalls, der Gewohnheit der Mode, des Beyſpieles, des Anſehens — herabſinkt; zu jeder Anſtrengung, zu jedem ernſthafteren Geſchäfte, zu jeder mit einiger Selbſtverläugnung verknüpften Pflichterfüllung untauglich, ſelbſt von jeder Laune der Witterung abhängt, und immer einen kränkelnden, ſchwachen, ſiechen Körper mit ſich herumſchleppt. Hier iſt Wahrheitsliebe, Redlichkeit, Offenherzigkeit, Freundſchaft, Treu und Glauben noch nicht durch die Herrſchaft der Lüge, der Verſtellung, der Argliſt, der Ränke, des Betrugs verdrängt. Hier wird noch durchgängige Berufstreu und ein arbeitſames gemeinnütziges Leben, als die ſicherſte Stütze der Tugend und Glückſeligkeit, in Ehren gehalten. Hier ſucht man noch keinen Ruhm darin, ſeinen Witz zu dem Ende zu ſchärfen, um die wichtigſten und wohlthätigſten Wahrheiten lächerlich zu machen, und als Erfindungen des Pfaffenthums und der Politik zu verſchreyen — Wahrheiten, ohne welche weder Tugend, noch Glückſeligkeit ſtatt haben kann.

Ich will durch dieſe Schilderung nicht zu verſtehen geben, als wenn unter den höheren Ständen alle Tugend, und Rechtſchaffenheit verſchwunden wäre. Nein, auch unter dieſen giebt es Menſchen, die durch ein thätiges, gemeinnütziges Leben die Reize des Laſters beſiegen, der Tugend huldigen, und das Wohl der Menſchheit aus allen Kräften zu befördern ſuchen, und die deſto verehrungswürdiger ſind, je mannigfaltiger und heftig

ger die Versuchungen zum Bösen sind, die sie in ihrem Stande antreffen. Auch will ich den Zustand der Kultur, auf den sich die Menschheit nach und nach erhebt, nicht überhaupt herabsetzen, oder dem der Rohheit eine Lobrede halten. Aber das behaupte ich, daß die Kultur der Sinnlichkeit, der ein klügelnder Verstand dient, und die nicht zugleich durch die Vernunftkultur an die göttlichen Fesseln der Sittlichkeit gebunden, und zu lauter Zwecken benützt wird, die des Beyfalls aller vernünftigen Wesen würdig, einzig wahre Glückseligkeit gewähren, weit fruchtbarer an Uebeln, wodurch die Menschheit entehrt, ihrem Verderben zueilt, ist, als ein Zustand der Einfalt, und des Mangels an Kultur in verschiedener Rücksicht. Der Verstand, ausgerüstet mit einer ausgezeichneten Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, und der Leitung der Vernunft, die das Mannigfaltige auf absolute Einheit, wodurch die Würde der Menschheit einzig sicher gestellt wird, bringt, sich entziehend, wird weit mehr Böses zu stiften im Stande seyn, und, den Leidenschaften frohnend, auch wirklich stiften, als der Verstand, der nur mit der Erkenntniß des Unentbehrlichen versehen, tausend erkünstelte Bedürfnisse nicht kennt. Die Geschichte aller Nationen zeigt, das gerade zur Zeit, als die höchste Stuffe der bloßen Verstandeskultur erreicht war, die Verderbnisse von allen Seiten her einbrachen, und dieselben verschlangen. Nur wenn die Verstandeskultur immer gleichen Schritt hält mit der Ausbildung des Sinnes für Moralität, der eigentlich nur der Vernunft zukommt, wird sie für die Menschheit

äußerſt wohlthätig. Die Vernunft kann des Verſtandes nicht entbehren, und der Verſtand der Vernunft nicht. Der Verſtand ſtellt das dar, was wirklich iſt; die Vernunft das, was ſeyn ſoll. Wenn der Menſch ſeine hohe Beſtimmung erreichen ſoll, ſo muß das Mannigfaltige Einheit, und die Einheit mannigfaltig werden. In unſerm Erkennen und Handeln muß ein abſoluter Organismus herrſchen, wo alles Eins, und Eins alles iſt. Nur ſo wird der Menſch mit ſich ſelbſt, mit der ganzen Menſchheit, und Natur harmoniſch. Und die Hervorbringung dieſer Harmonie iſt ſeine Beſtimmung; iſt Seligkeit. Dieſe Harmonie iſt nur unter der Bedingung möglich, daß der Verſtand mit der Vernunft in Einheit verſchmilzt, oder daß der Verſtand ſich als vernünftig, und die Vernunft ſich als verſtändig darſtellt. Der Verſtand ſoll ausgebildet werden durch eine ins Unendliche fortſteigende Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen; aber dieſe ſoll in Geſinnungen und Handlungen das göttliche Geſetz der abſoluten Einheit ausdrücken, ſo daß der Menſch alles das fliehet und verabſcheuet, wodurch Widerſpruch oder Disharmonie in ſeinen Charakter kommt. Weder Unwiſſenheit, noch Vielwiſſerey iſt die Beſtimmung des Menſchen; ſondern immer wachſende Fülle an Kenntniſſen, und Handlungen, organiſirt durch abſolute Einheit, durch das Geſetz deſſen, was ſchlechthin ſeyn ſoll. Aber was ſchlechthin ſeyn ſoll, beſteht darin, daß ſich der Menſch keines Widerſpruches ſchuldig mache. Das iſt das Eine Vernunftgeſetz, wodurch er ſeine Wür-

de auf dem Wege zur Unendlichkeit, d. h. bey dem Streben, immer mehr zu erkennen, zu wirken, und zu genieſſen, einzig behaupten kann. Die Vernunftkultur gewähret einzig den göttlichen Charakter, der ſo wohl auf der höchſten Stuffe der Verſtandeskultur, als auch in dem Zuſtande der eingebildeten, noch gleichſam an den Brüſten der Natur hangenden Einfalt immerwährend, obgleich im erſten Falle noch mehr, als in dem zweyten, gefährdet wird. Wir können zur wahren Natureinfalt nur gelangen, nicht durch Mangel, ſondern durch unendliche Fülle an Kraft, die in der Vernunft, nicht inſofern ſie als bloßer Inſtinkt, ſondern mit deutlicher Selbſtbekenntniß, wodurch dem Inſtinkte Augen eingeſetzt werden, ausgerüſtet, wirkt, in ewiger Harmonie ſtrömt. — In meiner Adelheid iſt die Vernunftkultur — die lebendige Erkenntniß deſſen, was unveränderlich ſeyn ſoll, als der Eine abſolute Centralpunkt, um den ſich alle Veränderungen des Verſtandes und Herzens herumdrehen — mit der nöthigen Verſtandeskultur auf das innigſte vermählt.

Bin ich denn nicht der glücklichſte Mann? Werden durch Adelheid nicht meine kühnſten Wünſche alle erreicht? Giebt es eine wahrhaft ſchätzbare Eigenſchaft eines Weibes; die Adelheid nicht im hohen Grade beſitzt? Adelheid iſt ſchön ohne Eitelkeit, Stolz und Prätenſion; ſie iſt dem Geiſte nach harmoniſch gebildet, ſo daß ihr Verſtand vernünftig, und ihre Vernunft verſtändig iſt, ohne affektirte Gelehrtheit, Vielwiſſerey und Leſeſucht; ſie iſt geſchickt in allen weiblichen Arbeiten ohne Pralerey; ſie iſt galant ohne Modeſucht: men-

ſchenfreundlich und geſellig ohne Lüſternheit nach dem Geräuſche der Welt, zufrieden mit den reinen und ſtärkenden Freudenquellen, die in ihrem eigenen Herzen, und in dem häuslichen Bezirk für ſie fließen.

O meine theuerſte Adelheid, wenn ich alle die Damen, die ich je kennen lernte, die Muſterung paſſiren laſſe, ſo finde ich auch unter den beſten derſelben keine einzige, die ſo vollkommen in meine künftige Lage paßte, als Adelheid; keine alſo, die ich an Adelheids Seite ſtellen, vielweniger ihr vorziehen könnte. Das iſt kein Kompliment; es iſt die Sprache meines durch deutliche Kenntniß geleiteten Herzens. — Zweymal habe ich in meinem Leben geliebt; einmal als Kind, und einmal als Mann. Und Zweymal wurde ich bey meiner Liebe verwundet. Die kleine Freundin meiner Kindheit verwundete mich am Knie; und Adelheid am Herzen. Jene war ſo gefällig, die mir gemachte Wunde zu heilen. Sollte Adelheid nicht ein Gleiches thun? Jene heilte mich mit Spitzewegwart, und einem Verband von Leinenzeuge: womit will mich Adelheid heilen? Mit Spitzewegwart? O nein! für meine Wunde iſt kein Kraut in der Welt gewachſen. Mein wundes Herz kann nur durch die Perſon Adelheid ſelbſt, die Balſam und Verband zugleich iſt, geheilt werden. Die erſte Kur erreget Schmerzen; die zweyte iſt die angenehmſte von der Welt. Die erſte dauerte einige Tage; die zweyte ſoll in Ewigkeit nicht enden. Die erſte ließ eine Narbe zurück; die zweyte vertilgt alle Narben. Bey meiner erſten Liebe ſtieg ich über den Zaun eines Gartens, und wurde von

meinem Mädchen verwundet; bey der zweyten werde ich über den Zaun des Mönchs- und Pfaffenthums, das mich schon in seinen Klauen festzuhalten wähnt, steigen müssen, um durch Adelheid immer geheilt und verwundet, verwundet und geheilt zu werden. Ja, über diesen Zaun werde ich zu steigen wissen, wenn er auch noch so hoch aufgeführt, und befestigt wird, und mich durch einen Salto mortale in den Ocean des göttlichsten Lebens, das nur in der Liebe ist, stürzen.

N. S. Hier lege ich Ihnen ein Lied, das ich unlängst an die Freundschaft verfertigt habe, bey.

Lied an die Freundschaft.

Du der reinsten Freuden Quelle,
Tochter aus Elisium!
Freundschaft! fließend sanft und helle
In der Menschheit Heiligthum!
Ha! dir sey mein Herz geweiht,
Göttin, für die Ewigkeit.

Nur die edelsten der Seelen —
Die entflammt dein Göttersinn;
Ihnen, wann sich Thoren quälen,
Bist du Freudengeberin.
Stimmst ihr Herz durch Sympathie
Zu der frohsten Harmonie.

Menschenfreundin! Millionen
Knüpft in Eins dein großer Bund;
Menschen von den fernsten Zonen

Auf dem ganzen Erdenrund —
Werden unter sich verwandt,
Brüder durch das Freundschaftsband.

Durch den Sporn der Ehrbegierde
Lenkst du uns zur Tugend hin;
Wirst des Lebens schönste Zierde;
Giebst uns Muth und frohen Sinn;
Leitest uns an Freundes Hand
Uebers Grab zum Vaterland.

Auf dem großen Pracht-Theater
Zeigst du uns den Herrn der Welt,
Gott, als unsern Freund und Vater,
Der das Universum hält:
Nun entzückt uns die Natur;
Jedes Blümchen auf der Flur.

Ueberall strömt unsern Sinnen
Stets verjüngtes Leben zu.
Aus der vollen Schale rinnen
Harmonie und Gottesruh.
Jede Kraft hebt sich empor
In der Freunde Gottes Chor.

Jeder Saft der welken Blüthe
Tränkt unendlich frisches Laub;
Alles, Aushauch ew'ger Güte,
Hebt sich wieder aus dem Staub.
Selbst aus dumpfer Todesgruft
Strömet neue Lebensluft.

Hirt wird Perle jede Zähre,
Die vom Aug' des Dulders rinnt:
Jeder Dorn zum Kranz der Ehre,

Den der Held am Ziel gewinnt.
Wahrer Freundschaft winkt der Lohn
Glänzend an der Gottheit Thron.

Du bedeckest unsre Mängel
Liebevoll mit deinem Flor;
Schwache Menschen werden Engel,
Leih'n sie deiner Stimm' ihr Ohr.
Frühlingsmorgen wird die Nacht,
Wo der Freundschaft Sonne lacht.

Heil dem Jüngling, dessen Feuer
Mäßigt deine Zauberhand;
Dem ein weiser Freund ist theuer,
Ihm vom Himmel zugesandt!
Jüdig jeder schönen That
Wallt er seinen Blumenpfad.

Heil dem Mädchen, dessen Rosen
Nur für Lieb' und Freundschaft blühn;
Dessen Wangen bey'm Liebkosen
Des Verführers schamroth glühn!
O die Liebe wird gewiß
Oeffnen ihr ein Paradies.

Heil auch mir, daß Freundschaft streuet
Blumen auf den Jugendpfad,
Den ich wandle, und erfreuet
Mich mit Trost und weisem Rath.
Himmelskind! in deinem Schoos
Fand ich oft der Engel Loos.

Jedem Heil, der hier gefunden
Einen wohlgeprüften Freund,
Der ihn tröstet in den Stunden,

Da vor Gram sein Auge weint.
G'wiß der peinlichste Verdruß
Stirbt in ächtem Freundschaftskuß.

O ihr Thoren, die ihr fliehet
Diese holde Trösterin:
Menschenfeinde, die ihr ziehet
In Aegyptens Wüsten hin!
Ach! daß ihr der Menschheit flucht,
Heiligkeit bey Tygern sucht!

Streb' vor allem hier auf Erden
Menschenscheuer Selbsttyrann,
Unter Menschen Mensch zu werden;
Dann schließ dich den Engeln an.
Ueberschneller Engeley
Ist nur finst're Schwärmerey.

Achzehnter Brief.

Hier ſchicke ich Ihnen, Herzensmädchen, eine Schachtel voll Trauben, die mir ſo eben der Mann zum Geſchenke gemacht hat, der unlängſt einen gefährlichen Fall gethan und deſſen Wunde ich kurirt habe. Ich habe Ihnen in einem Briefe davon Nachricht gegeben, daß ich zu einem Patienten aufs Land gerufen, die Feder für jetzt aus der Hand legen müßte. Dieſer Mann iſt aus dem Dorfe Traubenheim, und ein armer Winzer. Ich nahm nichts für meine Kur. Aber der gute Mann, voll Dankbarkeit, wollte doch geben, was er hat. Daher brachte er mir dieſe Trauben, die er mir annöthigte. Ich ſagte ihm nämlich, weil ich wußte, daß er ſehr arm iſt, er ſollte dieſe Trauben hier verkaufen; oder wenn ich ſie doch annehmen ſollte, ſo wollte ichs zwar thun, aber unter einer gewiſſen Bedingung. Als ich das ſagte, reichte ich ihm zugleich ein Stück Geld hin, welches eben die Bedingung war, die ich im Sinne hatte. Aber der edle Mann, in rohe Hülle gekleidet, ſagte: „Verwunden Sie mir doch das Herz nicht, nach dem Sie meine Kopfwunde geheilt haben! Traurig würde ich von Ihnen gehen, wenn Sie dieſen kleinen Beweis von Dankbarkeit, von der ich gegen Sie ganz durchdrungen bin,

nicht annehmen, oder wenn Sie dieſe Kleinigkeit nur unter der Bedingung der Bezahlung annehmen, und mir die ganze Laſt der Schuld überlaſſen wollten. Ich weiß nur gar zu wohl, daß ich ein armer Mann, und unfähig bin, Ihre mir geleiſteten Dienſte zu belohnen. Aber, was ich habe, gebe ich mit gutem Herzen. Verſchmähen Sie daher dieſe kleine Gabe nicht, und machen Sie mir meine Armuth durch die Verſchmähung deſſen, was ſie Ihnen zum Opfer bringt, nicht doppelt drückend." Unfähig, dieſen Aeußerungen der edelſten Geſinnungen in einem rohen Buſen zu widerſtehen, nahm ich dieſes, durch Herzensgüte geadelte, mir höchſt ſchätzbare Geſchenk an, in der Abſicht, es ſogleich meiner Adelheid zu überſenden.

Nehmen Sie daher, Theuerſte, dieſe Trauben mit derſelben Herzensgüte, mit der ſie gegeben und angenommen worden ſind, ſelbſt an. O möchten ſie doch ſo ſüß ſeyn, als ich es wünſche! So ſüß, als Sie ſelbſt ſind, meine Einzige! ſo ſüß, als ein Kuß auf Ihre Purpurlippen gedrückt; ſo ſüß, als unſere künftige Verbindung ſeyn wird, die der Gott der Liebe, wenigſtens binnen zwey Jahren, unauflöslich zwiſchen uns knüpfen wird! — O möchte ſie doch ſchon da ſeyn die ſelige Stunde, wo es uns vergönnt ſeyn wird, fern von allen Feſſeln des Zwanges, die uns noch drücken, und der Menge von Anſtößen, womit der Mönchsgeiſt unſern Weg beſetzen wird, die ſüßen Früchte der Liebe zu pflücken, und zu ſchmecken, ſo wie der fleißige Winzer, nach vieler überſtandener Mühe und Arbeit, an einem ſegenreichen Herb-

ſie von der vollträchtigen Rebe die ſüßen Trauben pflückt, und genießet! Möchte ſie da ſeyn die Stunde da ich in Ihre offenen Arme eilend, Ihnen ſagen könnte: Theuerſte! der Kampf iſt nun vollendet; alle Hinderniſſe ſind beſiegt. Ich bin nun ein freyer Mann; entfeſſelt von den Sklavenbanden des Mönchsthums, das mir das Paradies der Liebe unzugänglich zu machen ſtrebte, entbunden von dem eiſernen Joche des Aberglaubens, das meinen freyen Geiſt, wenigſtens in Rückſicht auf den äußeren Zuſtand, auf immer drücken ſollte; entriſſen den Ränken ſataniſcher Menſchen, auf ewig erlöſet aus der Hölle einer unmenſchlichen Heiligkeit! Frey bin ich, durch Selbſtkraft frey, um auf immer für Adelheid zu leben, und durch unauflösliche Bande der Liebe mit ihr verbunden, das unausſprechliche Glück in vollem Maaße zu genießen, das nur der gute, zur Freundſchaft, zum Wohlwollen, und zu allen theilnehmenden Empfindungen geſtimmte, und ſeiner Menſchenbeſtimmung gemäß lebende Menſch ſchmecken kann; — ein Glück, das der Schwärmer in der Kloſterzelle bey allen ſeinen himmliſchen Verzückungen, und Verrückungen, bey allen phantaſtiſchen Erſcheinungen Gottes, und der Seligen nicht von ferne zu ahnen fähig iſt; ein Glück, das noch kein finſteres Mönchsauge geſehen, kein rohes Mönchsohr gehört, und in kein entmenſchtes Mönchsherz je geſtiegen iſt!

O Adelheid, möchte ich doch jetzt ſchon ſo ſprechen können! Wie lange dünket einem Liebenden, der von dem geliebten Gegenſtande noch getrennt iſt, ein

Jahr zu seyn! Und — zwey Jahre, sind diese nicht eine Art von Ewigkeit für ihn? Besonders wenn der Pfad, der zum gewünschten Ziele führen soll, noch mit vielen Dornen besetzt ist, und nur mit tausend Gefahren, und Beschwerden zurückgelegt werden kann! — „Aber ein Blick in die Zukunft, sagen Sie selbst in Ihrem letzten Briefe, — und es ist leicht, das zu ertragen, was uns ohne Hoffnung schwer fallen würde." Sehr schön und wahr gesagt. Ja, Freundin, dieser Blick giebt Muth und Kraft zur Besiegung aller, auch der größten Beschwerden, Hindernisse, und Gefahren; er giebt eine Vorempfindung von allen den Wonnegenüssen, die uns am Ziele beseligen werden, und träufelt dadurch heilenden und stärkenden Balsam in das zerrissene Herz; er macht uns die Blumen der Freuden, die uns hie und da auf unserer beschwerlichen Laufbahn aufsprossen, noch reizender, und erquickender; er eröfnet uns erfrischende Quellen, bey welchen wir uns, ermüdet durch die beschwerliche Reise, niedersetzen, laben, und zur muthigen Fortsetzung derselben stärken können; er läßt uns den Genuß der süßen, und erquickenden Früchte anticipiren, die am Ziele in Fülle reifen, und uns erwarten; er ziehet uns ab von aller unnöthigen Zerstreuung, die uns von der Verfolgung unseres Zieles abhalten könnte, und läßt uns muthigen und festen Schrittes auf der vorgezeichneten Bahn fortwandeln; er macht uns endlich das Glück um so schätzbarer, das Paradies um so paradiesischer, das nur durch den größten Aufwand von

Kraft, und durch den Sieg über unzählige Beschwerden erreicht werden kann.

Endlich kommt er doch der selige Augenblick, da unsere durch so viele Kämpfe, und Opfer einander bewiesene, und bewährte Treue gekrönt werden wird. Und wie wohl wird uns dann seyn, wenn wir zurückblicken werden auf den so mühesam zurückgelegten Weg! Wie wohl, wenn wir in dem erquickenden Schatten der Liebe, an der reinen, nie versiegenden Quelle der Seligkeit, die das Paradies der Liebe gewährt, von allen den Mühseligkeiten, die wir überstanden haben, ausruhen werden! Wie wohl, wenn wir uns bewußt sind, daß wir binnen unserer Prüfungszeit unsere Unschuld bewahrt, nichts gedacht und gethan haben, dessen nicht der Allheilige mit Wohlgefallen hat Zeuge seyn können; daß wir einander bereitwillige, und liebreiche Schutzengel in aller Rücksicht waren! Wie wohl, wenn, nach der wirklichen Vollziehung der heiligsten Verbindung, die es giebt, der Gott der Liebe alle unsere Bestrebungen segnet, unsere Unternehmungen gelingen läßt, und auf dem Altar unserer Herzen stets die heilige Flamme unterhält, die die Liebenden antreibt, einander jede Freude zu verstärken, jedes Leid zu mildern, und, so viel es in ihren Kräften stehet, alle Tage ihres Lebens zu Wonnetagen zu machen, und einen ewigen Frühling, wo nichts, als Fülle der Freude und des Lebens herrscht, zu unterhalten! Wie wohl endlich, wenn der Allgütige, der sich, so zu sagen, von Ewigkeit her ausströmte, am Wesen zu schaffen, die an seiner Seligkeit Theil

nehmen könnten, uns einen Funken ſeiner Schöpferkraft mittheilt, und uns fähig macht, auch Schöpfer anderer, uns ähnlicher Weſen zu werden, die wir zu beglücken haben! — Theuerſte! ein Blick in eine ſolche Zukunft — wie ſollte der uns nicht Rieſenkraft geben, allen Beſchwerden zu trotzen, die ſich auf dem Wege zu unſerm ſo glänzenden Ziel uns entgegen ſetzen? Und iſt ein Glück nicht um ſo ſchätzbarer, je größer die Hinderniſſe waren, die man zur Erreichung deſſelben zu überwinden hatte? Iſt die Frucht nicht ſüßer, von dem Baume gepflückt, den man ſelbſt mit vieler Mühe gepflanzt und gepflegt hat? Schmeckt das Brod nicht beſſer, das man im Schweiſe ſeines Angeſichts verdient hat? Iſt die Ruhe nicht erquickender, nachdem man die Laſt des Tages getragen, und ſich bewußt iſt, daß man ſich derſelben würdig gemacht hat? Und wann iſt der Triumph herrlicher, und entzückender, als nach dem blutigſten, gefahrvollſten Kampf? „Alſo ein Blick in die Zukunft; und es iſt leicht, das zu ertragen, was uns ohne Hoffnung ſchwer fallen würde.“

Zur Gefährtin durch dieß Leben,
Das durch manche Wüſten führt,
Ward die Hoffnung uns gegeben,
Die ihr Haar mit Roſen ziert;
Freundlich ihre Hand uns reichet,
Und wenn wir uns ihr vertrau'n,
Nimmer von der Seite weichet,
Bis wir Edens Hügel ſchau'n.

Dieſe Göttin zeigt die Wege,
Die Genuß und Freud' umblühn,
Macht uns muthig, wenn wir träge
Oft im Schwermuthsthal verziehn;
Lehrt uns nach der Höhe blicken,
Wo die Morgenröth' uns grüßt,
Und ein jedes Veilchen pflücken,
Das auf unſerm Weg entſprießt.

Jeder Hauch aus ihrem Munde
Lispelt Troſt und Zärtlichkeit;
Gütig heilt ſie jede Wunde
Banger Unzufriedenheit.
Rückerinn'rung ſchöner Freuden
Webt an ihrer Schweſterhand
Und umſchlinget Glück und Leiden
Sanft mit einem Blumenband.

Seligkeit rauſcht in dem Schleyer,
Den die weiſe Vorſicht webt,
Wenn im Kampf das Auge freyer
Nach der Zukunft Höhen ſtrebt.
Stärker fühlen unſre Herzen
Der erkämpften Freuden Werth;
Nur zur Hälfte jeden Schmerzen
Dieſer Göttin zugekehrt.

Furchtlos ſpäh'n wir nach der Ferne,
Wo der Hoffnung Sonne harrt;
In der Sturmnacht ſelbſt ſchon Sterne
Schimmern für die Gegenwart.
Dieſer holden Göttin Rechte
Stärket den geſenkten Blick,
Läßt im Florgewand der Nächte
Uns erblicken fernes Glück.

In der Verbindung mit Adelheid werde ich um so glücklicher werden, je weniger mir dieses Loos von der Vorsehung zugedacht schien; je schrecklicher der Abgrund war, dem ich schon zueilte. Ja, schon saß ich, dem Geiste nach, in der Pfaffenhölle, die in meiner zartesten Jugend ihren weiten Rachen gegen mich aufsperrte, und nun meine ganze Persönlichkeit zu verschlingen droht; die ihren Raub nie wieder zurück giebt; wo die Menschheit seufzt, weil sie sich selbst unter die Füße zu treten gezwungen wird; wo man sich durch Gelübde verbindet, Satan zu werden, in dem Wahne, daß man sich nur durch Satans-Charakter zur Gotteswürde erheben könne; wo daher jede Aeußerung der Humanität als das größte Verbrechen angesehen und bestraft wird. Ach! schon gefesselt durch diesen abscheulichen Wahn in dem aufblühenden Frühlinge meines Alters, zertrat ich jeden zarten Keim der Menschlichkeit, und der daraus sprossenden Freuden; gieng vor den reinsten Quellen, die mir auf dem Blumenpfade der Jugend entgegen rauschten, vorüber, um meinen Durst durch die Giftquellen zu stillen, die in dem Pestlande des Mönchs- und Pfaffenthums überall strömen. Aber Freundschaft riß mir die Binde von den Augen, die mir blinde Führer umwunden hatten. Selbst in dieser Hölle fand ich sie, diese holde Göttin, diesen Schutzgeist der Sterblichen. P. Hilarius zu Pfaffenhausen war der Freund, der den ersten Strahl der beseligenden Wahrheit in mein wüstes Herz, in die Schauernacht meines Geistes warf, und mich die Gräuel erblicken ließ, die in diesem Höllen-

himmel herrſchen. Er war's, der mich mit einem Empfehlungsſchreiben an Ihren guten Vater ſchickte, der erſt hellen Tag in mir ſchuf, und — wo ich Adelheid kennen lernte, und durch die heilige Flamme der Liebe in einen ganz neuen Menſchen verwandelt wurde. Nun ſah ich mit Entſetzen den Abgrund, dem ich zueilte; ſah mit einer, meine ganze Seele erſchütternden, Evidenz in dem Paradieſe, das mir Verführer vorgegaukelt hatten, die Hölle, die ſelbſt keinem Satan zu wünſchen iſt; ſah hier die Blüthen hoffnungsvoller Jünglinge und Mädchen langſam dahin welken, und zum Raube eines nie verlöſchenden Feuers werden; ſah die unglücklichen Schlachtopfer immer ſterben, um wieder zu einem verzweifelten Leben zu erwachen; ſah die unzähligen Feſſeln, womit Freyheit, Vernunft und Gewiſſen beſtrickt wird, um die Menſchheit nach Belieben in Staub treten zu können. Dieſe unſeligen Erfahrungen haben mich erſt das Glück der Liebe in ſeinem ganzen Werth ſchätzen gelehrt. Man muß ſelbſt in der Pfaffenhölle geſchmachtet, man muß alle Winkel des ſchauerlichſten Aberglaubens durchkrochen haben, um aller der Seligkeiten, die im Paradieſe der Liebe ſtrömen, im höchſten Grade empfänglich zu werden, und ſie nach Gebühr ſchätzen zu können. Die Vorſehung hat es daher mit mir, und mit Ihnen, Theuerſte, recht gut gemeint. Mit mir, aus den ſchon angezeigten Gründen. Mit Ihnen, inſofern ſie den Mann, den ſie in Ihre Arme führt, erſt wie Gold geläutert, und durch die Hölle ſelbſt belehrt hat, wie ſchätzbar der Himmel iſt, der ihm

Univ. Bibl. München

in dem liebenden Herzen Adelheids bereitet iſt. Sie hätten wohl einen Mann bekommen können, dem ich in verſchiedener Rückſicht nachſtehe; aber einen Mann, der Sie mehr zu ſchätzen wüßte, der Sie zärtlicher liebte, der Ihnen dankbarer für Ihr Wohlwollen wäre, als ich, der würde, verzeihen Sie mir, für Sie nicht zu finden ſeyn. Denn der junge Mann, dem es frey ſteht, zu heirathen, wann und wie er will; der unter tauſenden wählen kann; der nie in dem Fall war, wo er zur ewigen Entbehrung des hohen Glückes, das wahre Liebe gewährt, verdammt zu ſeyn ſchien, der ſieht, wenn ihm auch das beſte Weib zu Theil wird, dieſes Glück für eine ziemlich unbedeutende Sache an. Er glaubt, es es habe ihm zu Theil werden müſſen; er habe tauſend Wege dazu gehabt. Wie kann der Geſundheit gehörig ſchätzen, der nie krank, nie in Gefahr war, dieſelbe auf immer zu verlieren? Man muß alſo den hohen Werth des Glückes, das die Verbindung mit einem guten Mädchen gewährt, in der Schule der Unmenſchlichkeit kennen gelernt haben, um es nach ſeinem ganzen Umfang ſchätzen zu können. In dieſem Falle bin ich. Wie glücklich werden wir alſo werden, Theuerſte! Gewiß ſo glücklich, als es die wenigſten Sterblichen, die in dieſer heiligen, an ſich höchſt ſeligen, aber größten Theils verkannten Verbindung leben, ſind. Ich lege Ihnen wieder ein kleines Lied bey, das ich vor kurzem verfertigt habe, und auf unſere Geſinnung, auf unſer künftiges Glück Beziehung hat. Ich lebe und webe ganz in dieſem Glück; alles, was ich denke, thue, und genieße,

erhält die Form desſelben. Nichts wird die heiligen Bande löſen können, wodurch ich ewig bin — der Ihrige.

Lied an die Philomele.

Wie ſchmelzend iſt, o Philomele,
Dein Lied für meine trunk'ne Seele,
Die dich entzückt belauſcht!
Wohl mir! bey deinem Zauberliede
Verſöhnt ſich ewig mein Gemüthe,
Und wird vor Freud berauſcht.

Wie unſchuldsvoll ſind deine Freuden,
Ganz unvermiſcht von Menſchenleiden!
Wie rein iſt deine Luſt!
Du wohnſt nächſt einem kleinen Bache,
Ganz ſorglos unter grünem Dache,
Kein Schmerz quält deine Bruſt.

Du kenneſt keine wilden Triebe;
Nur Nahrung iſt, und rege Liebe
Dir Sorg' und Luſt zugleich.
Wie ſcherzeſt du in frohen Liedern
Mit deiner Gattin, deinen Brüdern,
Und wiegſt auf ſchlankem Zweig!

Entfernt von allem Sklavenzwange,
Lebſt du ſo ganz nach deinem Hange
In dieſem Wäldchen hier.
Das Mönnchen hört dich, Philomele,
Und denkt mit ſchwermuthsvoller Seele:
„Wärs mir ſo wohl, wie dir!"

Dein Weibchen voll von Mutterſorgen
Sizt brütend ſtets, und wird bis Morgen
Vielleicht ſchon Mutter ſeyn.
Wie wird dein Herz vor Freude wallen,
Wenn deiner Kinder Lied wird hallen
In dieſem Wolluſthain!

O daß der wilde Menſch nicht raube
Aus dieſer ſegenvollen Laube
Die traute, junge Brut!
Kennt er denn keine beß're Freude,
Als die gewährt der Unſchuld Beute,
Und deiner Kinder Blut?

Heil euch, ihr jungen Philomelen!
Entzückt bald liebetrunk'ne Seelen
Auf ihrem Roſenpfad.
Fern ſey von euch, und eures Gleichen
Sturm, Hagel, Geyer, frühe Leichen
— Klauſur und Cölibat —!

Neunzehnter Brief.

Wie sehr freue ich mich, daß Sie mein letzter Brief, wie Sie mich versichern, so sehr erfreut hat! Denn Adelheid zu erfreuen, ist meine höchste Freude. Sie fragen jedoch mit der Miene von Besorgniß, ob das Gefühl der Liebe nicht auch, wie so viele andere Empfindungen, die uns anfangs so viel Seligkeit verheißen, und gewähren, nach und nach abgestumpft, in eine Art von Gleichgültigkeit übergehe. Nein, meine Theuerste, wahre Liebe altert, stirbt nie. Es ist das Schicksal jeder Leidenschaft, daß sie ihr Grab selbst in der vollesten Befriedigung finde. Aber Leidenschaft ist eine von den Fesseln der Vernunftherrschaft losgerissene, heftige Neigung zu irgend einem Gegenstande. Alles, was nicht in der Vernunft gegründet ist, und durch dieselbe geleitet wird, ist vergänglich. Nur die Vernunft, und was ihrer Form unterworfen ist, ist ewig, unveränderlich, unsterblich. Die Liebe aber ist die Vernunft selbst, in ihrer ganzen Fülle, Lebendigkeit und Seligkeit. So wenig die Vernunft, als solche, altern — vergänglich, verächtlich werden kann, so wenig die Liebe. Die Liebe ist lebendiger, als jede Leidenschaft; denn sie hat die Quelle des Lebens in sich selbst; jede Leidenschaft ist ei-

gentlich nur eine, von der Vernunft verirrte, und in Widersprüchen sich verlierende Liebe. Aber wahre Liebe ist auf einen festen, unwandelbaren Punkt koncentrirt, und zerstreuet daher die Fülle ihrer Kraft nicht in unzähligen, einander widersprechenden Richtungen, so daß eine Tendenz durch die andere vermindert, oder gar aufgehoben wird. Nur in sofern sie immer von Einem und demselben Punkte, der die Vernunft selbst ist, ausgehet, und auf denselben zurückgehet, kann sie, der Sonne gleich, ihre Strahlen ins Unendliche verbreiten, und alles rund um sich her beglücken und segnen; kann sie sich ausströmen, ohne selbst etwas von ihrer Fülle zu verlieren, oder arm zu werden durch den Reichthum, den sie nach allen Richtungen hin ausspendet. Den Leidenschaften kommt nur ein erborgtes, kein eigenthümliches Leben zu. Dieses strömt ihnen nur zu aus einem verirrten Ausfluß der Liebe. Jede Leidenschaft ist nichts anders, als die Tendenz des Geistes, sich mit irgend einem Gegenstande auf das Innigste zu verbinden, und so, wie in der Liebe, mit demselben Eins zu werden. Frühe oder spät drängt sich das Gefühl der Unwürdigkeit einer solchen Vermählung, die mit einem Gegenstande auf Kosten des Ewigen, Göttlichen, das in der Vernunft ist, eingegangen wird, das Gefühl der Selbsterniedrigung, Selbstwegwerfung hervor, oder geht gar in deutliche Erkenntniß über. Mit diesem Gefühl, mit dieser Erkenntniß tritt Eckel, Verachtung und Abscheu gegen alles, was man, im Rausche der Leidenschaft noch so heftig geliebt hat, ein. Hier ruft der leidenschaftli-

ihr Thor aus: Eitelkeit über Eitelkeit, und alles ist Eitelkeit! Jede Leidenschaft trägt das Brandmahl der Thorheit und ewigen Verwerfung an der Stirne. Nur insofern der Sklave der Leidenschaft seine Augen verschließt, kann er den Gegenstand derselben umarmen. Aber selbst durch die verschlossenen Augen dringt endlich der siegende Strahl der Wahrheit; selbst die Mitternacht, wohin sich der Thor verkriecht, wird durch die Sonne der alles durchdringenden, und nie gänzlich zu unterdrückenden Vernunft, auf einmal zum Mittag, und stellt den unwürdigen Menschen in seiner ganzen Verächtlichkeit vor sich selbst hin. Aber wahre Liebe ist mit der Vernunft Eins. Je vollkommener die Vernunft in der Liebe sich selbst beleuchtet, desto göttlicher wird sie sich in ihrem Reflex. Gleichgültigkeit, Eckel, und Selbstverachtung kann nur da seyn, wo entweder keine Liebe, oder ausgeartete, verirrte Liebe ist.

Sie haben daher nicht zu befürchten, Theuerste, daß mit den Jahren jene heilige Flamme, die für Sie in meinem Herzen lodert, je abnehme, oder gar verlösche. Nein sie wird (wenn mir Gott ein hohes Alter zu Theil werden läßt) noch unter den Schnee des Greisenalters fort lodern; wird immer stärker, und lebhafter werden. Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß wenn sich Menschen, deren natürlich gutes Herz nicht durch Lasterliebe und Thorheit verkehrt ist, durch die Ehe mit einander verbinden, und durch Klugheit und Vernunft geleitet, dem Zweck dieser heiligen Verbindung zu entsprechen wissen, die reinere Liebe, die die Seele des Wohlwollens

ſich) an Zärtlichkeit, Innigkeit und dem ſüßeſten Seelengenuß immer mit den Jahren zunimmt. Daß ein gewiſſes, mehr körperliches Bedürfniß mit dem höheren Alter abnimmt (welches eine weiſe Einrichtung der Natur iſt, weil die Befriedigung deſſelben bey eintretender Körperſchwäche zerſtörend für Geſundheit und Leben ſeyn würde), läugne ich nicht. Ich habe ſchon öfters das Glück gehabt, Eheleute kennen zu lernen, die in dem höchſten Alter einander ſo unentbehrlich geworden ſind, und gegeneinander eine ſo zärtliche Liebe äußerten, als man kaum bey einem jungen Brautpaar bemerken kann. Gerade in dem Winter des höchſten Alters iſt die erwärmende Sonne der Liebe am wohlthätigſten. Vielleicht haben Sie ſelbſt ein ſo rührendes Schauſpiel nicht ohne Entzücken geſehen. Stirbt ein Theil von einem ſo der innigſten Liebe geweihten Ehepaar, ſo ſehnet ſich der andere Theil nach der beſſern Welt, um nur den verlohrnen Gegenſtand ſeiner Liebe wieder zu finden. Solche getrennte Liebende, ſollten ſie auch achtzig Jahre zählen, empfinden mit dem größten Herzenleid, und gewöhnlich weit lebhafter, als junge Leute, den erlittenen Verluſt; nichts kann ſie mehr auf der Welt beruhigen, weil der einzige Grund ihrer Seelenruhe nicht mehr in dieſer Welt anzutreffen iſt. Je länger alſo tugendhafte, weiſe, gefühlvolle Eheleute zuſammen leben, deſto inniger und zärtlicher wird ihre gegenſeitige Liebe, deſto mehr hängt ihre Glückſeligkeit und Seelenruhe von einander ab. Ihre Herzen ſcheinen ſich immer inniger mit einander

zu verschmelzen. Das bestätigt die allgemeine Erfahrung.

Da Sie mir nun, meine innigst geliebte Adelheid, ein gutes, von Lasterliebe unverdorbenes, und gefühlvolles Herz, und einen durch Vernunft, Klugheit und Einsicht geleiteten Verstand zutrauen; so werden Sie auch an mir die glückliche Erfahrung machen, die schon so viele gute Gattinnen an ihren braven Männern gemacht haben, daß Sie mir mit jedem Jahre schätzbarer, theurer, unentbehrlicher und beglückender werden. Dieses zu erwarten, haben Sie um so mehr Grund, da es ein wesentlicher Zug meines Charakters ist, dasjenige, was ich einmal nach reifer Ueberlegung, nach langer, und bewährter Prüfung als gut und heilsam befunden, und gewählt habe, fest zu halten, und in meiner Gesinnung unverändert zu verbleiben.

Vor einigen Tagen habe ich an meinen Vater einen rührenden Brief, unsere Liebe betreffend, geschrieben; auch sind zugleich die Empfehlungsschreiben des Herrn Hofrath Weise, der hiesigen Akademie (doch hat sich P. Vitulus nicht unterschrieben; er geht, wie ich höre, mit satanischen Projekten schwanger; zu meinem Glück ist er nicht mehr Prorektor; diese Würde begleitet nun Herr Hofrath Weise; der jene Projekte schon zu vernichten wissen wird), und des Stadtraths an meinen Vater zugleich abgeschickt worden. Vielleicht wird bey ihm der Geldgeiz durch den Ehrgeiz für dießmal besiegt. Auch in Rücksicht auf den zu befürchtenden Verlust meines väterlichen Vermögens äußern Sie, Geliebs-

te, Beſorgniſſe, die ich Sie recht ſehr bitten muß, aus Ihrem Herzen zu verbannen. Sie ſcheinen nämlich zu beſorgen, daß der Verluſt von einigen Millionen, die mir nach dem Tode meines Vaters als Erbſchaft zufallen können, mich einſt zur Reue, mit Ihnen eine ewige Verbindung eingegangen zu haben, ſtimmen könnte. Ich kenne den Werth des Reichthums zwar ſehr gut; ich werde daher alles mögliche thun, um die Ausſicht auf die künftige Erbſchaft des Vermögens meines Vaters mir offen zu erhalten. Aber ich weiß auch, daß Reichthum, ſo wie jedes andere Erdengut, nur einen bedingten Werth, d. h. einen ſolchen hat, der dem höchſten Zweck des Menſchen — Tugend und Glückſeligkeit — untergeordnet iſt. Kann Reichthum ſo errungen und behauptet werden, daß er nicht nur der höchſten Beſtimmung des Menſchen nicht nachtheilig iſt, ſondern vielmehr noch als Mittel dazu benützt werden kann, dann iſt es Pflicht des Menſchen, einen Schatz, von dem ein ſo vortreflicher Gebrauch zu machen iſt, und der ſich ihm anbietet, nicht thörigt von ſich zu ſtoßen, ſondern vielmehr mit dankbarem Herzen gegen die Vorſehung zu ergreifen, und der Vernunft gemäß zu benützen. Soll aber Gold und Geld auf Koſten der Menſchenwürde errungen, oder behauptet werden, dann iſt auch der größte Schatz für nichts mehr anzuſehen, als der Staub, über welchen unſer Fuß gleitet. Das iſt meine feſte, unveränderliche Ueberzeugung. Soll ich zu meinem väterlichen Vermögen unter keiner andern Bedingung Hoffnung haben, als daß ich auf Adel

held Verzicht leiſte, o ſo bin ich fähig, daſſelbe wie eine Hand voll Sand von mir zu werfen, und wenn es auch noch ſo viele Millionen betrüge. Auch ohne das Vermögen meines Vaters werden uns immer Quellen genug des wahren Glücks übrig bleiben, aus denen wir immer ſchöpfen können, ohne ſie zu erſchöpfen. Vor eigentlichem Mangel werden wir doch immer gedeckt ſeyn. Ich habe, Gottlob! ſo viel gelernt, daß ich, als praktiſcher Arzt, meine Rolle mit Ehre ſpielen zu können mir zutraue. Der Arzt, der mit hinreichender Kenntniß ein rechtſchaffenes, und menſchenfreundliches Herz verbindet, iſt bey allen Veränderungen, die im Staate oder in der Kirche vorfallen mögen, ein unentbehrliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft. Er ſteht immer in ſeiner ganzen Wichtigkeit da als der Mann, zu dem man ſeine Zuflucht nehmen muß, und gerne nimmt, wenn Geſundheit in Gefahr kömmt. Sind wir nun vor Mangel gedeckt, ſo können wir Ueberfluß leicht entbehren.

Es iſt von äußerſter Wichtigkeit, daß wir unſere Beſtimmung, als vernünftige Weſen, immer feſt im Auge behalten, und nach derſelben alle übrigen Güter ſchätzen. Was macht wohl den Menſchen wahrhaft groß, ehrwürdig und glückſelig? Iſt es Reichthum, Ehre, Anſehen und Macht, Ueberfluß an Mitteln zu ſinnlichen Vergnügungen? O meine Theuerſte! beſtünde in derley Dingen die wahre Würde und Glückſeligkeit des Menſchen, dann hätten freylich die meiſten Urſache, ſich über ihr Loos zu beklagen. Aber zum Glück

iſt die Natur des Menſchen, und die Natur der Dinge ſo eingerichtet, daß der Menſch in jedem Stande, in jeder Lage, wo er ſeine Kräfte benützen kann und will, ſeine Beſtimmung erreichen, ſeine Menſchenwürde behaupten, und wahrhaft glückſelig werden kann. Jene äußeren Güter können zwar, wie ich ſchon bemerkt habe, durch weiſen Gebrauch für den Menſchen Mittel zur höchſten Beſtimmung werden, und daher das Glück deſſelben erhöhen; ſie verdienen daher die Werthſchätzung und das vernünftige Beſtreben des Weiſen. Allein ſie ſind nicht die einzigen, nicht die vorzüglichſten Mittel zur Erreichung des höchſten Zweckes. Vielmehr lehrt die Erfahrung (und es iſt auch in der Natur der Sache gegründet), daß die meiſten Menſchen, die in ſo günſtigen Umſtänden leben, daß ſie leicht jede ſinnliche Begierde befriedigen können, von ihrem wahren Ziele, von der ächten Glückſeligkeit abgeführt werden, wenn ſie nicht gelernt haben, ſich ſelbſt zu beherrſchen, welches, leider, der Fall bey den wenigſten iſt. Das Himmelreich iſt in euch; es kommt nicht von außen mit irdiſcher Pracht, ſagt Jeſus. Das heißt: die wahre, dauerhafte, des Adels unſerer vernünftigen Natur würdige Glückſeligkeit liegt, gleich einem verborgenen Schatze, mehr in uns ſelbſt, in unſern Geſinnungen, Empfindungen und Handlungen, als in äußern Gütern. Um alſo wahrhaft glückſelig zu werden, kommt es mehr darauf an, uns ſelbſt, als die äußern Dinge, zu beherrſchen, und wenn wir von dem wahren Ziele abgeglitten ſind, uns ſelbſt, als die Auf-

senwelt zu verändern; mehr darauf, daß wir so denken, so gesinnt sind, so handeln, als daß wir in solchen und solchen Umständen leben.

Wir werden zwar, wir mögen in einem Stande leben, in welchem wir wollen, auf keine Art hindern können, daß uns nicht manche unvermeidliche Leiden drücken, manche unserer sehnlichsten Wünsche unerfüllt bleiben; aber durch Geduld und Gelassenheit werden wir jenen Vieles von ihrer Bitterkeit zu benehmen, und über die Fehlschlagung der letzteren uns großmüthig hinwegzusetzen wissen, und auf solche Art uns innigst unserer Geisteskraft freuen, wodurch wir im Stande sind, bey jedem Unglücke, bey jedem unangenehmen Vorfalle eine gewisse edle Gleichmüthigkeit zu behaupten. Hingegen werden wir ein ungeheures Heer von Leiden und Schmerzen durch Tugend und Weisheit von uns entfernen, welches Menschen, die sich bey dem Ueberflusse an zeitlichen Gütern, der ihnen zu Theil geworden ist, nicht mäßigen können, sich über den Hals ziehen. Die wahre Größe und Glückseligkeit des Menschen bestehet hauptsächlich in dem rechten Gebrauche der Vernunft, und in der Herrschaft derselben über sinnliche Triebe; in einem gesunden, durch Vernunft geleiteten, und zu den Berufsgeschäften eines jeden hinlänglich ausgebildeten Verstande, und der richtigen Schätzung des Werthes der Dinge; in der sorgfältigen Erhaltung, Uebung, Vervollkommnung unserer Körpers- und Geisteskräfte, so wie es eines jeden Beruf fodert, in der Verminderung unserer erkünstelten Be-

dürfniſſe, und Beſchränkung unſerer unordentlichen Begierden; in einer thätigen und gemeinnützigen Lebensart, und in einem immer regſamen Streben nach höherer Tugend; in einem genügſamen, gegen fremdes Wohl empfindlichen, und bey dem Gefühle ſeines eignen ſittlichen Werthes frohen Herzen; einem Herzen, das vorzüglich der Liebe geweiht, das ganze Univerſum in dem geliebten Gegenſtande umarmt, und allen Reizen der ſchönen Natur immer offen ſteht; und endlich in einem ächt religiöſen Sinne — in dem unerſchütterlichen Vertrauen auf das Eine göttliche Weſen, das der innigſte Geiſt aller Erſcheinungen iſt, und wodurch es ſchlechthin nothwendig wird, daß jede ſcheinbare Disharmonie an ſich nichts, als abſolute Harmonie iſt, und ſelbſt in der Erſcheinungswelt in Harmonie übergehet.

Wenn nun vielmehr in dieſen inneren Geiſteseigenſchaften, die ſich ein jeder erwerben kann, als in äußeren Glücksgütern und in glänzenden Ehrenzeichen die wahre Würde und Glückſeligkeit des Menſchen beſteht, wie es wirklich keinem Zweifel unterworfen iſt; ſo iſt auch der Zugang zu ihrem Beſitz und Genuſſe keinem Menſchen ſchlechthin verſchloſſen, in welchem Stande er immer leben mag. Und uns ſollte derſelbe in unſerer künftigen Verbindung verſchloſſen ſeyn? Adelheid müßte nicht Adelheid, Hermann nicht Hermann ſeyn, wenn dieß auch nur denkbar wäre. Oder wird vielleicht unſere Glückſeligkeit dadurch geſtört werden, daß wir durch Arbeit unſer Brod werden verdienen müſſen, ſtatt daß wir, bey dem Beſitze von einigen Millio-

nen, die Hände ruhig in den Schoos legen könnten? Adelheid und Hermann verabscheuen jede Art von Glückseligkeit, die aus den faulen Sümpfen des Müssiggangs fließen sollen. Beyde wissen, daß Arbeit und Thätigkeit, durch Verstand, Klugheit, Mäßigung und Ordnung geleitet, so wenig ein Uebel ist, daß sie vielmehr ein nothwendiges, und dringendes Bedürfniß unserer Natur ist, dessen Befriedigung nothwendig Vergnügen gewährt; ja daß sie die reinste Quelle der Tugend und Glückseligkeit ist. Nebstdem daß vernünftige Thätigkeit und Arbeitsamkeit die Gesundheit des Geistes unterhält, indem sie tausend Begierden, die den Menschen zu Thorheiten hinreißen, den Zugang versperrt, ist sie auch selbst die Quelle der körperlichen Gesundheit, insofern nämlich die Kräfte nicht überspannt, sondern auf eine harmonische Art in ihrer Wirksamkeit unterhalten werden. Und ist die Gesundheit des Körpers nicht das erste, und größte unter allen zeitlichen Gütern? Ist sie nicht in Rücksicht auf das Aeußere der Grund und die Bedingung eines frohen Lebensgenusses, so wie die Gesundheit des Geistes das innere Princip der Glückseligkeit ist? Sind ohne sie nicht alle Glücksgüter, und Freuden des Lebens, die von außen kommen, ungenießbar? Wird durch sie nicht jede Last erleichtert, jede Bitterkeit versüßt, jedes noch so unbedeutende Vergnügen verstärkt und vervielfältiget? Welch ein froher Muth, welche Munterkeit belebt im Besitz eines gesunden Körpers den Menschen, den der Geist einer gemeinnützigen Thätigkeit belebt, bey den schwersten Arbeiten!

Wie gut ſchmeckt ihm das einfachſte Mahl, das Arbeit, Geſundheit und Hunger gewürzt haben! Wie ſüß und erquickend iſt ſein Schlaf! Wie angenehm iſt für ihn das Gefühl der Ruhe und der Erhohlung nach der Arbeit! Wie entzückend ſind für ihn die geſellſchaftlichen Ergötzlichkeiten, die, weil ſie durch den ſeltenen Genuß alle ihre Reize für ſein der Freude offenes Herz behalten, in einem einzigen Tage, oft in einer einzigen Stunde ihn aller Müheſeligkeiten vergeſſen laſſen, indem der Genuß des ſinnlichen Vergnügens deſto ſchmackhafter und ſüßer iſt, je ſeltener es gekoſtet wird! Und wie viel gewinnt nicht jede kleine Freude durch das Bewußtſeyn, daß man ſie durch ſeine Arbeit verdient, und ſich ſelbſt erworben hat!

Denken Sie ſich, Theuerſte, einen guten Landmann, von dem man vorzüglich ſagen kann, daß er im Schweiſe ſeines Angeſichts ſein Brod verdient, oder beobachten Sie vielmehr denſelben, ſo wie er ſich in der wirklichen Erfahrung zeigt, und ſehen Sie zu, ob er nicht bey aller ſeiner Müheſeligkeit ein glücklicher Menſch iſt! Wenn er in einem Zuſtande, wo er ſo viel hat, als er zu ſeinem Lebensunterhalt bey ordentlicher Benützung ſeiner Kräfte braucht, noch ſo glücklich iſt, daß ihm Gott eine ihm ganz gleichgeſtimmte Gattin in ſeine offnen Arme führt; wenn er ſich durch die unauflöslichſten Bande der innigſten Freundſchaft und Liebe mit einer liebenswürdigen Gefährtin ſeines Lebens vereinigt fühlet; wenn durch die ſeligſte Harmonie der Herzen in ihm jede Freude verſtärkt, und jeder Schmerz gelindert wird;

wenn er die ersten süßen Früchte der ehelichen Liebe schmecket, das erstemal den kleinen Engel erblickt, dessen Vater er ist; wenn er sieht, wie derselbe ihm das erstemal zulächelt, seine kleinen Hände nach ihm ausstreckt, und — den süßen Vaternamen stammelt: finden Sie einen solchen Menschen bey aller Arbeit, der er sich unterziehet, nicht glücklich? — Und wenn er, nachdem er sein Tagewerk im Schweiße seines Angesichtes vollbracht hat, vom Felde matt und müde nach Hause schwankt, und sieht, wie ihm seine kleinen Kinder schon von Ferne entgegen eilen, ihre Freude über seine Ankunft bezeugen, und ihm dann durch ihr munteres Wesen im Hause allerley Kurzweilen machen; wenn er die freundliche Miene, das sanfte Lächeln seiner Gattin, und ihre sorgfältige Geschäftigkeit, ihn zu erquicken, erblicket, und da im Schooße einer theuren Familie und des häuslichen Glückes süßere Ruhe und Erquickung findet, als der müde Wanderer an einer erfrischenden Quelle: schlägt da sein Herz nicht laut, wird er seines Lebens nicht froh? Wenn ferner durch die Liebe zu seiner Gattin und den Seinigen der edle Keim der allgemeinen Menschenliebe in ihm geweckt, entwickelt, genährt, und befruchtet wird; wenn er gleichsam aus sich selbst und aus dem engen Bezirke seines Hauses heraustritt, mit eben dem Eifer das Glück seiner übrigen Mitmenschen zu befördern strebt, als er bisher für seine und der Seinigen Wohlfahrt sorgte; wenn er es fühlt, daß er in den Seinigen die ganze Menschheit umarmt, und die ganze Würde, Menschenfreund zu seyn, aus

eigner Erfahrung kennen lernt: ergreift ihn da nicht eine Art von himmlischer Wonne? Und was in der Welt kann ihm die tausendfältigen, und immer in neuen Reizen erscheinenden Freuden des häuslichen Lebens rauben, wenn er vernünftig, gut und klug ist? Ist wohl ein Zeitpunkt, eine Lage, ein Unglück denkbar, wo er sie nicht mehr oder weniger genießen kann, wo sie ihm nicht Trost und heilenden Balsam darreichten?

Und werden nicht diese Quellen des häuslichen Glückes für uns in vollem Maaße strömen, da wir uns durch eine besondere Geistesbildung derselben höchst empfänglich gemacht haben? Verbinden Sie nun mit dem häuslichen Glücke noch die göttlichen Freuden der Tugend, denen wir in aller Rücksicht aus allen Kräften für immer nachstreben wollen, die Freuden der zärtlichen und Liebevollen Theilnehmung an den Schicksalen unserer Mitmenschen, die Freuden des wirklichen Beglückens und Wohlthuns, wozu in der Sphäre des praktischen Arztes immer Veranlassung und Aufforderung ist, die Freuden eines guten, völlig beruhigten Gewissens, die Freuden, die aus dem Bewußtseyn so mancher schwerer, für Wahrheit und Tugend mit Heldenmuth gefochtenen Kämpfe, behaupteter Selbstbeherrschung und Menschenwürde entspringen, die Freuden der schönen Natur, und der wahren Religiösität — und dann sagen Sie sich selbst, Theuerste, ob wir die Millionen meines Vaters schlechthin bedürfen, um glückselig zu seyn; ob wir nicht vielmehr auch ohne dieselben höchst glückliche Menschen werden können?

Wir wollen daher die Menſchen, die einen Ueberfluß von zeitlichen Gütern haben, nicht beneiden, noch glauben, daß wir ohne dieſelben nicht glücklich ſeyn können. Denn entweder ſind dergleichen Menſchen tugendhaft, oder nicht. Sind ſie tugendhaft, ſo ſind es nicht ſowohl ihre zeitlichen Güter, Ehrenſtellen, Reichthümer, glänzende Vorzüge, als vielmehr ihre guten Geſinnungen, durch Handlungen ausgedrückt, die ſie ehrwürdig und glücklich machen. Sie verdienen bey den weit ſtärkeren und mannigfaltigeren Reizen zum Böſen mit Recht weit größere Achtung, als der Menſch von gemeinem Stande, der mit den gemeinen Lebensbedürfniſſen immer zu kämpfen gezwungen, weit wenigeren Verſuchungen zum Böſen ausgeſetzt iſt. Der Grad der ſittlichen Kraft iſt, wie es bey jeder Kraft der Fall iſt, nach der Größe der Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu berechnen, die ſie zu überwinden hat. Die guten und edlen Menſchen aus den höheren Ständen verdienen alſo nebſt den Ehrenbezeugungen, die man ihrem äußeren Range ſchuldig iſt, noch die innigſte Achtung und Verehrung. Ihre Tugend bekommt durch ihre äußere Würde noch einen höheren Glanz. Sind aber derzleichen, durch das Glück vorzüglich begünſtigte, Menſchen Sklaven der Sinnlichkeit: ſo verdienen ſie vielmehr unſer Mitleid, als unſern Neid; weil ſie in der That bey allem äußeren Glanze, bey allem Ueberfluß an Mitteln zu ſinnlichen Vergnügen, bey dem berauſchendſten Sinnengenuß die elendeſten Menſchen ſind, und ſeyn müſſen.

O meine Theuerſte! mißgönnen wir alſo den glän-

genden Thoren und Laſterfreunden, die ihren höchſten Werth, ihre höchſte Glückſeligkeit in einem ununterbrochenen Sinnengenuß, Reichthümern, Ehren, Macht und irdiſcher Hoheit ſuchen, und daher auf diejenigen, denen dieſe Blendwerke fehlen, mit verächtlichem Blick herabſehen — mißgönnen wir ihnen ihr, dem Scheine nach, beſſeres Loos nicht. Laſſen wir ihnen ihre prahleriſchen Schilde der Ehrenzeichen, die ſie überall aushängen, in der Abſicht, um andere Menſchen ihre Verachtung fühlen zu laſſen, und dadurch den Mangel an wahrer Ehre und Würde zu erſetzen, oder zu decken; ihre zahlreichen Scharen von kriechenden Schmeichlern, deren ſie bedürfen, weil ihnen weder ihr eignes Herz, noch ein rechtlicher Menſch Beyfall geben kann. Laſſen wir ihnen ihre Schätze, bey denen ihr Geiſt arm bleibt, ihre fröhlichen Tage, die ſich auf einander fortdrängen, und doch alle Freude vergällen; ihre tändelnden Zeitvertreibe, die ihr Gemüth nur mit Leerheit und langer Weile foltern; ihre tauſendfältigen Sinnesergötzungen, die ſie immer durch den Zuſatz neuer erkünſtelter Reize, durch die mannigfaltigſte Miſchung und Abwechſelung anziehend und ſchmackhaft zu machen ſuchen, um ihre erſchlafften Kräfte und geſättigten Begierden aufs neue zu wecken, und ihnen gleichſam einen Stoß zum Leben zu geben, aber eben dadurch allen Sinn zum wahren Freudengenuß tödten. Laſſen wir ihnen ihre unzähligen, erkünſtelten Bedürfniſſen, durch deren Befriedigung ſie ein ungeheueres Heer von tyranniſchen, nie zu ſtillenden Begierden, von Schmerzen und Krankheiten erwecken; ihre ſchwelgeri-

ſchen Gaſtmähler, wodurch ſie ſich nur Eckel und Ueberdruß bereiten; ihr unſeliges Vermögen, jeder aufſteigenden, thörichten Begierde zu frohnen, und ſich alles, was nur die Sinne gelüſtet, zu verſchaffen; kurz, laſſen wir ihnen ihren ſchäumenden Giftbecher der Wolluſt, ihr ganzes glänzendes Elend. Wir wollen uns feſt an den Grundſatz halten, daß nur derjenige wahrhaft groß, ehrwürdig und glückſelig ſeyn kann, der der Tugend huldigt; der im Schooſe der Liebe ſeine Kräfte zum Beſten der Menſchheit benützt.

Wie glücklich ſelbſt in einer irdiſchen Hölle der weiſe Tugendfreund ſeyn könne, davon mag Sie beyliegendes Lied, das unlängſt der P. Hilarius an ſeine Zelle gemacht, und mir zugeſchickt hat, überzeugen. Sie im Geiſte umarmend, und zum voraus unſer ganzes künftiges Glück ſchmeckend, will ich meinen Brief mit dieſem Liede ſchließen.

Lied an die Zelle.

Hier in dieſer kleinen Zelle
Strömet eine Freudenquelle
Rein und unverſiegbar mir.
Suchet Thoren, euern Himmel
In dem wilden Weltgetümmel:
Seht ich finde meinen hier.

Um mich herrſchet ſanfte Stille;
Nur in der Empfindung Fülle
Sing' und ſpiel' ich am Klavier.
Suchet außer euch Vergnügen,
Schlürft es ein mit vollen Zügen:
Seht, ich find' es — ſelbſt in mir.

Sorglos, frey, und ungebunden
Schlüpfen mir dahin die Stunden
Durch Studiren und Lektür'.
Sucht in Stillung wilder Triebe
Unterhaltung Tagediebe:
Seht, ich finde meine hier.

Mich ergötzet, wenn mir länger
Wird die Zeit, mein Wipfelsänger,
Singt und scherzt so froh mit mir.
Euer wollustrunk'nes Herze
Eckelt es der Unschuldscherze:
Solche Scherze sind' ich hier.

Stille Weisheit, Tugendliebe
Dämpfen alle Lastertriebe,
Schließen Gram der Seele Thür.
Sie nur geben wahre Freuden,
Unvergällt von Bitterkeiten:
Solche Freuden sind' ich hier.

Auch in meinem Mönchsgewande
Laben mich der Freundschaft Bande,
Sind mir schätzbar nach Gebühr.
Freunde, die nach Weisheit geizen,
Offen jeden Tugendreizen:
Solche Freunde sind' ich hier.

Geiselstreiche, Bonzenfasten
Ueberlaß' ich den Phantasten,
Wähle Mäßigkeit dafür.
Jedes Blümchen will ich pflücken,
Das die Tugend kann beglücken:
Solche Blümchen sind' ich hier.

Der Gedanke, daß ein Leben
Ohne End' mir Gott wird geben,
Macht mir süße jede Müh.
Sonst wär' alles auf der Erde,
Nichts, als Mißlaut und Beschwerde:
So ist alles Harmonie.

Zwanzigster Brief.

Ich danke Ihnen recht herzlich, meine Theuerſte, für den neuen Beweis Ihrer Aufrichtigkeit, indem Sie mir wieder eine Beſorgniß eröffneten, die von Bedeutenheit iſt, und viel Grund zu haben ſcheint. Hätten Sie mir dieſe geheime Wunde Ihres Herzens nicht eröffnet, wie könnte ich ſie heilen? Sie hätte vermuthlich immer weiter um ſich gefreſſen, Ihnen jede Freude in Betreff unſerer künftigen Verbindung geraubt, und noch dazu große Qualen verurſacht. Und zu dieſem Leiden hätte ich die Veranlaſſung gegeben — ich meiner theuerſten Adelheid! Ach! wie unglücklich würde ich ſelbſt ſeyn, wenn ich auch wider meine Schuld mir bewußt wäre, daß ich Ihnen einige Veranlaſſung zur Betrübniß gegeben hätte! Dank Ihnen alſo, meine Einzige, herzlicher Dank für Ihre Aufrichtigkeit! Welche Beruhigung wird mirs ſeyn, wenn mirs gelingt, Sie vollkommen zu beruhigen, und wenn Sie mich deſſen verſichern!

„Werden Ihre Feinde Sie nicht bis in Adelheids Arme verfolgen, durch immer fortgeſetzte Kränkungen allmählich Ihren Muth ſchwächen, und Sie endlich zu einem unglücklichen Manne wenigſtens inſofern machen, daß ſie Ihnen die Zufriedenheit mit Ihrem Looſe rau-

ben?" schreiben Sie mir in Ihrem letzten Briefe. Daß meine Feinde, auch nachdem ich schon in dem glücklichen Besitz Adelheids bin, ihre Verfolgungsplane nicht aufgeben werden, davon bin ich vollkommen überzeugt. Denn das beleidigte Pfaffen- und Mönchsthum ist schlechthin unversöhnlich. Aber es wird ihnen nie gelingen, mir auch nur einen Augenblick die Zufriedenheit mit dem Loose, das ich selbst gewählt habe, zu rauben. Das kann ich Sie auf das heiligste versichern. Ich werde über die Schlangengänge ihrer Verfolgungssucht nur lachen.

Würde ich dieses nicht mit der höchsten Zuverlässigkeit sagen können; würde ich selbst nur von Ferne zu besorgen Ursache haben, daß das dumme Lärmen, oder die geheim angelegten Plane, mir zu schaden, von Seiten meiner Feinde, wenn ich einmal in Ihren Armen bin, nur den geringsten Eindruck auf mich machen, und mich im geringsten beunruhigen könnten: so würde ich nie den Entschluß gefaßt haben, den mir schon zugeworfenen Fesseln des Mönchs- und Pfaffenthums mich zu entreissen, und mich mit Adelheid zu verbinden. Und wenn ich doch diesen Entschluß im Rausche der Leidenschaft gefaßt hätte, so würde ich denselben in dem ersten Augenblicke der Nüchternheit, und der kaltblütigen Ueberlegung wieder zurück nehmen; ja ich wäre fähig, mich lieber selbst zu dem größten Elende zu verdammen, und mich von den Armen Adelheids loszureissen, um sie nicht der gewissen Gefahr auszusetzen,

ſich wegen meiner Betrübniß zu betrüben. O meine Theuerſte! ich eile nicht zu Ihnen, um in Ihren Armen auf einige Augenblicke die Leiden zu vergeſſen, die ich von meinen Verfolgern zu befürchten habe, und dann an Ihnen eine Theilnehmerin an meinem Elende zu finden. Nein, wüßte ich nicht gewiß, daß ich Muth und Kraft genug hätte, um alles, was ich ſeyn und werden könnte, zu vergeſſen, die ganz vergeblichen Angriffe meiner Feinde zu verachten, und durch die innigſte Verbindung mit Ihnen für immer und vollkommen glücklich zu werden, ſo würde ich Ihnen mit eben der Aufrichtigkeit, mit welcher Sie mir Ihre Beſorgniſſe eröffnet haben, auch meine Schwachheit geſtehen, und mich lieber entſchließen, für mich allein mein Leben hinzukümmern, als Adelheid in mein Unglück mit zu verwickeln, und ihr ſanftes Auge mit Kummerthränen zu erfüllen. Ich würde Ihnen in dieſem Augenblicke ſagen: Adelheid! ich liebe Sie zwar mehr als alles, was ich auf der Welt kenne: aber fliehen Sie mich, Herzensmädchen! fliehen Sie mich auf immer! Sie verdienen an der Hand eines glücklichen Mannes ſo glücklich zu werden, als nur immer ein tugendhaftes, liebevolles und mit allen Grazien weiblicher Schönheit ausgeſchmücktes Weib werden kann. Ich aber bin ein Elender, der ſeinem Elende nicht entgehen kann, dem ſich daſſelbe gleich einer Schlange in feſten Ringen um Hals und Leib gewunden hat, und der Sie daher durch die eheliche Verbindung ſelbſt der gewiſſen Gefahr ausſetzen würde, durch giftige und tödliche Biſſe verwundet zu werden.

Fliehen Sie mich, als einen Mann, der Sie nur unglücklich machen kann, und der um so unglücklicher werden würde, wenn er sich bewußt wäre, Sie unglücklich gemacht zu haben. So würde ich sprechen.

Aber da ich meine Kräfte hinreichend kennen gelernt habe; da ich aus Erfahrung weiß, wie wenig mich das Gekneife dummer und abergläubischer Menschen affizirt, sobald ich weiß, daß sie weiter nichts thun können, als kneifen; da ich mich in dieser Art von edler Gleichgültigkeit seit der Zeit, als ich auf vernünftige Grundsätze gekommen bin, geübt, und mein Herz gegen alles, was meine Feinde wegen meiner Verbindung mit Ihnen thun mögen, gestählt habe; da ich endlich mit Zuverläßigkeit alle ihre Schurkenstreiche voraussehe: so kann ich Ihnen mit der größten Zuverläßigkeit, die unter Menschen nur immer möglich ist, mit einer Zuverläßigkeit, die sich auf mein eignes Bewußtseyn gründet, sagen, daß es meinen Feinden nie gelingen kann, mir in Ihrem theuern Umgang auch nur einen mißvergnügten Augenblick zu verursachen. Vielmehr werde ich um so glücklicher seyn: jeder Kuß, auf Ihre Purpurlippen aufgedrückt, wird um so süßer, jede Umarmung um so bezaubernder seyn, je mehr meine Feinde dazwischen bellen, weil dieses Bellen mich nur erinnern wird an die unseligen Bande, womit mich das Mönchsthum auf ewig festhalten wollte, und die ich zerriß, und an die göttliche Freyheit, die mir in der Verbindung mit Ihnen zu Theil werden wird. Der unmenschliche Charakter der Pfaffen, ihre Verfolgungssucht, ihre voreilige Scha-

denfreude, die ſich immer getäuſcht finden, und gleich verbannten Furien vergebens toben wird, werden mir die Ruhe in Adelheids Umgange um ſo ſüßer und erquickender, und die Engelgüte ihres Herzens um ſo ſchätzbarer machen. Das Licht ſticht nur durch entgegenſtehende Schatten, und Finſterniſſe hervor; man wird ſich des Lebens um ſo froher bewußt an der Gränze des Todes; man fühlt ſich um ſo glücklicher in der Nachbarſchaft des Elendes.

Süß iſt's, anderer Kampf mit Wogen, und ſtürmender Meerfluth
Sicher vom Strande zu ſchau'n, nicht etwa, weil es erfreuet,
Augenzeuge zu ſeyn von fremder Kümmerniß, ſondern
Weil das Gefühl, daß uns ſie nicht treffe, dem Herzen ſo wohl däucht.
Aber das Süßeſte iſt, zu dienen im Tempel der Weisheit
An dem lichten Altar, geſchützt vor wüthigen Prieſtern,
Dort auf den Pöbel herab zu lächeln, der mönchiſch umher irrt,
Und in düſterer Nacht aufſucht die Pfade des Lebens,
Nach dem Lorbeer von Rom, und heiligen Titeln daher ſtürmt,
Und ſich Tag und Nacht abmüht in ewiger Arbeit,
Um als heiliger Thor einſt hoch zu ſitzen im Himmel.

Was können Menschen, vor der ganzen vernünftigen Welt gebrandmarkt, gegen einen Mann ausrichten, der ausgerüstet mit unerschütterlichem Muthe, gestützt auf Vernunft, gesichert durch Philosophie, beglückt im Arm der Liebe, noch dazu die Achtung, Liebe und den Schutz des ganzen Publikums, in dessen Kreise er lebt, in vollem Maaße genießet? Das Mönchsthum wird selbst in den Augen des Pöbels immer verächtlicher; und ich besorge nicht sowohl, daß mir dasselbe je in meinem Wirkungskreise wird *schaden können, als vielmehr* daß die Verachtung, dem Geist der Pöbelhaftigkeit gemäß, selbst die Religion überhaupt, und auch die würdigsten Religionslehrer treffen wird. Lange bethet der Pöbel alle Thorheiten, welche die Mönche theils aus krasser Unwissenheit, theils aus schändlichem Eigennutz verbreiten, mit Enthusiasmus an. Das ermuntert die Mönche, den Unsinn immer weiter zu treiben. Aber mit der höchsten Stufe des Aberglaubens ist zugleich sein Sturz verbunden. In unsern Tagen kann der Mann, von philosophischem Geiste beseelt, ganz ruhig über die kraftlosen Machinationen des Mönchsthumes hinweg sehen. Der jüngste Tag desselben ist sehr nahe. Gerade die rasenden Versuche der Mönche und Pfaffen, ihr altes Ansehen wieder zu erlangen, wird ihren Untergang beschleunigen. Die Vernunft ist nun unter den meisten Menschen erwacht. Vor den Augen der Vernunft kann sich dieses Satansgeschlecht nicht halten. Nur wo die Vernunft schlummert, gelingt es demselben, von allen Seiten aus der Hölle emp-

zu ſteigen, und Verderben über die Menſchheit zu verbreiten.

Philoſophie iſt Licht und Schutz der Menſchenwürde;
Sie zeuget Freyheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz zu Gott, von dem ſie ſtammt;
Erleichtert menſchenfreundlich jede Bürde
Des Lebens; iſt ein Quell in dürren Wüſteney'n;
Ein Leuchtthurm, deſſen ſanfter Schein
Das Schiffchen wahrt, daß es nicht ſtrande.
Entweichet ſie aus einem Lande:
Dann läßt der Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blitzen;
Dann wird die Zuflucht der Vernunft — ein Sarg;
Dann ſchleichet im tartüffiſchen Gewande
Der Bonze frech von Haus zu Haus,
Und bringt in die Geſchlechter Zwiſt und Schande,
Und ſaugt das Mark des Landes aus;
Dann ſchließen Geld und Büßungen die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreit vom Kropf, vom Stein und Zipperlein;
Dann bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrey; —
Den Jüngling treibet Schwärmerey,
Daß er, durch Furcht verführt, in Mauern ſich einſperre.
Tod liegt der Acker, eine Wüſteney;
Die Wiſſenſchaft wird Barbarey,
Und die Religion — Geplärre.
Dann werden Bürger einer halben Erde
Von ihrem väterlichen Heerde,
Von ihren Tempeln weggeſchreckt,
Theils wie des Waldes Thier erſchlagen,
Theils von dem Peſthauch angeſteckt,
Theils wird die ſchrecklichſte der Plagen,

Die Sklaverey auf sie gebracht.
Dann wird des Christen Ruhm, womit sich Pfaffen brüsten,
Zum Fluch der halben Welt gemacht.
Zuletzt spricht selbst der Pöbel Hohn
Des Mönchs- und Pfaffenthums sonst hochgeehrten Büsten,
Ja selbst der heiligsten Religion.

Ich habe unlängst in eines Freundes Stammbuch folgende Verse geschrieben, die nun, wie ich höre, dem P. Vitulus — ich weiß nicht, wie — in die Hände gefallen seyn sollen, und worauf er, wie mich ebenfalls ein Freund versichert, einen Ketzerproceß wider mich gründen will.

Der Mann von freyem Geist verlacht der Schwärmer Zunft,
Er glaubt, und denkt, und handelt immer nach Vernunft.
Nur ächter Christuslehre beugt er stets das Knie;
Sie ist ja nicht gestempelte Theologie.

Die Göttliche! sie haßt die Geistessklaverey,
Die Augsburg, Dordrecht, Rom mit wüthendem Geschrey
Beschlossen. Nein, sie bringt uns Wahrheit, Freiheit, Licht;
Zerschmettert jedes Joch, nur das der Tugend nicht.

Werd' immer besser, glaub', daß du unsterblich bist,
Daß Gott dein Vater, Richter und Vergelter ist.
Das sind des weisen Christen Hauptmysterien:
Was nützen Räthsel ihm, die er nie kann verstehn?

P. Vitulus soll höchst erfreut seyn, daß er hinter diese Verse gekommen ist, und gesagt haben, dieses einzige Dokument des Unglaubens sey ihm schon hinreichend, mich ganz gewiß ins Verderben zu stürzen. Ich kann über diese satanische Hoffnung, die er sich macht, nur lachen. Er ist bereits selbst dem Pöbel so verächtlich, und gehäßig, daß er alle Ursache hat, selbst auf seiner Hut zu seyn. Als es nämlich unlängst bekannt wurde, daß er an einem schwarzen Plan, mich durch einen Ketzerprozeß ins Verderben zu stürzen, brüte, wurde alles so wider ihn aufgebracht, daß über tausend Personen, theils Bürger, theils Studenten sich zusammen rotteten, auf sein Quartier zustürmten, und unter tausend Flüchen über ihn, und seines Gleichen, und mit der laut ausgesprochenen Drohung, ihn in Stücke zu hauen, in dasselbe einbrachen. Es glückte dem P. Vitulus durch ein Hinterthürchen noch zur rechten Zeit zu entwischen. Der empörte Haufe suchte alle Schlupfwinkel des Hauses aus. Und da er den P. Vitulus nicht fand, zerschlug und verdarb er nicht nur alles, was ihm gehörte, sondern verschwur sich auch, denselben außer dem Hause aufzusuchen, und nicht zu ruhen, als bis er ihn gefunden, und seiner wüthigen Verfolgungssucht gegen die besten Menschen ein Ende gemacht hätte. Ich gieng so eben über die Strasse wo das Quartier des P. Vitulus ist, um einen Patienten zu besuchen, als der Haufe tobend aus dem Hause stürmte, um den unglücklichen Schwärmer anderwärts aufzusuchen. Ich näherte mich dem Haufen, und fragte,

was das zu bedeuten habe. Man sagte mir denn, daß man mich an dem P. Vitulus, der mit einem Ketzerproceß wider mich schwanger gienge, auf eine Art zu rächen entschlossen sey, daß jedem Ketzerjäger die Lust, etwas Aehnliches zu unternehmen, für die Zukunft vergehen sollte. Ich bat den Haufen recht dringend, ruhig zu seyn, und stellte ihm vor, theils daß die Machinationen des P. Vitulus ganz vergeblich seyn würden, theils daß er wegen seiner Stupidität Vergebung verdiente, indem er in der That nicht wüßte, was er dächte, und thun wollte. „Er hat doch Verstand, hieß es, zu anderer Menschen Verderben. Und hat er keinen Verstand zum Besten der Menschheit, so wollen wir ihn schon zu Verstande bringen. Will er Satan seyn, so soll er zum Satan fahren, und nicht ferner die Ruhe guter Menschen stören."

Als ich merkte, daß ich durch keine Vorstellungen etwas ausrichten könnte, zeigte ich den Vorfall dem Herrn Stadtkommandanten, und dem Oberbürgermeister, wie auch Herrn Hofrath Weise, als dermaligem Prorektor, an. Es wurde Militär geschickt; allein der Haufe, der sich mitlerweile noch sehr ansehnlich vermehrt hatte, schien entschlossen zu seyn, sich von der Verfolgung seiner Prise auf kein Art abhalten zu lassen. Der Haufe bestürmte so eben das Haus einer berühmten Bethschwester, die mit P. Vitulus auf dem vertrautesten Fuße lebte, so daß es schon einigemal von Studenten war bemerkt worden, wie er mit ihr auf das andächtigste den Rosenkranz — im Bette bethete. Es

würde dem Haufen verrathen, daß P. Vitulus durch eine Nebenthüre in dieſes Haus geſchlüpft ſey. Die Werthſchweſter läugnete, daß er zu ihr gekommen ſey. Das ausgeſchickte Militär war bloß 30 Mann ſtark; und da es keinen Befehl hatte, Gewalt zu brauchen, ſo kehrte ſich der Haufe nichts an ſeine Gegenwart. Herr Hofrath Weiſe, bey dem ich mich aufhielt, und dem der Pedell der Akademie die Nachricht brachte, daß die Studenten, welche unter dieſem ſtürmiſchen Haufen ſich befänden, und die nun ſehr zahlreich wären, ſo daß ſie ſich bis auf 500 beliefen, auf den Befehl, den er ihnen von Seiten Ihro Magnificenz zugebracht hätte, nicht zu achten ſchienen — Herr Hofrath Weiſe entſchloß ſich, ſelbſt zu dem Haufen zu gehen, um zu verſuchen, ob er durch das Anſehen, daß er ſowohl bey den Studenten, als bey der Bürgerſchaft hätte, die Ruhe herſtellen könnte. Ich bat ihn, mir zu erlauben, daß ich ihn begleitete; welches er ſehr gerne erlaubte, weil er auch von meiner Gegenwart, eine wohlthätige Wirkung hoffte. Als wir an das Haus der Beth- und Bettſchweſter des P. Vitulus kamen, hatte der Haufe gerade die Thür eingeſprengt, und ſtürmte nun wüthend in das Haus ein. Herr Weiſe redete den Haufen auf folgende Art an: „Meine Herren! Sie haben mir ſchon die mannigfaltigſten Beweiſe Ihrer Achtung, Liebe und Freundſchaft gegeben. Darauf geſtützt, glaube ich mit Zuverſicht, Sie nur bitten zu dürfen, ſich ruhig zu verhalten, und dieſe meine Bitte gewährt zu ſehen. Ich werde die Gewährung dieſer Bitte als einen beſondern

Beweis Ihres mir ſchon bey vielen Gelegenheiten geſchenkten, und höchſt ſchätzbaren Vertrauens anſehen. Auch Herr Hermann, der an meiner Seite ſtehet, und den Sie, wie ich höre, gegen den P. Vitulus vertheidigen wollen, dieſer brave junge Mann, den Sie unlängſt ſo ausgezeichnet und öffentlich geehrt haben, auch er bittet Sie darum. Er dankt Ihnen verbindlichſt für die gütige Geſinnung, mit der Sie ihn ſo eben wider den P. Vitulus in Schutz nehmen wollen. Allein überzeugt von der Bereitwilligkeit des akademiſchen Senats, und der Stadtobrigkeit, ihm gegen ungerechte Verfolgungsſucht Schutz und Sicherheit, und in dem Falle einer wirklichen Beleidigung, Satisfaktion zu gewähren, bittet er Sie, ihn bey der Obrigkeit zu vertreten, und ihm da Ihren ſchätzbaren Schutz angedeihen zu laſſen. Haben Sie gegründete Klagen gegen den P. Vitulus, ſie mögen von einer Art ſeyn, von welcher ſie wollen, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß dieſelben gewiß mit der Achtung, die guten Bürgern, und ſtudirenden Jünglingen bey einer gerechten Sache gebühret, werden aufgenommen, unterſucht, und zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit abgethan werden.

Dieſe kurze Anrede hatte die gewünſchte Wirkung. Auch diejenigen, die ſchon in das Haus eingedrungen waren, kamen wieder zurück. Einige von den Studenten und Bürgern näherten ſich, als Deputirte dem Herrn Weiſe, und mir. Ein Student aus einem höchſt anſehnlichen Hauſe nahm das Wort, und ſagte zu Herrn Hofrath Weiſe. „Im Vertrauen auf Ihr gegebenes Wort,

daß uns und der ganzen Stadt die Obrigkeit gegen einen Pfaffen, der sich als den verabscheuungswürdigsten Staatsverbrecher beweiset, indem er durch schwarze Plane Ketzerprocesse anzuspinnen, die edelsten Menschen ins Verderben zu stürzen sucht, Satisfaktion, und für die Zukunft Schutz und Sicherheit gewährt werde, wollen wir ruhig aus einander gehen. Aber wir klagen hiemit den verruchten Pfaffen feyerlich und öffentlich an, und hoffen, daß Sie unsere Klage dem akademischen Senat vorlegen werden. Wir foderen mit Recht, daß er auf das heiligste verspreche, forthin von dem Frevel einer inquisitorischen Ketzerjägerey und Verfolgungssucht gänzlich abzustehen. Sollte er noch ein einzigesmal in diesem Satansgeschäft betroffen werden, so schwören wirs zu Gott — und es sind noch weit mehrere, die gleiches Sinnes sind, als die hier versammelten Personen, — daß wir ihn selbst auf den Scheiterhaufen bringen werden. Es ist einmal hohe Zeit, daß die Menschheit mit Nachdruck gegen die Satansstreiche des Mönchs- und Pfaffenthums geschützt, und — wenn es nöthig ist — gerächt werde. Wir leiden durchaus unter uns keinen Menschen, der das Göttliche dazu mißbraucht, um die besten, edelsten Menschen zu morden. Der Pfaff, in dessen Hand die Religion zum Dolch wird, ist Hochverräther der Menschheit und Gottheit zugleich, der unter Menschen nicht mehr geduldet werden kann. Die Obrigkeit repräsentirt die Menschheit, die in einem bestimmten Kreise lebt. Wohl ihr, wenn sie in dieser höchst wichtigen Sache die Rechte der Menschheit respek-

tirt, und mit dem edlen Enthuſiasmus, den Religion und Menſchheit in jedem guten Menſchen erwecken muß, handhabt! Segen ins Beſondere über unſere Obrigkeit, wenn ſie in dieſem Punkte thut, was ſie ſchlechthin thun ſoll. Aber warum ſah man denn bisher den auf Menſchenmord abzweckenden Machinationen des verruchteſten Pfaffen ruhig zu? Sind die Abſichten dieſes Werkzeuges des Satans, und anderer ihm ähnlichen Menſchenfeinde nicht ſchon längſt bekannt? Haben ſie dieſelbe von heiliger Tollwuth nicht ſelbſt bey verſchiedenen Gelegenheiten öffentlich, und der ganzen Menſchheit Hohnſprechend, an den Tag gelegt? Sind offenbare Mörder in einem Staate zu dulden? Und iſt die Mordſucht, die im Namen der Religion gerade den edelſten Menſchen den Dolch in den Buſen ſtößt, nicht die verabſcheuungswürdigſte, die ſich denken läßt? O lange genug hat dieſe ſataniſche Mordluſt, mit den heiligen Inſignien der Religion bekleidet, in den Eingeweiden der Menſchheit gewüthet, und Ströme von Blut vergoſſen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert gefloſſen ſind. Die Pfaffen glaubten nur dann mit reinen Händen an den Altar zu tretten, und das Göttliche zu betaſten, wenn ſie dieſelben mit Menſchenblut gewaſchen hätten. Sie gaben vor, daß ſie allein das Recht hätten, das Blut des Sohnes Gottes zu trinken. Aber eigentlich galt dieſe Behauptung nur das abſcheuliche, unmenſchliche Recht, worauf ſie einzig Anſpruch machten, das Recht nämlich, das Blut zu trinken, das von den unaufhörlichen Menſchenopfern, dem Gott der Liebe gebracht,

ſtoß, und ſich mit demſelben Fleiſche zu mäſten. Und zur Stillung dieſes ſataniſchen Blutdurſtes, zu dieſer im Namen Gottes mit Heißhunger ausgeübten Menſchenfreſſerey gab die Obrigkeit, deren einziger Zweck iſt, die Staatsbürger vor jedem Angriffe zu ſchützen, allen möglichen Vorſchub, ja erhob ſogar dieſen an der Menſchheit verübten Frevel zum Staatsgeſetz. Fluch ſolchen Obrigkeiten, Fluch von Seiten der ganzen Menſchheit! Kein Thron, und ſollte ihn auch die Hand der Allmacht errichtet haben, und unterſtützen, wird ſicher ſeyn vor dem alles zermalmenden Sturm der empörten, ſich ſelbſt rächenden Menſchheit. In unſern Zeiten giebt es Obrigkeiten, welche ihrer Pflicht ſchon Genüge geleiſtet zu haben wähnen, und noch auf Verdienſt, auf den Ruhm einer aufgeklärten Denkart Anſpruch machen, wenn ſie die Mordſüchtigen Machinationen der Pfaffen nicht ſelbſt unterſtützen, ſondern ſich bloß paſſiv dabey verhalten. Aber verdient die Obrigkeit Achtung, thut ſie ihre Pflicht, wenn ſie weiß, daß in der Mitte der Geſellſchaft, die ſie zu ſchützen hat, Mörder ſind, die bald dieſe, bald jene Bürger zum Opfer beſtimmen, und wenn dieſelbe Obrigkeit, zufrieden oder gar auf Verdienſt noch Anſpruch machend, daß ſie den Mördern nicht ſelbſt die Waffen in die Hände gegeben, bey den verübten, oder zu verübenden Unmenſchlichkeiten einen ruhigen Zuſchauer macht? Auf eine ähnliche Weiſe hat ſich ſeit einiger Zeit die hieſige Obrigkeit in Abſicht auf die abſcheulichſten Mörder, nämlich die, welche im Talar einhergehend, die Mord-

fakel ſchwingen, betragen. Es würde uns nie eingefallen ſeyn, die Anſtalt zu treffen, einen religiöſen Mörder ſelbſt zu beſtrafen, wenn die Obrigkeit ihre Schuldigkeit gethan hätte. Will man uns dieſen Auflauf als Verbrechen anrechnen, ſo werden wir beweiſen, daß die Obrigkeit von den Abſichten dieſes unter der Maske der Religion herumſchleichenden Mörders, den wir ſo eben beſtrafen wollten, wußte, ja daß ſelbſt derſelbe öffentlich angeklagt wurde, und daß doch die Obrigkeit paſſiv dabey blieb. Wir werden beweiſen, daß der Höllenplan, *den jener Unmenſch ausgeſponnen hat, gerade gegen den* edelſten jungen Mann gerichtet iſt, für den wir mit unſerm Kopf ſtehen. Wir werden beweiſen, daß dieſer Plan nicht ein unkräftiges, leicht zu zerreiſſendes Spinnengewebe, ſondern in der That ſo beſchaffen ſey, daß er für jeden, noch ſo angeſehenen, und verdienſtvollen Staatsbürger gefährlich und fürchterlich werden muß, wenn die Obrigkeit nicht die ernſthafteſten, und nachdrücklichſten Maaßregeln dagegen nimmt. Die Folge wird zeigen, ob wir recht, oder unrecht haben. Wir erwarten alſo, daß die Obrigkeit ihre bisher in einem ſo höchſt wichtigen Punkte bewieſene Nachläßigkeit gut machen, und die wüthigen Hunde, die unſerm Leben nachſtellen, entweder an feſte, nicht zu zerreiſſende Ketten legen, oder auf immer aus der Stadt entfernen wird. Geſchieht das nicht, ſo werden wir jeden ſolchen Hund, als Hund behandeln. Das ſind die Geſinnungen, die ich Euer Magnificenz nicht bloß von Seiten der hier verſammelten Menſchen, ſondern des größten Thei-

let der hiesigen Bürgerschaft, und beynahe aller akademischen Mitglieder zu eröffnen habe. Wir beschweren Sie zugleich mit dem Auftrage, unsere Anklage nicht bloß dem akademischen Senat vorzutragen, sondern auch an den Stadtmagistrat zu bringen. In dem unbegränzten Vertrauen auf Ihren Eifer für die gute Sache der Menschheit treten wir nun ruhig auseinander.

Als Herr Hofrath Weise versprochen hatte, alle Kräfte aufzubieten, daß die angebrachte Klage zur Zufriedenheit aller gutgesinnten Einwohner der Stadt entschieden würde, wurde dem Herrn Hofrath Weise und mir ein lärmendes Vivat, so wie dem P. Vitulus und seines Gleichen ein Pereat zugerufen. Hierauf gieng alles ruhig auseinander. Ich bin begierig, wie diese Sache ausfallen wird. Ich werde Ihnen den Ausgang dieses Processes der Menschlichkeit gegen die Unmenschlichkeit berichten. — Was habe ich von unmächtigen Pfaffen zu fürchten, so nachdrücklich geschützt von einem Publikum, das bey dem geringsten Verdacht, daß mir von den Pfaffen etwas zu Leid geschehen möchte, solcher Auftritte fähig ist, und öffentlich bekennt, daß es mich mit Gut und Blut zu vertheidigen bereit sey? Ich will zwar solche gewaltsame Maaßregeln nicht billigen, da sie sich wider die öffentliche Ordnung und Sicherheit selbst verstoßen. Aber sie zeugen doch von einem hohen Enthusiasmus für meine Sicherheit. Und diese Gesinnung des hiesigen Publikums gegen meine Person muß mir in meiner gegenwärtigen und künftigen Lage höchst schätzbar seyn. Seyen Sie also getrost, meine

Theuerſte! die Pfaffen werden mir in ihren Armen nicht ſchaden können, wenn ſie auch unaufhörlich bellen, oder tauſend Verfolgungsplane gegen mich ausbrüten. Ja, es wird die Zeit kommen, wo ſie ſich nicht einmal mehr trauen werden, ihren Haß gegen mich auf irgend eine Art zu äußern, um nicht ſelbſt der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, und des empörten, ſich ſelbſt rächenden Unwillens zu werden. Geſchützt alſo durch die enthuſiaſtiſche Stimmung eines mit Leib und Leben für mich ſtehenden Publikums werde ich in dem vollen Beſitz der Liebe meiner Adelheid über die vergebliche Machinationen der Pfaffen mit Verachtung und voller Geiſtesruhe wegſehen können. Iſt mir Adelheid gut, dann bin ich der glücklichſte Mann. Ganz begeiſtert von dieſer Geſinnung habe ich folgendes Lied gemacht, womit ich meinen Brief ſchließen will.

Wüthet Mönche, Pfaffen wüthet!
Felſenfeſt iſt meines Glückes Haus.
Stürmet, ſchäumet, fluchet, brütet
Wider mich des Satans Tücke aus!
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid iſt Hermann gut.

Laßt die Schlangenbrut mich ſchrecken,
Die zur Krone dienet euerm Haupt!
Wider mich den Giftzahn blecken,
Ihren Todesrachen angeſchraubt!
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid iſt Hermann gut.

Häufet auf die Höllenqualen,
Die der schlaue Mönchsgeist je erfand;
Streckt sie aus, ihr Kannibalen,
Wider mich die Blutgetränkte Hand.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Dichtet wider mich Verbrechen;
Klagt mich an mit wüthendem Geschrey;
Und, um euch an mir zu rächen,
Sagt, daß ich sogar ein Ketzer sey.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Schleudert fürchterliche Blize
Wider mich vom schwülen Vatikan;
Eingetaucht in Höllenhize
Laßt sie fahren ihre Schlangenbahn:
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Rüstet Kerker, schmiedet Ketten,
Bauet hohe Scheiterhaufen auf;
Und um euer Nest zu retten,
Setzt mich dann als euern Hussen drauf.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Mich beschüzt ein theurer Engel;
Er vereitelt euern Höllen Plan.
Euer Sieg, ihr Gottesengel,
Ist, wie euer Glaub', nur dummer Wahn.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Ha! sie kommt die Frühlingssonne,
Die des Pfaffenwinters Sturm gebeut;
Mich belebt mit neuer Wonne
Auf den Weg mir Segensblumen streut.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Bebet Pfaffen, Mönche bebet!
Die Vernunft ist wider euch erwacht;
Daß ihr nicht selbst das erlebet,
Was ihr guten Menschen zugedacht.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Werdet Menschen, wenn ihr lehren
Wollt die Menschen ihre hohe Pflicht.
Dann wird euch die Menschheit ehren,
Euch nicht treffen rächend das Gericht.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Seht, schon kommts das Sturmgewitter, —
Dort vom ew'gen Lichtreich zieht es her.
Pfaffenschädel sprengt in Splitter
Schlag auf Schlag der Menschheit Jupiter.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Ein und zwanzigster Brief.

Ich eile, Ihnen, meine Theuerſte, den Ausgang des Vorfalls, den ich Ihnen in meinem letzten Brief erzählt habe, den P. Vitulus betreffend, zu berichten. Der Proceß iſt nun geſchlichtet, und zwar zum größten Nachtheil des P. Vitulus, und ſeiner Helfershelfer. Die Kläger brachten gegen dieſen Großinquiſitor der hieſigen Stadt, und Gegend äuſſerſt wichtige Dokumente zum Vorſchein, wodurch der Beweis bis zur höchſten Evidenz gebracht wurde, daß er blutdürſtige Abſichten nicht bloß auf mich, ſondern auf jeden hatte, bey welchem ſeine Spürhundsnaſe Ketzergift wittern wollte. Man kam durch einen ſonderbaren Zufall zu dem Beſitz dieſer Dokumente. P. Vitulus bediente ſich ſeit einiger Zeit eines armen Studenten, als Abſchreiber eines Manuſkripts, das er im Druck herausgeben will, und das ein Compendium der Dogmatik und der Moral werden ſoll. Aus Beſorgniß, der Student möchte, wenn er das Manuſkript mit nach Hauſe nähme, etwas davon verlieren, oder Profanen mittheilen, ließ ihn der P. Vitulus in ſeinem Zimmer ſchreiben, und diktirte es ihm gewöhnlich in die Feder. Dieſer Student war vorher einer der größten Schwärmer, und

hing mit ganzer Seele dem P. Vitulus an. Daher machte ihn auch P. Vitulus zu seinem Vertrauten, und Geheimschreiber. Er ist ein sehr guter Kopf. Gute Köpfe sind gewöhnlich, so lange sie noch unausgebildet sind, und vorzüglich, wenn sie ihre erste Bildung von Mönchen erhalten haben, der unseligsten Schwärmerey höchst empfänglich. Dieser junge Mensch wurde in einem Alter von zehn Jahren, als Diskantist, in dem Kloster Ochsenhausen aufgenommen, und daselbst so weit gebildet, bis er die hiesige Akademie beziehen konnte. P. Vitulus war selbst sein Lehrer und Erzieher. Und als derselbe den Ruf als Professor nach der hiesigen Akademie erhielt, nahm er seinen Zögling mit, und setzte die Bildung mit ihm hier fort. Dieser Student heißt Gutwill.

Gutwill folgte dem P. Vitulus lange Zeit, wie ein zahmes Thier. Erst seit der Zeit, als ich jenen armen Mann aus den Fluthen rettete, gieng eine Geistesmetamorphose mit ihm vor. Er besuchte mich öfters, und bat mich um meine Freundschaft, und Unterstützung auf dem Wege der Kultur. Er fühlte lebhaft die Geistesdisharmonie, in welche ihn die Grundsätze des P. Vitulus gestürzt hatten; konnte sich aber nicht selbst aus dem Chaos empor arbeiten. Er trug mir seine religiösen Zweifel vor, und machte mich mit seinen Gewissensangelegenheiten bekannt. Da ich an ihm ein redliches Streben nach Wahrheit und Tugend merkte, so bot ich ihm freundschaftlich die Hand, und konnte ihn um so geschwinder und glücklicher aus dem

verworrenen Schlangenwegen des Reiches der Finsterniß auf den lichten Pfad, der sich durch das Gebiet der Humanität hinzieht, bringen, da ich gerade dieselben Wege der Verirrung betreten hatte, und mit allen Schlupfwinkeln des Aberglaubens aus eigner Erfahrung bekannt war. Gutwill diente indeß noch immer dem P. Vitulus, weil er arm war, und P. Vitulus seine Dienste ihm gut belohnte. Seit kurzem witterte Gutwill den Höllenplan, den derselbe wider mich ausbrütete. P. Vitulus ließ sich unter andern verlauten, daß er in den Besitz einiger von mir gemachten Verse, die ich einem Freunde in sein Stammbuch geschrieben hätte, und die erzketzerisch, ja mehr als ketzerisch wären, gekommen sey. Bey dieser Gelegenheit sagte er, daß ich diesen Frevel schwer büßen sollte. Gutwill gab mir sogleich von dieser Sache Nachricht. Aber ich verachtete die Drohung dieses Pfaffen. Nun zeigt sichs erst, daß der Plan zu meinem Verderben schon sehr reif war. Auch diese Entdeckung machte Gutwill, und gab dadurch die Veranlassung zu dem stürmischen Auflauf, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe beschrieben habe.

P. Vitulus maßte sich gegen Gutwill noch dieselbe despotische Authorität, und Zucht an, womit er ihn im Kloster behandelt hatte. Gutwill gieng unlängst mit einem sehr rechtschaffenen, und allgemein geachteten Mädchen eines reichen Senators spazieren. Dieß erfuhr P. Vitulus, und sah es für ein so großes Verbrechen an, daß er seinen Zögling deßwegen bis

aufs Blut peitſchte. Gutwill dadurch äuſſerſt beleidigt, ſann auf Rache. Es zeigte ſich auch eine Gelegenheit dazu, wie ich Ihnen in dieſem Brief zeigen werde.

Gutwill hatte ſich der Liebe dieſes Mädchens ſchon ganz bemächtigt, und mir ſelbſt dieſe Liebſchaft entdeckt. Vor einigen Tagen kam er wieder zu mir, und äuſſerte mir den ſehnlichſten Wunſch, die Theologie aufzugeben, und ſich dem Studium der Medicin oder Jurisprudenz zu widmen. Aber er ſah keinen Weg vor ſich, der ihn zum erwünſchten Ziele führen könnte. Denn bisher hatte ihn bloſs der P. Witulus theils ſelbſt unterhalten, theils ihm durch ſeine Empfehlung Unterhalt verſchaft. Gutwill hatte in den hieſigen Klöſtern in jeder Woche einige Koſttage umſonſt. Die übrigen gab ihm P. Witulus. Auch zahlte dieſer für ſein Quartier, und ſchafte ihm die nöthigen Kleidungsſtücke. Nun ſah er wohl ein, daſs, ſobald er der ſacra ſancta theologia Abſchied gäbe, P. Witulus ſeine Hand ganz von ihm abziehen, und auch ſeine übrigen Wohlthäter von ihm entfernen würde. Da ich nun bey dem Senator ſehr gut angeſchrieben bin, deſſen Tochter Gutwill liebte, ſo machte ich ihm Hoffnung, daſs ſich vielleicht auf meine Empfehlung, der Senator ſeiner annehmen, und wenn er ſich gut verhalten, und in der Wiſſenſchaft, die er wählen wollte, ausgezeichnete Fortſchritte machen würde, derſelbe vielleicht gar in ſeine Liebſchaft einwilligen würde. Darüber höchſt erfreut, bat er mich auf das dringendſte, bey einer ſchick-

lichen Gelegenheit dem Senator seine traurige Lage vorzustellen; er versprach mir dagegen, mich sogleich von allem dem zu benachrichtigen, was der P. Vitulus gegen mich vornehmen würde; auch habe er mir so eben einige höchst wichtige Nachrichten zu bringen. Ich warnte ihn vor Rachsucht und Undankbarkeit gegen den P. Vitulus, und erklärte ihm, daß, sobald ich an ihm einen Zug von Undankbarkeit, Rache und Untreue gegen seinen Wohlthäter merkte, ich ihm alle Freundschaft aufkündigen würde. Denn wenn er gleich allen Grund hätte, die Denkart des P. Vitulus, und seinen verfolgungssüchtigen Charakter zu verabscheuen, so dürfe er doch nie vergessen, daß derselbe von Jugend auf sein Wohlthäter gewesen sey. Ich erklärte ihm daher bestimmt, daß ich von ihm keine Notizen von den Absichten des P. Vitulus gegen mich zu erhalten wünschte, weil dieses von seiner Seite nicht anders geschehen könnte, als durch Treulosigkeit und Undank gegen den P. Vitulus. Zu dem wäre ich auch überzeugt, daß ich dergleichen Notizen gar nicht bedürfte, da ich mich gegen diesen Ketzerjäger genug gedeckt glaubte. Mein Grundsatz wäre, die Machinationen solcher Menschen, die in unsern Tagen nicht mehr zu fürchten wären, zu verachten, und daher gar keine Notiz davon zu nehmen. Mir wäre jede Art von Verfolgungssucht so gehässig, daß ich mich scheute, auch die gerechtesten Repressalien gegen derley Menschen, wie P. Vitulus wäre, zu gebrauchen. Ich ermahnte daher Gutwill, wegen meiner ganz ohne alle Sorge zu seyn, und wenn

auch P. Vitulus etwas wider mich ſagte, oder vornehmen wollte, zu thun, als wenn er nichts davon wüßte. Glauben Sie nicht, ſagte Gutwill, daß P. Vitulus nicht zu fürchten iſt. Ich werde Ihnen das Gegentheil beweiſen. Doch geſetzt, Sie hätten ihn nicht zu fürchten, was ſoll ich denn in Rückſicht auf mich thun, da ich mit gutem Gewiſſen nicht länger mit dieſem Manne in Verbindung ſeyn kann. Denn er prätendirt von mir wegen der Wohlthaten, die er mir zufließen läßt, daß ich mich als Werkzeug zur Ausführung ſeiner ſchlechteſten Streiche ſoll gebrauchen laſſen. Muß ich Wohlthaten, die aus einer ſo unreinen Quelle fließen, nicht von ganzem Herzen verabſcheuen? Kann ich länger in dem Solde eines ſolchen Mannes dienen? Wenn ich nicht thue, was er will, ſo muß ich es dulden, mich von ihm bis aufs Lebendige auskleiden, und bis aufs Blut peitſchen zu laſſen. Ich hatte bisher keine andere Wahl, als entweder Hungers zu ſterben, oder dem P. Vitulus zu dienen. Hier erzählte er mir nun, daß er nicht bloß vor einigen Tagen wegen des Spazierganges mit des Herrn Senators, Ehrenfeſt Tochter, ſondern auch wegen der Weigerung, eine höchſt ſchlechte That, die ihm P. Vitulus zugemuthet hätte, zu begehen, bis aufs Blut gepeitſcht worden wäre. Die zugemuthete That ſey — ein falſches Zeugniß und Eid, das er ablegen ſollte, um den P. Vitulus vor einem Schandflecken, der bald öffentlich ſichtbar werden würde, und den er ſich ſelbſt zugezogen hätte, zu verwahren. Um mich mit dem abſcheulichen,

und zugleich auch für jeden gutgesinnten fürchterlichen Charakter desselben bekannt zu machen, wolle er mir die ganze Geschichte erzählen, wovon er selbst Zeuge gewesen sey.

Es sey ein Stadtmädchen von dem schlechtesten Charakter schwanger geworden, die seit einem Jahre sehr häufig bey P. Vitulus Zutritt gefunden hätte. Wenn nun dieses Mädchen, sagte Gutwill, gerade zur Zeit kam, als ich bey P. Vitulus war, so entließ mich dieser unter dem Vorwande, daß dieses Mädchen sein Beichtkind wäre, und daß er etwas in Geheim mit ihr zu sprechen hätte. Ich glaubte dieses anfänglich ganz einfältig. Allein, da dieser Besuch zu oft wiederholt wurde, so wurde mir das Beichtkind sammt dem Beichtvater verdächtig. Diesem Verdachte suchte P. Vitulus dadurch vorzubeugen, daß er mir sagte, das Mädchen sey äußerst skrupulös, und habe ihm immer neue Gewissenszweifel, besonders aber ob sie das oder jenes recht gebeicht hätte, vorzutragen. Es sey zwar ein äusserst frommes, ja er könnte wohl sagen, ein heiliges Mädchen. Denn Sie gehe alle Sonn- und Fevertage zur Beichte und Kommunion, ja nicht selten auch an den gemeinen Tagen, wenn sie einen besondern Antrieb zur Andacht verspürte. Sie kasteye sich unaufhörlich mit Fasten, und Geiseln, lese alle Tage zur bestimmten Zeit eine Heiligen-Geschichte aus des geistreichen P. Kochems Legende, bethe dreymal des Tages den Rosenkranz, und zwar frühe Morgens, sobald sie vom Bette aufgestanden, nach dem Tische, und vor dem Schla-

fengehen. Nebſtdem verrichte ſie auch die Devotionalien aller übrigen Bruderſchaften, wobey vollkommener Ablaß zu gewinnen ſey. Gott habe ſie auch bereits mit beſonderen Gunſtbezeigungen, die von jeher ein ausſchließendes Eigenthum der Heiligen geweſen, begnadigt. Er erzählte mir dann verſchiedene Wunder, die ſie mit dem bloßen Zeichen des heiligen Kreuzes gewirkt. Auch habe ſie ſehr oft Erſcheinungen von Jeſus, der heiligen Jungfrau, und vorzüglich von den armen Seelen, die ſie durch den unermeßlichen Schatz der Ablässe, die ſie täglich, ja ſtündlich gewinne, zu erlöſen das Glück hätte. Bey allem dem ſey ſie doch immer mit ſich ſelbſt unzufrieden; glaube nie, ihrer Pflicht Genüge geleiſtet zu haben; und das ſey der Grund, warum ſie ſo oft, und zwar nicht ſelten zu der ungelegenſten Zeit zu ihm komme. Es ſey Schade, daß ſie bey ihrer großen Heiligkeit ſo ängſtlich wäre. Man dürfe auch in der Heiligkeit nichts übertreiben. Rationabile obſequium veſtrum (euer Gottesdienſt ſey vernünftig) ermahne der heilige Paulus jeden Chriſten. Aber vermuthlich ſey dieſes Uebel von Gott über ſie verhängt worden, damit ſie nicht ſtolz auf ihre Heiligkeit würde. Das ſey auf dem Wege zur Heiligung die gefährlichſte Klippe, an die ſchon viele Menſchen geſtoßen, nachdem ſie es außerordentlich hoch in der Heiligkeit gebracht hätten. Gewöhnlich ſeyen es die Lüſte des Fleiſches, in welche der Heiligkeitsdünkel die Menſchen, beſonders aber Perſonen des weiblichen Geſchlechtes, ſtürzte. Um nun dieſes heilige Mädchen davor zu verwahren, ſo behandle er es äuſ-

ſerſt ſtreng. Dieſe ſcheinbare Strenge übte er auch in meiner Gegenwart aus, fuhr Gutwill fort. Wenn die Heilige ins Zimmer trat, ſo ſchien P. Vitulus ſehr unwillig über ſie zu ſeyn, daß ſie ihm wieder überläſtig wäre. Mit wildem Blicke ſah er von ſeinem Stuhle gegen ſie hin, und redete ſie gewöhnlich auf folgende Art an. „Was will Sie dann ſchon wieder? Sie hat doch nur dummes Zeug vorzubringen, worüber ich Ihr ſchon tauſendmal Aufſchluß gegeben habe. Geh Sie Ihres Weges. Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Ihrem einfältigen Geſchwätze abzugeben.“ Ach! hören mich doch Euer Hohwürden an, erwiederte die Heilige mit Thränen. Ich habe mein einziges Vertrauen zu Ihnen. Sie kennen mein ganzes Gewiſſen. Ich glaube zwar ſelbſt, daß die Zweifel, die mich jetzt plagen, bloſſe Verſuchungen des Teufels ſeyen. Aber kein Beichtvater kann mich von meinen Verſuchungen ſo gründlich (!) befreyen, als Sie. Hören Sie mich nur dasmal noch an. Endlich willigte der P. Vitulus ein, den Talismann ſeiner gründlichen Moral zur Vertreibung der Verſuchungen dieſer Heiligen anzuwenden, und ich erhielt einen Wink, in mein Quartier zurück zu kehren.

Wie geſagt, fuhr Gutwill fort, ich ließ mich lange durch dieſes Spiel der Frömmeley täuſchen, und gieng ohne allen Verdacht nach Hauſe. Ich bemerkte, daß P. Vitulus, wenn ich weggieng, am Fenſter ſtand, und mir durch die ganze Straſſe, durch die ich gehen mußte, nachſah, um ſich zu überzeugen, daß ich wirklich in mein Quartier zurück kehrte. Dieſer Umſtand erregte zuerſt in

mir einen Verdacht in Abſicht auf dieſe ſo gründlich ſeyn ſollende moraliſche Kur gegen die Verſuchung des heiligen Mädchens. Um hinter die Sache zu kommen, that ich einmal, als wenn ich nach Hauſe gienge; kehrte aber durch eine andere Straſſe wieder in des P. Vitulus Quartier zurück, und zwar ſo vorſichtig, daß er mich auf keine Art ſehen konnte. Ich ſchlich mich an das Zimmer, in welchem P. Vitulus gewöhnlich ſtudirte, und auch die Beſuche annahm. Allein ich hörte von Ferne theils ein undeutliches Gemurmel, theils ein Knarzen, ähnlich dem, das entſteht, wenn man ſich im Bette unruhig herum wirft. Ich merkte, daß die ganze Heiligkeitsſcene in das Schlafzimmer, und ſogar, wie ich mit Grund vermuthen konnte, in das Bette des P. Vitulus verlegt ſey. Um auch hierüber gewiß zu werden, kroch ich ganz behutſam in das Kamin, deſſen Oeffnung in den Saal gieng. Hier belauſchte ich nun die ganz neue Methode zu beichten, und zu abſolviren. Hier kam ich hinter das Geheimniß, wie die vollkommenen Abläſſe zu gewinnen, und die armen Seelen im Fegefeuer zu erlöſen ſind. Hier merkte ich, wie der Leib zu kaſteyen iſt, um ein ſo groſſer Heiliger, wie P. Vitulus, und ſein Beichtkind, zu werden. Hier öffnete ſich mir ein Heiligthum, wo man die herrlichſten Erſcheinungen der Heiligen erblicken kann. Hier gab's die ſeligſten Verzückungen und Verrückungen bis in den dritten Himmel. Hier wurde der freudenreiche Roſenkranz nach einer ganz neuen Methode gebethet, und die Andachtsübungen aller Brüderſchaften ſo inbrünſtig verrichtet, daß es frey-

lich kein Wunder war, wenn alle armen Seelen auf einmal in den Himmel versetzt wurden. Das Beichtkind äußerte eine einzige Bedenklichkeit bey dieser häuslichen, ja bettlichen Andacht. „Sey unbesorgt, mein Kind, erwiederte P. Vitulus; ich verstehe die Sache aus dem Fundament, so gut als die Moral und Kasuistik." Dadurch schien die ängstliche Heilige ganz beruhigt zu seyn, und überließ sich ganz der Kraftkur des gründlichen Beichtvaters. Ich schlich mich zur guten Zeit wieder fort. Ich habe noch einigemal diese Beichte und Absolution belauscht.

Aber im heiligen Eifer mag die Absolution zu kräftig, die Auflösung der Gewissensskrupel zu gründlich, der vollkommene Ablaß, der gewonnen wurde, zu vollkommen geworden seyn. Ich bemerkte bald an dieser heiligen Jungfrau die Folgen der Ueberschattung ihres heiligen Geistes. Der vollkommene Ablaß machte sich an ihrem Leibe objektiv, und dehnte sich immer mehr aus. Als nun P. Vitulus selbst muthmassen mochte, daß mir die gebenedeyete Frucht dieser heiligen Jungfrau in die Augen fallen könnte, so nahm er ihren Besuch in meiner Gegenwart nicht mehr an, ob ich gleich weiß, daß er das schon hundertmal Absolvierte noch immer wieder aufs neue Absolvierte. Denn ich bemerkte oft aus meinem Quartier, daß diese heilige Jungfrau durch die Strasse gieng, in welcher das Quartier des P. Vitulus liegt. Einst schlich ich nach, und schlüpfte wieder in den Kamin. Ich bemerkte wieder dasselbe, wie vorher; aber nebstdem hörte ich der Deliberation zu,

die beyde anſtellten, um den beſtimmten heiligen Geiſt außer Verdacht zu bringen, und einen gewiſſen Soldaten an ſeine Stelle zu ſetzen. P. Vitulus rieth der heiligen Jungfrau, ſelbſt mit dieſem Soldaten zu ſprechen, und ihm 30 Thaler zur Belohnung zuzuſagen, wenn er das Ueberſchattungswerk über ſich nehmen wollte. Beyde glaubten ganz gewiß, daß ſich derſelbe dazu verſtehen würde. Allein ſie irrten ſich.

Nun hören Sie, fuhr Gutwill gegen mich fort, wie ſich der Heuchler benahm, und was er mir zumuthete. Als ich vor drey Tagen etwas bey ihm zu ſchreiben hatte, ſagte er mir folgendes. Ich habe dir einmal geſagt, daß Stolz die gefährlichſte Klippe ſey, an welche oft ſehr heilige Menſchen ſcheitern. Das hat nun auch, leider! mein ſonſt ſo heiliges Beichtkind erfahren, das du öfters bey mir ſahſt. Sie iſt der Verſuchung des Fleiſches unterlegen. Aber nicht genug. Wenn Heilige fallen, ſo fallen ſie gewöhnlich ſehr tief, wie wir ein Beyſpiel an dem heiligen König David haben. Daß das Mädchen, von dem ich ſpreche, eine Hure geworden iſt, das wäre ihr noch einigermaſſen zu verzeihen, obſchon das Laſter der Unzucht an ſich höchſt verabſcheuungswürdig iſt. Aber es muß hier ſo manches auf die Rechnung der menſchlichen Schwäche kommen. Durch die Erbſünde iſt vorzüglich der Trieb zu fleiſchlichen Lüſten herrſchend geworden. Aber was das größte, durchaus unverzeihliche Verbrechen jenes verruchten Mädchens und eine wahre Sünde wider den heiligen Geiſt iſt, von der unſer göttliche Heiland ſagt, daß ſie weder in die-

ser, noch in der andern Welt vergeben werde, beſteht darin, daß ſie einen höchſt berühmten, gelehrten und frommen Geiſtlichen, der mein vertrauter Freund iſt, und von dem ich gewiß weiß, daß er einer ſo ſchändlichen That nicht einmal in Gedanken fähig iſt, in Verdacht bringen will. Ich weiß zugleich gewiß, daß der wahre Thäter ein Soldat der hieſigen Garniſon, mit Namen Schweiner der in der Fuchtelſtraſſe wohnt, iſt. Aber ich darf von dieſer Kenntniß keinen Gebrauch machen, weil ſie mir im Beichtſtuhle zugefloſſen iſt. Zu dieſem Geiſtlichen kam ſie eben ſo oft, wie zu mir, ihrer Gewiſſensſkrupel wegen. Was nun den Verdacht gegen dieſen Geiſtlichen vermehrt, iſt der Umſtand, daß er ſie einſt bey nicht verſchloſſener Thür auf ſeinem Soffa beichthörte. Die Dirne hatte noch zur Zeit, als ſie wirklich ſehr fromm war, und gewiß an nichts Böſes dachte, die Gewohnheit, ſich an den Beichtvater ſo anzuſchmiegen, daß es für einen Zuſchauer den Schein erregen mußte, als wenn zwiſchen ihr und dem Beichtvater etwas Böſes getrieben würde. Ich habe ſie einigemale mitten unter der Beicht mit heiligem Unwillen von mir weggeſtoßen, ſo daß ſie auf die Erde fiel. Sie entſchuldigte ſich damit, daß ſie mehr Troſt und Beruhigung fände, wenn ſie die Belehrung des Beichtvaters unmittelbar aus ſeinem Mund und Herzen ſchöpfen könnte. Mein Freund mochte nun weniger behutſam geweſen ſeyn. Und als ſie ſo feſt an ihm hieng, trat unvermuthet ein verfluchter Aufklärer ins Zimmer, der mit Hohngelächter aufſchreyend: „hier

komme ich ganz ungelegen; fahren Euer Hochwürden fort, ich will Sie in Ihrem heiligen Geschäfte keineswegs stören," sogleich wieder fortgieng. Beyde, das Beichtkind, und der Beichtvater durch das plötzliche Hereintreten eines Menschen ins Zimmer, ohne angepocht zu haben, und durch sein aufgeschlagenes Hohngelächter überrascht und erschrocken, fuhren geschwind auseinander. Das sah der Satansknecht als einen neuen Beweis einer verübten Schandthat an. Als sich der Beichtvater ein wenig besonnen hatte, lief er dem Aufklärer nach, in der Absicht, ihm das besorgte Vorurtheil zu benehmen; aber er war schon fort.

Einige Tage darauf gieng das noch immer fromme Mädchen ganz allein spazieren, und bethete dabey leise den heiligen Rosenkranz. Hier sah sie der Soldat Schweiner von Ferne, ein gottloser Kerl, der im Sold der Aufklärer stehet, und einen Hausdiener bey demselben verruchten Menschen macht, welcher die bloße Beichte für eine Schandthat ansah. Dieser mochte ihm nun seinen gottlosen Verdacht für die geschehene That selbst aufgehängt haben. Der Soldat also in der Meinung, daß das Mädchen wirklich mit meinem Freunde, diesem in der That exemplarischen Geistlichen, zu thun gehabt hätte, entschloß sich nun gleich, seine Verführungskünste gegen sie zu versuchen, um, wie er sich gegen einen Vertrauten ausdrückte, einmal einen Baum in einem Pfaffengarten zu schütteln, und bey dem Genuß dieser ganz eigenen Frucht zu schmecken, wie süße

der Herr ſey. Um nun das fromme Mädchen zu locken, zog er ebenfalls einen Roſenkranz aus der Taſche, und that, indeß er denſelben ſehr andächtig bethete, als wenn er das Mädchen gar nicht ſähe, gieng ihr aber immer näher zu. Als er gleichſam an ſie ſtieß, that der Heuchler, als wenn er darüber betroffen wäre, daß er auf dem Wege bethend, und zwar den Roſenkranz (welches, Gott erbarm's, in unſern verkehrten Zeiten als die größte Schande angeſehen wird) von einem Frauenzimmer angetroffen würde. Das Mädchen, hier nichts weniger, als Verſtellung ahnend, ſagte in ihrer Einfalt zu dem Heuchler: es ſcheint, Sie ſind betroffen, daß ich Sie den Roſenkranz bethen ſah. Es iſt keine Schande, zu bethen, am wenigſten das nach dem Vaterunſer heiligſte Gebeth — den Roſenkranz. Nur in den Augen unſerer heutigen Aufklärer fängt dieſe heilige Verrichtung an, Schande zu werden; ja die Verachtung derſelben iſt ſchon zum herrſchenden Tone geworden. Ich gehöre nicht zu dieſer verfluchten Menſchenklaſſe. Sie ſehen, ich bethe ſo eben auch den Roſenkranz. —

Der Heuchler that, als wenn er dieß vorher gar nicht bemerkt hätte, und rief mit verſtellter Begeiſterung aus: Gott! wie freue ich mich, hier eine gleichgeſtimmte Seele zu finden; Sie ſind doch die einzige Dame in der Stadt, die ſich nicht ſchämet, öffentlich den Roſenkranz zu bethen, und ſich rühmt in dem Kreuze unſeres Herrn Jeſu Chriſti, das den Weiſen unſerer Zeit theils ein Aergerniß, theils eine Thorheit iſt. Es giebt doch

noch fromme, unschuldige, heilige Seelen in dem verfluchten Sodoma der heutigen Welt! Hier war es, wo sich Stolz, und Heiligkeitsdünkel in die Seele des getäuschten Mädchens schlich, und hiemit ward der Grund gelegt zu dem Falle, der noch auf demselben Spaziergang geschah. Wo soll das noch hinaus gehen, fuhr der Verführer fort? Ich bin Unterofficier, und habe sehr gute Aussicht, bald weiter zu avanciren. Sie wissen, daß Einsamkeit sonst die Sache des Soldaten nicht ist. Er lebt gern in der Welt, mit der Welt, und für die Welt. Ich fühle sehr oft den Drang, mich in einer honneten Gesellschaft zu erholen, um so mehr, da ich immer sehr viele Arbeiten habe. Da ich nämlich eine sehr leserliche, und auch, wie man glaubt, nicht unzierliche Hand schreibe, so bekomme ich von Advokaten, und hiesigen Professoren immer eine Menge von Manuskripten, die ich ins Reine zu schreiben habe. Hab' ich nichts in meinem Dienste zu thun, so sitze ich an dem Schreibtische. Wenn ich nun den ganzen Tag gesessen habe, dann regt sich in mir das Bedürfniß, mich zu zerstreuen, und an dem sehr menschlichen Genuß einer in Ehren fröhlichen Gesellschaft Theil zu nehmen, so lebhaft, wie das Bedürfniß zu essen und zu trinken, wenn man lange keine Nahrungsmittel genossen hat. Aber wo soll ich hingehen? Ueberall hört man ärgerliche und freventliche Reden wider die heiligsten Geheimnisse der Religion, und wider die Diener des Herrn nebst Zotten und Possen. Ich enthalte mich daher lieber der Gesellschaften in den öffentlichen Ergötzungsörtern. Meine einzige

Zerſtreuung beſteht darin, daß ich hie und da ganz allein ſpazieren gehe, und — dabey den Roſenkranz bethe. Durch dieſe Sirenenſtimme war nun das Mädchen ganz bezaubert. Ich mache es gerade ſo, wie Sie, ſagte ſie. Doch werden Sie zu Hauſe oft eine angenehme Unterhaltung haben, auf die auch ich Verzicht leiſten muß, da ich ganz für mich lebe. Wie zu Hauſe? fragte der Verführer. Sie denken vielleicht, ich ſey verheirathet. Das iſt aber der Fall nicht. Wenn ich mich den ganzen Tag müde gearbeitet habe, ſo muß ich mir erſt noch etwas kochen, wenn ich nicht mit bloßem Brod und Bier vorlieb nehmen will. Ich könnte freylich eine Frau ſehr gut brauchen, und auch ernähren; aber auch das weibliche Geſchlecht iſt heut zu Tage unter allen Ständen ſo ſehr verdorben, daß ich noch kein Mädchen gefunden habe, mit dem ich ganz ein Herz und eine Seele ſeyn könnte. Ich würde recht gern heirathen, wenn ich ein frommes Mädchen bekommen könnte. Die wenigen Frommen ſcheuen den Soldatenſtand, und ich trage nicht gern meine Frömmigkeit zur Schau. Vertrauen Sie nur auf Gott, ſagte das bethörte Mädchen, das ſchon ſelbſt, ohne es vielleicht ſelbſt zu bemerken, lüſtern nach dieſem verſtellten Engel des Lichtes war. Darf ich Sie nicht weiter begleiten, fragte der ſchlaue Verführer, da es mir eine wahre Wonne iſt, mit einer ſo frommen Seele bekannt geworden zu ſeyn? Wir könnten da in dem Wald den Roſenkranz mit einander bethen. Es wird mir eben ſo viel Vergnügen, als Ehre ſeyn, einen ſo braven Mann, mit dem ich nach Herzensluſt über

heilige Dinge ſprechen kann, zum Begleiter zu haben.

Dieſes Geſpräch belauſchte jemand in einem Garten, an deſſen Zaun die beyden Leutchen zuſammen trafen, fuhr P. Titulus fort. Als ſie nun dem benachbarten Wald zugiengen, um da, wie der Verführer ſprach, im Schatten zu gehen, und ungehindert ihren Roſenkranz bethen, oder ſich mit gottſeligen Geſprächen laben zu können, ſchlich der Unbekannte ihnen nach. Sie betheten auch wirklich den Roſenkranz, und ſprachen dann von geiſtlichen Dingen, wobey ſie einander immer lieber gewannen, und zärtlicher wurden. Das Ende vom Lied war, daß ſie ſich endlich in dem Gebüſche niederſetzten, um, wie ſie ſagten, auszuruhen. Aber ach! hier wurde zuletzt ein ganz anderer Roſenkranz angeſtimmt, und die ſeit vielen Jahren durch tauſend Leibeskaſteyungen eroberte, und mit einer unendlichen Menge von vollkommnen Abläſſen verſehene Heiligkeit war — in einem Augenblicke dahin. Hieraus kannſt du ſehen, lieber Gutwill, daß man nie auf ſeine Heiligkeit ſtolz ſeyn dürfe. Doch, wie geſagt, dieſen Fehler wollte ich dem verführten Mädchen verzeihen. Aber nun iſt ſie ſo Gottvergeſſen, daß ſie jenen Umſtand, der ſich, als ſie meinem Freunde in ſeinem Zimmer beichtete, ereignete, dazu benützt, daß ſie einen der frömmſten Geiſtlichen, und dadurch die ganze Geiſtlichkeit in Schand und Spott ſetzen will. Die Sache wird bald laut werden; denn ihre Schwangerſchaft wird immer bemerkbarer, ſo ſehr ſie auch dieſelbe zu

verhüllen ſtrebt. Haſt du noch nichts in der Stadt davon gehört? fragte er ganz bedenklich. Ich antwortete mit Nein. Nun ſo iſt es noch Zeit, die Ehre Gottes, die Ehre meines Freundes, und der ganzen, in unſern Tagen ohnehin ſo ſehr verachteten Geiſtlichkeit zu retten. Ich werde nächſter Tage ſelbſt die Obrigkeit auf die Schwangerſchaft dieſes Mädchens aufmerkſam machen, und zugleich ſagen, daß du darüber vollkommenen Aufſchluß geben könnteſt. Wie kann ich das? fiel ich dem P. Titulus in die Rede. Ich will dir ſogleich ſagen, wie. Was ich dir ſo eben geſagt habe, iſt die reinſte Wahrheit. Das kann ich dir zu Gott beſchwören. Denn ich weiß alles aus dem Beichtſtuhle. Da ich aber davon keinen Gebrauch machen kann, ſo muß Jemand anders ſtatt meiner auftreten. Da du nun vollkommen von der Wahrheit deſſen, was ich dir erzählt habe, überzeugt ſeyn kannſt (wenn du mir in einer ſo wichtigen Sache auch nur die moraliſche Möglichkeit zu lügen zutrauen wollteſt, ſo wäre das ſchon ein gottloſes Verbrechen gegen einen Geſalbten des Herrn, und ich darf wohl hinzuſetzen, gegen einen ſolchen, wie ich bin): ſo iſt es eben ſo viel, als wenn du ſelbſt Ohren- und Augenzeuge des Erzählten geweſen wäreſt; du kannſt daher vor Gericht auch bezeugen, ja beſchwören, daß du die beyden Menſchen anfangs bey ihrer Zuſammenkunft hinter einer Hecke ſtehend belauſcht, und dann, ihnen nachſchleichend, ſie in der That ſelbſt ertappt hätteſt. Gott bewahre mich, rief ich hier aus, vor einem ſolchen Zeugniß, und vor einem

ſolchen Schwur! Ein Zeugniß und Schwur, fuhr P. Mitulus fort, iſt nur dann Sünde, wenn das Bezeugte und Beſchworne falſch iſt; hier hat aber gerade abſolute Wahrheit deſſelben ſtatt, alſo kann es keine Sünde, ſondern, da es hier darauf ankommt, die Ehre Gottes und ſeiner Diener zu retten, vielmehr ein höchſt verdienſtliches Werk ſeyn. Ich ſoll beſchwören, wendete ich ein, daß ich das, was Sie mir erzählt haben, alles gehört und geſehen habe; iſt denn das keine Lüge? Ob du, oder ein anderer das Erzählte gehört und geſehen, das iſt bloße Nebenſache. Die Hauptſache iſt, daß es wirklich gehört und geſehen worden, und folglich auch geſchehen iſt. Daß das aber wirklich der Fall ſey, das kann ich dir bey Gott beſchwören, da ich es aus dem Beichtſtuhle weiß; alſo iſt es auch keine Lüge, die hier das Weſentliche des Zeugniſſes und Schwures betrifft, ſondern die vermeintliche Lüge iſt bloß die Stellvertretung eines andern, der wirklich Augen- und Ohrenzeuge war. Das kann bey der Unterſuchung einer Sache ganz gleich gelten, ob Titius, oder Sempronius, oder Kajus u. ſ. w. als Zeuge auftritt; ſondern es kommt einzig darauf an, ob das Bezeugte, das unter gewiſſen Umſtänden noch mit einem Schwur zu erhärten iſt, wahr iſt. Wenn du daher bezeugſt und beſchwörſt, daß du das Erzählte ſelbſt gehört und geſehen habeſt, ſo heißt das eigentlich nichts anders, als daß du die Wahrheit deſſelben gewiß wiſſeſt. Das weißt du aber gewiß aus meinem Gott geweihten Munde, der in einem ſo wichtigen Falle eben ſo wenig lügen kann, als

der heilige Geist selbst, dessen Werkzeug er einzig ist; also hast du gar keinen Grund zu einer Bedenklichkeit, das Erzählte vor Gericht zu bezeugen und zu beschwören. Und willst du die Behauptung dessen, was hier bloße Nebensache ist, nämlich daß du selbst alles gehört und gesehen habest, doch eine Lüge nennen, so mußt du wissen, daß es auch heilige, und daher Gott höchst wohlgefällige, und verdienstliche Lügen gebe. Das kannst du mir schon auf mein Wort glauben, da du weißt, daß ich einer der ersten Moralisten bin, die je in der christlichen Kirche aufgetreten sind. Aber wenn du meinem Worte nicht glauben willst, so glaube wenigstens dem Worte Gottes. Haben nicht die ägyptischen Hebammen Gott zu Liebe, und zum Besten des Volkes Gottes gelogen? Und hat nicht Gott selbst, nach dem Zeugniß der Bibel, diese Lüge gebilligt, und die Hebammen dafür gesegnet? Warum war nun diese offenbare Lüge in den Augen Gottes dennoch heilig, verdienstlich, und belohnungswürdig? Blos weil die Absicht derselben die Beförderung der Ehre Gottes, und der Wohlfahrt seines Volkes war? Und ist hier in dem, was ich dir rathe, nicht derselbe Fall?

Ich erklärte dem P. Vitulus freymüthig, daß sich gegen seine so eben gegebene Erklärung einer Bibelstelle so manches einwenden ließe, worauf ich mich jedoch für jetzt nicht einlassen könnte. Aber wenn sie auch die richtige wäre, so würde ich doch nie zu bewegen seyn, ein solches Zeugniß, oder Eid abzulegen. Durch diese Erklärung äußerst in Wuth gebracht, entfuhren

dem P. Titulus folgende Reden: Du verruchter Böſewicht! du! Es iſt nun offenbar, daß auch du von den Satanslehren unſerer Aufklärer angeſteckt biſt. Du erfrecheſt dich, zu ſagen: wenn auch die Bibel das oder jenes ſagt, ſo will ichs doch nicht glauben, nicht befolgen! Welche Gottloſigkeit! Gut, daß ich ein ſolches Zeugniß aus deinem Munde gehört habe; ich will es ſogleich ad notam nehmen (er gieng an ſeinen Schreibepult, und ſchrieb etwas auf ein Papier, das ſchon ziemlich vollgeſchrieben war; ich konnte von Ferne nur ſehen, daß das Papier oben mit einem groſſen Kreuze von rother Farbe bezeichnet war). Als er mit ſeiner Schreiberey fertig war, fuhr er fort: aber wiſſe, junger Satansknecht, daß ich von dem Stellvertreter Gottes auf Erden ſelbſt, und dann von dem erſten Staatsminiſter im Namen des Königs den Auftrag, und die Vollmacht habe, jeden, der ſich der verfluchten Aufklärung, die nun herrſchend zu werden anfängt, und den Altären und Thronen den Untergang drohet, auch nur verdächtig macht, einem ewigen Kerker, was noch die gelindeſte Strafe iſt, und, nach Beſchaffenheit der Umſtände, auch ſelbſt dem Tode, auf welche Weiſe es immer geſchehen möge, zu übergeben. Wiſſe, daß ich nächſtens — (hier brach er ab; vermuthlich wollte er ſagen, daß er nächſtens ſeinen Auftrag in Rückſicht auf einige Perſonen vollziehen werde). Du haſt dich ſo eben durch die offenbarſte Verachtung der Bibel, und der Moral, die die heilige, unfehlbare, alleinſeligmachende Kirche von jeher gelehrt hat, und in dieſen verderbten

Zeiten durch mich verkündet, selbst in die schwarze Klasse derjenigen Menschen versetzt, die zum ewigen Kerker, oder zum Tode reif sind. Das einzige Mittel, dieses Verbrechen wieder gut zu machen, und aus dieser Liste wieder ausgestrichen zu werden, ist, daß du das Erzählte, für dessen Wahrheit mein Gewissen, und Gott selbst, dessen Ehre ich einzig vertheidige, Bürge ist, bezeugest und beschwörest; oder — du bist verlohren. Im Hochgefühl der höchst beleidigten Menschenwürde, und des abscheulichsten Hochverrathes an der Religion selbst, die der Heuchler vorspiegelte, antwortete ich entschlossen: lieber sterben, als das angemuthete Zeugniß und Eid ablegen, da ich vielmehr aus dem, was ich selbst erfahren, durch meine Sinne vernommen habe, das Gegentheil beschwören kann. Wie? du kannst das Gegentheil beschwören? fiel mir P. Vitulus in die Rede. — Freylich machen sich die Aufklärer kein Gewissen aus einem falschen Schwure. Ich verstehe dich. Aber damit du siehst, daß ich noch Mitleiden mit dir habe, und dich nicht gern ins Verderben stürze, gebe ich dir 3 Tage Bedenkzeit. — So eben fällt mir noch ein Verbrechen ein, sagte er ferner, wofür du sogleich gezüchtigt werden mußt. Du bist vor einigen Tagen mit einem Mädchen spazieren gegangen. Ich läugnete es nicht, und war einfältig genug, mich von ihm bis aufs Blut peischen zu lassen.

Sagen Sie mir nun selbst, schloß Gutwill diese merkwürdige Erzählung, ob ich ferner mit gutem Gewissen im Solde dieses Mannes stehen kann? Ich bin vielmehr entschlossen, lieber Hungers zu sterben, als

durch den Zufluß von Wohlthaten, deren Absicht so teufliſch iſt, zu leben. Ich beſchwöre Sie daher, ſobald als möglich, mit dem Herrn Senator, deſſen Tochter ich liebe, oder mit andern Menſchenfreunden zu ſprechen. — Da ich eben auf den andern Tag von dem Herrn Senator zu Tiſche geladen war, ſo verſprach ich Gutwill mit ihm über ſeine Angelegenheiten auf das nachdrücklichſte zu ſprechen. Es war eben unmittelbar nach Mittag, als Gutwill mir dieſe wichtigen Nachrichten brachte. Er ſagte endlich beym Abſchiede, daß er wieder zum P. Vitulus beſtellt ſey, und ihm etwas abſchreiben müſſe. Ich rieth ihm, heute noch zu ihm zu gehen; ich wäre der zuverſichtlichſten Hoffnung, daß es mir durch die Unterſtützung verſchiedener Menſchenfreunde gelingen würde, wenigſtens in einigen Tagen ihn aus den Feſſeln dieſes ſataniſchen Wohlthäters zu erretten. Er ſagte endlich, daß gerade heute die ihm gegebene Bedenkzeit, ſich zu einem Verbrechen wider Gott und die Menſchheit zu entſchließen, verfloſſen ſey, und daß P. Vitulus ihm heute frühe ſchon erklärt habe, daß er heute nach Mittag ſeine Reſolution erwarte. Er ſey feſt entſchloſſen, ihm dieſelbe Erklärung zu wiederholen, die er ihm bereits vor drey Tagen gethan hätte. Ich beſtärkte ihn in ſeinem edlen Entſchluß, und ſo gieng er von mir. Es thut mir leid, daß ich für jetzt meinen Brief ſchließen, und die Erzählung des ganzen Vorfalls auf den nächſten Poſttag verſchieben muß. Die Pflicht fodert mich zu einem Patienten, der mich ſo eben rufen läßt. Adieu, meine Theuerſte!

Zwey und zwanzigster Brief.

Ich habe, meine Theuerſte, heute den Ausgang des Vorfalls vollends zu berichten, der bey uns ſo viel aufſehen machte, und unſerem Großinquiſitor auf einmal und immer, wenigſtens für unſere Gegend, das Handwerk legte. Sie werden daraus erſehen, daß die Vorſehung recht offenbar, und höchſt gütig mich in Schutz nahm, und daß die Enthüllung der ſchwarzen Abſichten des P. Vitulus für mich ein wahres Glück war. Dieſer Vorfall wird auch mir für immer eine heilſame Belehrung ſeyn, und mich nicht bloß vor jeder Unvorſichtigkeit, ſondern auch von dem Wahn überhaupt, daß die Ketzerjäger in unſern Zeiten nicht mehr zu fürchten ſeyn, verwahren. Ich fahre nun in der Erzählung dieſes höchſt merkwürdigen Vorfalls fort.

Unmittelbar des andern Tages, als Gutwill bey mir war, brach der Aufruhr der hieſigen Bürger und Studenten wider den P. Vitulus aus. Bey der Unterſuchung dieſes Vorfalls ergab ſich nun, daß Gutwill die Veranlaſſung dazu gegeben, ob er gleich nicht ſelbſt Theil daran genommen hatte. Die Veranlaſſung dazu aber gab er auf folgende Art. Als er Tags vorher von mir weggieng, und zum P. Vitulus kam, gab

ihm derſelbe, vermuthlich um ihn einzuſchrecken, und zu dem zugemutheten falſchen Eide zu bewegen, einen Brief abzuſchreiben, den er an den Papſt in Betreff der Aufklärer ſchicken wollte. Um ihn von der fürchterlichen Wichtigkeit dieſes Briefes zu überzeugen, las er ihm vorher ſelbſt das Breve des Papſtes vor, worin derſelbe dem P. Titulus den Auftrag giebt, auf die Ungläubigen unſerer Zeit, die man gewöhnlich Aufklärer nenne, ein wachſames Auge zu haben, und ihm von Zeit zu Zeit die Namen derjenigen, die er, von der Peſt der Neuerungsſucht angeſteckt, oder auch nur in dieſem Punkte verdächtig gefunden hätte, einzuſchicken. Er hätte ſchon von dem erſten Staatsminiſter Frankreichs die Zuſage, daß jeder ſolcher Menſch in Verhaft genommen, und dem Gerichte der Kirche übergeben werden ſollte. Die Kirche wäre ſeit einigen Jahrhunderten eine zu nachſichtige Mutter geweſen, und hätte daher die Altäre und die Throne der höchſten Gefahr ausgeſezt, welche nicht anders entfernt werden könnte, als daß die alten Kirchengeſetze wider diejenigen, welche auch nur im geringſten von dem alleinſeligmachenden Glauben abweichen, aufs neue geltend gemacht würden. Die räudigen Schaafe müßten ſchlechthin von den noch geſunden abgeſöndert werden, wenn die Anſteckung nicht allgemein werden ſollte. Alſo wenn man auch aus übergroßer Nachſicht dergleichen Verführern das Leben ſchenken wollte, ſo könnte man doch von ewiger Gefängnißſtrafe nicht abgehen, wenn nicht alles verlohren gehen ſollte. Da nun vorzüglich die heiligen Mönchsorden, welche der wahre Schmuck und die Schutz-

mauer der ſtreitenden Kirche wären, der Gegenſtand der Verachtung, des Spottes und Haſſes der Aufklärer wären, weil ſie wohl wüßten, daß ſobald dieſelben allgemein verachtet würden, auch die Kirche Gottes ſelbſt ſich nicht mehr vor dem allgemeinen Hohngelächter ſchützen könnte: ſo wäre es der Gerechtigkeit gemäß, das jene Feinde der Klöſter, und der Kirche in die Kloſtergefängniſſe gebracht, ihr Leben gerade da hinſeufzen müßten, wo ſie alles verheert wiſſen möchten. „Sie ſchildern die Klöſter als die irdiſche Hölle der Menſchheit; ſie ſollen daher ihre Hölle da finden, wo gute Menſchen ein Paradies finden," ſagt unter andern der Papſt. Auf ſolche Art könnten die Scheiterhaufen entbehrt, und doch die goldenen Zeiten der Kirche wieder zurück gebracht werden, wo man den Verſtand zum Dienſte des Glaubens gefangen gebend, jedes Wort des Statthalters Chriſti auf Erden, als Gotteswort, reſpektirt und befolgt hätte. Der Papſt ertheilte endlich dem P. Vitulus für jede Priſe, die er machen, und jedem, der dazu mit beytragen würde, den vollkommenſten Ablaß.

In dem Antwortsſchreiben des P. Vitulus an den Papſt wurde unter andern behauptet, daß man die Inquiſition bey jungen Leuten anfangen, und vorzüglich einige exemplariſche Strafen exequiren müßte, um die übrigen, die denſelben Weg des Verderbens einzuſchlagen Luſt hätten, auf eine nachdrückliche Art abzuſchrecken. Denn junge Leute wären vorzüglich des Freyheitsſchwindels empfänglich. Nachdem man die Jugend erſchüttert hätte, müßte man den Lehrern zu Leibe

gehen, und jeden, der auch nur von Ferne der verfluchten Aufklärungssucht verdächtig wäre, in Klosterkerker bringen, und in Ketten und Banden werfen. Zu diesem Ende hätte er schon einige wichtige Prisen, die zu machen wären, ausersehen. Ihro Heiligkeit möchten ihm nur sobald, als möglich, von dem ersten Staatsminister, Verhaftungsbefehle, oder wenigstens die Erlaubniß, derley gefährliche Menschen auf immer unsichtbar und unschädlich zu machen, auswirken. Sobald dieses geschehen wäre, so sollte der erste Angriff auf einen Mediciner, mit Namen Hermann, gehen, der in der hiesigen Gegend der gefährlichste Mensch wäre, weil man ihn beynahe anbethete, und nicht ehrenvoll genug auszeichnen könnte. Als Beweis der verfluchten Denkart dieses Menschen, möchten Ihro Heiligkeit beyliegende Verse dienen, die derselbe einem seiner Freunde ins Stammbuch geschrieben hätte. Das gottlose Streben der Aufklärer wäre vorzüglich dahin gerichtet, die christliche Religion überhaupt, und vorzüglich die katholische der Vernunft zu unterwerfen, die doch in allen Glaubenssachen absolut blind wäre, und daher die Göttlichkeit derselben durch die Vernünftigkeit zu vernichten. Dieser Grundirrthum aber, die geoffenbarte Religion zur Vernunft herabzuwürdigen, wäre schon durch das Daseyn der Offenbarung selbst widerlegt. Denn wenn die Vernunft über die Heilswahrheiten Aufschluß geben, oder dieselben auch nur im geringsten prüfen könnte, so würde Gott nicht nöthig gehabt haben, dieselben zu offenbaren. Die wahre Offenbarung wäre alsdenn in eines

jeden Vernunft. Und gerade das wärs, was die Aufklärer vorzüglich behaupteten, und was auch in jenen gottlosen Versen, aller Offenbarung zum Spotte, auf das deutlichste ausgesprochen wäre. P. Vitulus versicherte zuletzt, daß er bereit wäre, Leib und Leben für die Ehre Gottes und seiner Kirche zu wagen. Er würde sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelänge, alle Ketzer und Aufklärer von der Erde zu vertilgen. „Möchten sie doch sämmtlich nur einen Kopf haben, damit ich mit dem Schwerdte des Herrn denselben mit Einem Streiche abhauen könnte!" Die väterliche Güte Ihro päpstlichen Heiligkeit, nach welcher derley verderbliche Menschen nur zu einem ewigen Kerker verdammt würden, könnte zwar nicht genug verehrt und gepriesen werden: aber es müßte doch billig die Einschränkung gemacht werden, daß in den Fällen, wo man jene Strafe nicht vollziehen könnte, ohne daß große Unruhe unter den zahlreichen Anhängern, die sich schon bis in alle Klassen des gemeinen Volkes hinein erstreckten, entstünde, man ohne Bedenken zu dem Mittel griffe, das eben ausführbar wäre. Diese Menschenverführer, diese Hochverräther der Altäre und der Thronen hätten einmal das Leben verwirkt, wie es die ununterbrochene Lehre der unfehlbaren Kirche, den deutlichsten Aussprüchen der Offenbarung gemäß, von jeher gewesen wäre. Könnten sie daher nicht durch einen ewigen Kerker unschädlich gemacht werden, so müßten sie auf eine andere Art aus dem Wege geräumt werden. Das wäre nur durch die wohlverdiente Todesstrafe möglich. Da aber die öffentlichen

Todesstrafen, die in dem goldenen Zeitalter der Kirche gewöhnlich gewesen, wegen des beynahe allgemeinen, und höchsten Verderbnisses unter den Menschen, das die Aufklärer gestiftet hätten, nicht mehr ausführbar wären, ohne die Gefahr zu allgemeinen Empörungen christlicher Nationen herbeyzuführen, so müßte man seine Zuflucht zu geheimen, vor dem großen Haufen nicht bemerkbaren Todesarten nehmen. Das war der Hauptinhalt des Briefes, den P. Vitulus an den Papst konzipirt hatte, und den Gutwill ins Reine schreiben sollte.

Um nun Gutwill in der Einsamkeit durch Schrecken zu foltern, und für seine Absichten zu gewinnen, sagte P. Vitulus, er müßte einen Besuch machen. Er sollte mittlerweile den vorgelegten Brief recht schön abschreiben, und zugleich überlegen, ob er den für die Ehre Gottes und der Kirche nothwendigen, und zugleich auf absolute Wahrheit gegründeten Eid ablegen wollte. Nach einer Stunde würde er wieder zurück kommen, und ihm seine definitive Entschließung abfodern. Es fiel dem P. Vitulus im Traume nicht ein, daß Gutwill es wagen würde, sich von ihm gänzlich zu trennen, oder ihn gar zu verrathen. Er glaubte vielmehr, daß derselbe an ihn durch die drückendste Armuth fest gefesselt wäre, ohne sich losreissen zu können. Er glaubte ferner, daß er durch dieselbe Armuth gezwungen, keine andere Lebensart, als den Klosterstand würde wählen können. Und da eben in einigen Monaten zu Ochsenhausen Admission seyn sollte, so war er entschlossen, seinen

Zögling bey dieser Gelegenheit auf eine solche Art zu versorgen, daß er ihm nicht mehr schaden könnte. Ja er war sogar überzeugt, daß sich Gutwill glücklich schätzen würde, wenn er in diese berühmte, und glänzende Reichsprälatur aufgenommen würde. Gutwill hatte sich vor einigen Monaten wirklich schon bereden lassen, eine Supplik an den Reichsprälaten zu Ochsenhausen, begleitet mit einem nachdrücklichen Empfehlungsschreiben des P. Vitulus einzuschicken. Daß Gutwill in der Aufklärung seit einer so kurzen Zeit so weit gekommen, daß er dieses, in seinen Augen vorher glänzende, Glück nun von ganzem Herzen verabscheute, daran dachte P. Vitulus gar nicht. Auch dieses Glück, das ihm durch seine Vermittelung ganz gewiß zu Theil werden sollte, ein Glück, das ihm, aus dem Bettelstand gebohren, den Weg bis zum Reichsfürsten-Thron eröffnete, so wie auch wirklich der jetzige Reichsprälat zu Ochsenhausen ein armer Hirtenjunge gewesen, und in seiner Kindheit das Vieh hätte hüten müssen, statt daß er jetzt Ochsen von einer ganz andern Art zu weiden hätte — auch dieses Glück führte er ihm wieder zu Gemüthe. Durch diese zwey mächtigen Triebfedern des menschlichen Herzens also, nämlich durch Furcht und Hoffnung, glaubte P. Vitulus ganz gewiß, Gutwill zu seine Absichten stimmen zu können. In dieser vollkommenen Ueberzeugung gieng P. Vitulus fort, und ließ Gutwill in seinem Zimmer ganz allein.

Gutwill sah dem P. Vitulus unbemerkt von dem Fenster aus nach. Und nachdem sich derselbe so

weit entfernt hatte, daß er ihn nicht mehr sehen konnte, entschloß er sich kurz und gut dazu, daß er sowohl das päpstliche Breve, als auch das Concept des Briefes, den P. Vitulus an den Papst schicken wollte, zu sich steckte, die Thüre des Zimmers hinter sich zuschloß, und aus dem Hause gieng. Hier begegneten ihm so eben bis 10 Studenten, die lauter abgesagte Feinde des P. Vitulus waren. Diesen las er nun die Briefe vor. Alle über den Inhalt derselben aufgebracht, schwuren dem P. Vitulus Mord und Tod. Einer riß endlich unvermuthet dem Gutwill die Briefe aus der Hand. Die übrigen klatschten in die Hand, und sagten, man müßte sich dieser Dokumente bemächtigen, weil zu befürchten wäre, daß sich Gutwill auf irgend eine Art durch den P. Vitulus möchte bewegen lassen, ihm dieselben wieder zurückzustellen. Denn allen war die äußerste Armuth des Gutwills, und die Unterstützung, die er vom P. Vitulus genoß, bekannt. Gutwill bat auf das dringendste, daß man ihm die Papiere zurückstellen möchte. Aber dadurch machte er sich nur verdächtig. Als er sah, daß alles Bitten vergeblich wäre, verließ er die Stadt, um an dem, was vorfallen möchte, keinen weiteren Antheil zu nehmen, und gieng zu dem Pfarrer Wohlrath, eine Stunde weit von der Stadt. Derselbe war ebenfalls ein Wohlthäter des Gutwills, aber ein helldenkender Mann. Gutwill sagte ihm aber kein Wort von der ganzen Sache; worin er sehr Unrecht that, weil ihm dieser kluge Mann gewiß einen solchen Rath würde ertheilt haben, daß der Auf-

lauf dadurch wäre verhindert worden. Unter den Studenten, die dem Gutwill gerade aufstießen, als er aus des P. Vitulus Quartier kam, war auch der Graf von Kraftfeld, derselbe junge Mann, der, wie ich Ihnen schon erzählte, bey dem Lärm als Deputirter auftrat, und an den Herrn Hofrath Weise eine nachdrückliche Rede hielt. Dieser gab nun den übrigen den Rath, sogleich mit ihm zum Herrn Hofrath Weise, als dem dermaligen Prorektor, zu gehen, und ihm, nebst einer eingelegten Klage gegen den P. Vitulus, die Papiere auszuliefern. Allein die übrigen behaupteten, daß man erst die Papiere allen übrigen Studenten von der vernünftigen Parthey kommuniciren, und dann einen gemeinschaftlichen Entschluß fassen müßte. Es wäre das Beste, um alles Aufsehen zu vermeiden, daß die Studenten in kleinen Haufen, wie gewöhnlich, Abends aus der Stadt giengen, als wenn sie einen Spaziergang machen wollten, und sich dann sämmtlich in dem Gasthof, Freyhaus, eine Viertelstunde weit von der Stadt gelegen, versammelten. Graf von Kraftfeld, überlegend, was wohl für ein Entschluß heraus kommen würde, wenn lauter junge Brauskopfe über diesen, ohnehin äußerst empörenden Vorfall, zu stimmen hätten, verließ den Haufen, und gieng zum Herrn Prorektor, in der Absicht, ihm die Sache anzuzeigen. Zum Unglück wurde Herr Hofrath Weise gerade zu einem gefährlichen Patienten gerufen, und war daher nicht gestimmt, eine Verketzerungsgeschichte anzuhören. Zudem war er immer in demselben Wahn, daß die Ketzer-

jäger in unſern Tagen nicht mehr ſchaden könnten. Als daher der Graf ſeinen Vortrag damit anfieng, daß er ſagte, es ſey nun durch die unzweydeutigſten Dokumente herausgebracht, daß P. Vitulus die Rolle eines Großinquiſitors ſpiele, und unter andern Jagd auf Herrn Hermann mache, fiel ihm Herr Hofrath Weiſe ſogleich in die Rede, und ſagte: Das weiß ich ſchon länge, daß P. Vitulus die Rolle eines Großinquiſitors ſpielen will, und auch ſchon längſt, aber ohne allen Erfolg, geſpielt hat. Dieſer Menſch iſt ſchon zu verächtlich geworden, als daß von ſeinem, auch noch ſo heftigen Feuereifer etwas zu befürchten wäre. Mein Grundſatz iſt, man müſſe die Machinationen dieſer Menſchen vielmehr verachten, als fürchten. Gerade dadurch, daß man einige Furcht zu erkennen giebt, werden ſie um ſo wüthiger. Es iſt mir in der That eckelhaft, mit einem Manne, wie P. Vitulus iſt, den nun ſelbſt der dümmſte Pöbel auspfeift, auch nur das geringſte zu thun zu haben. Sollte jedoch auch nur ein geringer Grund vorhanden ſeyn, daß die Machinationen dieſes Mannes Unheil anrichten könnten, ſo würde ich ungeachtet meines Eckels gegen derley Proceſſe, die ſtrengſte Unterſuchung über ſeine Abſichten und Handlungen anſtellen. Aber ich bin vollkommen überzeugt, daß dieß der Fall noch nicht iſt. Ich halte es vielmehr gar nicht der Mühe werth, ihm zu erkennen zu geben, daß man auf ſeine kraftloſen Schlangengänge aufmerkſam ſey. Seyen Sie alſo ganz ruhig, Herr Graf, ſo wie ich es auch bin. Sie werden mir verzeihen, daß ich

mich für jetzt nicht länger mit Ihnen unterhalten kann, weil ich so eben zu einem wirklich gefährlichen Patienten, dessen Krankheit für ihn weit mehr befürchten läßt, als für uns alle die Schleichwege des P. Vitulus, gehen muß. Jedoch wie gesagt, sollte die Verfolgungssucht des P. Vitulus gefährlicher werden, so bin ich zu allen Diensten erbietig.

Der Graf hätte sich nun bestimmter gegen Herrn Weise erklären sollen. Allein in dem Wahn, daß demselben eine Untersuchung gegen den P. Vitulus für jetzt nicht behaglich wäre, gieng er verdrüssig von Herrn Weise weg, und war entschlossen, sich zu den übrigen Studenten zugesellen. Als in dem besagten Gasthofe über die Maaßregeln deliberirt wurde, die gegen den P. Vitulus zu nehmen wären, so stimmten zwar sogleich die meisten dahin, des andern Tages, und zwar frühe Morgens, ehe etwas verrathen würde, das Quartier des P. Vitulus zu bestürmen, in dasselbe einzudringen, seine Pülte, Kommoden, und Schränke zu erbrechen, sich aller Papiere zu bemächtigen, und ihn selbst, mit Prügeln, Steinen, und Koth verfolgt, zu der Stadt hinaus zu jagen. Einige wenige, die vernünftiger dachten, schlugen vor, die Sache erst dem Prorektor zu melden, auf eine strenge Hausvisitation, und Untersuchung der Absichten und Machinationen dieses Ketzerjägers zu bringen. Hier trat nun der Graf von Kraftfeld auf, und sagte, daß der Prorektor in dem Wahne, daß P. Vitulus schon zu verächtlich geworden sey, als daß man etwas von ihm zu befürchten hätte, es nicht der

Mühe werth halte, auch nur die geringste Unterſuchung über ihn anzuſtellen. Er habe ſelbſt von den vorgefundenen Dokumenten demſelben erſt vor einer Stunde Nachricht gegeben, und dieſe Geſinnung von ihm gehört. Es ſey daher kein anderes Mittel übrig, als ſich ſelbſt Satisfaktion zu verſchaffen, und den Böſewicht mit Gewalt aus der Stadt zu jagen. So ſehr er anfangs, noch ehe er mit dem Prorektor geſprochen, für Mäßigung geſtimmt geweſen, ſo ſehr ſey er jetzt überzeugt, daß dadurch nichts auszurichten ſey. Man müſſe ſchlechthin einen gewaltſamen Schritt wagen, und er ſtimme ganz dem Beſchluß der meiſten bey. Dadurch wurden nun auch diejenigen, die erſt den gerichtlichen Weg gegen P. Vitulus verſuchen wollten, für jene gewaltſamen Maaßregeln geſtimmt. Es wurde daher allgemein beſchloſſen, frühe gegen ſieben Uhr ſich auf dem Markte zu verſammeln, und dann mit vereinigter Kraft den P. Vitulus in ſeinem Quartier anzugreifen.

P. Vitulus war zwar in äußerſter Beſorgniß, als er von ſeinem Beſuch nach Hauſe kam, und nicht nur ſeinen Gutwill nicht mehr fand, ſondern auch jene zwey wichtigen Briefe entwendet ſah. Nun ward's ihm äußerſt bange. Er konnte ſich leicht vorſtellen, daß wenn Gutwill die Briefe den Studenten zeigte, er einen allgemeinen Angriff, der vielleicht auf Leib und Leben gienge, zu befürchten hätte. Er ließ daher durch mehrere vertraute Perſonen Gutwill in der ganzen Stadt aufſuchen. Allein vergebens. Er gieng ſelbſt noch zu Nacht um 10 Uhr in Gutwills Quartier,

und blieb bey dem Hausherrn bis 1 Uhr, in der Hoffnung, daß Gutwill kommen würde. Er gieng daher endlich ganz niedergeschlagen nach Hause. Doch gab ihm der Umstand, daß bisher alles ruhig blieb, noch Hoffnung, daß Gutwill bis jetzt noch keinen für ihn nachtheiligen Gebrauch von den Papieren möchte gemacht haben; und in der Ueberzeugung, daß Gutwill ohne seine Unterstützung nicht leben könnte, glaubte er auch daß Gutwill, nachdem er seinen unbesonnenen Schritt überlegt hätte, er von selbst wieder zu ihm kommen, und ihm nicht bloß die Papiere zurückbringen, sondern sich auch, wie vorher, seiner Fürsorge übergeben würde. Doch hatte er die Vorsicht gebraucht, einige Leute in der Strasse, wo er wohnte, als Wächter und Beobachter aufzustellen, die, sobald sie einen Auflauf merkten, ihm Nachricht geben sollten.

Frühe Morgens gegen 7 Uhr, als sich P. Vitulus gerade zur heiligen Messe bereitete, kam einer seiner Auflauerer und sagte ihm, daß eine ungeheure Menge von Studenten und Bürgern im Anzuge wären, die ohne Zweifel ihm einen guten Morgen wünschen wollten. P. Vitulus bat sogleich den Hausherrn, die Hausthüre fest zu verschließen, und entschlüpfte durch ein Hinterthürchen. Der empörte Haufe sprengte die Thüre mit Gewalt, und öffnete, als P. Vitulus nicht zu finden war, alle seine Schränke. Hier fand man denn noch sehr wichtige Aktenstücke, die größten Theils in einer sehr weitläufigen Korrespondenz mit den gefährlichsten und mächtigsten Ketzerjägern der ganzen

christlichen Welt bestanden. Unter andern fanden sich auch sehr viele Briefe von eben dem Bischofe, der meine Schwester zur Ablegung der Gelübde zwingen wollte, aber durch die Drohungen eines braven Officiers eingeschreckt, ihr auf das heiligste, wenigstens binnen sechs Monaten, vollkommene Befreyung von dem Klosterstande versprach (es ist nun bereits 8 Monate, und meine Schwester schmachtet noch immer in den Klosterfesseln). Auch kamen eine Menge Hurenbriefe zum Vorscheine. Aus denselben erhellte, daß P. Vitalus nicht weniger, als 8 natürliche Kinder hat, die er in verschiedenen Gegenden muß ernähren lassen. Die Huren klagten sehr über Mangel an der ihnen zugesagten Unterstützung, und drohten, ihm die Kinder sämmtlich zuzuschicken, wenn er keine besseren Anstalten zur Ernährung der armen Kinder, und der Mütter treffen würde. Auch von seiner neuesten Hure fanden sich viele Briefe vor. In dem letzten Briefe, den sie an ihn geschrieben hatte, bringt sie ihm die traurige Nachricht, daß der Soldat Schweiner so unhöflich sey, daß er um keinen Preis das Ueberschattungswerk über sich nehmen wollte. Sie trägt daher darauf an, auf das schleunigste Anstalt zu treffen, daß sie auf seine Kosten in eine entferntere Gegend transportirt würde, um daselbst sicher zu entbunden werden. Aber er müßte sie hinreichend mit Geld versehen, daß sie nicht in Gefahr zu darben, käme. Auch möchte er einstweilen Anstalten für die Erziehung des Kindes durch eine fremde Hand machen; denn sie wäre gesonnen, sogleich nach ihrem

Wochenbette wieder nach der Stadt zu ihm zurückzukehren. Er könnte, wenn er dieß alles thäte, sicher auf ihre ewige Treue gegen ihn rechnen; sie hoffte auch, Gott würde ihr hinführo die Gnade der — Unfruchtbarkeit verleihen, daß ihre beyderseitige Liebe nicht mehr durch Furcht und Besorgniß unterbrochen würde. Sollte er sich aber weigern, für sie, und ihre Hochwürdige Leibesfrucht schleunige und zweckmäßige Anstalt zu treffen, so wäre sie gezwungen, da sie ihre Schwangerschaft nicht mehr länger verbergen könnte, die Sache selbst der Obrigkeit zu eröffnen, und ihn als Vater anzugeben. Denn sie wäre ein ehrliches Mädchen, und wollte sich daher keiner weitern Verantwortlichkeit aussetzen. Sie hätte ohnehin für ihn genug gethan, daß sie ihm ihre, bis dahin, unversehrte Jungfrauschaft zum Opfer gebracht (sie wäre vorher so rein gewesen, als die unbefleckte Empfängniß), und sich von ihm hätte zurecht machen lassen. Sie hätte zwar dieses Opfer gerne gebracht, weil sie wüßte, daß er ein grundgelehrter und frommer Mann wäre, und wäre auch zu ferneren Liebesdiensten bereit. Aber er müßte auch bedenken, daß diese großmüthige Selbstverläugnung und Dahingebung des größten Schatzes, den sie besessen hätte, nämlich der unversehrten Jungfrauschaft eine verhältnißmäßige Belohnung verdiente.

P. Vitulus würde gerne diese Foderungen erfüllt haben, wenn er im Stande gewesen wäre. Aber er war ohne Geld und Kredit. Die vielen Huren und Kinder, die er hatte, verlangten mehr, als vollkommene Ablässe,

an welchen P. Vitulus sehr reich war, und hatten alle seine Finanzquellen so erschöpft, daß er durchaus unfähig war, in Rücksicht auf seine neue Hure die nöthigen Anstalten zu treffen. Aus den vorgefundenen Papieren ergab sich, daß P. Vitulus eine sehr große Schuldenlast hatte. Auch erhellte daraus, daß er sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, um Geld (für seine neue Hure) aufzutreiben; allein es kam von allen Seiten her die Antwort zurück, daß man (für ihn) kein Geld hätte. Diese Umstände mochten ihn nun zu dem verzweifelten Entschluß gebracht haben, dem Gutwill einen falschen Eid zuzumuthen, wodurch er selbst in die Grube stürzte, die er für andere gegraben hatte. Der Soldat Schweiner sagte aus, daß die ganze Erzählung, die P. Vitulus dem Gutwill von ihm vorgeschwätzt hätte, ein Gewebe von infamen Lügen wäre, indem er seine Hure das erstemal gesehen hätte, als sie ihm den Antrag machte, unter der Belohnung von 30 Thalern die Vaterschaft ihrer Pfaffenfrucht auf sich zu nehmen, wofür er sich auf das höflichste bedankt hätte.

Sobald der Auflauf vorüber war, schlich sich P. Vitulus in sein Quartier, um zu sehen, was da vorgegangen wäre; denn er besorgte mit Recht, man möchte seine Schränke erbrochen, und sich aller seiner Papiere bemächtiget haben. Als er nun seine Besorgniß durch die That selbst bestätigt sah, machte er Anstalt, in Geheim zu entfliehen. Er schickte zu einem Bürger, und ließ sich auf einen halben Tag seinen Wagen ausbitten, indem er vorgab, er müßte einiger Geschäfte halber in

ein benachbartes Städtchen reisen. Dieser Bürger war sonst sein Freund. Aber da derselbe zu eben der Zeit in dem Gasthofe Freyhaus gegenwärtig war, als die Studenten daselbst versammelt, die Bestürmung des Quartiers des P. Vitulus beschlossen, so wurde er nebst vielen andern Bürgern, die zugleich gegenwärtig waren, durch die Dokumente seiner Unmenschlichkeit, die hier allgemein vorgezeigt wurden, wider ihn so erbittert, daß er sich selbst an den stürmischen Haufen mit anschloß, was aber P. Vitulus nicht wußte. Dieser Bürger ließ dem P. Vitulus sagen, daß seine Pferde auf dem Felde wären. Er wollte dieselben sogleich holen lassen. Er möchte sich daher nur eine kurze Zeit gedulden, bis das Fuhrwerk fertig wäre; er würde ihm es sogleich wissen lassen, wenn er abreisen könnte. Indessen gieng aber der Bürger zum Herrn Prorektor, und entdeckte ihm die Sache, der es sogleich dahin zu bringen wußte, daß der P. Vitulus in seinem Quartier eine ziemlich zahlreiche Wache erhielt, wobey ihm zugleich bedeutet wurde, daß er vor ausgemachter Sache nicht aus seinem Quartier und vielweniger aus der Stadt gelassen werden könnte. P. Vitulus hoffte der Untersuchung dadurch zu entgehen, daß er von der Akademie um seine Dimission anhielt, unter der Bedingung, daß es ihm, sogleich abzureisen erlaubt seyn möchte. Er erhielt zur Antwort, es sey nichts billiger, als ihm seine Dimission zu geben; diese würde er auch ohne sein Bitten erhalten haben: aber es sey auch nichts billiger, als daß er so lange festgehalten würde, als der gegen ihn verhängte Proceß beendi-

digt wäre. Er möchte daher nur so gut seyn, den Ausgang der Sache zu erwarten. Das war für ihn ein Donnerschlag. In dem akademischen Senate erklärten sich gerade einige Theologen, die bisher seine Freunde waren, als seine größten Feinde, um sich vor dem Hasse, der nun wider alle seine Anhänger ausbrach, zu verschanzen. Sie waren es gerade, welche die schlimmsten, aber zugleich die zweckmäßigsten Maaßregeln wider ihn in Vorschlag brachten, und durchsetzten. Selbst die verruchtesten Mönche in der Stadt drangen auf eine exemplarische Strafe, weil, wie sie sagten, durch diesen heuchlerischen Bösewicht die ganze Geistlichkeit der öffentlichen Schande preis gegeben worden wäre. Sogar seine Hure klagte ihn wegen verschiedener höchstwichtiger Punkte an, z. B. daß er den ersten Schritt zu ihrer Verführung wirklich im Beichtstuhle gethan, und nachher, als sie ihm ihre Schwangerschaft entdeckt, ihr den Gebrauch eines Mittels, wodurch, nach seiner Versicherung die Leibesfrucht abgetrieben werden sollte, zugemuthet hätte. Sie hätte zwar das Recept angenommen, aber nicht in der Absicht, das Mittel zu brauchen, sondern im Nothfall der Obrigkeit davon Nachricht zu geben. Dieses Recept übergab sie dem Herrn Prorektor, der es für die Gesundheit, und das Leben einer schwangeren Person als höchst gefährlich erklärte. Während des Processes wurden die Gläubiger des P. Vitulus öffentlich aufgefodert, ihre Foderungen gegen ihn anzuzeigen. Es kam ein Sümmchen Schulden von 20000 Liv. heraus.

Endlich kam der Proceß zum Schluß. Das Resul-

that davon war folgendes. Der P. Vitulus erhielt 1) nicht sowohl seine Dimission, als vielmehr ein förmliches Absetzungsdekret, worin alle seine Verbrechen angegeben waren; es wurde ihm 2) geboten, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen, und geraden Weges in sein Kloster zurückzukehren, mit der Androhung, daß, wenn er zögerte, alle seine Verbrechen öffentlich in allen politischen Zeitungen bekannt gemacht werden sollten. Heute frühe gegen acht Uhr ist nun der Gottesmann abgereiset. Die Studenten, und ein groſser Theil der Bürgerschaft begleiteten vorwärts, und rückwärts, und auf beyden Seiten seinen Wagen, und erfüllten die Luft mit dem kräftigsten Fluchsegen. Am Thore aber trat das Militär, wobey selbst der Herr Stadtkommandant war, hervor, und es wurde dem Haufen geboten, zurückzugehen, und den P. Vitulus ungehindert seinen Weg verfolgen zu lassen. Man hatte den Muthwillen der Studenten und Bürgern absichtlich bis zu dieser Gränze zugelassen, um jeden Pfaffen vor ähnlichen Satansstreichen abzuschrecken. Vor seiner Abreise schrieb P. Vitulus noch einen Brief an mich, worin er mir auf das verbindlichste dankte für die groſsmüthige Sorgfalt, die ich für die Rettung seines Lebens bewiesen hätte, indem ich, wie es ihm zuverlässig wäre bezeugt worden, der erste gewesen wäre, der den empörten, und ihn auf Leib und Leben verfolgenden Haufen abzuhalten gesucht, und, weil ich bey demselben kein Gehör gefunden, die Sache sogleich dem Herrn Prorektor angezeigt hätte, der dann sogleich zu seiner Rettung herbey geeilt wäre, und

den Haufen bewogen hätte, auseinander zu gehen. Er versicherte mich, daß er bloß durch Lästerzungen, die ihm meine Rechtgläubigkeit verdächtig gemacht hätten, wider mich wäre eingenommen, und, um der Ehre Gottes, und seiner heiligsten Kirche willen, zu verfolgungssüchtigen Planen verleitet worden. Aber nun hätte er mich von der edelsten Seite kennen gelernt. Dadurch, daß ich, obgleich von seinen feindseligen Gesinnungen unterrichtet, dennoch zu seiner Rettung herbey geeilet, und noch den Herrn Prorektor zu seinem Schutze aufgefodert hätte, wäre er vollkommen überzeugt worden, daß ich nicht nur ein rechtgläubiger, sondern auch der vollkommenste Christ wäre. „Ich schwöre es ihnen zu Gott, sagte er unter andern, daß ich meine gegen Sie feindseligen Plane von Herzen verabscheue, und daß ich nicht nur in meinem ganzen Leben nichts mehr wider Sie unternehmen, sondern auch jede Art von Verfolgungssucht gegen irgend einen Menschen aufgeben, und fliehen werde. Ich werde in mein Kloster zurückkehren, und mich einzig damit beschäftigen, für meine Sünden zu büßen, und das Aergerniß, das ich gestiftet habe, wieder gut zu machen. Mögen andere Menschen in Rücksicht auf den Weg, den sie um ihres Heils willen einschlagen zu müssen glauben, auch für sich sorgen. Mich gehet fremdes Gewissen von nun an nichts mehr an; es soll mir vielmehr heilig und unverletzlich seyn. Nun verstehe ich erst, durch mein eigenes, von der gütigen Vorsehung zu meinem Besten verhängtes Unglück belehrt, den Ausspruch Jesu, wenn er sagt; Richtet nicht, daß

auch ihr nicht gerichtet werdet, — Hätte ich mich Ihrer Freundschaft nicht ganz unwürdig gemacht, so würde ich Sie versichern, daß mir nichts schätzbarer sey, als ihre Freundschaft und Ihr Wohlwollen; ich würde Sie auf das dringendste darum bitten. Ich Thor! hätte ich mich doch lieber der Freundschaft des edelsten jungen Mannes würdig zu machen gestrebt, als daß ich, verführt durch Ohrenbläserey, auf sein Verderben dachte! Es geschieht mir ganz recht, daß ich selbst in die Grube gefallen bin, die ich zu Ihrem Unglück grub. Aber Sie sind ein edler Mann; ich weiß, Sie reichen einem Gefallenen, der seinen Fehler aufrichtig bereut, freundschaftlich die Hand, um ihn wieder zu dem Muthe zu erheben, der zur Besserung nothwendig ist. Ich werde es daher wagen, Ihnen von Zeit zu Zeit von meinem Kloster aus zu schreiben, und Sie um Ihre gefällige Rückantwort zu bitten, und mich durch die edlen Gesinnungen, die aus jedem Ihrer Worte hervorstrahlen, zu stärken. Sie sollen an meiner Besserung, wie die Engel des Himmels, eine Freude haben. In der Zuversicht auf Ihren Edelmuth bitte ich Sie auch, sich für mich zu verwenden, daß das, was gegen mich herausgebracht worden ist, so viel, als möglich, sopirt, und auch nicht an meinen Herrn Prälaten berichtet werde. Ich bin gestraft genug, um ernstlich an Besserung zu denken. Ich bin diese Bitte nicht sowohl meiner Person, die freylich keine Rücksicht verdient, als vielmehr der Ehre der Geistlichkeit überhaupt, die durch mich prostituirt wurde, schuldig. Und ich hoffe, Sie werden

ſelbſt einſehen, daß es für den Staat und die Religion gefährlich ſey, den geiſtlichen Stand an und für ſich der öffentlichen Verachtung preis zu geben. Wenn es auch unwürdige Geiſtliche giebt, ſo muß doch der Stand, deſſen Beſtimmung es iſt, die Menſchen ihre Pflichten zu lehren, als ſolcher ehrwürdig ſeyn."

Innigſt gerührt durch dieſen Brief, antwortete ich dem P. Vitulus ſogleich mit der Verſicherung, daß ich alles, was er wider mich im Schilde geführt, vergeſſen hätte, und daß, wenn er ſein Verſprechen, die Gewiſſensfreyheit anderer Menſchen zu reſpektiren, und ſich überhaupt ſo zu betragen, wie es eines guten Chriſten und Menſchen würdig wäre, halten würde, ich ihm gewiß alle Beweiſe einer aufrichtigen Freundſchaft geben, und inſonderheit mich verwenden würde, daß die ganze Geſchichte, ſo viel, als möglich, unterdrückt würde. Wenn er hie und da von ſeinem Kloſter aus ſchreiben wollte, ſo könnte er auf meine gefälligſten Rückantworten rechnen. Ich gieng auch ſogleich zum Herrn Prorektor, und bat ihn, daß die Akten des Proceſſes nicht nach Ochſenhauſen geſchickt würden. Und um meiner Bitte Nachdruck zu geben, zeigte ich ihm den Brief des armen P. Vitulus. Wenn P. Vitulus wirklich ſo geſinnt iſt, wie er ſchreibt, ſagte der Herr Prorektor, ſo will ich mich herzlich freuen, und ſelbſt alles beytragen, um das ihm bevorſtehende, gewiß nicht glückliche Loos zu lindern. Aber ich zweifle noch ſehr an der Redlichkeit ſeiner Geſinnung. Der Erfolg wird zeigen, ob

das, was er Ihnen geschrieben hat, wirklich eine Folge eines auf dem Wege zur Besserung begriffenen Herzens, und nicht vielmehr eine Maske der schändlichsten Heucheley sey. Was aber Ihre Bitte betrift, fahr er fort, so kommt sie zu spät. Die Akten des Processes sind schon vor einigen Tagen nach Ochsenhausen eingeschickt worden. Der Herr Reichsprälat von Ochsenhausen hatte sich, als P. Vitulus auf unsere Akademie kam, verpflichtet, für alles zu stehen, was die Person des P. Vitulus angienge. Nun sind so viele Gläubiger da, die auf ihre Bezahlung dringen. Wir mußten daher schon aus diesem Grunde die Akten einschicken, um die Gläubiger des P. Vitulus sicher zu stellen. Dann muß es uns auch daran gelegen seyn, daß dieser Mensch im Kloster unschädlich gemacht werde. Wenn er auch wirklich auf dem Wege der Besserung ist, so ist es sehr zweifelhaft, ob der eingefleischte Verfolgungsgeist in ihm nicht wieder erwache, und die alten Plane versuche. Sollte er sich aber wirklich bessern, und seine veränderte Gesinnung durch unzweydeutige Handlungen äußern, so verspreche ich Ihnen, daß ich es bey der Akademie dahin bringen werde, daß eine Bittschrift im Namen derselben an den Herrn Reichsprälaten zu seinem Besten eingeschickt werden soll.

Aber dieser Proceß hatte auch für Gutwill, und für mich die wohlthätigsten Folgen. Gutwill erhielt von der Akademie ein reichliches Stipendium, das so eben erledigt wurde. Er hat sich daher entschlossen, Medicin zu studieren, da er gegen allen Mangel geschützt ist.

Aber ich bin noch weit herrlicher belohnt worden, ſo daß ich jetzt mit Freuden die Erbſchaft meines Vaters, auf die ich wirklich Verzicht geleiſtet, und unter dieſer Bedingung die Einwilligung deſſelben, mich mit Ihnen zu verbinden, erhalten habe, vergeſſen kann. Ich habe Ihnen unlängſt geſchrieben, daß ich meinen Vater in einem Briefe auf das dringendſte gebethen habe, mir zu der Verbindung mit Ihnen ſeine väterliche Einwilligung zu geben. Aber die Bitte wurde mir rund abgeſchlagen, ob ſie gleich durch das Anſehen des hieſigen Stadtraths, und der ganzen Akademie unterſtützt war. Nun nahm ich meine Zuflucht zur Ergreifung des letzten Mittels, deſſen Wirkſamkeit ich mit Gewißheit vorausſehen konnte. Ich ſchrieb nämlich meinem Vater aufs neue, und legte eine förmliche Verzichtleiſtung auf jede Erbſchaft, die mir von ſeinem Vermögen nach ſeinem Tode zufallen möchte, unter der Bedingung, daß ich ſeine Einwilligung zur ehelichen Verbindung mit Ihnen erhalten möchte, bey. Ich entſagte ſogar von dem Augenblicke an, als ich dieſe Einwilligung erhalten würde, jedem Anſpruch auf ſeine Unterſtützung, auf Geld. Ich behielt mir einzig vor, daß er die Rechnungen, die ich ſeit dem letzten halben Jahre zu bezahlen hätte, noch bezahlen möchte. Zu dieſem Ende legte ich auch die Rechnungen bey. Geſtern erhielt ich das Geld nebſt der mir höchſt erwünſchten Erlaubniß unter der beſagten Bedingung. Ich trug ſogleich dieſe Erklärung meines Vaters zum Herrn Hofrath Weiſe, der dieſelbe der Akademie und dem Stadtrath kommunicirte. Heute wurde von bey-

den Seiten ein Beschluß gemacht, wodurch unser ganzes künftiges Glück so begründet wird, daß alle unsere Wünsche befriedigt werden können. Die Akademie beschloß, mir nicht nur die Promotion ganz umsonst zu ertheilen, sondern mich auch drey Jahre lang, jährlich mit einem Geschenk von 300 Liv. zu unterstützen. Auch ertheilte sie mir das Erspektanzdekret auf die nächste, leer werdende Stelle in der medicinischen Fakultät. Der Stadtrath beschloß, mir jährlich sechs Jahre lang 1200 Liv. zu geben, und ertheilte mir zugleich das Erspektanzdekret auf die sehr einträgliche Stadt- und Landphysikatsstelle, deren jetziger Besitzer an einer Auszehrung leidet. Sollte der kranke Physikus eher sterben als ich promovirt hätte, so machte sich Herr Hofrath Weise anheischig, die Stelle einstweilen in meinem Namen zu begleiten, und die Einkünfte mir zu überlassen. Dieser Umstand gab die Veranlassung zu dem Wunsche des Herrn Weise, daß ich mich auf künftige Weinachten möchte examiniren, und promoviren lassen. Er sagte mir, er sey vollkommen überzeugt, daß ich nun im Stande wäre, mit Ehren als praktischer Arzt aufzutretten. Auf diese Art bin ich in den Stand gesetzt, sogleich nach meiner Promotion mich mit Ihnen, theuerste Adelheid, durch die unauflöslichen Bande der Ehe förmlich zu verbinden. Wie glücklich bin ich nun selbst durch die Verfolgungssucht des P. Vitulus geworden! Denn sowohl die Akademie, als der Stadtmagistrat haben erklärt, daß sie sich verpflichtet hielten, mir diese Gunstbezeigungen als eine Satisfaktion für die Verfolgungs-

ſucht jenes Mannes, und für das mir von ihm zugedachte Unglück zufließen zu laſſen.

Was kann unſere Verbindung nun noch länger verhindern? Ich habe von dieſem Augenblicke an eine fixe Einnahme von 1500 Liv. Das Phyſikat trägt bis 6000 Liv.; die Profeſſurſtelle mit Accidenzen bis 10000 Liv. O meine Theuerſte! in dieſer Lage, und in Ihrem Beſitze kann ich des Verluſtes der Millionen meines Vaters lachen. Wir haben weit mehr, als wir gerade zu unſerm Unterhalt nothwendig haben. Wie hoch beglückt iſt nun unſere Liebe! Ich bin darüber ſo entzückt, daß ich mich nun nicht mehr in der Stadt halten kann. In einigen Tagen fliege ich zu Ihnen, um die Herbſtferien an Ihrer Seite zuzubringen, und Ihnen nicht durch todte Buchſtaben, ſondern durch lebendige That zu beweiſen, wie zärtlich, wie unbegränzt ich Sie liebe. Ha! der Vogel iſt dem Käfig des Pfaffenthums auf immer entſchlüpft. Im Genuſſe der Freyheit durchſtreicht er das unendliche Paradies der Liebe. Wie unglücklich iſt der humane P. Hilarius zu Pfaffenhauſen, der wie ein eingeſperrtes Vögelchen ſich vergebens nach dem Genuſſe der Liebe ſehnt! Er hat mir vor einigen Monaten ein Lied geſchickt, worin er ſeine Geſinnungen nur zu deutlich offenbaret. Er beſitzt ein Kanarienvögelchen, das ſo zahm iſt, daß er es ſogar zum Fenſter hinaus fliegen laſſen kann, und das doch, auf den geringſten Wink, wieder zurück kommt. Aus eigener Erfahrung wiſſend, wie drückend, und der Natur zuwider jede Art von Gefängniß ſey, ſperrt der humane Mann das Vögelchen nicht

in einen Käfig ein, ſondern läßt es frey im Zimmer herum fliegen. Bey heiterer und warmer Witterung gönnt er demſelben ſogar einen Ausflug aus der Zelle ins Freye, um es die Freuden des geſelligen Lebens in der Vogelrepublik genießen zu laſſen. Wie froh iſt dieſes Vögelchen auf den Kloſterdächern! Wie jauchzt es ſein Entzücken in der trauten Geſellſchaft mit ſeinen Brüdern und Schweſtern, und im Genuß der Liebe aus! Aber, an ſeinen Wohlthäter gefeſſelt, kehrt es immer wieder entweder von ſelbſt, oder durch einen Zuruf gelockt, zu ihm zurück, und erzählt ihm, was es in der Vogelwelt geſehen und gehört hat. Guter P. Hilarius möchteſt du doch auch einen Menſchenfreund haben, der dich ſo behandelte, wie du dein Vögelchen behandelſt, und dich ſo glücklich mache, wie daſſelbe iſt! — Ich ſchließe meinen Brief mit dem Liedchen, das dieſer lichtvolle, und humane Mann, ach! in Kloſtermauern auf immer verbannt, und das kontinuirliche Ziel der Verfolgungsſucht ſataniſcher Menſchen, unlängſt auf ſein glückliches Vögelchen, dem er im Vertrauen ſeine Noth klagt, gemacht hat. Er gab dieſem Liede folgenden Titel: Morgenlied an meinen Vogel. Einſt ſtand er frühe Morgens krank vom Bette auf. Keine Lektüre wollte ihm behagen. Das gute Vögelchen ſchien ſeine disharmoniſche Gemüths- und Körpersſtimmung bemerkt zu haben, und ſuchte durch allerley Schmeicheleyen und Liebkoſungen ſeinen Wohlthäter aufzumuntern. Das bewog den P. Hilarius, ſogleich ſich an den Schreibepult zu ſetzen und ſein Vögelchen zu beſingen. Wie

will ich einſt alle Morgen mein allerliebſtes Vögelchen beſingen! Wie froh mit ihm ſcherzen! Du theuerſtes Vögelchen! theuerer mir, als die ganze Welt, theuerer, als der Himmel, wo du nicht biſt, möchteſt du doch ſchon bey mir ſeyn! Möchteſt du auf jeden Wink zu mir flattern! Aber bald, bald kommſt du, du trautes Vögelchen; kommſt auf immer zu deinem Männchen, und baueſt mit ihm im vollen Genuſſe der Liebe Neſter!

Morgenlied an meinen Vogel.

Auf! kleiner Hinterſaße meiner Zelle!
Der Tag rückt glänzend an; es wird ſchon helle.
Verlaß dein Stäbchen, komm zu mir!
Komm, kleiner Gaukler, komm, wir wollen ſcherzen;
Du ſchnackig Ding, du liegſt mir mehr am Herzen,
Als Mönchsaſcetik, und Brevier.

Wie ſorgenlos, wie ruhig war dein Schlummer!
Kein ſchwermuthsvoller Traum, kein banger Kummer
Vergällte deinen ſüßen Schlaf.
So ſchläft die Unſchuld lächelnd ohne Sorgen;
Erwachet wonnevoll an frühem Morgen:
Nicht ſo der ſieche Laſterſklav.

Komm, kleiner Träumer, Liebling meiner Seele!
Setz' dich auf meinen Finger, und erzähle,
Was du zu Nacht geträumet haſt.
Nicht wahr? von Vögelchen, die mit dir pickten;
Dich ſchnäbelten, durch tauſend Küß' entzückten,
Sich wiegend froh auf ſchlankem Aſt?

Auch träumteſt du von mir, von beſten Speiſen,
Die du aus meinen Lippen pflegſt zu reißen,
Und zu verzehr'n aus meiner Hand.
Dein Weibchen war dabey, voll heißer Triebe:
Du liebteſt ungeſcheut; denn deine Liebe
Verbot noch nie ein Hildebrand.

„Das größte Ehegluck hab' ich gefunden:"
So dachteſt du; und ſieh! nun iſt's verſchwunden;
Es wähnte nur die Braut früh.
Die Menſchen träumen manchmal, wenn ſie wachen:
Soll man nicht über ihre Thorheit lachen?
Ihr Glück iſt oft nur Phantaſie.

Schon haſt du deinen Zaubertraum vergeſſen,
Nun denkſt du nur an mich — an Singen — Freſſen;
Und ſo gebricht nichts deinem Glück.
Nur wenn ein Vögelchen vor meiner Zelle
Vorüberſtreicht, dann willſt du von der Stelle,
Und ſiehſt ihm nach mit regem Blick.

Gerade geht mirs ſo, du gutes Närrchen!
In meiner Zell' — ich kann dir's nicht verbergen —
Bin ich am Schreibepult vergnügt.
Doch wenn ich ſeh', was du im Traum geſehen —
Du weißt ſchon, was — da pflegt es zu geſchehen,
Daß dann mein Glück zu Boden liegt.

Zufrieden, gutes Thier, mit deinem Looſe
Fliegſt du von Zeit zu Zeit von meinem Schooſe
Auf Dächer deinem Liebchen zu.
Im Hochgefühl des ſeligſten der Triebe
Wird dir das Dach zum Paradies der Liebe. —
Wär' ich ſo glücklich, doch wie du! —

Ach! deinen Freund läßt in der Sklavenhülle
Kein Weib, und ſchmiegt ſich in der Liebe Fülle
An ſeinen Buſen ſchmachtend an!
Im Pfaffenhimmel giebt es keine Damen;
Hier hört man nicht die ſüßeſten der Namen —
Die Namen, Vater, Mutter Mann.

Nur der Verzweiflung ſchreckliches Gebrülle
Im Bonzentempel unterbricht die Stille,
Vor der die Menſchheit traurig flieht.
Flieht, gute Menſchen, flieht die Sklavenbande,
Die rauſchen unter trügendem Gewande;
Flieht ewig dieſes Todesgebiet!

Das bloße Sehen kann uns nicht beglücken;
Umſonſt ſey ich von Ferne das Entzücken,
Das Gattenliebe ſtets gewährt.
Doch glücklich ſchon, daß du bey mir willſt bleiben,
Werd' ich, den Muſen hold, die Zeit vertreiben,
Und thun, was Mönchsascetik lehrt.

So werden wir zufrieden ſeyn auf Erden,
Gelaſſen übertragen die Beſchwerden,
Die uns hier unvermeidlich ſind.
Vergiß bey mir nun die entfernten Brüder;
Gleich Mönchen freß, und ſauf und ſinge Lieder:
Dann biſt du glücklich, gutes Kind.

Du wirſt dazu ein heil'ger Vogel werden;
Die heil'ge Rota Roms wird dich auf Erden
Kanoniſiren nach dem Tod.
Man wird zu deinem Wundergrabe wallen;
Dem frommen Weibervolk wirſt du vor allen
Zur Rettung ſeyn bey jeder Noth.

N. S. So eben erhalte ich einen Brief von P. Hilarius, der mich so sehr entzückt, daß ich nicht umhin kann, Ihnen durch eine kurze Mittheilung des Inhaltes an meiner Freude Theil nehmen zu lassen. P. Hilarius ist frey, von den Klosterfesseln frey, und selig im Schooße der Liebe. Wie ist das möglich? werden Sie fragen. Er schreibt mir, daß vor ungefähr einem Jahre eine sehr schöne, junge und reiche Dame von protestantischer Religion aus dem Theile Westphalens, der dem Könige in Preußen zugehört, nach Pfaffenhausen gekommen, und ihn kennen gelernt hätte. Sie wäre damals schon Wittwe gewesen, und hätte ihn so lieb gewonnen, daß sie ihm die innigste Theilnahme an seinem traurigen Schicksal bezeugt, und versprochen hätte, auf Mittel zu seiner Freyheit und seinem Glücke zu denken. Seit dieser Zeit hätte er in dem vertrautesten Briefwechsel mit ihr gestanden. Vor einigen Wochen hätte er endlich einen Brief von ihr erhalten, worin sie ihn aufgefodert hätte, seine Klosterfesseln zu zerreißen, und in ihre offenen Arme zu eilen. Durch dieses ganz unerwartete Glück entzückt hätte er sogleich, und vielleicht etwas zu hastig, und bemerkbar Anstalt zu seiner Flucht gemacht. Die Mönche, seine Absicht witternd, hätten ihn in einen ziemlich hohen Wachthurm des Klosters, der im Garten stünde, gesperrt. Demungeachtet hätte er den Entschluß gefaßt, noch in der ersten Nacht zu entfliehen. Der Thurm, drey Stockwerk hoch, wäre bey jedem derselben mit einem ziemlich starken Gesimse, und an den vier Ecken mit tiefen Einschnitten versehen. Diese Beschaf-

ſenheit des Thurmes hätte ihm den Gedanken eingeflößt, aus dem Fenſter zu ſteigen, und vermittelſt der Abſchnitte herabzuklettern. Das Wageſtück wäre gelungen. Viel leichter wäre es ihm geweſen, vermittelſt einer Leiter, die er im Garten gefunden hätte, über die Gartenmauer zu ſteigen. Seine Geliebte hätte ihm geſchrieben, daß er ſogleich ſeine Zuflucht nach Glückſtadt nehmen ſollte. In dem Gaſthof zur Sonne würde ſeiner ein preußiſcher Officier, mit Namen Ehrlich, warten, der ihn ſicher nach Weſtphalen transportiren würde. Alles hätte richtig eingetroffen. Frühe gegen zwey Uhr wäre er zu Glückſtadt glücklich angelangt. Der Officier äußerſt erfreut, hätte ſogleich den Wagen, den er bey ſich gehabt, mit Poſtpferden beſpannen laſſen. Da ſie nun Tag und Nacht gefahren, ſo hätten ſie in vier Tagen das Rittergut ſeiner Geliebten in Weſtphalen erreicht. Seine Geliebte, entzückt über ſeine glückliche Ankunft, hätte ihn in ihre Arme geſchloſſen, und ihm ihre ewige Liebe zugeſagt. Vor einigen Tagen wäre die Trauung wirklich vollzogen worden. Um ihn gegen alle mögliche Beſorgniß ſicher zu ſtellen, hätte ihn ſeine theuerſte Gattin, die, ohne ein Kind von der erſten Ehe zu haben, ein Vermögen von einer Million Liv. beſäße, ihn zum Erben eingeſetzt, und als Miteigenthümer ihrer Güter erklärt. Mein Herz iſt zu voll, als daß ich über dieſes höchſt glückliche Ereigniß, das wir als die Morgenröthe unſeres Glückes betrachten können, eine Bemerkung machen kann. Es iſt auch nicht nöthig, Ihrem theilnehmenden Herzen zuvorzukommen. Nur will ich

Ihnen noch das Lied beylegen, das mein Freund, wie er mir schreibt, auf dem Wege von seinem ehemaligen Kloster nach Glückstadt, machte, und mir zuschickte.

Gelungen ist das große Wagestück,
An welchem Freyheit hing, und Höllenlos;
Mich schüttelt Schaudern noch, denk' ich zurück,
Als ich zur kühnsten Rettung mich entschloß.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Schwer lag die Mitternacht und fürchterlich
Auf Pfaffenhausen, dieser Dummheitsburg.
Da zeigte mir der Freyheit Engel sich —
Sey frey, sprach er, und brach den Kerker durch.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Das fette Hornvieh Gottes schnarchte laut,
Von Chorgebrüll und Gurgelsalbung matt.
Da wagt' ich, mit dem Tode längst vertraut,
Was Bonzenlist auch nicht geahnet hat.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Ich stieg auf Engelsittigen gestützt
Drey Stockwerk hoch vom Pfaffenthurm herab.
O g'wiß die Providenz hat mich geschützt;
Sonst mußt' ich stürzen in das offne Grab.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Entzückt vor Freude fiel ich auf das Knie,
Und pries den Gott durch stummen Herzensdank,
Der mir zur Rettung Muth und Kraft verlieh,

Daß ich der Mönchswuth nicht zum Opfer sank.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Ich eile meiner theuern Emma zu —
Bey ihr erwartet mich der Engel Loos;
Dort find' ich endlich die gewünschte Ruh'
Nach tausend Kämpfen in der Liebe Schoos.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey;
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Nun bin ich wieder Mensch — und Mensch zu seyn,
Hat in den Augen der Vernunft mehr Werth,
Als heil'ger Selbsttyrannen Irrwisch-Schein;
Ja als die Gottheit, die der Pfaff verehrt.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Drey und zwanzigster Brief.

(An Herrn Traugott zu Stuttgard, geschrieben von Herrn Welse.)

Es thut mir Leid, daß ich Ihnen eine Nachricht geben muß, die für Sie höchst traurig seyn wird. Unser gemeinschaftlicher Freund, Hermann, ist endlich — ein Opfer verfolgungssüchtiger Pfaffen geworden. Schon war er seinem Ziele nahe. Er war entschlossen, in einem Vierteljahre zu promoviren, und zugleich seine geliebte Adelheid zu heirathen. Mit Verzichtleistung auf die Erbschaft seines Vaters hatte er endlich die Einwilligung desselben erlangt. Die hiesige Akademie und der Stadtmagistrat hatten für sein Glück solche Anstalten getroffen, daß er auch ohne die Unterstützung und Erbschaft seines Vaters seine Rolle mit Ehren hätte spielen können. Er war bereits als Professor der Medicin, und als Stadt- und Landphysikus bestimmt, und hatte noch außer dem eine ansehnliche Geldunterstützung auf mehrere Jahre zu genießen.

P. Vitulus, ehemaliger Professor der Dogmatik und Moral auf der hiesigen Akademie, den der edle Hermann erst vor kurzem aus der größten Lebensgefahr gerettet hatte, ist der Unmensch, der unsern Freund

in das Verderben ſtürzte. Der Böſewicht wußte, daß Hermann ſein Retter war, und doch war er Satan genug, den Plan, den er zum Verderben des edlen Jünglings entworfen hatte, ſo eben auszuführen. Durch Zufall kamen verſchiedene ſehr ſchwarze Verbrechen des P. Vitulus an den Tag, wegen welcher man über ihn einen Kriminalproceß hätte verhängen können. Aber aus zu großer Schonung begnügte man ſich, ihm ſeine Dimiſſion zu geben, mit der Weiſung, daß er in ſein Kloſter zurück gehen ſollte. Unmittelbar vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er an Hermann einen rührenden Brief, bat ihn um Vergebung, und dankte ihm auf das verbindlichſte für die Großmuth, die er bewieſen hätte, daß er, obſchon von ſeinen (des P. Vitulus) verfolgungsſüchtigen Abſichten gegen ihn unterrichtet, dennoch zu ſeiner Rettung herbey geeilet wäre. Es war nämlich ein gefährlicher Aufſtand von Seiten der Bürger und Studenten gegen den P. Vitulus entſtanden, wobey ohne Zweifel der Böſewicht ums Leben gekommen wäre, wenn nicht Hermann die zweckmäßigſte Anſtalt zu ſeiner Rettung getroffen hätte. Er erkannte in dieſem Briefe Hermann als den edelſten Menſchen und vollkommenſten Chriſten an; verſprach, in ſein Kloſter zurückzukehren, um für ſeine Sünden zu büßen. Vorzüglich aber bezeugte er in den kräftigſten Ausdrücken, daß er ſeine bisher ausgeübte Verfolgungsſucht von ganzem Herzen verabſcheue, und daß ihm hinfüro fremdes Gewiſſen heilig ſeyn ſolle. Aber ſtatt Wort zu halten, nahm der Unmenſch ſeine Zuflucht zu dem

Vater des Hermanns, und brachte da den Höllenplan zur Reife, den er ſchon längſt ausgebrütet hatte, wie ich geſtern durch die Nachricht eines Freundes verſichert wurde.

Hermann gieng vor vier Wochen in den Herbſtferien zu ſeiner geliebten Adelheid, und kam vor acht Tagen höchſt vergnügt wieder zu mir zurück. Mit Entzücken ſagte er mir, daß nun in Rückſicht auf ſeine Verehlichung alles ins Reine gebracht ſey, und daß auf das neue Jahr in dem Hauſe des Paſtors Ehrenmann die Trauung vollzogen werden ſollte, wozu er mich vorläufig einlud. Noch vor Weihnachten wollte er disputiren, und promoviren. Vor vier Tagen wurde er unſichtbar. Man hatte bemerkt, daß er in einen benachbarten Wald — ſeinen gewöhnlichen Lieblingsort — ſpazieren gieng. Aber er kam nicht mehr zurück. Sein Ausbleiben wurde mir gleich des andern Tages angezeigt. Von der Stunde dieſer Anzeige an habe ich mir alle mögliche Mühe gegeben, ihn auszukundſchaften; aber vergebens. Was ich in Beziehung auf ihn erfahren konnte, beſteht im Folgenden. Erſtens erfuhr ich, daß ſich zu Fuchsheim — ein Dorf, das eine Stunde weit von hier entlegen iſt — ſeit der Rückkehr Hermanns von den Ferien ſich ein Pfaff mit noch zwey andern Menſchen von wildem Ausſehen, die mit Gewehr und zwey ſtarken Hunden verſehen waren, aufgehalten habe. Nach der Beſchreibung, die man mir von dem Pfaffen machte, ſchloß ich gleich, daß er der P. Vitulus geweſen ſey. Dieſes beſtätigte ſich auch durch folgende Nachricht. Der

Kaufmann Feige zu Heiligenthal — ein Städtchen drey Stunden von hier — ſchrieb mir geſtern, daß der unglückliche Hermann in Begleitung des P. Witulus, und zweyer anderer Menſchen vor ſeinem Hauſe vorbeygefahren, und ihn zum Wagen heraus um Hülfe angerufen habe. Da er Hermann ſogleich erkannt, ſo hätte er dem Kutſcher befohlen, anzuhalten, welches auch geſchehen. Hierauf hätte ihm Hermann geklagt, daß er auf ſeinem Spaziergang in dem Haidewald von dieſen Menſchen gewaltſam überfallen, in den Wagen geſchleppt, und fortgeführt worden wäre. Er bäte ihn daher auf das dringendſte um ſeinen Beyſtand. Hierauf hätte P. Witulus ein Papier aus ſeiner Brieftaſche gezogen, und ihm gegeben. Mit Schrecken hätte er nun erſehen, daß dieſes Papier ein Verhaftungsbrief gegen Hermann, unterſchrieben von dem erſten Staatsminiſter, geweſen. Indem er nun das Papier dem P. Witulus zurück gegeben, hätte er mit weinenden Augen dem armen Hermann geſagt: „ich bedaure recht ſehr, Freund, daß ich Sie nicht retten kann. Ihre Verhaftung kommt von einem Befehl, gegen den ich nichts ausrichten kann.“ Hermann hätte ihn hierauf gebethen, ihn ſelbſt in Verhaft zu nehmen, und gegen ihn alle mögliche Unterſuchung anzuſtellen. Allein weil in dem Verhaftungsbriefe geſtanden hätte, daß den Vorzeiger deſſelben Niemand im Geringſten in der Transportirung des Gefangenen hindern ſollte, unter Androhung der Baſtille, ſo hätte er der dringenden Bitte Her-

manns auf keine Art willfahren können. Hierauf hätte P. Vitulus mit dem Ausdruck einer sataniſchen Schadenfreude im Geſichte zu Hermann geſagt: „Sie ſehen, Herr Aufklärer, daß der alte Gott noch lebt, der ſeine Feinde auch im Walde aufzufinden, und zu beſtrafen weiß, und Sie werden dieſe ſchreckliche Wahrheit noch mehr erfahren, wenn Sie an dem Ort Ihrer Beſtimmung werden angelangt ſeyn. Sie wollten das Licht der Vernunft über das Licht des Evangeliums geltend machen; ewige Finſterniß wird ſchon in dieſem Leben Ihre Belohnung ſeyn. Sie ſollen es erfahren, wie ſchrecklich die Gerichte Gottes ſind. Ich danke Gott, daß er mich die Freude noch erleben ließ, zu ſehen, wie er ſeine Rache gegen Sie ausübte; noch mehr aber, daß er mich, ſeinen unwürdigen Diener, zum Werkzeuge auserſehen, Sie in Ihre irdiſche Hölle zu bringen, aus der für Sie keine Erlöſung mehr zu hoffen iſt; wo für Sie Heulen und Zähnklappern ſeyn wird.“ Durch dieſe Rede, eines Satans ganz würdig, wurde der Amtmann, wie er mich in ſeinem Briefe verſichert, veranlaßt, zu fragen, wo denn der Weg mit dem Gefangenen hingienge; worauf P. Vitulus geantwortet, daß das ein Geheimniß wäre, das er keinem Menſchen anvertrauen könnte. Das iſt der ſchreckliche Inhalt des Briefes, den ich von dem Amtmann Feige in Betreff des unglücklichen Hermanns erhalten habe.

Geſtern erhielt ich einen Brief von dem Paſtor Ehrenmann mit einer Nachricht, die erſt meine Betrübniß auf das höchſte brachte, der Nachricht nämlich, daß

auch Adelheid auf eine ähnliche Art entführt worden, ohne daß man weiß, wo sie hingekommen. Der gute Vater ist beynahe bis zur Verzweifelung gebracht. Ohne Zweifel sind beyde in Klöster transportirt worden, und dazu bestimmt, in Kerkern daselbst ihr Leben hinzuseufzen; oder man nimmt ihnen gar das Leben, wie das höchst wahrscheinlich in Ansehung des braven Hauptmannes, der Hermanns Schwester aus dem Kloster zu retten suchte, geschehen ist. Denn ich habe Briefe erhalten, daß derselbe an einer schleichenden Krankheit gestorben ist, die mit solchen Symptomen begleitet war, daß sie für nichts anders, als für eine Folge von Giftmischerey anzusehen ist. Auch Hermanns Schwester, statt dispensirt worden zu seyn, schmachtet bereits im Kerker. Gott! was wird noch aus der Menschheit werden, wenn das verfluchte Pfaffen- und Mönchsthum noch ferner so fortfahren darf? Wie sehr habe ich mich getäuscht, daß ich glaubte, derley Unmenschen wären in unsern Tagen nicht mehr zu fürchten? Wenn edle Menschen je auf Ihrer Hut seyn mußten, so ist es jetzt, wo das Pfaffenthum, ganz wüthig, die letzten verzweiflungsvollen Versuche macht, sein altes Ansehen wieder zu behaupten.

Was ist nun zu thun? Ich werde mein Haupt nicht ruhig legen, bis ich herausgebracht habe, wo diese beyden Schlachtopfer des Pfaffenthumes hingebracht worden. Habe ich nur einmal das herausgebracht, dann sollen sie gewiß gerettet werden, und sollten hundert verschlossene Thüren zu ihrem Gefängnisse führen.

Vielleicht können auch Sie etwas zu ihrer Rettung beytragen. Ich rathe Ihnen zu diesem Ende folgendes. Da Sie, wie ich höre, sehr gut bey dem humanen und aufgeklärten Herzoge zu Würtemberg, Karl Eugen, angeschrieben sind, und sehr oft in Rücksicht auf seine Gesundheitsumstände von ihm zu Rathe gezogen werden, so gehen Sie doch zu ihm, und erzählen ihm den Vorfall in seinem ganzen Umfang, mit der dringenden Bitte, sich wegen der ganz unschuldig Leidenden an dem französischen Hofe zu verwenden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn Karl Eugen will, er die Edlen ganz gewiß retten kann. Ich kenne kein höheres Glück, das ich noch erleben möchte, als die Rettung dieser Liebenden; und ich weiß, daß Sie dieselbe Gesinnung hegen. Auf ewig der Ihrige.

Vier und zwanzigster Brief.

(Hermann an Herrn Weiſe.)

Sie werden ohne Zweifel, theuerſter Freund und Lehrer, wegen meiner ſeit bereits 4 Jahren in den größten Beſorgniſſen geweſen ſeyn. Ich freue mich bey meinem größten Elende unausſprechlich, daß ich wenigſtens noch das Glück habe, Ihnen ſchreiben zu können, ob ich gleich Ihnen ſchreiben muß, daß ich nun für immer verlohren bin. Dieſes Glück habe ich meinem dermaligen Kerkerdiener, dem Layenbruder, genannt F. Bonifaz, zu verdanken. Da mir aber nur eine kurze Zeit zum Schreiben vergönnt iſt, ſo kann ich Ihnen auch nur in einem kurzen Abriſſe meine Lage ſchildern.

Ich ſchmachte nun bereits 4 volle Jahre in dem fürchterlichſten Gefängniß des Dominikaner-Kloſters, genannt zum heiligen Kreuze. Daß der Ort meiner Qual dieſen Namen habe, erfuhr ich erſt ſeit 14 Tagen von demſelben menſchenfreundlichen Layenbruder. Derjenige, der mich vorher bediente, F. Hildebrand, war ſo grauſam, daß er mir nicht einmal den Troſt gönnte, zu wiſſen, wo ich wäre. Ich wurde zu Nacht in dieſes Kloſter geführt, ohne zu wiſſen, wie es hieße, oder in welcher Gegend es läge. Ich will Ihnen keine

Beſchreibung von der Art machen, wie ich von dem P. Vitulus auf meinem Spaziergang ergriffen, und in Begleitung von noch zwey barbariſchen Menſchen, die, obgleich verkleidet, ebenfalls Pfaffen, oder Mönche waren — dann ſie hetheten täglich ſehr gewiſſenhaft ihr Brevier, und laſen, wo ſie konnten, Meſſe — hieher transportirt worden bin. Ich will Ihnen nur etwas weniges von dem ſagen, was mir im Kerker begegnete, und was mein ferneres Schickſal ſeyn ſoll.

Ich wurde im Kerker an eiſerne Ketten gelegt; vor mir lag ein großer Stein, auf welchen ein Todtenkopf, mit Schlangen umwunden, eingehauen war, mit der Aufſchrift: Non eſt pax impiis, Vermis eorum non moritur. (Den Gottloſen wird kein Friede gewährt. Ihr Wurm ſtirbt nie.) Gegen die Wand zu war ein Lager von Heu und Stroh, ziemlich ſparſam geſtreut, ſo daß ich mich dadurch nicht gegen die Kälte ſchützen konnte. An drey Plätzen des Kerkers ſah ich Menſchenkörper, halb verweſet, und noch angekettet. Täglich erhielt ich zur Nahrung gerade ſo viel Waſſer und Brod, daß ich gegen den Hungertod kümmerlich geſchützt wurde. Der Bruder Hildebrand, der mir täglich dieſe ſparſame Koſt brachte, war der größte Unmenſch den ich je kennen lernte. Nie hatte er ein Wort mit mir geſprochen, wenn er mir nicht etwas von Seiten des Priors zu ſagen hatte. Und dieß that er ſo nur erſt dann, nachdem er das Kreuzzeichen gegen ſich und gegen mich geſchlagen, und einige Fluchpſalmen hergemurmelt hatte. Der erſte Winter, den ich in dieſem

Kerker zuzubringen hatte, war fürchterlich kalt. Der Unmensch sah mit teuflischem Lächeln, wie ich an allen Gliedern zitterte; war gefühllos gegen mein dringendes Flehen um so viel Stroh und Heu, daß ich mich in dasselbe hätte wickeln können. Als er mir einst das Essen brachte, sagte ich ihm, daß ich nun kein Glied mehr bewegen könnte, und folglich erfrieren müßte, wenn man mir nicht bald mit Erwärmungsmitteln zu Hülfe käme. Ich ließ daher den Prior nur so lange um ein Bette, wenn es auch noch so schlecht wäre bitten, bis die strengste Kälte vorüber wäre. Nach einer halben Stunde kam er wieder, und sagte mir, der P. Prior lasse mir sagen, daß er jetzt keine Zeit hätte, mir ein Bette zu schicken; ich möchte nur warten, bis gegen die Nacht, und mittlerweile erfahren, wie unselig es sey, nach dem Ausspruch des Propheten, den Herrn verlassen zu haben. Gegen die Gottlosen hätten sich alle Elemente verschworen. Doch wollte er aus übergroßer Barmherzigkeit mir noch vor dem Schlafengehen ein Bette schicken.

Meine Erstarrung nahm immer mehr überhand; und das Bewußtseyn ward immer schwächer. Es schlich sich ein Todesschlaf heran, dem ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich hörte noch zur Vesper läuten. Sonst weiß ich nichts mehr, was mit mir bis gegen 9 Uhr zu Nacht vorgieng. Als der Bruder Hildebrand um 6 Uhr die für mich bestimmte Portion von Wasser und Brod brachte, fand er mich leblos. Er zeigte es sogleich an. Es wurde ein Arzt herbey gerufen, der darauf drang,

daß ich aus dem Kerker in ein Zimmer des Kloſters gebracht würde, damit er daſelbſt die nöthigen Rettungsmittel verſuchen könnte. Man muß es freylich thun, ſagte der Prior bey dieſer Gelegenheit, wie mir nachher der Arzt erzählte, denn die Buße dieſes Aufklärers iſt noch zu kurz. Entweder muß er ſich aufrichtig zu Gott bekehren, oder er muß Jahrelang in dieſem Kerker leiden. Die Kur des Arztes glückte. Gegen 9 Uhr kam ich wieder zum Bewußtſeyn. Nun wurde ich auf das trefflichſte verpflegt. Der Arzt kam täglich einigemal zu mir; aber immer in Begleitung des Priors, oder des F. Hildebrands, ſo ſehr ich auch gewünſcht hatte, ihn einmal allein zu ſprechen. Endlich wurde mein Wunſch erfüllt. Er kam einſt an einem Morgen mit ſehr heiterem Geſichte, ſtatt daß er vorher immer mürriſch war. Ich bat ihn auf das dringendſte, auf Mittel zu meiner Rettung zu denken, oder mir wenigſtens nur den Dienſt zu thun, daß er mir ein wenig Papier ſammt Dinte und Feder geben, und dann einen Brief von einem Paar Zeilen an Sie beſtellen möchte. Es thut mir Leid, ſagte er, daß ich nichts zu Ihrem Beſten thun kann. Denn ich bin der heiligen Inquiſition auf das ſtrengſte verpflichtet, ſo daß ich eine ähnliche Strafe, wie Sie, zu beſorgen hätte, wenn ich auch nur das Geringſte gegen meine Pflicht wagen wollte. Das Einzige, was ich thun kann, beſteht darin, daß ich wegen Ihrer mit dem P. Prior reden will. Wenigſtens hoffe ich es dahin zu bringen, daß man Ihnen auf immer im Kerker ein Bette vergönnt. Ich bezeugte ihm, daß ich das für eine groſſe Wohlthat

anerkennen würde. Des andern Tages kam er mit dem Ausdruck der lebhafteſten Freude wieder zu mir, und ſagte: Sie ſind gerettet, wenn Sie nur nicht ſelbſt Hinderniſſe ſetzen. Sie ſollen ganz auf freyen Fuß geſtellt werden, wenn Sie in Gegenwart des Priors, und noch einiger wichtiger Männer Ihre abſcheulichen und gottloſen Irrthümer abſchwören, und in dieſem Kloſter auf den Orden des heiligen Dominikus Profeſſion ablegen wollen. Meine entſchloſſene Antwort war: Ich habe keine Irrthümer, die ich zu verfluchen, oder abzuſchwören hätte. Ich müßte ſonſt Gott, Wahrheit und Tugend verläugnen. Das ſey aber ewig von mir ferne. Auch werde ich mich nie entſchließen, Gelübde abzulegen, die keine andere Tendenz haben, als die Verläugnung aller Humanität, die mir, man mag mich quälen, wie man will, ewig heilig ſeyn wird. Nun ſo kann ich Ihnen nicht weiter helfen, ſagte er ganz kaltblütig. Sie können das Unglück, das Sie noch weiter treffen wird, Niemand anderem zuſchreiben, als ſich ſelbſt. Hierauf verließ er mich.

Als ich hergeſtellt war, wurde ich wieder in den Kerker gebracht, bey welcher Gelegenheit der Arzt ſagte, daß, wenn man wünſchte, daß ich länger büßen ſollte, man mir ein Bette geben müßte, weil ich ſonſt ganz gewiß bald ſterben würde. Ja, er ſoll länger leben, ſagte der Prior, damit, weil er ſich nicht bekehren will, er auch die Hölle dieſes Lebens ſo lange, als möglich iſt, verſuche. Vielleicht wird er durch dieſe irdiſche Hölle doch noch bekehrt. Denn der Erbarmniſſe des Herrn iſt

kein Ende. Ich war nur froh, daß ich auf einem so unmenschlichen Wege ein Bette erhielt. So lebte ich fort, wie vorher, beynahe bis auf den heutigen Tag. Erst vor 14 Tagen wurde mein Schicksal in etwas dadurch erleichtert, daß mir der F. Bonifaz zum Kerkerdiener gegeben wurde, weil der unmenschliche F. Hildebrand starb. Ich bemerkte an dem F. Bonifaz gleich Spuren der Menschlichkeit. Denn er redete mich sogleich, als er das erstemal zu mir kam, freundlich an, und bezeugte mir sein Mitleid. Ich machte ihn, um ihn noch mehr für mich zu stimmen, nach und nach mit meiner ganzen Lebensgeschichte bekannt. Als er hörte, daß mein Vater, erst seit etwa 5 Jahren unter dem Namen Baron von Hartenfels von dem Könige geadelt worden wäre, und das Adelsdiplom gerade an dem Tag erhalten hätte, da meine Schwester hätte Profession ablegen sollen, unterbrach er mich mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude, und sagte: da ich nun weiß, wer Sie sind, so kann ich Ihnen in Betreff Ihrer Familie wichtige Nachrichten geben. Und vielleicht ist es nun möglich, daß Sie durch Ihren Bruder gerettet werden, der sich alle mögliche Mühe gegeben hat, Sie auszuspähen. Hätte ich doch das eher gewußt! Sie wären ohne Zweifel schon seit wenigstens einem halben Jahre, und vielleicht auch Ihre Schwester, und Ihre geliebte Adelheid (sehen Sie, daß ich alles weiß) gerettet. Ich komme öfters zu Ihrem Herrn Bruder, weil ich die Gärtnerey gut verstehe, und von ihm zur besseren Anlegung seiner Gärten gebraucht werde. Ich unterbrach

ihn hier mit der Frage, ob denn vielleicht mein Vater geſtorben wäre. Nein, war ſeine Antwort; er iſt für immer aus Frankreich emigrirt, und will ſein Leben zu Wien zubringen. Er hat daher Ihrem Herrn Bruder den Beſitz aller ſeiner Güter übergeben, unter der Bedingung, daß er ihm jährlich 20000 Liv. geben ſoll. Warum iſt mein Vater emigrirt? fragte ich. Wiſſen Sie denn nichts von der allgemeinen Revolution, die in Frankreich ausgebrochen iſt, und die beſonders dem Könige, dem Adel, und der Geiſtlichkeit ſehr gefährlich und nachtheilig iſt. Ich bezeugte ihm meine gänzliche Unwiſſenheit über die ſo äußerſt wichtige Begebenheit, worüber er ſich ſehr wunderte. Ihr Vater, fuhr er fort, behandelte den gemeinen Mann äußerſt deſpotiſch, ſo daß wenn er nicht noch zur rechten Zeit emigrirt wäre, er ohne Zweifel von den Bauern würde erſchlagen worden ſeyn. Hingegen iſt Ihr Herr Bruder von dem gemeinen Manne angebethet. Sobald er ſeine Güter antrat, erklärte er ſogleich, daß er Verzicht leiſte auf alle Rechte eines Edelmanns. Er legte daher auch ſogleich den Namen Baron von Hartenfels ab, und nahm ſeinen alten Familiennamen Hermann wieder an. Auch machte er die Bauern von allen den Laſten frey, wodurch ſich die Edelleute gehäſſig gemacht haben, und verwandelte dieſelbe in eine mäßige Geldſumme, welche die Bauern auch gern entrichten. Ich war erſt vor drey Wochen bey ihm. Da klagte er denn recht gerührt, daß ihm die Mönche und Pfaffen einen geliebten Bruder, und eine eben ſo geliebte Schweſter entriſſen hät-

ten, die er bey aller Mühe, die er ſich bereits gegeben, nicht hätte ausſpähen können. Die Nonnen zur ſchmerzhaften Mutter geben vor, ſeine Schweſter wäre geſtorben. Von ſeinem Bruder aber hätte er durchaus nichts erfahren können. Er hätte ſeinen Vater bey ſeiner Abreiſe auf das dringendſte gebethen, ihm Aufſchluß über ſeinen Bruder und ſeine Schweſter zu geben. Allein er hätte ihm zu Gott geſchworen, daß er nicht wüßte, wo der erſtere hin transportirt worden. Er wüßte weiter nichts, als daß derſelbe auf Befehl des erſten Staatsminiſters wäre aufgehoben, und gefangen geſetzt worden. Von meiner Schweſter behauptete er, wie die Nonnen, daß ſie geſtorben wäre. Aber er hoffte, ſetzte Ihr Herr Bruder hinzu, es doch noch zu erfahren. Er hätte unlängſt ſeinem Vater geſchrieben, daß er ihm ſo lange kein Geld ſchicken würde, bis er ihm eröffnete, wo ſein Bruder hingeführt worden wäre, wenn auch ſeine Schweſter geſtorben ſeyn ſollte. Dieſe Drohung würde er auch gewiß erfüllen, und dadurch ſeinen Vater zum Geſtändniſſe bringen. Denn es wäre erſt ſeit kurzem ſo manches an's Licht gekommen, woraus erhelle, daß ſein Vater wüßte, wo ſein geliebter Bruder wäre. Unter andern hätte er erfahren, daß P. Titulus, der ſeinen Bruder meuchelmörderiſcher Weiſe auf ſeinem Spaziergang ergriffen, und an den Ort ſeiner Beſtimmung tranſportirt hätte, noch vor ſeinem Tode ausgeſagt hätte, er bereute es von Herzen, daß er ſich von dem alten Hartenfels als Werkzeug zum Verderben ſeines Sohnes hätte mißbrauchen laſſen. Auch

hätten ſich neuerdings Gründe vorgefunden, die den wirklichen Tod ſeiner Schweſter bezweifeln ließen. Bey dieſer Gelegenheit, ſetzte F. Bonifaz hinzu, rieth ihm ſein Haushofmeiſter, der ehemals Beichtvater des Kloſters zur ſchmerzhaften Mutter geweſen, mit bewaffneten Bauern in jenem Kloſter eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, weil es ihm wahrſcheinlich wäre, daß die Nonnen bloß das Gerücht von dem Tode ſeiner Schweſter ausgeſtreut hätten, um alle weitere Verſuche, das gute Mädchen zu retten, abzuſchneiden. Wie? der ehemalige Beichtvater des Kloſters zur ſchmerzhaften Mutter iſt bey meinem Bruder? fragte ich haſtig. Ja, war ſeine Antwort; ich habe ihn ſelbſt geſehen. Dieſer rechtſchaffene Mann, erwiederte ich, ſaß ja im Oeſtreichiſchen gefangen; wie kam er denn zu meinem Bruder? Ihr Bruder hielt ſich vor zwey Jahren eine Zeitlang zu Wien auf, da eben der Kaiſer Joſeph viele Klöſter aufhob, bey welcher Gelegenheit die größten Unmenſchlichkeiten, welche die Mönche im Geheim verübt hatten, herauskamen. Das Kloſter, wo der ehemalige Kloſterbeichtvater zur ſchmerzhaften Mutter gefangen ſaß, wurde von den kaiſerlichen Kommiſſarien zu einer Zeit, da ſich die Mönche einen ſolchen Beſuch gar nicht träumten, überfallen, und auf das genaueſte durchſucht. Man fand in einem ſcheußlichen Kerker nebſt vielen andern rechtſchaffenen und aufgeklärten Männern auch den P. Sincerus. Beſonders erregten die Schickſale des P. Sincerus, von ihm ſelbſt beſchrieben, große Senſation,

Ihrem Herrn Bruder kam auch dieſe Schrift zu Geſichte. Er erkundigte ſich daher nach dem Aufenthalt des P. Sincerus, und ließ ihn zu ſich kommen. Er gewann ihn ſo lieb, daß, als er von Wien nach Frankreich zurück reiſte, er denſelben mit ſich nehmen wollte. Aber P. Sincerus ſtellte ihm vor, daß er daſelbſt in neue Gefahr kommen würde. Aber nach der Emigration Ihres Vaters ſchrieb er ihm, daß nun für ſeine Perſon nichts mehr zu befürchten wäre, und lud ihn zu ſich ein. Er kam; und ſeit dieſer Zeit iſt er der vertrauteſte Freund, und unzertrennlichſte Gefährte Ihres Herrn Bruders.

Gott! warum habe ich doch wenigſtens vor vier Wochen nicht gewußt, daß Sie in unſerm Kloſterkerker ſäßen? Sie wären nunmehr ganz gewiß gerettet. Aber ich wußte nicht einmal, daß irgend ein Menſch, viel weniger, daß Sie, in dieſem ſcheußlichen Kerker ſchmachteten. Erſt nach dem Tode des F. Hildebrand, der gehe ſtarb, ließ mich unſer P. Prior zu ſich kommen, und ſagte mir, daß er mir nun einen Dinſt anvertrauen müßte, den F. Hildebrand auf das gewiſſenhafteſte vertreten hätte. Es ſäße nämlich in unſerem Kloſterkerker ein großer Verbrecher, der mehr, als ein Mörder wäre. Aus übergroßer Gnade hätte ihm zwar die geiſtliche und weltliche Obrigkeit das Leben geſchenkt, aber doch für nothwendig befunden, um dieſen höchſt verderblichen Menſchen unſchädlich zu machen, ihn zu einem ewigen Kerker zu verdammen. Da aber dieſer Böſewicht in dieſen Zeiten, wo die Gottloſigkeit überall ſiegte, ei-

vom groſſen Anhang hätte, ſo dürfte man nicht einmal das Geringſte laut werden laſſen, daß irgend ein Menſch in unſerm Kloſterkerker ſäße, weil bey dieſer gottloſen Revolution überall die Gefängniſſe eröffnet, und die gemeinſchädlichſten Böſewichte in Freyheit geſetzt würden. Zu dieſem Ende nahm er mir einen fürchterlichen Eid ab. Als dieſes geſchehen war, ſagte er: es weiß von dieſem Gefangenen Niemand etwas, als unſer P. Senior, der ein wahrer Heiliger iſt, und ich, nebſt dem Vater des Böſewichts, der, als ein ſehr gottesfürchtiger Mann ſogar das Laſter in ſeinem Sohne verfolgt, und daher nichts von ſeiner Loslaſſung wiſſen will, als bis er ſich aufrichtig bekehrt hat, wozu ſich aber der verſtockte Sünder nicht verſtehen will. Ich habe Ihnen nun daſſelbe Geheimniß mitgetheilt. Kommt etwas davon heraus, ſo iſt es ſchon bewieſen, daß Sie der Verräther ſind. Und dann ſollen Sie wiſſen, daß für Sie ein gleiches Loos beſtimmt iſt, und daß Sie demſelben auf keine Art werden entgehen können. Denn wenn man gleich heut zu Tage anfängt, Gott zu läugnen, ſo lebt er doch ewig, und weiß durch das untrügliche Späherauge, das er ſeiner heiligen Kirche ertheilt hat, die Gottloſen, und ihre Freunde überall zu finden.

Glauben Sie, daß Sie an dieſen Eid gebunden ſind? fragte ich den P. Bonifaz. Keines weges, war ſeine Antwort. Denn ich habe denſelben bloß unter der Vorausſetzung abgelegt, daß der Gefangene, der mir anvertraut werden ſollte, wirklich ein ſchädlicher Verbrecher wäre, vor welchem die menſchliche Geſell-

ſchaft geſchützt werden müßte. Nun bin ich aber vollkommen überzeugt, daß das Verbrechen auf Seiten Ihrer Ankläger und Verfolger iſt. O wenn doch nur ſo eben Ihr Herr Bruder mit dem P. Sincerus nicht nach Paris verreiſet wäre! Sie ſollten ſogleich ſehen, wie wenig Gewiſſen ich mir daraus mache, einen auf den ſchändlichſten Betrug gebauten, und mir unter falſchen Vorausſetzungen abgedrungenen, Eid zu brechen. Ich halte dieſen Bruch ſogar für die höchſte Pflicht. Wie? mein Bruder iſt mit dem P. Sincerus nach Paris gereiſet? Wann geſchah das? Wann kommt er wieder? Vor drey Wochen, verſetzte F. Bonifaz, und zwar zu eben der Zeit, als ich auf ſeinem Schloſſe war. Ich blieb nach ſeiner Abreiſe noch einige Tage zu Hartenfels, um den Garten vollends in Ordnung zu bringen. In Rückſicht auf ſeine Rückkehr beſtimmte er keine gewiſſe Zeit, ſondern ſagte nur, er würde bald wieder kommen, und mich ſogleich zu ſich rufen laſſen, um mir ſeine Gedanken über die Veränderungen, die er mit ſeinem Garten zu Freudenheim vorzunehmen gedächte, zu eröffnen, und von mir ausführen zu laſſen. Da ich nun noch keine Nachricht von ihm erhalten habe, ſo vermuthe ich, daß er noch nicht zurückgekommen ſey. Sobald er zurück kommt, werde ich ihm ſchreiben, daß Sie hier im Kerker ſchmachten. Er wird ſogleich mit ſeinen treuen Bauern zu Ihrer Rettung herbey eilen. Gott! wie freue ich mich auf dieſes Glück! Aber wäre es nicht beſſer, ſagte ich, wenn Sie ſogleich ſelbſt zu ihm giengen, und ihn mündlich mit meiner ganzen

schrecklichen Lage bekannt machten? Es wäre möglich, daß der Brief aufgehascht würde. Das ist wohl wahr. Aber ich darf, so lange Sie mir anvertraut sind, nicht über Land gehen. Das hat mir der Prior schon gesagt, weil er befürchtet, daß wenn er mehreren das Geheimniß anvertraut, dasselbe herauskommen möchte. In meiner Abwesenheit müßte ein anderer Geistlicher unseres Klosters Ihre Bedienung übernehmen. Davor scheuet sich aber der Prior. Ein Priester würde einen Kerkerdienst nicht übernehmen wollen, und außer mir ist kein Layenbruder mehr da. Aber seyen Sie wegen des Briefes außer Sorgen. Ich kenne hier einen äußerst treuen, und zur Ausführung solcher Geschäfte gewandten Menschen, der zugleich arm ist, und gern ein Stück Geld verdienet. Ich weiß, daß er Briefe richtig überliefert hat, deren Inhalt von höchster Wichtigkeit, und wo die Ueberbringung mit der höchsten Gefahr, ertappt zu werden, verbunden war. Ich habe ihn selbst in ähnlichen Geschäften schon gebraucht. Aber ich habe kein Geld, war meine Antwort, und mit bloßen Versprechungen wird er sich nicht abspeisen lassen. Ich habe zwar nur 6 Livr. in meinem ganzen Vermögen, sagte F. Bonifaz. Mit dieser Summe ist er ganz gewiß schon zufrieden. Aber ich habe in meiner Zelle ein kostbares Gemählde, das mir eben Ihr Herr Bruder zum Geschenk gemacht hat. Ein Liebhaber hier hat mir schon 6 Louisd'or dafür geboten. Ich will es ihm nun verkaufen, und dem Botten, den ich nach Hatten-

fels, 12 Stunden von hier entfernt, schicken will, sogleich 4 Louisd'or geben, und ihm noch zwey versprechen, wenn er bey seiner Zurückkunft beweisen kann, daß er den Brief sicher überliefert hat. Ueber diese Großmuth höchst erfreut, bat ich ihn, sogleich heute noch zu schreiben (es war vor vier Tagen, als er mir diese Anerbietung machte). Ich versprach ihm, wenn ich gerettet würde, nicht bloß ewigen Herzensdank, sondern auch eine reelle Vergeltung, die ihm gewiß angenehm seyn würde. Gott weiß, rief der edle Mönch aus, daß mir keine größere Belohnung zu Theil werden kann, als wenn Sie gerettet werden. Und es ist nichts gewisser, als Ihre Rettung.

F. Bonifaz führte sogleich sein Versprechen aus. Der Bote kam nach zwey Tagen wieder zurück mit einem Schreiben des Amtmannes meines Bruders, worin derselbe nicht nur bezeugte, daß der Bote den Brief richtig überliefert hätte, sondern auch, daß sein Herr wirklich schon auf der Rückreise von Paris begriffen wäre. Wer war nun froher, als ich und mein guter F. Bonifaz? Beyde glaubten wir, daß nichts gewisser sey, als meine baldige Rettung. Ich war schon selig in dieser zuversichtlichen Hoffnung. Heute, und so eben vor einer Stunde, als mir F. Bonifaz mein Essen brachte (er brachte mir seit der Zeit, als er meine Unschuld erkannte, immer nebst Brod auch Fleisch und Wein; denn er hatte zugleich die Küche und den Keller zu besorgen) sagte er mir mit Schrecken, daß ich nun unwiederbringlich verlohren wäre. So eben

hätte er zu dem Prior gehen wollen, und als er an die Thüre seines Zimmes gekommen, hätte er gehört, daß derselbe mit dem P. Senior des Klosters von mir gesprochen. Er hätte nun zu seinem größten Schrecken Folgendes vernommen: 1) daß morgen frühe gegen 4 Uhr der Prior nach Spanien verreisen, mich mit nehmen, und daselbst dem Ketzergericht übergeben wollte. Nun ist, hätte der Prior gesagt, der Bösewicht zum Scheiterhaufen reif, da er sich durchaus nicht bekehren will. 2) Daß ihm der Nationalkonvent nicht nur einen Paß, sondern auch sicheres Geleit bis an die Gränzen bewilligt hätte. Es wären vier Cavalleristen zu seiner Begleitung bestimmt, die schon im Kloster angekommen wären. Der Prior hätte 3) den Gefangenen für seinen Bedienten bey dem Nationalkonvent ausgegeben: der Paß wäre daher für ihn, und für diesen vermeintlichen Bedienten ausgefertigt. Er hätte 4) schon mit den Reutern gesprochen, und jedem 600 Liv. zugesichert, wenn sie ihn sicher über die Gränzen bringen, und seinen Bedienten streng bewachen würden, weil er nicht recht Lust hätte diese Reise mit zu machen, und derselbe ihm doch zur Ausführung seiner Absichten unentbehrlich wäre. Sie hätten ihm beydes auf das nachdrücklichste versprochen. Mit Geld, sagte er, läßt sich auch bey den eifrigsten Patrioten alles ausrichten. Sobald er über die Gränze gekommen, fuhr er fort, wollte er schon einige handfeste Kerl für Geld gewinnen, die dem Aufklärer das Ausreißen un-

möglich machen sollten. Zur größeren Sicherheit wollte er diese Nacht den Kerker durch zwey vertraute Menschen bewachen lassen. Er hätte für den Gefangenen die nöthigen Kleider machen lassen, damit er ihn auf eine täuschende Art für seinen Bedienten ausgeben könnte. Endlich wollte er den F. Bonifaz zu sich kommen lassen, und ihm die Kerkerschlüssel abfordern. Als ich das vor der Thüre hörte, setzte F. Bonifaz hinzu, gieng ich sogleich in meine Zelle zurück, um keinen Verdacht zu erregen, daß ich diese Unterredung möchte belauscht haben. Ich war kaum in meiner Zelle angekommen, als der Prior mir schellte. Als ich zu ihm kam, sagte er mir, daß er für nöthig befunden hätte, heute diese Nacht den Kerker durch zwey Männer bewachen zu lassen. Diese hätten schon wirklich an der ersten Kerkerthür ihre Station eingenommen. Ich sollte ihnen daher gut zu essen und so viel zu trinken geben, als sie verlangten, ja sie mit einem reichlichen Weinvorrath für die ganze Nacht versehen. Ferner sollte ich ihm nach dem Komplet (die letzte Hora unmittelbar vor dem Schlafengehen) sogleich die Kerkerschlüssel überliefern. Endlich sollte ich morgen frühe um 3 Uhr für 8 Personen Schokolade machen, und zu ihm kommen, um weitere Befehle einzuholen. — Das ist die Schreckenpost, fuhr F. Bonifaz fort, die ich Ihnen sogleich bringen wollte, damit Sie Ihre Maaßregeln darnach nehmen können.

Ich sank bey dieser Nachricht beynahe in Ohnmacht. Gott! dachte ich: muß gerade dieses Unglück noch über

mich kommen zur Zeit, da ich täglich meine Rettung erwartete? Was ist nun zu thun, fragte ich betäubt den F. Bonifaz. Ich weiß nicht, sagte er. Es ist mir, als wenn ich allen Verstand verlohren hätte. Wären nicht schon die Wächter an der Kerkerthüre, so würde ich es wagen, Sie aus dem Kerker zu führen. Wären diese Menschen nicht durch Geld zu gewinnen? fragte ich. Der Versuch ist zu gefährlich, sagte er. Ich kenne diese Menschen, und weiß, daß sie, durch ein falsches Gewissen verführt, mit Leib und Seele den Mönchen anhängen. Hätte doch nur der Prior die Kerkerschlüssel nicht abgefodert! Ich würde diesen Menschen gewiß einen Wein vorsetzen, durch den sie das Bewußtseyn versaufen sollten. Ach! daß Ihr Herr Bruder noch nicht zu Hartenfels angekommen ist. Ich bin gewiß, daß er in demselben Moment, als er meinen Brief lesen wird, mit seinen treuen Bauern aufbrechen, und unser Kloster bestürmen wird. Nun kommt er in jedem Falle zu spät. Denn Morgen frühe um 4 Uhr ist die Abreise bestimmt. — Es war eben 5 Uhr Abends, als mir F. Bonifaz, diese schreckliche Nachricht brachte. Da ich nun schlechthin keinen Weg zu meiner Rettung vor mir sah, so bat ich ihn, mir die letzte Gefälligkeit zu erweisen, die darin bestünde, daß er mir Dinte, Feder und etwas Papier bringen möchte, weil ich die kurze Zeit noch benützen wollte, um in einem Briefe von dem Freunde und Wohlthäter, dem ich am meisten zu verdanken hätte, auf immer Abschied zu nehmen. Herzlich gerne, sagte er. Nur müssen Sie

machen, daß der Brief wenigstens präcis um 8 Uhr fertig ist. Denn um diese Zeit ist das Komplet zu Ende, wo ich die Kerkerschlüssel dem Prior überliefern muß. Ich versprachs. Er gieng sogleich fort, und brachte mir einen kleinen Schreibezeug, den man zuschrauben, und in die Tasche stecken kann, sammt Papier und Feder. Ich benützte sogleich diese mir heilige Zeit, um Ihnen, unvergeßlicher Lehrer, Wohlthäter und Freund diesen kurzen Umriß der Schicksale, die ich im Kerker hier erlebt habe, zu entwerfen, und durch den F. Bonifaz, seinem Versprechen gemäß, Ihnen zusenden zu lassen. Preisgegeben satanischen Menschen, bin ich nun auf immer verlohren, und von der besseren Welt getrennt — ach! getrennt von meiner theuern Adelheid, getrennt von Ihnen, getrennt von meinem edlen Bruder, getrennt von meiner unglücklichen Schwester, die wahrscheinlich ebenfalls in einem dumpfen Kerker schmachtet. O möcht' ich euch wenigstens wieder finden, ihr Guten, in einem besseren Leben, wo alle gute Menschen zusammen kommen; wo keine Pfaffen mehr sind! Ich gehe dem Scheiterhaufen entgegen — ich. Freund! wie empörend ist für mich dieser Gedanke! Priesterhände sind es, die mich dahin bringen, glühend von Begierde, sich mit meinem Blute zu besudeln. Priesterhände! Priesterherzen! O Fluch über euch, ewiger Fluch von der ganzen Menschheit! Ja er wird euch treffen, wenigstens zum Theil treffen. O wie wollte ich die Flammen, die mich verzehren sollen, segnen, und sie umarmen, wenn ich noch auf dem Scheiterhaufen erfah-

ren könnte, daß ich das letzte Opfer wäre, das durch die geweihte Tygerhand des Mönchs- und Pfaffenthums fiele! Aber ach! wie viele werden noch fallen, bis die Vernunft einen allgemeinen und vollkommenen Sieg erhält! Diese Unmenschen werden, von einem Lande verjagt, in ein anderes ziehen, und da ihre gewohnten Greuelscenen wieder erneuern, bis sie auch von hier verbannt, wieder eine dumme Nation finden, die sich durch die Heucheley derselben täuschen, und in Staub treten läßt. Doch es ist schon Trost für mich, daß wenigstens unter einigen Nationen die Menschheit erwacht, und die Fesseln mit edlem Unwillen zerbricht, womit das Mönchs- und Pfaffenthum seit Jahrtausenden alles Gefühl von Menschenwürde zu vertilgen strebte. Ich gehe mit dem Bewußtseyn dem schrecklichsten Tode entgegen, daß ich recht und edel gehandelt habe; und noch in den Flammen wird mich dasselbe beseligen. Und sollte mir von den Pfaffen nicht bloß Befreyung von dem Tode, sondern auch noch das glänzendste Erdenglück, auf Kosten meines Gewissens angeboten werden, und zwar im Anblicke der lodernden Flamme, die mich verschlingen soll, so will ich doch dasselbe verachten, und lieber mit reinem Gewissen selbst in die Flammen springen. Das ist mein unveränderlicher Entschluß.

Doch ich muß schließen. So eben kommt mein guter F. Bonifaz. O könnte ich doch in die letzten Worte, die ich durch dieses Schreiben so eben auf immer zu Ihnen spreche, die unendliche Fülle der Dankbarkeit, der Liebe, Freundschaft und Verehrung, wo-

von ich gegen Sie ganz durchdrungen bin, koncentrie ren! Nehmen Sie nun das letzte Lebewohl von dem jungen Manne, den Sie, wie ihr Kind liebten, und der nun von Blutdürstigen Pfaffen zum Scheiterhaufen geführt wird; von dem Manne, der sich immer bestrebte, sich Ihrer Freundschaft würdig zu beweisen, und der noch auf dem Blutgerüste diese Würde behaupten wird; dem man zwar das Leben, aber nicht das, woran alle Menschenwürde hängt, absolute Achtung und Verehrung des Göttlichen, Wahren und Guten rauben kann; nicht die Gesinnung, mit der ich bin ewig — der Ihrige.

Fünf und zwanzigster Brief.

(An Herrn Weiſe.)

Ich bin gerettet, Freund! gerettet gerade noch zur Zeit, da der blutdürſtige Aberglaube nach mir griff, und mich nach Spanien abzuführen im Begriff ſtund, um mich daſelbſt dem Scheiterhaufen zu übergeben; gerettet auf eine Art, die alle Wünſche, die ich je hegte, weit überſteigt. Geſtern ſchrieb ich vor dem Schlafengehen einen Brief, der, wie ich glaubte, der letzte an Sie ſeyn würde, und worin ich Ihnen berichtete, daß ich, zum Scheiterhaufen beſtimmt, heute frühe gegen vier Uhr nach Spanien ſollte transportirt werden. Heute ſchreibe ich Ihnen, daß in acht Tagen das Trauungsfeſt, das meiner geliebten Adelheid und mir gilt, wird gefeyert werden. Geſtern lud ich Sie ein, einen Blick in das Reich der Todten zu thun, um mich auch da noch zu finden. Heute lade ich Sie ein, nach Hartenfels zu kommen, um dem längſt gewünſchten Trauungsfeſt Ihrer Kinder beyzuwohnen. Wie ſehr wünſche ich, daß der Brief, den ich heute an Sie ſchreibe, dem, den ich geſtern ſchrieb, und der durch den guten F. Bonifaz ſogleich vermittelſt eines Expreſſen zu Fuße fortgeſchickt wurde, zuvorkommen möchte, daß Sie durch denſelben

nicht in den äußersten Schrecken versetzt werden, der sich ganz gewiß bey der Nachricht, des unglücklichsten Looses, das mir die Mönche zugedacht haben, Ihres menschenfreundlichen Herzens bemächtigen wird. Um nur einigermaßen Ihre Neugierde in Rücksicht auf die glücklichste Metamorphose, die mit mir mit Einem Schlage vorgieng, durch diesen Brief, der Ihnen durch einen Expressen zu Pferde — einen Bedienten meines Bruders — zugeschickt werden soll, zu befriedigen, so will ich Ihnen nur einige Hauptumstände berichten. Das übrige sollen Sie mündlich, wenn Sie auf das Trauungsfest zu uns kommen, erfahren. Es war von den Mönchen bestimmt, daß ich heute frühe um vier Uhr nach Spanien transportirt werden sollte. Mit Schrecken erwartete ich diesen entscheidenden Moment, mit welchem alle Hoffnung zur Rettung verschwinden sollte. Schon gegen halb vier Uhr hörte ich die ersten Thüren des Kerkers sich öffnen (es führen nämlich vier Thüren zu dem scheußlichen Kerker, worin ich schmachtete). Nun bist du auf immer verlohren, dachte ich. Ich hörte die Fußtritte mehrerer Menschen; ich glaubte, es sey der Prior mit den Wächtern. Endlich eröffnete sich auch die letzte Thüre; ein Schauer schüttelte mich am ganzen Leibe; es war mir, als wenn der Tod in lebendiger Gestalt in den Kerker einträte. Und sieh! es stand mein Bruder, meine Schwester, meine Adelheid, der P. Sincerus, und der F. Bonifaz vor mir. Ich konnte anfangs an die Realität dieser höchst überraschenden Erscheinung nicht glauben. Es war mir

alles, wie ein Traum. Aber sie waren die Schutzengel meiner Freyheit, meines Lebens, meines höchsten Glückes. Ich freue mich unendlich, geliebter Bruder, daß ich dich endlich gefunden, und deine Fesseln auf immer lösen kann, redete mich mein Bruder an, und fiel mir um den Hals. Adelheid und meine Schwester fielen ebenfalls in meine, noch gefesselten Arme, sprachlos, und hingerissen von dem Hochgefühl der höchsten Begeisterung. Auch ich konnte kein Wort sprechen. Mein Bruder wollte mir nun durch den Schlüssel, den er dem Prior abgenommen hatte, die Fesseln aufschließen. Aber, sagte Adelheid zu ihm, gönnen Sie mir dieses göttliche Vergnügen; durch meine Hand soll Hermann frey werden. Als das geschehen war, wurde ich von dieser himmlischen Botschaft in das Refektorium der Mönche geführt. Hier erzählte mir denn mein Bruder, daß er bey seiner Rückreise seinen Weg über das Kloster zur schmerzhaften Mutter genommen, mit dem P. Sincerus, mit zwey Bedienten, und seinem Jäger in das Kloster gedrungen, und sogleich dem Beichtvater, der noch der P. Lacryma Christi wäre, einen Besuch gemacht hätte. Er hätte denselben auf folgende Art angeredet: verruchter Pfaff, ich weiß gewiß, daß meine Schwester noch hier im Klosterkerker schmachtet. Diesen Augenblick gesteh' mirs, und führe mich zu meiner Schwester, oder du bist verlohren. Nach diesen letzten Worten hätte er den Degen gezogen, und ihm an die Brust gesetzt. Der Pfaff eingeschreckt, hätte gesagt: Ihre Schwester ist zwar noch

im Kerker; aber ich habe den Schlüssel nicht dazu. Die Frau Abtissin hat denselben. Ich will Ihnen sogleich die Mündur öffnen, und sie zur Frau Abtissin führen. — Diese sey aber in Ohnmacht gesunken, als sie sich durch einen solchen Besuch überrascht sah. Als sie wieder zu sich gekommen, hätte sie sich gar nicht geweigert, den Kerkerschlüssel herauszugeben. Nun führte uns, sagte mein Bruder ferner, der P. Lacryma Christi in den Kerker. Und wie wurde ich überrascht, da ich mehr fand, als ich suchte — nicht nur unsere geliebte Schwester, sondern auch — deine geliebte Adelheid. Ich löste ihnen die Fesseln, und fuhr mit dieser köstlichen Beute, die ich je machen konnte, nach unserm Gute Hartenfels. Hier fand ich den Brief des guten P. Bonifaz. Sogleich setzten wir uns wieder in den Wagen, um nach diesem Pfaffennest zu reisen. Als ich hier ankam, wollten mich die französischen Reuter, die hier liegen, nicht einlassen. Ich zeigte ihnen aber den Befehl des Nationalkonvents, den ich mir auswirkte, vor, daß mich das französische Militär bey der Aufsuchung meiner Schwester, und meines Bruders nicht nur nicht hindern, sondern vielmehr unterstützen sollte. Hierauf ließen sie mich sogleich ins Kloster, und versprachen mir sogar, mich überall, wo ich hin wollte, zu begleiten. Nur möchte ich ihnen die vom Prior des Klosters ihnen zugesicherte Summe gewähren. Ich versprach ihnen nicht nur das, sondern noch mehr. Nun Bruder, fuhr er fort: liebst du noch Adelheid? Ich beantwortete diese

Frage durch die zärtlichſte Umarmung derſelben. Gut, ſagte mein Bruder, ſo höre meine Geſinnungen. Der Vater hat mir alle Güter lebenslänglich abgetretten. Es wäre höchſt ungerecht, wenn ich mich als den einzigen Erben derſelben anſehen wollte. Da es eben drey Rittergüter ſind, ſo ſollen dieſelbe unter uns auf gleiche Art vertheilt werden. Du und die Schweſter mögt euch ein Gut wählen, was ihr für eines wollet; ich bin zufrieden mit dem dritten, das ihr mir übrig laſſet. Wir wollen dann gemeinſchaftlich dem Vater jährlich 10000 Liv. bezahlen. Deine Schweſter hat ſo eben auf dem Wege ihre Hand dem P. Sinzerus zugeſichert. Da du nun noch dieſelbe Liebe gegen Adelheid hegeſt, ſo wünſche ich, daß heut über acht Tage die Trauung von beyden Paaren zu Hartenfels vollzogen werde. Die Liebenden fielen ſich einander um den Hals, zum Zeichen ihrer höchſten Zufriedenheit. Als dieſes geſchehen war, beſtellte mein Bruder noch einen Wagen für mich und den guten F. Bonifaz, den wir ſogleich in unſere Dienſte aufnahmen, mit der Verſicherung, ihn möglichſt glücklich zu machen. Ich bat nur noch meinen Bruder, mir ſo viel Zeit zu geſtatten, daß ich an Sie ſchreiben, und die traurige Nachricht des geſtrigen Briefes widerrufen könnte. Ich ſchrieb dieſen Brief im Refektorio an der Stelle, wo gewöhnlich der Prior ſitzt. Freund! eine entzückendere Scene, als die iſt, die heute im Kerker und in dem Mönchsrefektorium vorfiel, kann ſich nicht im Himmel ereignen. Ich bin in der That von der

Hölle in ein Paradies, deſſen Seligkeit noch keinem Menſchen in einem ſo hohen Grade und vollem Maaß zu Theil geworden iſt, als mir, verſetzt. Kommen Sie, Freund, um an unſerm Himmel Theil zu nehmen. Wir alle erwarten Sie mit offenen Armen. So eben ſchreibt auch Adelheid an ihren guten Vater, der die Trauung der beyden glücklichſten Paare, die je waren, vollziehen wird. Kommen Sie alſo, und ſetzen Sie mich in den Stand, Ihnen vorzüglich bey dieſer Gelegenheit zu zeigen, daß ich auch im Kerker nicht vergeſſen habe, was ich Ihnen, als meinem Lehrer, Wohlthäter und Freund ſchuldig bin. Wie entzückt ſchließe ich nun dieſen Brief im Paradies der Liebe, mit der Verſicherung, die ich Ihnen geſtern noch in der Pfaffenhölle gab — daß ich ewig bin der Ihrige.

Ende.